

Illustrierte geschichte des europäischen krieges, 1914 ...

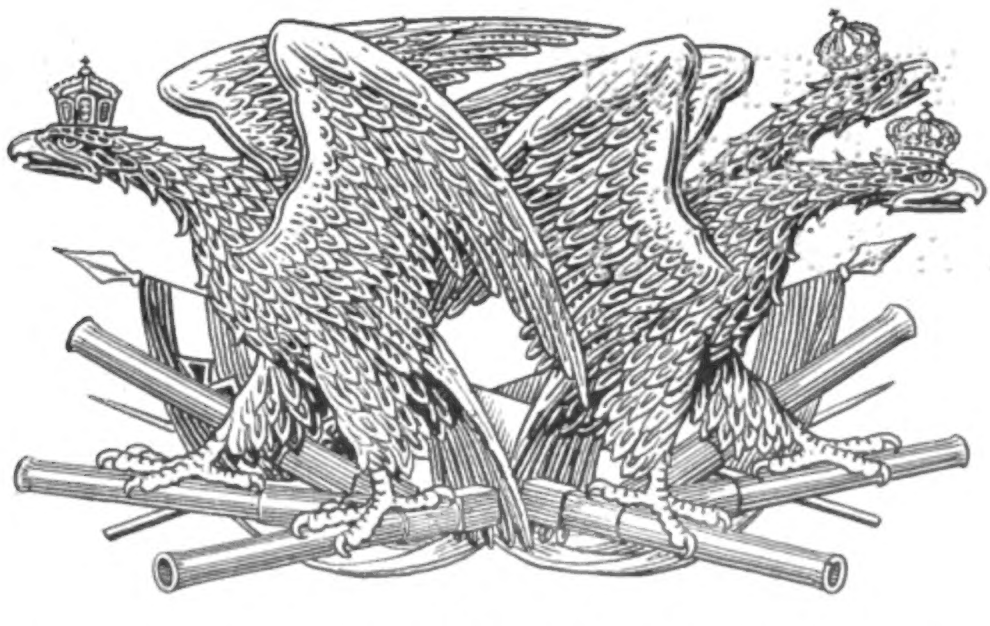
Karl Aspern

Habbels Kriegschronik.

Illustrierte Geschichte des europäischen Krieges 1914

von Karl Aspern

Erster Band.



Druck & Verlag von J. Habbel in Regensburg.

Vorwort.

Ein blutiges Völkerringen hebt an. Fast ganz Europa steht unter den Fahnen. Eine tragische Jahrhundertfeier des Wiener Kongresses, der auf Grund der hl. Allianz von Österreich und Rußland und Preußen den Frieden auf Erden verkündete. Aber unaufhaltsam rollt das Rad der Weltgeschichte. Der Chronist folgt den Spuren dieses Laufes und zeichnet ihre Kurven getreulich auf.

So will die soeben erscheinende illustrierte Geschichte des Krieges 1914 wahrheitsgemäß und anschaulich Entstehung und Verlauf desselben schildern. Der Verfasser, durch langjährige Aufenthalte an den verschiedensten Grenzen des deutschen Sprachgebiets mit den politischen Verhältnissen der Nachbarvölker, ihrer Eigenart, ihrem Denken und Fühlen wohlvertraut, verspricht eine umfassende, die Berichte der großen Tagespresse kritisch überprüfende Darstellung zu liefern.

1. August 1914.

Karl Aspern.

Inhaltsverzeichnis.

I. Band.

— Chronik. —

Juni.

28. Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Gemahlin Sophie Herzogin von Hohenberg in Sarajewo. Die Mörder sind Serben. Vorgefundene Bomben stammen aus dem königlich serbischen Militär-Arsenal in Kragujewatsch.

Juli.

1. Kundgebungen vor der serbischen Gesandtschaft in Wien: „Krieg gegen Serbien!" Es wird eine serb. Trikolore verbrannt. Verhängung des Standrechts über ganz Bosnien und Herzegowina. Die serbenfeindlichen Demonstrationen hier, sowie in Kroatien und Slawonien drohen zu einem Bürgerkrieg zu führen. Der österr.-ungar. Minister des Äußern Graf Berchtold stellt fest, daß alle Spuren der gegen den ermordeten Thronfolger und die Monarchie gerichteten Verschwörung nach Serbien führen. Die serbische Regierung läßt formell ihr Bedauern über die blutigen Ereignisse in Sarajewo ausdrücken.
2. Beim Eintreffen des Leichenzuges in Wien erneuern sich die serbenfeindlichen Kundgebungen. Mitteilung der Wiener „Reichspost" über die bevorstehende Vereinigung Serbiens mit Montenegro.
3. Leichenfeier in Wien. Das norwegische Parlament bewilligt einen außerordentlichen Kredit zur Befestigung des Christianiafjords.
4. Beisetzung in der Familiengruft zu Artstetten in Niederösterreich. Der Reichskanzler empfängt den österr.-ungar. Botschafter.
6. Abreise des deutschen Kaisers nach Kiel, Antritt seiner üblichen Nordlandsreise. König Albert von Belgien trifft in Bern ein.
7. Die französische Kammer bewilligt einen Kredit für die bevorstehende Reise des Präsidenten Poincaré nach Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark.
8. Das türkische Parlament beschließt die Aufnahme einer Anleihe von 800 Millionen.
9. Der elsässische Hochverräter Maler Waltz, genannt Hansi, entflieht nach Frankreich.
10. In Belfast (Irland) tritt die erste provisorische Ulsterregierung zusammen. Generalleutnant Cadorea wird zum italienischen Generalstabschef ernannt. Die Epiroten und Griechen dringen siegreich in Albanien vor. Der russische Gesandte in Belgrad, Hartwig, stirbt daselbst.
11. Prinz Heinrich von Holland trifft in Petersburg ein. Einberufung italienischer Reservisten.
12. Die aufständischen Albaner erobern Berat. Der albanische Kriegsminister demissioniert.
13. Der französische Senator Humbert, Berichterstatter der Heereskommission, bespricht freimütig die großen Mängel der Armee.
14. Der französische Senat bewilligt einen einmaligen außerordentlichen Kredit für Heer und Marine.
15. Erzherzog Friedrich von Österreich wird zum Generalinspektor der Armee ernannt, Marinekommandant Haus zum Generalinspektor der Marine.
16. Das türkische Parlament verhandelt über die Bewilligung außerordentlicher Rüstungskredite. Präsident Poincaré tritt seine Reise an.
19. Die türkische Regierung kündigt die Wiedereinführung der allgemeinen Wehr-

pflicht und Herabsetzung der Dienstzeit auf zwei Jahre an.
20. Die englische Arbeiterpartei protestiert gegen die schwächliche Haltung der Regierung in der Homerulefrage. Präsident Poincaré trifft in Kronstadt (Rußland) ein.
21. Die wegen der drohenden europäischen Kriegslage von der englischen Regierung einberufene Homerulekonferenz zur Beilegung der irischen Streitfragen verläuft ergebnislos.
22. Die probeweise mobilisierte englische Kriegsflotte erhält den Befehl, den verstärkten Bemannungsstand beizubehalten. Verbrüderungsmahl zwischen Präsident Poincaré und Zar Nikolaus an Bord des Linienschiffes „France". Die aufständischen Albaner fordern die Absetzung des Fürsten Wilhelm und drohen die Zerstörung Durazzos an. Bulgarien und Rumänien treffen ein Grenzübereinkommen. Das türkische Parlament bewilligt einen außerordentlichen Kredit für die Bedürfnisse des Heeres und der Flotte.
23. Der österreich-ungarische Gesandte in Belgrad Giesl überreicht der serbischen Regierung das Ultimatum.
25. Die serbische Regierung gibt Österreich-Ungarn eine unbefriedigende Antwort. Gesandter Giesl verläßt Belgrad. Die österreich-ungarische Regierung lehnt eine Einmischung Rußlands von vornherein ab. Neutralitätserklärung Bulgariens, Rumäniens und Griechenlands. Kaiser Wilhelm bricht seine Nordlandsreise ab. Präsident Poincaré reist über Stockholm sofort nach Frankreich zurück.
26. Allgemeine Mobilmachung in Montenegro wegen Abbruchs der diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Serbien.
27. Kaiser Wilhelm trifft wieder in Potsdam ein. Staatssekretär Grey teilt dem englischen Unterhaus mit, daß er den Zusammentritt einer allgemeinen Botschafterkonferenz in London angeregt habe.
28. Der Reichskanzler empfängt den englischen Botschafter Goschen. Die holländischen Offiziere in Albanien nehmen ihren Abschied. Die Frau des früheren Finanzministers Caillaux, die den Direktor des „Figaro" ermordet hat, wird in Paris — freigesprochen. Österreich-Ungarn erklärt an Serbien den Krieg.
29. Offizielle teilweise Mobilmachung Rußlands in Süd und Südwest. Kriegsmanifest des Kaisers von Österreich an seine Völker.
30. Beim Reichskanzler findet ein preußischer Ministerrat statt. Neutralitätserklärung der Niederlande. Allgemeine Mobilmachung der Schweiz zum Schutze der Landesverteidigung.
31. Große patriotische Kundgebung vor dem Stadtschloß in Berlin und im ganzen Deutschen Reich. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los." Das Deutsche Reich wird in Kriegszustand erklärt. Der Bundesrat erläßt ein Ausfuhrverbot für gewisse Lebensmittel. In Rußland erfolgt offiziell die allgemeine Mobilmachung, ebenso in Österreich-Ungarn. Der friedensfreundliche Sozialistenführer Jaurès wird in Paris ermordet. Dänemarks Neutralitätserklärung. Allgemeine Mobilmachung in Belgien.

August.

1. Neuerliche patriotische Kundgebungen in Berlin. Ansprache Kaiser Wilhelms („Wenn es zum Kriege kommen soll, hört jede Partei auf, wir sind nur noch deutsche Brüder"). Das Deutsche Reich erklärt Rußland den Krieg. Heer und Flotte werden mobilisiert. Allgemeine Mobilmachung in Frankreich. Russische Patrouillen greifen die deutsche Eisenbahnbrücke bei Eichenried an und überschreiten die Grenze bei Schwiddern, südwestlich von Biala. Frankreich wird über sein Verhalten in einem deutsch-russischen Kriege amtlich befragt.
2. Der kleine deutsche Kreuzer „Augsburg" bombardiert den russischen Kriegshafen von Libau. Französische Flieger werfen in der Umgebung von Nürnberg Bomben. Das Großherzogtum Luxemburg wird von deutschen Truppen besetzt. Neutralitätserklärung Schwedens und Norwegens. Belgien wird wegen seiner Haltung im Fall eines deutschen Durchmarsches befragt. Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich.
3. Die Deutschen besetzen Kalisch, Czenstochau und Alexandrowo. Neutralitätserklärung Italiens. Teilweise Mobilisierung der Türkei. Das Deutsche Reich erklärt an Frankreich den Krieg. Die Schweiz wählt Oberst Wille zu ihrem General.
4. Begrüßung des deutschen Reichstags durch den Kaiser. Der Reichstag beschließt eine

Kriegsanleihe von 5 Milliarden Mark. England erklärt an das Deutsche Reich den Krieg, ebenso Belgien. Kibarty wird von den Deutschen besetzt, ebenso Wielun. Deutsche Kriegsschiffe beschießen algerische Häfen.

5. Der König von Preußen erneuert das Eiserne Kreuz. Bei Soldau wird ein russischer Kavallerieangriff blutig abgewiesen. Die deutsche Provinz des Jesuitenordens stellt sich dem preuß. Kriegsministerium zur Verfügung. Neutralitätserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Österreich-Ungarn erklärt an Rußland den Krieg. Aufruf des deutschen Kaisers an Volk und Heer.

6. Briey, nordwestlich von Metz, wird von deutschen Truppen besetzt. Russische Kavallerie wird bei Schwiddern und Grodken zurückgeschlagen. Die deutschen Kreuzer „Goeben" und „Breslau" laufen heldenmütig und erfolgreich aus dem Hafen von Messina aus. Die deutsche Botschaft in Petersburg wird zerstört, Hofrat Kattner ermordet. Serbien erklärt an das Deutsche Reich den Krieg.

7. Die Festung Lüttich wird von den Deutschen im Sturm genommen. Offizielle Neutralitätserklärung der Schweiz. In Prag kommt es zu einer Verbrüderung zwischen Deutschen und Tschechen und patriotischen Demonstrationen. Über Ägypten wird der Kriegszustand verhängt. Österreichische Kavallerie besetzt Olkusch und Wolbrom in Russisch-Polen. Montenegro erklärt an Österreich-Ungarn den Krieg.

8. General Emmich, der Eroberer von Lüttich, erhält den ersten Orden „Pour le mérite". Der deutsche Bäderdampfer „Königin Luise" legt Minen vor der Themsemündung, wird von einer englischen Torpedobootflottille angegriffen und zum Untergang gebracht. Dabei läuft der englische Kreuzer „Amphion" auf eine deutsche Mine und geht zugrunde. Belgische Bürger eröffnen den Franktireurkampf wider deutsche Truppen. Österreichische Truppen dringen bis Miechow in Russisch-Polen und die Festung Trebinje in Montenegro vor. Polnische Jungschützen besetzen Miechow. Neutralitätserklärung Chinas.

9. Die deutsche Kolonie Togo in Afrika wird von den Engländern besetzt. Die deutsche Grenzschutzabteilung in Biala weist den Angriff einer russischen Kavalleriebrigade blutig zurück. Deutsche Landwehr zwingt die Russen zum Rückzug auf Jürborg. Die Österreicher kämpfen erfolgreich bei Nowossjelitza nächst Czernowitz. Rußland zerstört den finnischen Kriegshafen Hangö. Die polnischen Bistumsverweser von Gnesen und Posen erlassen einen Aufruf zum Kampf gegen Rußland. England stiehlt den Türken zwei im Bau befindliche Großlinienschiffe, sowie zwei für Chile im Bau begriffene und von der Türkei angekaufte Zerstörer. Der Zar wendet sich in einer Kriegsrede an die Vertreter des russischen Reiches.

10. In einem großen Gefecht bei Mülhausen wird das 7. Armeekorps und eine Division der Besatzung von Belfort von den Deutschen geschlagen. Zeppelin VI kehrt von einer erfolgreichen Kreuzfahrt aus Belgien zurück. Die über Romeiken auf Schleuben vorgerückten Russen erleiden eine Schlappe. Die österreich-ungarische Flotte bombardiert den montenegrinischen Hafen Antivari. Der schwedische Reichstag bewilligt einen außerordentlichen Kredit für Zwecke der Landesverteidigung. Über die ganze montenegrinische Küste wird die Blockade verhängt. Frankreich erklärt an Österreich-Ungarn den Krieg.

11. Eine Brigade des 15. Armeekorps wird von den Deutschen bei Lagarde in Lothringen geschlagen und flieht in der Richtung nach Luneville. (Viele Gefangene und große Beute, darunter die erste französische Fahne). Die österreich-ungarischen Truppen beginnen den Übergang über die Sau (Save). Montenegro erklärt an das Deutsche Reich den Krieg.

12. Dar-es-Salam in Deutsch-Ostafrika wird von den Engländern besetzt. Sturm auf Schabatz in Serbien. Österreich-Ungarn löscht die Leuchtfeuer an seiner Küste. Der Sultan erläßt eine Proklamation an sein Heer. Ernennung des bisherigen Weihbischofs Lipowski zum Erzbischof von Posen.

13. Der bisherige italienische Marineminister Millo nimmt seine Entlassung, an seine Stelle tritt Vizeadmiral Leone Viale. England erklärt an Österreich-Ungarn den Krieg und sperrt die überseeischen Kabel. An der englischen Küste werden Minen gelegt. Die Greueltaten der belgischen Bevölkerung nehmen immer gewalttätigere Formen an. Der österreich-ungarische Vizekonsul Hoffinger in Petersburg wird völkerrechtswidrig als Kriegsgefangener verhaftet. Belgien lehnt die zweite freundliche Aufforderung des

Deutschen Reiches schroff ab. Die österreich-ungarischen Truppen erobern die serbische Festung Schabatz.

14. Die deutsche Regierung läßt Franzosen und Belgier ernstlich warnen, den bisherigen heimtückischen Guerillakrieg in Städten und Dörfern weiterzuführen. England und Frankreich suchen Italien durch Versprechungen und Drohungen auf ihre Seite zu ziehen. Bulgarien untersagt die Ausfuhr gewisser Lebensmittel. Das Verbot ist hauptsächlich gegen Serbien gerichtet.

15. Die italienische Regierung erklärt, daß alle Gerüchte über eine wenig freundliche Haltung den Dreibundsgenossen gegenüber falsch seien. Teilweises Aufgebot des deutschen Landsturms. Die Russen stecken Marggrabowa in Brand. Österreich-ungarische Truppen besetzten nach einer siegreichen Schlacht die serbischen Stellungen in Loschnitza und Lesnitscha. Der Hilfsgeistliche der russischen Botschaft in Wien wird wegen Spionage verhaftet. Bischof Hittmair von Linz begibt sich als freiwilliger Krankenpfleger ins Feld.

16. Der Deutsche Reichsanzeiger veröffentlicht einen kaiserlichen Gnadenerlaß für Fremdenlegionäre. Die österreich-ungarische Bank teilt die Ausgabe von Ein-Kronen-Noten mit. Der deutsche Kaiser geht zur Front ab und ermächtigt den Reichskanzler als Stellvertreter zu fungieren. Über Bulgarien wird der Belagerungszustand verhängt. Seegefecht in der Adria. Die österreich-ungarischen Schiffe „Zenta" und „Ulan" werden von einer französischen Flotte zum Sinken gebracht. Der englische Torpedojäger „Bullfinch" stößt mit einem holländischen Dampfer in der Nordsee zusammen und findet seinen Untergang.

17. Die Türkei kauft die deutschen Kriegsschiffe „Goeben" und „Breslau" zur Sicherung der Dardanellen an. Die Serben erleiden an der Drina eine große Niederlage und werden bis Waljewo zurückgeworfen. Die Deutschen machen in dem Gefecht bei Stallupönen 3000 russische Gefangene.

18. Die russische Kreisstadt Mlawa wird von Deutschen besetzt.

19. Japan fordert in einem Ultimatum vom Deutschen Reich die sofortige Herausgabe Kiautschaus. Die Serben ziehen sich in wilder Flucht südlich von Schabatz zurück. Bayerische und badische Truppen weisen die französische 55. Infanteriebrigade bei Weiler blutig ab. Die französische 5. Kavalleriedivision wird unter schweren Verlusten bei Perwey, nördlich von Namur, zurückgeworfen. Die deutschen Kreuzer „Stralsund" und „Straßburg" unternehmen einen erfolgreichen Vorstoß nach der englischen Nordsee. Bei Andernach wird eine französische Brieftaube abgefangen. Der belgische Kommandant von Lüttich, General Léman, trifft als Kriegsgefangener in Köln ein. In den türkischen Moscheen werden Gebete für den Sieg der deutsch-österreichischen Verbündeten verrichtet.

20. Tod des Hl. Vaters Pius X. und des Jesuitengenerals P. Wernz. Russische Niederlage bei Gumbinnen (8000 Gefangene). Deutsche Truppen schlagen sich erfolgreich bei Thienen in Belgien. Die österreich-ungarischen Soldaten ziehen in der serbischen Stadt Obrenowatsch ein. Ebenso wird das Gebiet zwischen Nowosjelitza, Balmutovka und Rahawenzy in Bessarabien besetzt. Teile der österreich-ungarischen Armee in Serbien werden auf den russischen Kriegsschauplatz abkommandiert. Die Offensive erleidet daher einen Aufschub. Der Rückzug der Serben macht halt. Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Marokko auf der einen, dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn auf der andern Seite. Der Dichter Maeterlink tritt unter Schmähungen wider Deutschland als Freiwilliger ins belgische Heer.

21. Großer deutscher Sieg in Lothringen unter Führung des Kronprinzen Rupprecht von Bayern (10 000 Gefangene und 150 erbeutete Geschütze). Das belgische Hauptquartier folgt der königlichen Familie nach Antwerpen. Die Deutschen besetzen Brüssel. Die deutsche Flotte in Ostasien entwickelt eine lebhafte Tätigkeit. Großes Gefecht bei Krasnik endet für die Österreicher siegreich.

22. Starke russische Kräfte gehen gegen die Linie Gumbinnen-Angerburg vor. Insterburg ist in russischen Händen. Ein großer Teil der Provinz Ostpreußen wird von den Deutschen geräumt. Dagegen werfen die Österreicher den Feind vor Lemberg zurück. Der russische General Wannowski, zum Gouverneur von Ostgalizien ausersehen, wird verwundet und gefangen. Die in Serbien zurückgebliebenen österreich-ungarischen Truppen behaupten sich erfolgreich gegen eine an Zahl überlegene Macht.

23. Sieg des preußischen Kronprinzen bei Longwy. Die Bayern besetzen Luneville. Herzog Albrecht von Württemberg dringt über die Semois vor. Eine englische Kavalleriebrigade wird westlich der Maas bei Maubeuge geschlagen. Das Deutsche Reich erklärt Japan, es sei nicht in der Lage, auf dessen Ultimatum eine Antwort zu geben. Der deutsche Botschafter in Tokio wird abberufen. Die japan. Diplomaten verlassen Berlin. Die österreich-ungarischen Truppen setzen nach dem ersten Siegestag bei Krasnik den Marsch auf Lublin fort (6000 Gefangene). Österreich-Ungarn zieht seine in Serbien befindlichen Truppen freiwillig ans nördliche Saveufer zurück. Das reichsdeutsche Skutari-Detachement kämpft bei Wischegrad gemeinsam mit den österreich-ungar. Truppen. Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen, Bruder des Herzogs Bernhard III., wird, 52 Jahre alt, vor Namür durch einen Granatschuß getötet, nachdem sein 18jähriger Sohn Ernst am 18. bei Maubeuge gefallen ist.

24. Das österreich-ungarische Kriegsschiff „Kaiserin Elisabeth" in Tsingtau erhält den Befehl, auf Seite der reichsdeutschen Bundesgenossen gegen Japan mitzukämpfen.

25. Jenseits von Krasnik spielen sich die letzten erfolgreichen Gefechte der Österreicher ab. Die Russen ziehen sich daselbst überall zurück. Beginn der Operationen in Ostpreußen durch General Hindenburg. Französische Soldaten dringen in ein deutsches Feldlazarett bei Metz ein und stechen den Stabsarzt sowie Sanitätsleute nieder. Das Lazarett selbst geht in Flammen auf. Der österreich-ungarische Botschafter in Tokio wird abberufen. Die französische Festung Longwy fällt. Die Stadt Namür und fünf Forts werden von den Deutschen mit stürmender Hand genommen.

26. Der kleine deutsche Kreuzer Magdeburg gerät bei einem Vorstoß im Finnischen Meerbusen auf Grund und wird, um nicht überlegenen russischen Streitkräften in die Hände zu fallen, in die Luft gesprengt. Von Cambrai bis zum südlichen Wasgenwald erscheinen die Franzosen überall geschlagen. Zwischen Weichsel und Dnjester entwickelt sich in einer Front von etwa 400 Kilometer eine Riesenschlacht zwischen Österreichern und Russen. Die letzten vier Forts von Namür melden die Übergabe. Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza wird mit der Führung des kroatischen Ministeriums beauftragt. Der französische Ministerpräsident Viviani überreicht das Entlassungsgesuch des Gesamtkabinetts. Viviani wird mit einer Neubildung desselben beauftragt. König Ludwig von Bayern begibt sich ins deutsche Hauptquartier.

27. Die Österreicher unter General Dankl beginnen bei Niedrzewitscha eine große Schlacht und drängen in den folgenden Tagen den Feind gegen Lublin zurück. Die englische Armee, unterstützt von französischen Hilfstruppen, wird nördlich von St. Quentin vollständig geschlagen und befindet sich in vollem Rückzug (mehrere tausend Gefangene und acht Geschütze fallen den Deutschen in die Hände). Südöstlich von Mézières überschreiten die Deutschen die Maas. Die Franzosen werden nach neuntägigen Gebirgskämpfen bis östlich Epinal zurückgetrieben. Kaiser Wilhelm leitet eine Hilfsaktion für das von den Russen heimgesuchte Ostpreußen ein. Der Bürgermeister von Brüssel teilt dem deutschen Kommandanten mit, daß die französische Regierung der belgischen die Unmöglichkeit eröffnet, sie irgendwie offensiv zu unterstützen, da sie selbst völlig in die Defensive gedrängt sei. Depeschenwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Joseph. Der Landtag von Anhalt-Köthen tritt zusammen, um sich mit den durch die Kriegslage notwendig gewordenen Gesetzen zu beschäftigen. Das neue französische Ministerium setzt sich folgendermaßen zusammen: Präsident Viviani (ohne Portefeuille), Justizminister Briand (Sozialdemokrat), Minister des Auswärtigen Delcassé, Minister des Innern Malvy, Kriegsminister Millerand (Sozialdemokrat), Marineminister Augagneur, Finanzminister Ribot, Unterrichtsminister Sarraut, Arbeitsminister Sembat (Sozialdemokrat), Handelsminister Thomson, Kolonialminister Doumergue, Landwirtschaftsminister David, Minister ohne Portefeuille Guesde (radikaler Sozialdemokrat). Zum Gouverneur von Paris wird an Stelle des Divisionsgenerals Michel General Gallieni ernannt.

28. Österreich-Ungarn erklärt an Belgien den Krieg. Wegen völkerrechtswidrigen Verhaltens ihrer Bevölkerung wird die belgische Universitätsstadt Löwen bombardiert und großenteils zerstört. Lille wird von den Franzosen geräumt. Es wird festgestellt, daß sowohl Franzosen wie Eng-

länder die völkerrechtlich verbotenen Dum-Dum-Geschosse verwenden. Seegefecht bei Helgoland: drei deutsche kleine Kreuzer und Torpedoboot V 187 gesunken. Tod des Erbprinzen Luitpold von Bayern. Prinz Ernst zu Lippe fällt im Kampf gegen Frankreich, 58 Jahre alt.

29. Deutsch-Samoa wird von England besetzt. Die Preußen unter Führung des Generals Hindenburg haben die vom Narew vorgehende russische Armee in dreitägiger Schlacht (25.—27. Aug.) bei den masurischen Seen geschlagen und verfolgen sie über die Grenze. Dabei werden 92 000 Gefangene gemacht und viele Geschütze erbeutet. General Hindenburg wird vom deutschen Kaiser zum Generalobersten ernannt und erhält das Eiserne Kreuz erster Klasse. Kaiser Franz Joseph verleiht ihm das Großkreuz des St.-Stephans-Ordens. Die neue französische Regierung erläßt einen patriotischen Aufruf. Präsident Wilson veröffentlicht eine Erklärung, worin die Neutralität der Vereinigten Staaten in dem Kriege zwischen Japan einerseits und dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn anderseits bekanntgegeben wird.

30. Manonviller, östlich von Luneville, das stärkste Sperrfort der Franzosen, ergibt sich nach heftiger Beschießung. Der Landtag von Sachsen-Meiningen wird auf den 7. September einberufen zur Beratung einer Vorlage über Maßregeln zur Bekämpfung des durch den Krieg veranlaßten Notstandes.

31. Die deutsche Regierung verfügt einen Erlaß betreffend die militärische Vorbildung der Jugend. Die Westarmee der Deutschen schlägt die Franzosen und Engländer bei Combles, St. Quentin, an der Aisne und an der Maas. Der völkerrechtswidrige Gebrauch von Dum-Dum-Geschossen durch Franzosen und Engländer wird einwandfrei festgestellt. Der Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“ wird von den Engländern unter Neutralitätsverletzung im Hafen der spanischen Kolonie Rio del Oro zum Sinken gebracht. Deutsche Flieger erscheinen über Paris. Die französische Regierung ruft den Assentjahrgang 1914 zu den Waffen. Die Königin von Belgien verläßt Antwerpen und begibt sich nach England. Die Feste Givet fällt den Deutschen in die Hände, ebenso die Festung Montmedy.

September.

1. Die Österreicher unter General Auffenberg siegen nach einem schweren mehrtägigen Kampf bei Zamocz und Kanarow in Polen (19 000 Gefangene und 200 Geschütze erbeutet). Zehn französische Armeekorps werden zwischen Reims und Verden geschlagen. Der deutsche Kaiser befindet sich bei der Armee des Kronprinzen. Die französische Flotte beschießt Punta d'Ostro bei Cattaro in Dalmatien. Für Belgien wird eine Zivilverwaltung eingerichtet. Generalfeldmarschall von der Goltz ist zum Generalgouverneur ernannt. Der preußische Kriegsminister hebt das Verbot betreffend Verbreitung sozialdemokratischer Schriften im Heere auf. St. Petersburg wird auf Befehl des Zaren in Petrograd umgetauft. Räumung Mechelns in Belgien. Fürst Wilhelm von Albanien verläßt sein Land, nachdem die Aufständischen in Durazzo eingezogen sind.

2. Siegreicher Kampf der Deutschen im Ardennenwald. In Lemberg werden zahlreiche ruthenische Hochverräter und Spione erschossen. Rußland richtet an Bulgarien die Anfrage, ob es im Falle eines russisch-türkischen Krieges wohlwollende Neutralität beobachten werde. Die reichsdeutschen und österreich-ungarischen Armeeleitungen erlassen einen Aufruf an die Polen. In Marokko macht sich eine franzosenfeindliche Bewegung bemerkbar. Die französische Regierung wird nach Bordeaux verlegt. Der Reichskanzler gibt im Auftrag des deutschen Kaisers eine Erklärung an die Vereinigten Staaten von Amerika ab. Die deutschen Katholiken richten an das in Rom versammelte Kardinalkollegium ein Memorandum über die Ursachen des Weltkrieges, in dem energisch der deutsche Standpunkt vertreten wird.

3. Vollständige Niederlage der Montenegriner bei Bileka. Der Metallschatz der Bank von Frankreich sowie die französischen Staatsarchive werden von Paris nach Bordeaux gebracht. Die wohlhabende Bevölkerung stürmt die Bahnhöfe, um die Hauptstadt zu verlassen. Die französischen Sperrfestungen Hirson, Condé, La Fère und Laon werden den Deutschen kampflos überlassen. Vor Paris erscheint deut-

sche Kavallerie. Das deutsche Westheer rückt bis zur Marne vor. Boulogne sur Mer wird von den Deutschen besetzt. Österreich-Ungarn erklärt die Neutralität Albaniens aufrechtzuerhalten. General Gallieni übernimmt die Verteidigung von Paris. Der Erzbischof von Bologna, Kardinal della Chiesa, wird zum Papst erwählt und nimmt den Namen Benedikt XV. an. Die Österreicher räumen Lemberg. General Wandel wird zum stellvertretenden preußischen Kriegsminister ernannt. Der Amtssitz des galizischen Landesausschusses wird nach Krzynitza bei Neu-Sandetz verlegt.

4. Die englischen Schiffe „Speedy" und „Lindsdell" stoßen auf eine Mine und sinken. Die Russen ziehen in Lemberg ein. Reims und Amiens befinden sich in deutschen Händen. Belgien wird postalisch dem deutschen Reichspostamt angeschlossen. Das deutsche Skutari-Detachement verläßt Wien, um ins Deutsche Reich zurückzukehren. Paris trifft die letzten Vorkehrungen zur Verteidigung.

5. Deutsch-ostafrikanische Schutztruppen fallen in Nordrhodesia ein und greifen die Niederlassung Abercron an. Die Führer der bürgerlichen Parteien im deutschen Reichstag beschließen, für sofortige Verstärkung der Flotte einzutreten. Das Deutsche Reich und Rußland treffen ein gegenseitiges Abkommen betreffend Erlaubnis zum Verlassen des Landes für die nicht wehrpflichtigen deutschen Untertanen in Rußland und die nicht wehrpflichtigen russischen Untertanen im Deutschen Reich. Notgedrungen räumen die Franzosen auch den Seinehafen Rouen. Über Gent erscheinen deutsche Flieger. England versucht unter abermaliger Verletzung des Völkerrechts die nordischen Mächte zur Einstellung der Lebensmittelzufuhr nach dem Deutschen Reich zu veranlassen. Ferner werden die beim Khedive beglaubigten reichsdeutschen und österreich-ungarischen Diplomaten aufgefordert, Ägypten binnen 24 Stunden zu verlassen.

6. England, Frankreich und Rußland verpflichten sich, keinen Einzelfrieden abzuschließen. Deutsche Truppen gehen nordwestlich von Brüssel zwischen Gent und Antwerpen vor. Die Belgier werden in einem Gefecht bei Cordegem geschlagen. Alle Verbindungen zwischen den beiden Städten sind unterbrochen. Durch die Besetzung von Dendermonde und Lokeren ist Antwerpen vom Südwesten her abgeschlossen. Dendermonde befindet sich in deutschem Besitz. Gegen die Befestigungen bei Nanzig wird in Anwesenheit des deutschen Kaisers der Angriff eingeleitet. Von Maubeuge sind zwei Forts erobert. Der japanische Minister des Äußern gibt bekannt, daß England anfangs August den Beistand Japans angerufen habe. Der englische Kreuzer „Warrior" findet seinen Untergang. Nachträglich wird die Beförderung des deutschen Kronprinzen zum Generalleutnant gemeldet. Russische Truppen werden in Archangelsk (Hafenstadt im nördlichsten Teil des europäischen Rußland) ausgeschifft.

7. Die serbische Timokdivision wird beim Überschreiten der Sau nächst Mitrowitza von österreich-ungarischen Truppen vernichtet (5000 Gefangene, darunter 63 Offiziere). Kapitulation der Festung Maubeuge (40 000 Gefangene, darunter 4 Generale, 400 erbeutete Geschütze). In einem Gefecht bei Radom in Russisch-Polen machen deutsche Landwehrtruppen über tausend Gefangene. In Rußland wird für die ganze Kriegszeit der Spirituosenverkauf verboten. Schlesische Landwehr schlägt in Russisch-Polen das russische Gardekorps sowie das dritte kaukasische Korps (1000 Gefangene). Wechsel der spanischen Botschaft in Paris. Verwundung des Prinzen Friedrich Karl von Hessen bei Villers le Sec. Auch dessen Sohn Friedrich Wilhelm ist verletzt. Der englische Kreuzer „Pathfinder" wird an der Ostküste Englands von einem deutschen Unterseeboot zum Sinken gebracht. In Longwy findet man große Mengen fabriksmäßig verpackter Dum-Dum-Geschosse.

8. Scharfer Protest Kaiser Wilhelms gegen die Kriegsgreuel der Feinde an den amerikanischen Präsidenten Wilson. Im Raume von Lemberg beginnt eine neue Schlacht, eröffnet von den Österreichern. Die östlich von Paris in der Verfolgung an und über die Marne vorgedrungenen Heeresteile werden aus Paris und zwischen Mont und Montmirail von überlegenen Kräften angegriffen. Der neuernannte Erzbischof von Gnesen und

Posen, Likowski, ein Pole, erhält die Bestätigung des Königs von Preußen. Der englische Regierungsdampfer „Gwendolen" beschießt Langenburg in Deutsch-Ostafrika und landet daselbst eine Abteilung. Antwerpen wird auf der Landseite völlig abgeschlossen. Eine aus etwa 1500 Mann bestehende Abteilung der bei Mitrowitza zersprengten Serben wird bei India teils gefangen genommen, teils getötet. Französische Artillerie landet in Antivari, um das Bombardement Cattaros durch die Montenegriner zu unterstützen. Japanische Flieger erscheinen über Tsingtau. Der englische Dampfer „Revigo", der auf eine Mine gerät, fällt einer Explosion zum Opfer. General Joffre erläßt einen Tagesbefehl, in dem er zu neuer Offensive auffordert. Die französische Kammer wird geschlossen.

9. In Krakau und Kielce werden die ersten polnischen Legionen vereidigt. Sächsische Truppen machen in den Kämpfen an der Marne mehrere tausend Gefangene und erbeuten über 50 Geschütze. Der schwedische Dampfer „Tua" wird in der Nordsee von einem englischen Kreuzer überrannt und zum Sinken gebracht. Serbische Truppen überschreiten die Sau und dringen gegen Ruma in Slawonien vor. Niederlage der Serben bei Grabowitsch und Nertkowitsch in Slawonien. Deutsche Truppen besetzen die englische Walfischbai in Afrika. An der Grenze Deutsch-Ostafrikas und Britisch-Njassalands finden Kämpfe statt. Der Hochverräter Wetterlé wird aus der elsaß-lothringischen Zentrumspartei ausgestoßen. Spanien erklärt wiederholt, strengste Neutralität wahren zu wollen. Der amerikanische Botschafter in Paris, Herrik, protestiert gegen die grausame und menschenunwürdige Behandlung der in französischer Kriegsgefangenschaft befindlichen Reichsdeutschen, Österreicher und Ungarn.

10. Der zweitägige Kampf östlich von Paris endigt mit einem Vorstoß der französischen Truppen, die dadurch Terrain zurückgewinnen. Gleichwohl machen die Deutschen einige tausend Gefangene und erbeuten 50 Geschütze. Prinz Joachim von Preußen wird verwundet. Der preußische Kronprinz nimmt die befestigte feindliche Stellung südwestlich von Verden ein. General Hindenburg schlägt mit dem Ostheer den linken Flügel der noch in Ostpreußen befindlichen russischen Truppen und sichert sich dadurch den Zugang in den Rücken des Feindes. König Georg richtet an die britischen Kolonien eine Proklamation. Die deutsche Kriegsanleihe wird zur Zeichnung aufgelegt. Krupp zeichnet 30 Millionen Mark. Die afrikanischen Missionsgeistlichen protestieren gegen die Verletzung der Kongoakte. Die griechisch-katholische Metropolit von Lemberg, Graf Szeptycki, fällt in russische Gefangenschaft. Der englische Hilfskreuzer „Oceanic" erleidet an der schottischen Küste Schiffbruch. Die reichsdeutsche Sozialdemokratie protestiert gegen die anmaßenden und lügenhaften Kundgebungen der sozialistischen Partei Frankreichs und des internationalen sozialistischen Bureaus. Die Franzosen rufen die Dienstuntauglichen auf. Japan schließt sich dem Abkommen des Dreiverbandes, keinen Frieden zu schließen, an. Norwegen protestiert gegen die „böswilligen feindlichen Manöver" (der englischen Regierung), die der eigenen Neutralität Abbruch zu tun trachten.

11. Das 22. russische Armeekorps (Finnland) versucht bei Lyck in den Kampf um Ostpreußen einzugreifen und wird geschlagen. Rußland, England und Frankreich erklären der Türkei, sie seien geneigt, die sog. Kapitulationen abzuschaffen für den Fall, daß das ottomanische Reich neutral bleibe. Die Pforte erwidert, ihre Neutralität sei nicht käuflich, hebt aber gleichzeitig die Kapitulationen (Schutzrechte der fremden Mächte über die ausländischen Christen in der Türkei) auf. Auf der Ostsee wird ein schwedischer Dampfer mit englischen Seeleuten von einem deutschen Torpedojäger angehalten. Ein Zeppelinkreuzer hat abermals sechs Bomben nach Antwerpen geworfen. Ein deutscher Flieger zeigt sich oberhalb von Versailles. Herbertshöhe im Bismarckarchipel wird von den Franzosen besetzt. Semlin und Belgrad werden von den feindlichen Heeren bombardiert.

12. Kaiser Franz Joseph berät mit seinen Ministern Berchtold, Tisza, Krobatin und Stürgkh in besonderer Audienz die Kriegslage. Italien landet Truppen in Albanien, besonders in Valona. Der schwedische Reichstag nimmt in außerordentlicher Sitzung die Verteidigungsvorlage der Regierung an. Das japanische Oberhaus genehmigt einstimmig das Kriegsbudget von 5 300 000 Pfund Sterling. Innerhalb der letzten zwei Wochen haben die Deutschen die drei vordersten Täler des südlichen Wasgenwaldes zurückerobert und die Franzosen bis über die Grenze verdrängt. Die mehrtägige Schlacht bei Sennheim endigt mit einem vollständigen deutschen Erfolg. Papst Benedikt XV. erläßt ein Sendschreiben an die Katholiken des Erdkreises zur baldigen Erlangung des Weltfriedens. Die Russen beschießen einen österreichischen Spitalzug bei Ravaruska. Der englische Dampferdienst Folkestone—Ostende wird eingestellt. Es wird ein Tagesbefehl des russischen Generals Martosch bekannt, demzufolge alle Förster und alle männlichen Einwohner Ostpreußens, die den Soldaten in die Hände fielen, niederzumachen seien. In dem Raume von Veliko Selo auf serbischem Boden versammeln sich die Feinde, etwa eine halbe Division stark, und eröffnen die Beschießung auf die offene Stadt Panscowa. Die österreichungarischen Truppen ziehen sich nach einem markierten Widerstand über die Donau zurück. In dem nun folgenden Kampf werden die Serben nach ihrem Übergang über den Fluß vernichtend geschlagen, die meisten finden den Tod. Die Regierung drückt dem deutschen Reichstag ihre Anteilnahme an dem Tode des sozialdemokratischen Abgeordneten Dr. Frank-Mannheim (gefallen bei Baccarat nächst Luneville) aus. Die österreichische Sozialdemokratie protestiert gegen die einseitige Stellungnahme des internationalen sozialistischen Bureaus.

13. Erklärung des deutschen Reichskanzlers gegen die hetzerische Guildhall-Rede des englischen Premierministers Asquith betreffend die neutralen Länder. Die Armee des Generals Hindenburg hat das russische Nordheer im nördlichen Ostpreußen nach mehrtägigem Kampfe vollständig geschlagen (20 000 Gefangene und 150 erbeutete Geschütze). Die Deutschen befinden sich auf dem Vormarsch über die Grenze. Auch die zweite Schlacht bei Lemberg bringt keine letzte Entscheidung. Denn die jetzt im Süden mit Erfolg Widerstand leistenden Österreicher müssen, da ihr in Russisch-Polen befindlicher Nordflügel von einem übermächtigen Feind bedroht wird, ihre Operationen einstellen und eine feste Stellung aufsuchen, in der sich die gesamte österreich-ungarische Nordarmee konzentriert. Der deutsche Kreuzer „Hela“ wird durch einen Torpedoschuß eines feindlichen Unterseebotes zum Sinken gebracht. Der griechische Minister des Äußeren, Streit, tritt zurück, seinen Posten übernimmt Ministerpräsident Venizelos. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz hat eine neue Schlacht begonnen. Die belgische Besatzung von Antwerpen macht einen Ausfall, wird jedoch zurückgeschlagen. In Rom und Genua finden österreichfeindliche und franzosenfreundliche Kundgebungen statt. Die italienische Regierung schreitet dagegen ein. Der englische Dampfer „Imperialist“ gerät bei der Höhe von Southshild auf eine Mine und sinkt.

14. Auf dem französischen Kriegsschauplatz hat der rechte Flügel des deutschen Heeres schwere, aber vorläufig unentschiedene Kämpfe bestanden. Ein von den Franzosen versuchter Durchbruch ist siegreich zurückgeschlagen worden. Das an die Provinz Ostpreußen grenzende russische Gouvernement Suwalki erhält eine deutsche Besatzung und Verwaltung. Auf der Durchfahrt durch die Dardanellen ist ein englischer Dampfer an einer minenfreien Stelle gescheitert. Er verlegt die Meerenge derart, daß Schiffe weder ein- noch ausfahren können. Man vermutet eine böse Absicht der Engländer. Die Armeen Dankl und Auffenberg haben sich mit der österreich-ungarischen Hauptmacht in Galizien vereinigt. Der bisherige bulgarische Kriegsminister Bojardschiew wird von seinem Posten enthoben und zum Armeeinspektor in Rustschuk ernannt. An seine Stelle tritt der aus den Balkankriegen bekannte General Fitschew. Die aus Alexandrien eingetroffenen diplomatischen und Konsularvertreter des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns, die Ägypten verlassen haben, reisen nach Neapel und Genua ab. In der Notre-Dame-Kirche in Paris findet ein großer Bittgottesdienst statt. Kardinal Amette stimmt die Litanei an. Die hl. Jungfrau von Orleans wird als Schutzpatronin Frankreich gefeiert. Massone, der Bür-

germeister von Genua, schickt im Namen seines Gemeinderats folgendes Telegramm an den Bürgermeister von Antwerpen: „Der Gemeinderat von Genua hat seine Bewunderung ausgedrückt für das belgische Volk, das auf heldenhafte Weise sein Recht und seine Freiheit verteidigt.“ Die Textilindustriellen von Manchester beschließen infolge des Krieges die Stillegung von 15 Prozent ihrer Betriebe zum 15. September; über 80 000 Arbeiter werden von der Arbeitseinstellung betroffen. Vereinbarung zwischen der deutschen und der britischen Regierung wegen Freilassung der zurückgehaltenen Frauen und Kinder. Wechsel im Kommando der englischen Mittelmeerflotte; Oberkommandierender wird der bisherige kommandierende Admiral des englischen Geschwaders in den türkischen Gewässern.

15. Die Franzosen werden im Oberelsaß vollständig geschlagen und ziehen sich fluchtartig zurück (3000 Gefangene). Die auf dem rechten Flügel seit zwei Tagen stattfindenden Kämpfe dehnen sich jetzt auch auf die nach Osten anschließenden Armeen bis Verdun aus. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ordnet sich die Armee Hindenburg nach abgeschlossener Verfolgung des fliehenden Feindes. Japan sagt den Engländern unter schweren Bedingungen Hilfe in Indien zu. Die finanzielle Lage in Frankreich verschärft sich zu einer Zahlungskrise. Der deutsche Kreuzer „Leipzig“ bohrt das englische Ölschiff „Elsinor“ in den Grund. Kanadische Hilfstruppen treffen in London ein. Heldentod des ersten österreichischen Parlamentariers Franz Fuchs aus Oberösterreich auf den galizischen Schlachtfeldern. Das ständige Komitee der Jung-Ägypter in Europa (mit dem Sitz in Genf) sendet ein Protesttelegramm an den englischen Premierminister, weil die Neutralität Belgiens mit Füßen getreten werde. Da die europäischen Mächte das Regiment der Aufständischen in Durazzo nicht anerkennen, haben sie ihre diplomatischen Vertreter aus Albanien zurückgezogen. Unruhen in Ägypten. Die Zulassung italienischer Zeitungen in Frankreich ist jetzt mit Ausnahme des Seccolo“ (Mailand) und „Messaggero“ (Rom) allgemein verboten. Zerstörung des Kabels zwischen Japan und China. Die englische Marinemission mit Admiral Limpus an der Spitze, die schon seit mehreren Wochen auf der türkischen Flotte keinen Dienst mehr bekam und nur noch im Marineministerium beschäftigt wurde, gibt ihre Demission in Konstantinopel. Königin Wilhelmine von Holland eröffnet die Session der Generalstaaten mit einer Thronrede, in der einer friedlichen und neutralen Gesinnung Ausdruck gegeben wird.

16. Gärung in Marokko, woselbst der heilige Krieg gegen Frankreich gepredigt wird. Die französische Regierung gibt sechsprozentige Kriegsobligationen heraus. General von Hindenburg wird von sämtlichen Fakultäten der Universität Königsberg zum Ehrendoktor promoviert; diese Ehrung steht in der Geschichte der deutschen Hochschulen einzig da. Der englische Kreuzer „Glasgow“ wird in den Grund gebohrt. Die über die Sau in Südungarn eingebrochenen Serben sind überall zurückgeschlagen. König Ludwig von Bayern kehrt von seinem Besuch der gegen Frankreich kämpfenden bayerischen Truppen nach München zurück. Die nordamerikanischen Truppen haben Befehl erhalten, sich aus Veracruz zurückzuziehen.

17. Der deutsche Kaiser ernennt den Regierungspräsidenten von Münster, Grafen Merveldt, zum Chef der Zivilverwaltung in den neubesetzten polnischen Landesteilen. Das französische 4. und 13. Armeekorps sowie Teile einer weiteren Division werden südlich von Noyon entscheidend geschlagen und verlieren mehrere Batterien. Auch die im Breuschtal (Wasgenwald) vorgedrungenen französischen Alpenjäger müssen sich zurückziehen. Bei der Erstürmung des Chateau Brémont (bei Reims) fallen den Deutschen 2500 Gefangene in die Hände. Die Stadt Königsberg verleiht dem General Hindenburg das Ehrenbürgerrecht. Tilsit ist nach dreiwöchiger Frist wieder von den Russen befreit. Amtlich werden folgende Veränderungen in der deutschen Armeeleitung verlautbart: Für den erkrankten Generaloberst v. Hausen General der Kavallerie v. Einem Armeeführer; für diesen General der Infanterie v. Claer kommandierender General des VII. Armeekorps; General der Artillerie v. Schubert, bisher kommandierender General des XIV. Reservekorps, zu anderweitiger Verwendung; für ihn der Generalquartiermeister v. Stein zum kommandierenden General des XIV. Reservekorps ernannt; General der Infanterie

Graf Kirchbach, kommandierender General des X. Armeekorps, verwundet, dafür General der Infanterie v. Eben, kommandierender General des X. Reservekorps. Die Deutschen besiegen die 4. finnländische Schützenbrigade bei Augustow in Rußland. Der isolierte Vorstoß einer russischen Infanteriedivision auf die österreich-ungarische feste Stellung bei Przemysl wird blutig abgewiesen. Österreich-ungarische Schiffe beschießen neuerdings Antivari.

18. Deutsche Truppen gehen auf die russische Festung Osowiez vor. Das englische Parlament vertagt sich für einen Monat. Die Homerulebill und die Bill zur Entstaatlichung der Kirche in Wales wird Gesetz, sie treten jedoch auf Grund des Aufschubgesetzes erst nach dem Krieg in Kraft. Im Elsaß stehen die Deutschen längs der Grenze den Franzosen dicht gegenüber. Rabaul, der Sitz des Gouvernements Deutsch-Guinea, ist von den Engländern besetzt worden. Mehrere englische und französische Kriegsschiffe liegen vor Durazzo, andere befinden sich vor Cattaro in Blockadestellung. Reims wird von den Deutschen beschossen. Österreich-ungarische Kriegsschiffe bombardieren Antivari und vernichten dabei eine größere Abteilung Montenegriner. Die britisch-deutsche Freundschaftsgesellschaft in London löst sich auf.

19. Drei kleine und fünfzehn große französische Schiffe begeben sich nach der Bucht von Cattaro und werden von der österreichischen Besatzung heftig beschossen; sie müssen ohne Erfolg wieder abdampfen; dabei sinkt ein großer franz. Panzerkreuzer. Lüderitzbucht wird von südafrikan. Truppen für England besetzt. Nietfontein in Südafrika wird den Engländern von den Deutschen abgenommen. Das Kopenhagener Regierungsblatt findet es sonderbar, daß man in Frankreich, das über die Verletzung der belgischen Neutralität entrüstet tue, es als wünschenswert bezeichne, gewisse Veranstaltungen zu treffen, die einen Angriff auf die dänische Neutralität zur Folge haben müßten. Prinz Georg von Serbien wird verwundet. Im schwedischen Reichstag erklärt der Minister des Äußern, die Neutralität des Vaterlandes in energischster Weise zu verteidigen. Flüchtige Mazedonier kommen fortgesetzt auf bulgarisches Gebiet, um der unmenschlichen Behandlung in Neu-Serbien zu entgehen. Die Regierung in Sofia beabsichtigt daher diplomatische Schritte vorzunehmen; die türkische Hafenverwaltung verfügt, daß jedes Schiff, das die Dardanellen passieren will, einen Offizier und sechs Mann an Bord zu nehmen hat. Die Passage wird erst gestattet, wenn der Offizier die Erlaubnis dazu gibt. Diese Maßnahme trifft zusammen mit der Ernennung des deutschen Admirals Souchon zum Oberbefehlshaber der türkischen Flotte. In Rom findet ein Ministerrat statt. Der italienische Minister des Äußern, San Giulano, ist immer noch krank. Abbé Wetterlé hält in der Andreas-Kathedrale zu Bordeaux eine antideutsche Predigt. Die Insel Jamaika schenkt der britischen Regierung Zuckervorräte im Wert von 1¼ Millionen Franken. Zur Organisation von Hilfskorps wird General Pau nach Südfrankreich entsendet. Der deutsche Kaiser spendet der Stadt Luxemburg 12000 Mark für die durch die gewerbliche Stockung brotlos gewordenen Arbeiter. Die Technische Hochschule in Danzig promoviert den General Hindenburg zum Ehrendoktor der Ingenieurwissenschaften. In einem unter Vorsitz des Königs Karol von Rumänien abgehaltenen Kronrat wird neuerdings der bereits früher gefaßte Beschluß bekräftigt, wonach Rumänien sämtlichen Mächten gegenüber auch fernerhin strengste Neutralität bewahren werde. Die Bevölkerung von London wird zum zweitenmal amtlich aufgefordert, nachts wegen etwaigen Kreuzens feindlicher Luftschiffe über der Hauptstadt keine Lichter brennen zu lassen, die einen besonderen Anziehungspunkt bilden könnten.

20. Die Kathedrale von Reims brennt. Der Crédit Lyonnais erwirkt bei der franz. Regierung das Dekret, die fällige Dividende von 12 Mill. Franken in diesem Jahre nicht zahlen zu brauchen. In Täbris wird der deutsche Konsul mit der deutschen Kolonie von den Russen bedroht. Präsident Poincaré, Ministerpräsident Viviani und Minister Briand begeben sich aus Bordeaux nach London, um dort zu beraten. In Rom finden Sympathiekundgebungen vor der russischen Botschaft, ebenso vor dem belgischen und montenegrinischen Konsulat statt. Die portugiesische Regie-

rung veranstaltet eine Untersuchung über die Manifestationen gegen die Lebensmittelverteuerung.

21. Bei den Kämpfen um Reims werden die festungsartigen Höhen von Craonelle erobert und im Vorgehen gegen die brennende Stadt der Ort Bethany genommen. Der Angriff auf die Sperrfortlinien südlich von Verden überschreitet siegreich den Ostrand der vorgelagerten, vom französischen 8. Armeekorps verteidigten Côte Lorraine. Ein Ausfall aus der Nordostfront von Verden wird zurückgewiesen. Nördlich von Toul werden französische Truppen im Biwak durch Artilleriefeuer überrascht. Die Russen suchen mit der Belagerung der österreichischen Festung Przemysl zu beginnen. Der englische Kreuzer „Pegasus" zerstört Daressalam und versenkt das abgerüstete Kanonenboot „Möve"; „Pegasus" wird hierauf vom kleinen Kreuzer „Königsberg" unbrauchbar gemacht. In der Südafrikanischen Union machen sich starke Strömungen gegen eine Offensive wider Deutsch-Südwestafrika geltend. Der österreich-ungarische Botschafter in Rom, Baron Macchio, berät lange mit dem Vertreter der italienischen Regierung daselbst. Schuckmannsburg und Sambesi in Südafrika werden von den Engländern besetzt. Der Vorstand der italienischen sozialdemokratischen Partei, der mit den Parteigenossen im Parlament zusammentritt, spricht sich für strengste Neutralität Italiens bis zum Ende des Völkerkrieges aus. Das österreichische Reichsgesetzblatt bringt eine kaiserliche Verordnung über die Errichtung einer Kriegsdarlehenskasse.

22. Das deutsche Unterseeboot „U 9" bohrt etwa 20 Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland die drei englischen Panzerkreuzer „Abukir", „Hogue" und „Cressy" in den Grund. In der deutsch-französischen Entscheidungsschlacht tobt nach englischen Meldungen ein wütender Kampf; eine Granate fällt ins englische Hauptquartier und richtet große Verwüstungen an. Die Verbündeten in Frankreich haben schreckliche Verluste. Die Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau" erscheinen vor Papeete auf der Insel Tahiti und schießen das kleine Kanonenboot „Zélé" in den Grund; hierauf bombardieren sie die Stadt und fahren weiter. Deutsche Ulanen sprengen die Brücke bei Miraumont zwischen Amiens und Arras. Fliegeroffiziere werfen deutsche Proklamationen auf russisches Gebiet. Ein französischer Flieger versucht erfolglos zwei Bomben in die Düsseldorfer Luftschiffhalle zu werfen. Die Montenegriner unternehmen einen Sturmangriff in der Richtung auf Sarajewo. Auf der Front Zwornik-Leznika und Mitrowitza-Schabatz dauern die erbitterten Kämpfe mit den serbischen Truppen an. Die englische Admiralität hat neutralen Fischkuttern verboten, an der Dogger Bank zu fischen, da man fürchtet, daß die Schiffe mit neutralen Flaggen heimlich deutsche Minen legen. In Persien macht sich eine ausgebreitete russenfeindliche Bewegung bemerkbar. Die italienischen Truppen haben seit gestern südlich von Bengasi Gefechte mit schwachen Beduinenbanden zu bestehen. Die englische Regierung verbietet dem in Konstantinopel weilenden Khedive von Ägypten bis auf Weiteres die Heimkehr.

23. Auf dem rechten Flügel des deutschen Westheeres jenseits der Oise steht der Kampf. Umfassungsversuche der Franzosen haben keinerlei Erfolg. Östlich von den Argonnen wird Varennes deutscher Besitz. Der Angriff schreitet weiter fort. Die gegen die Sperrforts südlich von Verden ausgreifenden Armeeteile schlagen heftige, aus Verden über die Maas und aus Toul erfolgte Gegenangriffe siegreich ab. Gegen mehrere Sperrforts in dieser Gegend eröffnet die schwere Artillerie der Deutschen ein siegreiches Feuer. Die polnischen Kreise Czenstochau und Bendzin werden preußischen Landräten unterstellt. Die Regierung von Kanada gibt bekannt, daß sie alle aus dem Deutschen Reich oder Österreich-Ungarn stammenden Waren, die man auf dem Weg über die Vereinigten Staaten nach Kanada spedieren sollte, beschlagnahmen werde. In Österreich werden drei Fälle asiatischer Cholera festgestellt. Belgische Gendarmen dringen in das deutsche Nonnenkloster in Horsbeck ein und verhaften vierzig Nonnen. Burenhäuptling Botha übernimmt das englische Kolonial-Oberkommando gegen Deutsch-Südwestafrika.

24. Kundgebung der Auslandsdeutschen in Berlin. Das Kriegsgericht in Kolmar erläßt einen Steckbrief gegen Abbé Wetterlé. Kalisch in Rußland ist von den Deutschen besetzt. Die deutsche Vorhut nähert sich Lodz. Eine starke englische Kolonne unter General French nimmt Berry-au-Brac. Die „Emden“ bombardiert Madras. Eine große Katholikenversammlung in Mailand nimmt auf Antrag des Abgeordneten Meda einstimmig eine Kundgebung zugunsten der italienischen Neutralität und gegen jede Abenteuerpolitik an. Der kleine Kreuzer „Emden“ hat durch seine kühnen Unternehmungen im Indischen Ozean (Kapern von Schiffen und Wegnahme von Kohlen und sonstigen Vorräten) der englischen Handelsschiffahrt seit 10. September einen Schaden von 18 Millionen Mark zugefügt. Die französische Regierung sieht sich genötigt, den Rücktransport der afrikanischen Kolonialtruppen ins Auge zu fassen, da diese den Strapazen nicht gewachsen sind. In Südafrika haben die Engländer Raman am rechten Ufer des Oranjeflusses besetzt, im Stillen Ozean alle Funkenstationen der Deutschen zerstört. Auf Neupommern finden heftige Kämpfe statt. Die erste deutsche Zuckersendung seit Kriegsausbruch trifft in Christiania ein; die Einfuhr dürfte sich auf eine halbe Million Kilogramm belaufen. Der südafrikanische General Beyers, ein Bure, weigert sich, einen Oberbefehl gegen das Deutsche Reich zu übernehmen und dankt daher ab. Eine Versammlung der albanischen Aufständischen in Tirana spricht sich gegen die Rückkehr Essad Paschas nach Durazzo aus; 28 Delegierte wählen Mustapha Pascha zum Regierungspräsidenten.

25. Als erstes Sperrfort südlich von Verden fällt Camp de Romains bei St. Mihiel; das bayerische Regiment „Von der Tann“ hißt auf dem Fort die deutsche Fahne; deutsche Truppen überschreiten an dieser Stelle die Maas. Die Russen brechen über die Karpathenpässe in Ungarn ein. Die Engländer kapern in der Nordsee die mit Eisenerzen beladenen Dampfer „Batavia“ und „Katwijk“ des neutralen Holland. Die französisch-englische Flotte hat die Insel Lissa im Adriatischen Meer zu dem Zweck besetzt, um die österreich-ungarische Flotte aus dem Kanal von Fasana gegenüber Pola herauszuloden. Der kleine Kreuzer „Emden“ gibt vor Madras neun Schüsse ab und vernichtet zwei Tanks der Oil Company, wodurch 600 000 Hektoliter Öl verloren gehen. Der Bürgermeister Weißelberger aus Czernowitz wird nebst anderen Persönlichkeiten der Bukowina als Geisel nach Kiew geschleppt. Ein deutsches Zeppelinluftschiff überfliegt die Provinz Westflandern und zeigt sich bei Ostende. Russische Truppen dringen in das Spital von Kossow in Ostgalizien ein und reißen den Verwundeten die Verbände ab. Die liberalen Abgeordneten Italiens werden auf den 30. September nach Rom einberufen zur Besprechung der Lage. Die Zahl der bis jetzt verliehenen Eisernen Kreuze beträgt 38 000.

26. Die Franzosen unternehmen unter Ausnutzung ihrer Eisenbahnen einen weit ausholenden Vorstoß gegen die äußerste rechte Flanke des deutschen Heeres; eine hierbei auf Bapaum vorgehende französische Division wird von schwächeren deutschen Kräften zurückgeworfen. Österreich-ungarische Truppen unternehmen einen erfolgreichen Ausfall aus Przemysl. Die Türkei erklärt, die fremden Postanstalten zum 1. Oktober aufzuheben. Friedrich-Wilhelms-Hafen wird von australischen Truppen besetzt. Rußland macht die versprochene Autonomie Polens rückgängig, weil polnische Legionen auf Seite der österreich-ungarischen Armee kämpfen. Das endgültige Ergebnis der deutschen Kriegsanleihe beträgt 4 460 728 900 Mark. Untergang des englischen Unterseeboots „A. E. J.“. Ein deutsches Zeppelinluftschiff bombardiert Warschau.

27. Im Oberelsaß finden schwere Kämpfe statt; die Franzosen ziehen sich über Altkirch zurück. Bombardement von Mecheln; die Stadt wird von den Deutschen besetzt. England stellt dem Khediven von Ägypten ein Ultimatum zur Aufgabe seines Aufenthalts in Konstantinopel. Deutsche Flieger erscheinen abermals über Paris. Die Iren in den Vereinigten Staaten Nordamerikas erklären ihre Sympathien für Deutschland. Die Japaner versuchen fünf Meilen von Tsingtau einen Angriff auf die Deutschen. Eine französisch-englische Expedition, von französischen und englischen Kriegsschiffen begleitet, landet in Deutsch-Kamerun und besetzt Dualla ohne Kampf. Der griechisch-katholische Metropolit von Lemberg, Graf Szepticky, trifft als russische Geisel in Peters-

burg ein und wird ins Innere Rußlands verwiesen. Oberhalb von Paris zeigt sich ein deutsches Flugzeug, das Bomben wirft.

28. Die englische Admiralität teilt mit, daß der Hafen von Southampton bis auf weiteres für Handelsschiffe geschlossen ist. Die Deutschen beginnen die Beschießung der russischen Festung Ossowiez. Die Kämpfe in Oberelsaß nehmen einen allgemeineren Charakter an. Die Franzosen müssen sich im Süden unter das Feuer von Verden zurückziehen. Deutsche Belagerungsartillerie eröffnet das Feuer auf einen Teil der Forts von Antwerpen. Russische Vorstöße, die über den Memel gegen das Gouvernement Suwalki unternommen werden, scheitern. Die im Angriff gegen die Maasforts stehende Armee schlägt erneute französische Vorstöße aus Verden und Toul zurück. Der albanische Senat in Durazzo wählt den Prinzen Burhamed Din, Sohn des entthronten Sultans Abdul Hamid, zum Fürsten von Albanien. Der nach Bordeaux verlegte „Figaro" beginnt wieder in Paris zu erscheinen. Österreich-ungarische Truppen suchen sich auf serbischem Gebiet zu behaupten, nachdem sie in vierzehntägigen Kämpfen die Drina und Sau überschritten und den Feind zum Verlassen Ungarns gezwungen haben. Deutsche Truppen besetzen Moll in Belgisch-Limburg (östlich von Antwerpen) und treiben die Belgier nach Tärnhout zurück. Ein deutsches Flugzeug zeigt sich in der Nähe von Antwerpen und wirft Bomben; nachmittags überfliegt eine deutsche Taube die Häuser der Stadt. Ein deutscher Eindecker wirft in der Nähe des Pariser Eiffelturms Bomben. Die Russen ziehen sich aus Persien zurück. Die gefangenen englischen Offiziere Oberst Gordon und Oberstleutnant Reish bestätigen, daß in der Armee Dum-Dum-Geschosse verwendet worden sind. Alldeutsche Kundgebung in Berlin. Es werden Cholerafälle in Böhmen, Mähren und Schlesien festgestellt. Der englische Kreuzer „Argonaut" trifft in politischer Sendung in Lissabon ein, um Portugals Regierung und Volk zur Jahrfeier der republikanischen Erhebung zu begrüßen; Behörden und Bevölkerung bereiten den englischen Seeleuten einen begeisterten Empfang. Aus Vorarlberg wird die unausgesetzte Ankunft großer Scharen von Flüchtlingen aus Galizien und der Bukowina gemeldet.

29. In Galizien macht sich eine rückläufige Bewegung der Russen bemerkbar. Starke russische Reiterei wird bei Biecz zersprengt. Die russische Flotte auf dem Schwarzen Meer nähert sich dem Bosporus und die englische Mittelmeerflotte versammelt sich mit einem großen Teil der französischen in den ägäischen Gewässern. Die gleichzeitige Flottenkundgebung im Bosporus und vor den Dardanellen soll die Türkei veranlassen, ihre zweifelhafte Stellungnahme gegenüber Rußland, England und Frankreich aufzugeben. Als Antwort darauf wird vom Sultan die Sperrung der Durchfahrt durch die Dardanellen verfügt. Die englische Admiralität gibt bekannt, daß während der letzten Tage der deutsche Kreuzer „Emden" im Indischen Ozean die Dampfer „Tumerico", „Cinglud", „Riberia" und „Toyle" weggenommen oder in den Grund gebohrt und ein Kohlenschiff gekapert habe. In Elsaß-Lothringen stoßen die Franzosen gegen den mittleren Wasgenwald vor, werden jedoch zurückgeworfen. Sir Edward Grey trifft in Rom ein. Der Zar empfängt eine Abordnung von Petersburger Bankherren, die eine Million Rubel für Kriegsbedürfnisse und eine weitere Million für die Verwundeten und die Familien der im Felde stehenden Soldaten überreichen. Die Gesandten des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns treffen in besonderer Sendung in Bukarest ein und haben mit dem rumänischen Ministerpräsidenten eine wichtige Unterredung. Ein deutsches Zeppelinluftschiff zeigt sich bei Bjelostock an der Bahnlinie Warschau-Petersburg und wirft eine Bombe. Der Kampf zwischen Aufständischen und Militärbanden in Neu-Serbien dauert unvermindert an. Der Perserstamm Sumai greift die russische Stellung Sirdschik an. Der Verband deutschböhmischer Abgeordneter faßt in Prag eine Entschließung, worin sie dem Patriotismus des deutschböhmischen Volkes begeistert Ausdruck geben.

30. Die Franzosen unternehmen einen neuen Versuch, die rechte Flanke des deutschen Westheers zu umgehen, müssen ihn jedoch unter schweren Verlusten aufgeben. An den Argonnen geht der deutsche Angriff vorwärts. Vor Antwerpen sind zwei schwer unter Feuer genommene Forts zerstört. Erzherzog Friedrich erläßt einen

Armeebefehl an die österreich-ungarischen Truppen. Grauenhafte Verstümmelung deutscher Verwundeter in Orchies durch Franktireure. Der Kaiser von Österreich errichtet zwei neue Klassen des Militärverdienstkreuzes. Das österreichische Verordnungsblatt teilt die Verlängerung der Stundung privatrechtlicher Geldforderungen betreffend für weitere zwei Monate mit. Ebenso verlängern England, Frankreich und Italien das Moratorium.

Oktober.

1. Südöstlich von St. Mihiel werden Angriffe von Toul her unter schweren Verlusten für die Franzosen zurückgewiesen. Das Bombardement Antwerpens schreitet erfolgreich vor. Ein deutsches Flugzeug erscheint über Calais und wirft Bomben ab. In Bosnien wird ein serbisches Bataillon umzingelt, entwaffnet und kriegsgefangen abtransportiert. Einem belgischen Geniedetachement ist es gelungen, durch die deutschen Linien zu kommen und den Viadukt zwischen Mons und Brüssel in die Luft zu sprengen und auch sonst die Eisenbahnlinie für den Verkehr unbrauchbar zu machen; schließlich sind jedoch alle Angehörigen dieser Abteilung von deutschen Truppen gefangen genommen worden. Der kanadische Kriegsminister hat, nachdem er das Expeditionskorps für Europa zur Abreise bereit gerüstet hatte, seine Demission als Kriegsminister eingereicht; er wird in dem Expeditionskorps die Stelle eines Brigadegenerals einnehmen. Der Kommandant von Kronstadt hat an die Gouverneure von Kronstadt, Petersburg und Wyborg eine Aufforderung ergehen lassen, die strengsten Maßnahmen zu treffen, und sämtliche Reichsdeutsche und Österreich-Ungarn, die noch innerhalb des Festungsgebietes sich befinden, aufzusuchen und auszuweisen, anderseits würden sie als Spione behandelt; außerdem soll die deutsche Sprache verboten werden. Die britische Admiralität meldet, daß der Kreuzer „Cumberland" im Kamerunflusse acht deutsche Dampfer gekapert habe, ebenso das Kanonenboot „Soden". Die Lage in Skutari ist infolge des Konfliktes zwischen Katholiken und Muselmanen sehr ernst; in Durazzo erscheint die Ruhe wiederhergestellt; man erwartet dort das Erscheinen Essad Paschas. An der albanisch-montenegrinischen Küste kommt es zu heftigen Kämpfen, in denen die Montenegriner von den Albanern geschlagen werden. Der Personalstand der bayerischen Franziskanerprovinz berichtet von 162 Angehörigen, die bis jetzt ihre Einberufung zum Kriegs- und Sanitätsdienst erhalten haben. Die Stadt Magdeburg erwählt den General Hindenburg zu ihrem Ehrenbürger. Das deutsche „Reichsgesetzblatt" veröffentlicht die Bekanntmachung des Bundesrats betreffend das Zahlungsverbot gegen England.
2. Neue Umfassungsversuche der Franzosen auf dem Westflügel des deutschen Heeres bleiben erfolglos; südlich von Roye müssen diese ihre Stellungen verlassen. Die in den Argonnen vordringenden Truppen erkämpfen im Vorschreiten nach Süden wesentliche Vorteile. Östlich der Maas unternehmen die Franzosen aus Toul energische nächtliche Vorstöße, erleiden jedoch schwere Verluste und erzielen keinen Erfolg. Einer der von den Belgiern abgelassenen führerlosen Eisenbahnzüge stieß im Bahnhof Hal auf einen Rangierzug; auch die anderen erreichen ihren Zweck nicht. Auf dem serbischen Kriegsschauplatz stehen die österreich-ungarischen Truppen seit zwei Tagen im Angriffskampf, der günstig fortschreitet. Eine Havas-Meldung aus Rom behauptet, der deutsche Generalstab habe das Generalkommando über die gesamten gegen Rußland gerichteten Operationen übernommen. Der kleine Kreuzer „Karlsruhe" hat im Atlantischen Ozean sieben englische Dampfer versenkt. Über Konstantinopel kommende Nachrichten berichten über einen weit um sich greifenden Aufstand der Albaner in Neu-Serbien. In einer dem Advokaten Cappe, Direktor des „Cittadino" von Brescia, gewährten Audienz sagt Papst Benedikt XV., Italien habe den Frieden nötig und die Nationalisten wollten mit Unrecht um jeden Preis die Neutralität aufgeben. Aus Wien wird berichtet, daß Ägypten unmittelbar vor der Krise stehe; das Ministerium weigere sich, die Maßnahmen des englischen Kommandanten anzuerkennen und zu veröffentlichen; der

englische Kommandant lasse alle öffentlichen Gebäude militärisch besetzen. Deutsche Soldaten überschreiten den Oranjefluß und dringen in Britisch-Afrika ein. Essad Pascha trifft mit 5000 Bewaffneten in Durazzo ein. General Hindenburg vollendet sein 67. Lebensjahr. General Radko Dimitriew, der Kommandant der russischen Belagerungsarmee von Przemysl, richtet an den Festungskommandanten Feldmarschalleutnant Kusmanek die Aufforderung, die Festung zu übergeben; dieser erklärt es unter seiner Würde, hierauf zu antworten.

3. Das mit dem 4. Oktober ablaufende Moratorium in der Türkei wird auf drei Monate verlängert. Im Osten werden Teile der über den Memel vorrückenden russischen Armee nach zweitägigem erbittertem Kampfe bei Augustow geschlagen (über 4000 Gefangene und viele Geschütze). Im Angriff auf Antwerpen fällt das vierte Fort, Lierre; die in den äußeren Festungsgürtel gebrochene Lücke gestattet, den Angriff gegen die innere Fortslinie und die Stadt zu tragen. Das österreich-ungarische Armeeoberkommando teilt mit, daß die ihm unterstellten Truppen trotz den unwahren Darstellungen der serbischen und der ausländischen Presse nicht nur alle eroberten Stellungen östlich von der Drina in ihrem Besitz haben, sondern auch ununterbrochen weiter Raum gewinnen. Die Zolleinnahmen des serbischen Staates weisen seit Kriegsausbruch bisher einen Rückgang von zweieinhalb Millionen Franken gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres auf. Der Präsident des rumänischen Senats ist mit einer wichtigen Botschaft in Berlin eingetroffen. Die rumänische Regierung teilt amtlich mit, daß die Einberufung des Kronrats nicht geplant sei, da zu einer Änderung in der bisherigen Politik Rumäniens kein Grund vorliege. Die bulgarische Regierung lehnt das Ansuchen der Serben betreffend die Bewilligung zur Durchfuhr von Kriegsmaterial aus Rußland nach Serbien ab, da dies eine Verletzung der strengen Neutralität Bulgariens bedeutend würde. Das Erscheinen des Berliner „Vorwärts" ist vom Oberkommando in den Marken wieder gestattet worden, nachdem die Reichstagsabgeordneten Haase-Königsberg und Fischer-Berlin auf das Begehren eingegangen sind, daß in Zukunft, entsprechend der bei Kriegsausbruch hervorgetretenen Einmütigkeit des deutschen Volkes, das Thema Klassenkampf und Klassenhaß im „Vorwärts" nicht mehr berührt wird. Auf dem Internierungsplatz der Provinz Schlesien sind bis jetzt 65 000 Kriegsgefangene eingeliefert worden. Die kürzlich aus Indien eingetroffenen Truppen haben, vom Publikum lebhaft begrüßt, in den Straßen von Marseille defiliert. Der italienische Gesandte in Athen hat wegen der letzten Ereignisse in Albanien, namentlich in Valona, bei der griechischen Regierung energische Schritte unternommen; der Ministerpräsident Venizelos hat ihm gegenüber erklärt, er habe alle Maßnahmen getroffen, um den Marsch der Epiroten gegen Valona aufzuhalten.

4. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz geht der Kampf des rechten deutschen Flügels erfolgreich vorwärts. Die Operationen vor Antwerpen vollziehen sich planmäßig und ohne Kampf. Die russische Armee setzt ihren Abmarsch im Osten fort. Infolge der ungeheuren Verluste an Offizieren muß die französische Heeresleitung die Offiziere anweisen, in der Feuerlinie mehr als bisher Deckung zu nehmen und waghalsige Angriffe nur im äußersten Notfall zu unternehmen. In Russisch-Polen vertreiben deutsche Truppen die russische Gardeschützenbrigade aus einer befestigten Stellung zwischen Opatow und Ostrowitz und nehmen ihr 3000 Gefangene, mehrere Geschütze und Maschinengewehre ab. Die französische Regierung billigt die Antwort Vivianis auf die Kollektivpetitionen, welche die Einführung von offiziellen öffentlichen Gebeten fordern, und lehnt diese neuerdings ab. Amtlich wird das Gerücht dementiert, wonach England geneigt sein soll, Frieden zu schließen, sobald das deutsche Heer über die Grenze zurückgedrängt sein werde; England ist entschlossen, in vollem Einvernehmen mit seinen Verbündeten, bis zum Ende des Krieges zu verharren. Ein Erlaß der norwegischen Regierung verfügt die Errichtung verschiedener neuer Garnisonsabteilungen für alle freiwillig sich meldenden Diensttauglichen. Die Österreicher beschießen Schabatz und Mischar in Serbien. Die Beschießung der Eingangsforts zur Bucht von Cattaro dauert an, aber die Franzosen müssen sich immer wieder zurückziehen. Alle Versuche, die Friedenskonferenz im Haag einzuberufen, sind aufgegeben worden;

das Zentralbureau der interparlamentarischen Friedensunion, bisher in Brüssel, ist nach Christiania verlegt worden. Die belgische Königin verläßt Antwerpen und flieht nach England. Die österr.-ungarische Armee beginnt einen neuen Aufmarsch und zwingt die Russen überall zurückzugehen; der Namenstag des Kaisers wird durch Feldmessen allenthalben gefeiert. Der italienische Schiffsleutnant Belloni entführt ein im Auftrag Rußland bestelltes, aber wegen Kriegsausbruchs nicht abgeliefertes Unterseeboot, um es dem Dreiverband zur Verfügung zu stellen. Türkische und deutsche Agenten verbreiten in Persien Aufrufe, die den heiligen Krieg gegen Rußland, Frankreich und England predigen; die Kurden fahren fort, die christliche Bevölkerung an der Grenze zu beunruhigen. Bulgarische Freiwillige sind in Odessa eingetroffen und verlangen in die Armee Radko Dimitriew eingereiht zu werden, die eben Przemysl belagert. In Paris herrscht große Aufregung, weil Norwegen Pferde nach Deutschland ausführe; in der Tat kommt jedoch die ganze Ausfuhr bloß Dänemark zugute. Auf Veranlassung der Vorstände der intellektuellen (radikalfreisinnigen) Vereine in Lissabon begeben sich mehrere tausend Manifestanten vor die belgische und französische Gesandtschaft und überreichen dort einen Protest gegen die „zynische Verachtung, die Deutschland gegen die Abmachungen des Völkerrechts beweise". In allen Kirchen Nordamerikas findet ein Bittgebet für den Frieden statt, gemäß einer Proklamation des Präsidenten der Vereinigten Staaten.

5. Die belgische Stadt Lierre und das Eisenbahnfort an der Bahn Mecheln—Antwerpen sind gefallen. In Polen gewinnen die gegen die Weichsel vorgehenden Kräfte Fühlung mit russischen Truppen. Die überaus heftigen Kämpfe bei Arras in Frankreich dauern fort. Drei große französische Panzerschiffe und viele Kreuzer bombardieren das österreichische Fort Lustica bei Cattaro; durch das Feuer des Forts werden zwei französische Kreuzer mehrmals getroffen und müssen den Kampfplatz verlassen. Die in Wien ansässigen Griechen veranstalten einen Bittgottesdienst für den Erfolg der österreich-ungarischen Waffen. Der Obergespan des ungarischen Komitats Marmares teilt den Behörden von Szatmar mit, daß sich die russischen Truppen im Rückzug befinden und keine Gefahr mehr vorhanden sei. In Istip kommt es zwischen Einwohnern und serbischer Gendarmerie zu einem blutigen Zusammenstoß, da jene sich weigern, sich in die serbische Armee einreihen zu lassen; zahlreiche Familien fliehen nach Strumitza. Die Operationen in Russisch-Polen und Galizien schreiten günstig vorwärts; Schulter an Schulter kämpfend werfen die reichsdeutschen und österreich-ungarischen Truppen den Feind von Opatow und Klimontow gegen die Weichsel zurück. Die Zahl der an der holländischen Grenze ankommenden Flüchtlinge ist so groß, daß die Züge zwei bis drei Tage warten müssen. Das belgische Regierungsarchiv wird von Antwerpen nach Ostende gebracht. In den Karpathen am Uzsokpaß werden die Russen vollständig geschlagen. Beim ersten Sturmangriff auf die Infanteriewerke von Tsingtau werden die vereinigten Japaner und Engländer mit einem Verlust von 2500 Man zurückgeschlagen. Die Wirkung der deutschen Minen, Geschütze und Maschinengewehre ist vernichtend. Der rechte Flügel der Verbündeten wird von dem österreich-ungarischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" und dem deutschen Kanonenboot „Jaguar" wirksam beschossen. Die belgische Regierung hat ein Graubuch ausgearbeitet, das diplomatische Schriftstücke aus der Zeit zwischen dem 23. Juli und dem 29. August enthält. Der russische Zar begibt sich zum Hauptquartier nach Galizien. Die norwegischen Reeder geben bekannt, daß nach der letzten von England angekündigten Minenlegung der Ärmelkanal für den internationalen Verkehr tatsächlich als gesperrt betrachtet werden muß. Römische Blätter veröffentlichen einen Aufruf des „Peuple de Trieste" an Italien; darin wird gesagt, daß 45000 Italiener von Triest nach Galizien geschickt wurden und daß man in diesen Tagen neue Truppen ausheben wird; die ganze Gegend von Triest ist ein verschanztes Lager; der Aufruf verlangt das Eingreifen Italiens. Die in Rumänien herrschende politische Erregung bemächtigt sich der militärischen Kreise daselbst; General Cranitschano erklärt, es sei ein Verbrechen, die sich gegenwärtig bietende Gelegenheit zur Besetzung Siebenbürgens nicht zu benutzen; die Studenten der

Universität Bukarest veranstalten eine Versammlung zugunsten des Krieges; Professor Jorga durchreist die rumänischen Städte und macht Propaganda für die „Befreiung der siebenbürgischen Brüder". Trotz der von der italienischen Regierung getroffenen Maßnahmen langen beständig Kriegsfreiwillige aus allen Städten Italiens in Frankreich an. Essad Pascha hat dem albanischen Senat ein Ultimatum überreicht, mit der Forderung seiner Wahl zum Präsidenten der Regierung, und hat gleichzeitig durch seine 10 000 Soldaten alle militärisch wichtigen Punkte der Stadt besetzen lassen; er selbst hat seine Wohnung im Palast des Fürsten von Wied aufgeschlagen und hier den Senat empfangen, der ihn zu seiner Wahl zum Präsidenten beglückwünscht; Essad Pascha nimmt Stellung gegen Österreich-Ungarn und erklärt seine Sympathien für Italien. Die Serben nähern sich den Befestigungen der bosnischen Hauptstadt Sarajewo. Der dänische Reichstag wird wieder eröffnet.

6. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist der russische Vormarsch gegen Ostpreußen im Gouvernement Suwalki zum Stehen gebracht. Bei Suwalki wird der Feind seit gestern erfolgreich angegriffen. Das deutsche Torpedoboot S 116 wird während des Vorpostendienstes in der Nordsee durch einen Torpedoschuß eines engl. Unterseebootes zerstört. Das Pariser Amtsblatt veröffentlicht ein Dekret, wodurch der Kriegsminister ermächtigt wird, eine Schenkung im Betrag von einer halben Million Franken anzunehmen; diese Summe wird von den kanadischen Regimentern gestiftet für die Organisierung und den Unterhalt eines zeitweiligen Militärspitals, das den Namen „Kanadisches Hospiz" führen wird. Die russische Mobilmachung ist vollständig beendet; eine dritte Armee (aus Sibirien) ist auf dem Vormarsch nach dem Zentrum Polens. Ein aus englischer Quelle stammendes Petersburger Telegramm meldet die Anwesenheit des deutschen Kaisers in Thorn. Die Beschießung von Cattaro ist wieder aufgenommen und dauert heftig fort. Der sozialdemokratische Abgeordnete Cesare Battisti aus Trient wird durch die österreichische Polizei wegen Hochverrats gesucht; er befindet sich seit Kriegsausbruch in Italien. Die italienische Regierung verlautbart, es sei ein außerordentlicher Kredit von fünfzehn Millionen Lire für Verteidigungszwecke in Erythräa bewilligt worden. Im Verlauf der Agrarstreiks in der Provinz Bologna kommt es zu blutigen Ausschreitungen. Das aus Spezia entführte Unterseeboot ist in Bastia auf Korsika angekommen; die französische Regierung hat es beschlagnahmt und der italienischen zur Verfügung gestellt. Der frühere französische Botschafter in Berlin, Cambon, trifft in Rom zu einer Unterredung mit Minister San Giulano ein. Die Russen haben das Wasserwerk der Stadt Czernowitz beschädigt und in der Umgebung große Verwüstungen angerichtet. In Kleinasien tötet ein großes Erdbeben einige tausend Menschen. Die belgische Regierung trifft alle Vorkehrungen, um die Festung auf dem Wasserweg zu verlassen und womöglich nach London überzusiedeln. Auf Bemühen des böhmischen Statthalters Fürsten Thun wird für die Flüchtlinge aus dem Osten der Monarchie in der Nähe von Chotzen eine eigene Stadt angelegt, die über 20 000 Einwohner fassen soll; den Aufwand bestreitet der Staat. Die russenfeindliche Agitation in Persien nimmt zu. Der britische Gesandte in Stockholm macht dem schwedischen Minister des Äußern Mitteilung über eine bevorstehende Revision der Konterbandeliste und fügt gleichzeitig hinzu, daß die schwedische Ausfuhr kanadischen Eisenerzes (das ist praktisch gleichbedeutend mit dem ganzen schwedischen Erzexport) bis auf weiteres ohne Störung von britischer Seite erfolgen könne.

7. Die Vorstöße der Franzosen in den Argonnen und aus der Nordostfront von Verden werden abgewiesen. Bei Antwerpen ist das Fort Broechem in deutschem Besitz; der Angriff hat den Nethe-Abschnitt überschritten und nähert sich dem inneren Fortgürtel; eine englische Brigade und die Belgier werden zwischen dem äußern und dem innern Fortgürtel zurückgeschlagen und außerdem vier schwere Batterien, über 50 Feldgeschütze und Maschinengewehre erbeutet. Die Russen müssen im Gouvernement Suwalki weichen und verlieren dabei 2700 Gefangene und mehrere Maschinengewehre. Bei Iwangorod in Polen machen die Deutschen 4800 Gefangene. Im weiteren Vordringen der österreich-ungarischen Truppen wird der Feind auf der Straße nach Przemysl bei Barycz geworfen und Rzezow zurückgewonnen; auch im Weichsel-

San-Gebiet verlieren die Russen Mannschaft und Kriegsmaterial; erneute heftige Angriffe auf die Festung bleiben erfolglos; der Feind hat hier viele tausend Tote und Verwundete. Im ungarischen Komitat Marmaros-Sziget müssen die Russen gleichfalls weichen. Die Säuberungsaktion in Bosnien macht weitere Fortschritte; die Serben und Montenegriner müssen überall den Rückzug antreten. Japanische Vorposten besetzen Schinansu, die Endstation der Schantungbahn, und beschlagnahmen das ganze dort rollende Material. Das italienische Amtsblatt veröffentlicht ein Dekret, wonach dem Marineministerium für außerordentliche, durch die internationale Lage verursachte Kosten 34½ Millionen Lire Ergänzungskredite bewilligt werden. Essad Pascha gedenkt sich nach Valona zu begeben; die Ruhe daselbst ist wiederhergestellt. Die britische Regierung kauft von den Vereinigten Staaten 100 000 Stahlplatten, um daraus Häuser für ihre Truppen im Felde zu bauen. Der Gouverneur von Kamerun meldet siegreiche Gefechte von Anfang September gegen Engländer und Franzosen; an zuständiger Stelle wird angenommen, daß diese Kämpfe am Benue- und am Croßfluß stattfanden. Die Engländer finden in einem verlassenen Schützengraben unter einem Haufen Leichen eine deutsche Fahne, die sie sofort ins Hauptquartier bringen lassen als erste Siegesbeute dieser Art. Die schwere russische Artillerie setzt die Beschießung Przemysls erfolglos fort. Die belgische Regierung gibt ein Graubuch heraus. Der türkische Gesandte in Washington, Buston Bei, dessen Erörterung über die Haltung der Vereinigten Staaten im Kriege abfällig kritisiert worden sind, begibt sich nach Konstantinopel und erklärt, er habe aus eigenem Antrieb, ohne Rücksprache mit der Pforte gehandelt. Die Japaner haben die Insel Jap in den Karolinen besetzt.

8. Vor Antwerpen ist das Fort Breendonck genommen; der Angriff auf der inneren Fortlinie und damit auch die Beschießung der dahinter liegenden Stadtteile hat begonnen, nachdem der Kommandant die Erklärung abgegeben hatte, daß er die Verantwortung übernehme; einzelne Stadtteile brennen. Russische Angriffe bei Wirballen werden blutig zurückgeschlagen. Ein österreichisches Flugzeug wird bei der Erkundigung der französischen Batterien vor Cattaro von einem Geschoß getroffen und sinkt ins Meer. Montenegrinische Abteilungen stoßen in der Herzegowina vor. Insgesamt hat die Zeichnung auf die 15 Millionen englische Schatzscheine 30 Millionen Pfund Sterling eingebracht. Bis jetzt werden in Österreich acht Cholerafälle festgestellt. Ein deutsches Torpedoboot greift den norwegischen Dampfer „Modig“, der ungefähr 1800 Tonnen Kohlen an Bord hatte und auf der Reise von England nach Rußland begriffen ist, auf und schleppt ihn nach Swinemünde. Die Luftschiffhalle in Düsseldorf wird von einer durch einen feindlichen Flieger geworfenen Bombe getroffen, das Dach der Halle durchgeschlagen und die Hülle eines in der Halle liegenden Luftschiffs zerstört. Sechs Zeppeline erscheinen über Antwerpen und richten großen Schaden an. Die Russen erleiden anläßlich eines erfolglosen Sturmes auf Przemysl ungeheure Verluste und beginnen darauf Teile ihrer Streitkräfte zurückzunehmen. Bei Lancut stellt sich den vordringenden deutsch-österreichischen Truppen der Feind in großen Massen entgegen. Aus Rodzwadow sind die Russen vertrieben. Im Marmaroser Komitat artet der russische Rückzug in Flucht aus. Bei Böske wird eine starke Kosakenabteilung zersprengt; der vom Uszokerpaß geworfene Feind muß sich über Turka weiter zurückziehen. Der französische Panzerkreuzer, der an der Jahresfeier der Proklamation von Portugal als Republik teilnehmen soll, ist in Lissabon, von Regierung und Volk begeistert begrüßt, eingetroffen. Ein in drei Sprachen — Deutsch, Französisch und Vlämisch — in ganz Belgien verbreiteter Einspruch gegen die belgischen Einberufungen verbietet den Wehrpflichtigen, der an sie ergangenen oder noch ergehenden Einberufung Folge zu leisten. Essad Pascha begibt sich mit 4000 Mann nach Skutari. Eine deutsche Taube wirft zwei Bomben, die eine über die Ebene von St. Denis, die andere über Aubervilliers. Der Herzog der Abruzzen übernimmt wieder das Kommando der italienischen Truppen, General Amoglio, der Kommandant der italienischen Streitkräfte in der Kyrenaika, wird telegraphisch von seinem Posten abberufen. Das Große Hauptquartier befindet sich gegenwärtig, nachdem es zuerst in Koblenz und dann in Luxemburg gewesen ist, in einer fran-

2*

zösischen Stadt, etwa 50 Kilometer weit von der Grenze; ein täglicher Kurier, der über Luxemburg und Köln reist, bringt die Briefe in drei Tagen in das Hauptquartier und zurück. Bisher sind ungefähr 150 Juden im deutschen Heer zu Offizieren befördert worden. Infolge der mißlichen Zustände in Monastir und des unerträglichen Auftretens der serbischen Behörden verlassen zahlreiche Familien die Stadt und begeben sich nach Neugriechenland. Poincaré und Millerand treffen in Paris ein.

9. Die Deutschen machen weitere Fortschritte bei St. Mihiel und im Argonnenwald. Auf den Türmen der Kathedrale von Bordeaux wird eine Funkenstation von ganz außerordentlicher Stärke errichtet. Mehrere Forts der inneren Festungslinie von Antwerpen, ebenso die Stadt selbst sind deutscher Besitz; der Kommandant und die Besatzung haben den Festungsbereich verlassen. Ein ganzes belgisches Korps kommt über die holländische Grenze und wird darauf entwaffnet. England und Österreich-Ungarn haben ein Abkommen getroffen wegen Austausches von Frauen, Kindern und Invaliden. Rücktritt des italienischen Kriegsministers Generals Grandi. Die montenegrinischen Truppen setzen ihren Marsch in der Richtung auf Sarajewo fort; sie haben die befestigte Linie erreicht, die zum Schutz der Stadt in einer Entfernung von acht Kilometern dient. Nach dem Beispiel Englands hat die französische Regierung jeden Handelsverkehr mit dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn untersagt; eine deutsche Firma in Havre wird infolgedessen ihres Lebensmittellagers im Wert von zehn Millionen Franken beraubt. Das internationale Telegrammbureau in Kopenhagen erhält die Erlaubnis der Behörden, neutrale Depeschen nach den Ländern, deren unmittelbare Telegraphenverbindungen gestört sind, zu empfangen und weiterzugeben; es unterstellt sich der Kontrolle der Dänischen Bank. Die römischen Fleischermeister halten von jetzt ab geschlossen als Protest gegen das Ausfuhrverbot von frischen Häuten. Die englische Regierung verfügt, daß alle Lichter und Laternen in London, die von oben herab sichtbar sind, womöglich von ihrer oberen Seite bedeckt, die Beleuchtung der Läden eingeschränkt, ununterbrochene Lichterreihen teilweise gelöscht und schließlich Lichter mit unregelmäßigen Zwischenräumen angezündet werden müssen. Aus Petersburg meldet der Draht, daß der russische Gesandte in Sofia beauftragt worden sei, sich der Beschwerde des serbischen Gesandten über die Teilnahme der Bulgaren an den Aufständen in Neu-Serbien anzuschließen; die beiden Gesandten deuten an, daß es nötig werden könnte, die Vorstellung in Form eines Ultimatums zu wiederholen, dem in diesem Fall sich auch Griechenland anschließen würde; der rumänische Gesandte in Sofia tut alles, um zu vermitteln, aber die allgemeine Ansicht scheint die zu sein, es werde sich als unmöglich erweisen, eine Entladung zu verhindern. Eine deutsche Taube versucht Paris zu überfliegen, wird jedoch sofort von vier französischen Flugzeugen verfolgt und muß sich in östlicher Richtung zurückziehen. Die Russen haben Lyck neuerdings besetzt. Zwei französische Torpedoboote finden durch Zusammenstoß auf hoher See ihren Untergang. Fünf Züge mit zusammen 70 Wagen Truppen und Kriegsmaterial gehen von Lyon nach dem nördlichen Kriegsschauplatz ab. Die in Bagdad und Bassorah wohnenden Engländer verlassen Mesopotamien aus Furcht vor den daselbst beginnenden Unruhen. Die portugiesische Regierung fordert einen außerordentlichen Kredit von acht Millionen Millreis zu Rüstungszwecken, gedenkt jedoch zunächst nicht, die Neutralität aufzugeben. Die Kurden erheben sich gegen die Russen. Der ehemalige Bürgermeister und Abgeordnete von Fiume, Zanelli, und der Schriftleiter eines italienischen Blattes in Triest werden wegen Hochverrats verhaftet. An einigen Orten zwischen Iwangorod und Sendomir sind heftige Artilleriekämpfe mit den Deutschen im Gang, die sich der Weichsel nähern. Die russische Schwarze Meerflotte, bestehend aus 23 Einheiten, darunter 3 Kreuzern, 5 großen Panzerschiffen, 5 kleinen Panzerschiffen und 5 Torpedojägern, fährt am rumänischen Kriegshafen Konstantza vorbei und schlägt die Richtung nach Konstantinopel ein.

10. Die letzten Forts von Antwerpen fallen den Deutschen in die Hände (5000 Gefangene). König Karol von Rumänien stirbt. Fast die gesamte Flotte der Vereinigten Staaten von Nordamerika im Stillen Ozean ist nach den Philippinen abgegangen; seit der Besetzung der Marshall-

inseln durch die Japaner hat ein sehr lebhafter Depeschenwechsel zwischen den Regierungen in Washington, London und Tokio stattgefunden. Der Zar ist von dem Besuch des russischen Hauptquartiers in Polen nach Zarskoje-Selo zurückgekehrt. Westlich von Lille, ferner bei Hazebrouk werden französische Kavalleriedivisionen vollständig geschlagen. Ein Umfassungsversuch der Russen über Schirwindt wird abgewiesen (3000 Gefangene, 26 Geschütze und 12 Maschinengewehre). In Südpolen erreichen die Spitzen der deutsch-österreichischen Bundesarmee die Weichsel bei Grojez. Südlich von Warschau werden 2000 Russen gefangen. Der belgischen Armee gelingt es, sich ohne wesentliche Verluste in der Richtung nach der französischen Nordgrenze zurückzuziehen; die Schlachtfront dehnt sich jetzt von Ostende bis Antwerpen aus. In der neutralen Schweiz (Lausanne) bildet sich ein Komitee, das lediglich den durch Krieg bedrängten Belgiern beistehen will. Suwalki wird von den Deutschen geräumt. Die Türken zeigen eine lebhafte Tätigkeit in Syrien, Palästina und Nordarabien, wo sie Truppen zusammenziehen und die Hauptorte, sowie die nach dem Innern führenden Straßen befestigen. Die österreich-ungarische Armee ist gegen Cholera geimpft worden.

11. Entsetzung der Feste Przemysl; deutsch-österreichische Truppen rücken daselbst ein; bei der Flucht der Russen gegen die Flußübergänge von Sienjawa und Lazajsk werden massenhaft Gefangene gemacht. Der russische Vormarsch gegen Lyck scheitert, da die Deutschen hier alle Brücken rechtzeitig gesprengt haben. Eidesleistung des neuen Königs von Rumänien, Ferdinand I. Der Antwerpener Kommandant, General Guise, wird als Gefangener nach Köln geschafft. Der russische Panzer „Pallada" der Bajanklasse wird vor dem finnischen Meerbusen durch das Unterseeboot „U 26" zum Sinken gebracht. Der französische Brigadegeneral Schwarzauer wird zum Chef des militärischen Flugwesens ernannt an Stelle von General Bernard, der zur Nordostarmee abrückt. Es bestätigt sich, daß bei der Sprengung deutscher Handelsschiffe vor dem Fall Antwerpens große Frachten von Schweizer Stickereien, auf der „Gneisenau" verladen, zugrunde gegangen sind. Der französische Ministerrat beschließt die Naturalisierung des ehemaligen Bürgermeisters von Kolmar, Blumenthal. Seit mehreren Tagen ist kein Schiff mehr im Hafen von Valona eingelaufen aus Furcht vor österreichischen Minen; der Preis der Lebensmittel hat sich verdreifacht; in der Stadt treffen fortgesetzt Flüchtlinge aus allen Gegenden Albaniens ein; ihre Zahl beträgt bereits 1500. Prinz Joachim von Preußen ist von seiner Verwundung wieder hergestellt und begibt sich neuerdings an die Front. Eine Abteilung deutscher Kavallerie kommt in Gent an und befiehlt, daß auf dem Stadthaus die deutsche Flagge gehißt wird. Der König von Italien hat das Entlassungsgesuch des bisherigen Kriegsministers General Grandi angenommen und General Zupelli zum Kriegsminister ernannt.

12. Die aus Berlin abgesandten Vertreter des Roten Kreuzes von Amerika gehen zu den Feldlazaretten ab. Die österreich-ungarische Regierung erhebt in aller Form Protest gegen die erwiesene Verletzung der Genfer Konvention durch Montenegriner, die Sanitätsambulanzen beschossen haben. Das republikanische Werbekomitee für italienische Freiwillige nach Frankreich stellt seine Tätigkeit ein, nachdem über 2000 Freiwillige bereits abgegangen und in zwei Lagern in Südfrankreich untergebracht sind, mit der Bestimmung, die Lücken der Fremdenlegion auszufüllen, was der Absicht der Italiener nicht entspricht. Unsere gegen Przemysl vorrückenden Kräfte, unterstützt durch einen Ausfall der Besatzung, schlagen den Feind derart zurück, daß er sich nur mehr vor der Ostfront der Festung halten kann; bei seinem Rückzug stürzen mehrere Kriegsbrücken bei Sosnica ein; der Kampf östlich von Chyrow dauert noch an; eine Kosakendivision wird gegen Drohobicz geworfen. Der dänische Finanzminister legt dem Folkething eine Gesetzesvorlage über eine Anleihe in der Höhe von 60 Millionen Kronen vor. Die holländische Regierung setzt sich mit der deutschen Kommandantur in Antwerpen in Verbindung, um die Rückkehr der belgischen Flüchtlinge möglichst rasch zu erledigen. Deutsche Flieger erscheinen über Paris und werfen eine mit einem Sandsack beschwerte Flagge herunter, auf der geschrieben steht: „Antwerpen ist gefallen, jetzt kommt die Reihe an euch." Die belgische Regierung beschließt, sich nach Frankreich zu begeben, um ihre Hand-

lungsfreiheit zu bewahren; das ganze Ministerium mit Ausnahme des Kriegsministers schifft sich nach Le Havre ein; die französische Regierung trifft alle erforderlichen Maßnahmen für dessen Unterbringung; der König der Belgier bleibt an der Spitze seiner Armee.

13. Im Argonnenwald finden andauernd erbitterte Kämpfe statt; die Deutschen arbeiten sich im dichten Unterholz bei äußerst schwierigem Gelände mit allen Mitteln des Festungskrieges Schritt für Schritt vorwärts; die Franzosen leisten hartnäckigen Widerstand, schießen von den Bäumen, mit Maschinengewehren von den Baumkanzeln und haben neben etappenweise angelegten Schützengräben starke festungsartige Stützpunkte eingerichtet; die heftigen Angriffe auf St. Mihiel (deutsche Stellung) werden immer wieder abgewiesen. Über Karlsruhe erscheinen feindliche Flieger, ohne jedoch Schaden anzurichten. Eine große englische Flotte begibt sich nach Ostende. Der durch seine deutschfeindlichen Umtriebe bekannte Bürgermeister Max von Brüssel wird als Gefangener nach Ohrdruf abgeführt. Die Kriegsbeute in Antwerpen ist groß; mindestens 500 Geschütze, eine Unmenge Munition, Massen von Sätteln, sehr viel Sanitätsmaterial, zahlreiche Kraftwagen, viele Lokomotiven und Eisenbahnwagen, vier Millionen Kilogramm Getreide, viel Mehl, Kohlen, Flachs, für 10 Millionen Mark Wolle, für eine halbe Million Mark Kupfer und Silber, ein Panzereisenbahnzug, mehrere gefüllte Verpflegungszüge, große Viehbestände; die bei Kriegsausbruch im Hafen von Antwerpen befindlichen 34 deutschen Dampfer und 3 Segler sind mit einer Ausnahme vorhanden, allerdings hat der Feind die Schiffsmaschinen unbrauchbar gemacht; angebohrt und versenkt ist nur die „Gneisenau" des Norddeutschen Lloyd. Die Kriegsdarlehenskasse eröffnet in Wien Geschäftsstellen, die sich mit Darlehenserteilung gegen Verpfändung von Waren und Effekten während der Dauer des Krieges beschäftigen; der Zinsfuß ist mit 7 Prozent festgesetzt. Sir Charles Johnston wird zum Lordmayor von London gewählt; er gilt als Anhänger eines raschen Friedensschlusses mit dem Feinde. Prinz Oleg, der Sohn des Großfürsten Konstantin, erliegt seinen im Kampf erlittenen Verwundungen. Die amtliche „Wiener Zeitung" veröffentlicht eine kaiserliche Verordnung über eine Teilnovelle zum Bürgerlichen Gesetzbuch, deren Bestimmungen sich auf das Personen-, Familien- und gesetzliche Erbrecht beziehen — u. a. haben fortan auch Frauen das Recht, die Vormundschaft auszuüben —, ferner eine Verordnung betreffend Wuchergeschäfte. Die österreichischen Grenzbeamten haben Befehl erhalten, keine italienischen Zeitungen nach Österreich passieren zu lassen. 200 mobilisierte Reichsdeutsche und Österreich-Ungarn, die auf Schiffen mit spanischer und italienischer Flagge heimfahren, werden auf der Reede von Vannes gefangen genommen und in einem Fort interniert. Die Tschechen in Rußland protestieren als Panslawisten in verschiedenen Blättern gegen die dreiteilige Kombination Österreich, Ungarn und Böhmen, die in Ungarn erörtert wird. Der deutsche Kaiser genehmigt auf Ersuchen des Erzbischofs von Köln, daß die gefangenen französischen Geistlichen, auch wenn sie als gemeine Soldaten Dienst getan haben, wie Offiziere behandelt und im Priesterseminar zu Paderborn interniert werden.

14. Von Gent aus befindet sich der Feind, darunter ein Teil der Besatzung von Antwerpen, in eiligem Rückzug nach Westen zur Küste; unsere Truppen folgen; Lille ist von den Deutschen besetzt (4500 Gefangene). Vor Warschau werden 8000 russische Gefangene gemacht und 5 Geschütze erbeutet. Der Militärpolizeimeister von Metz, General von Bodenhausen, erhält die Ernennung zum Festungskommandanten von Antwerpen. Angriffe der Franzosen in der Gegend von Albert werden unter erheblichen Verlusten für sie abgewiesen. Ein starkes deutsches Geschwader, das die Flagge des Prinzen Heinrich von Preußen führt, kreuzt in der Nähe der Alandinseln.

15. Nach Mitteilungen des Konsuls von Terneuzen sind etwa 20 000 belgische Soldaten und 2000 Engländer auf holländisches Gebiet übergetreten und dort entwaffnet worden. Die Deutschen nähern sich Ostende, wohin sich die Reste des belgisch-englischen Heeres geflüchtet haben, in drei Richtungen: 1. von Ypern, 2. von Courtrai, 3. von Ecloo; in Brügge, südwestlich von Maldegem, ist schwerer Kanonendonner vernehmbar. Im Osten ist der russische, mit starken Kräften unternommene Vorstoß auf Ostpreußen als gescheitert anzusehen; der Angriff der deut-

schen, in Polen Schulter an Schulter mit dem österreichischen Heer kämpfenden Truppen befindet sich im Fortschreiten; die Deutschen stehen vor Warschau; ein mit acht Armeekorps aus der Linie Iwangorod-Warschau über die Weichsel unternommener Vorstoß wird auf der ganzen Linie und unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeworfen. In den Karpathen müssen die Russen Toronya nach viertägigem Kampfe räumen und werden bis Wiskow verfolgt. Die Zusammenstöße zwischen russischen Grenztruppen und Schahsevennen verlaufen sehr blutig und für die Russen verlustreich. Die Spannung zwischen Rußland und der Türkei verschärft sich zusehends; in Konstantinopel beschwert man sich, daß Rußland der Türkei gegenüber einen ungemein verletzenden Ton führe. Aus Kamerun liegt eine Meldung des Gouverneurs von Anfang September vor, wonach die Stimmung und die Gesundheit der weißen Bevölkerung ausgezeichnet seien; die Eingeborenen verhalten sich ruhig. Das österreichische Unterrichtsministerium ordnet an, daß Staatsangehörige der mit der Monarchie kriegführenden Länder von nun an zur Einschreibung an österreichischen Hochschulen nicht mehr zuzulassen seien. Prinz Wihelm zu Wied, der ehemalige Fürst von Albanien, tritt als Major neuerdings ins deutsche Heer ein und geht zur Front ab. Die Rebellen auf Haiti haben den Regierungstruppen bei Lémonade eine Niederlage beigebracht; der Präsident zieht sich auf Grande Riviera zurück. Der mexikanische General Carranza hat sich mit Waffengewalt der Linien Railway Companies bemächtigt und erklärt, daß die Regierung die Eisenbahn von nun an selbst betreiben werde. Kaiser Franz Joseph von Österreich verleiht dem Festungskommandanten von Przemysl den Orden der Eisernen Krone 1. Klasse mit Kriegsdekoration. Der Militärgouverneur von Warschau veröffentlicht einen Aufruf, demzufolge die Bevölkerung den Ereignissen in Ruhe entgegensehen könne, da die Stadt bis zum äußersten verteidigt werde. Der englische Kreuzer „Yarmouth" bringt das Paketboot „Markomannia" der Hamburg-Amerika-Linie in den Gewässern von Sumatra zum Sinken und kapert einen kleineren deutschen Dampfer mit einer radiographischen Station. Nach der Besetzung Brügges wird auch Ostende von den Deutschen erobert; heftige Angriffe der Franzosen nordwestlich von Reims werden abgewiesen; der Hauptkampf steht von Ypern bis zum Meere. Die philosophische Fakultät der Universität Halle ernennt den kommandierenden General v. Stein, einen Sohn der Provinz Sachsen, zum Ehrendoktor. Das seit fünf Tagen unterbrochene Bombardement von Cattaro wird mit äußerster Heftigkeit durch vierzig französische und englische Kriegsschiffe und die montenegrinischen Forts vom Lowzen neuerdings aufgenommen. Die Vereinigten Staaten und Nordamerika und Schweden treffen ein Abkommen über Verweisung von Streitigkeiten zur Untersuchung an eine internationale Kommission.

16. Die schwedische nationale Staatsanleihe auf 30 Millionen Kronen, hauptsächlich zum Schutze der Neutralität, ist innerhalb weniger Tage vollständig gezeichnet worden. In Konstantinopel behauptet sich die Meldung, daß der frühere Kommandant der türkischen Flotte, der englische Admiral Limpus, in der russischen Schwarzmeerflotte Dienste angenommen habe; diese Nachricht macht in türkischen Kreisen einen üblen Eindruck und trägt dazu bei, die Verstimmung gegen England zu verschärfen. Tod des italienischen Ministers Marchese di San Giulano. Der englische Kreuzer „Hawke" wird in der Nordsee durch das deutsche Unterseeboot „U 49" zum Sinken gebracht; 49 Offiziere und Matrosen erscheinen gerettet, 350 werden vermißt. In Pest trifft eine für Ungarn bestimmte Abteilung des Amerikanischen Roten Kreuzes ein. Präsident Poincaré hat die Würde eines Lord-Rektors der Universität Glasgow angenommen; es ist dies das erstemal, daß ein ausländisches Staatsoberhaupt diesen Titel erhält. In London wird angeordnet, daß jeder, der vom Ausland in Großbritannien an Land geht, eine Erklärung abgeben müsse, daß er weder Briefe noch andere geschriebene Mitteilungen mitführe; die Beamten sind ermächtigt, sowohl die Personen wie das Gepäck zu untersuchen, wenn es ratsam erscheint.

17. Der italienische Ministerpräsident Salandra übernimmt die vorläufige Verwaltung des durch den Tod di San Giulianos erledigten Ministerpostens für auswärtige Angelegenheiten. Die Kämpfe bei uns südlich von Warschau dauern fort; in Rußland ist auf der ostpreußi-

schen Front die Lage unverändert. In Ostende werden von den Deutschen Minen versenkt. 8000 österreichische Soldaten, die an der Belagerung von Antwerpen teilgenommen, treffen auf der Durchfahrt nach dem Osten in Aachen ein. Der deutsche Reichskanzler besichtigt Antwerpen. Seit dem 15. wütet ein verzweifelter Kampf in der Umgebung von Ypern und Courtrai, wo die deutschen Abteilungen von Antwerpen mit größter Heftigkeit auf den äußersten linken Flügel der Franzosen drücken, um die Verbindung zwischen dem deutschen östlichen Flügel in Belgien und dem deutschen rechten Flügel in Frankreich herzustellen; die Bewegungen der Verbündeten erscheinen durch die belgischen Flüchtlinge sehr gehemmt. Der Stadt Antwerpen wird eine Kriegssteuer von 30 Millionen Franken auferlegt. Die deutsch-österreich. Truppen im Osten bereiten angesichts der gewaltigen russischen Verstärkungen ihren Rückzug vor. Ein leichter englischer Kreuzer, begleitet von vier Torpedobooten, trifft angesichts der holländischen Küste vier deutsche Torpedojäger, die er versenkt. Der schwedische Dampfer „Beta" wird auf der Fahrt von Amerika nach Schweden von den Engländern beschlagnahmt und nach den Orkneyinseln geführt. Die beschossenen Forts von Cattaro leisten heftigsten Widerstand. Die Cholerafälle unter den in Österreich-Ungarn befindlichen Militärpersonen häufen sich. Der ungarische Unterrichtsminister verbietet die Anwendung der kyrillischen Schrift in den slawonischen und kroatischen Lehranstalten. Der französische Justizminister fordert die Staatsanwaltschaften durch ein Rundschreiben auf, ein wachsames Auge auf die Spekulanten zu haben, die sich die gegenwärtigen Umstände zunutze machen wollen, um Lebensmittel, namentlich die notwendigsten, aufzuhäufen oder sonstige betrügerische Manipulationen damit vorzunehmen. Das Gericht in Bordeaux verfügt die Schließung der letzten deutschen Wirtschaften. In Buja (Italien) fordern etwa tausend Demonstranten Arbeit und Brot; Karabinieri werden mit Steinen beworfen und viele Verhaftungen vorgenommen. Ein heftiges Erdbeben macht sich in Athen und andern Städten bemerkbar; die Zahl der Verletzten ist nicht groß, dagegen der Schaden ziemlich bedeutend. Österreichische Flugzeuge werfen Bomben oberhalb Antivari. In London kommt es zu großen Ausschreitungen gegen Deutsche; eine Anzahl von deutschen Läden wird geplündert und zerstört. Der japanische Kreuzer „Takachiho" stößt in der Bucht von Kiautschau auf eine Mine und findet seinen Untergang.

18. Die belgische Gesandtschaft in Bordeaux teilt mit, daß die belgischen Miliztruppen des Jahrgangs 1914 unter die Fahnen gerufen wurden. In Finnland tritt die Zensur auch für den inländischen Briefverkehr in Kraft. Unter dem Vorsitz des Königs Ferdinand von Rumänien findet in Bukarest eine Beratung des Kabinetts unter Heranziehung aller Parteivorstände statt; im Verlauf der Besprechungen wird die bisherige Haltung der Regierung gebilligt und festgestellt, daß keine Ursachen vorliegen, geeignet, eine Änderung der bisherigen rumänischen Politik herbeizuführen. In Konstantinopel laufen, in arabischer Sprache abgefaßt, in Syrien verbreitete Proklamationen ein, die den Titel tragen: „Was die Engländer gegen den Islam getan haben"; es werden darin alle Unglücksfälle der Muselmanen aufgezählt, die von Engländern verursacht worden sind. Die deutschen Werkstätten haben dreißig mit Lufttorpedos ausgerüstete Zeppelinkreuzer fertig gestellt, die, sobald die Küste von Antwerpen bis Havre in deutschen Händen ist, gemeinsam gegen die englische Flotte vorgehen sollen. Auf der Front von Ostpreußen und der Weichsel tritt keine Veränderung ein; Versuche der Österreicher, den San zu überschreiten, scheitern; die Österreicher und Ungarn ziehen an den Karpathenpässen bedeutende Verstärkungen heran. Essad Pascha hat der serbischen Regierung mitgeteilt, daß er zum Präsidenten des albanischen Senats erwählt worden sei, und versichert die Serben seiner guten Absichten; die in Albanien weilenden Serben würden unter seinen Schutz genommen. Der belgische Badeort Blankenberghe wird von den Deutschen besetzt. Angriffsversuche des Feindes in der Gegend westlich und nordwestlich von Lille werden von den Deutschen unter starken Verlusten für den Gegner abgewiesen. Österreich-ungarische Schiffe beschießen Antivari. Auf 18 englischen Schiffen landen 31 000 Inder mit allem Kriegsmaterial in Marseille und werden von der dortigen Bevölkerung begeistert begrüßt.

19. Die nationale Liga in Sofia protestiert bei der Regierung dagegen, daß der heilige Synod in Petersburg durch seine Organe unter der bulgarischen Bevölkerung eine Agitation zu Gunsten Rußlands entfalte, wobei die Priester ihr geistliches Amt mißbrauchten. Das australische Schiff „Nusa“ kapert den deutschen Dampfer „Komet“ mit einer ganzen Einrichtung für drahtlose Telegraphie auf der Höhe von Neuseeland und stellt das Schiff sodann in den Dienst der eigenen Flotte. Essad Pascha, der seine Macht in Albanien immer weiter ausbreitet, hat Kiamil Bei als seinen Gegner verhaften lassen; auch hat er ein Dekret veröffentlicht, das alle Männer von 18 bis 40 Jahren unter die Fahne ruft; mit dieser Maßnahme beabsichtigt er den Krieg gegen die Malissoren einzuleiten, die sich weigern, sich an die albanische Regierung anzuschließen; fortwährend treffen Flüchtlinge in Valona ein, wo die Lage schwieriger wird. Die deutschen Behörden fordern von der Stadt Antwerpen den Unterhalt für eine Garnison von 15 000 Mann. In der Nähe von Targhevar finden heftige Kämpfe zwischen Kurden und Russen statt. Das französische Über-Großkampfschiff „Normandie“ ist vom Stapel gelaufen. Zar Nikolaus verfügt, daß alle Angehörigen des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns ihrer Titel als russische Handels- und Industrieräte verlustig gehen sollen. Prinz Arsen Karageorgjewitsch trifft in Petersburg ein, um in der russischen Armee Dienste zu nehmen. Die oberste Heeresleitung der Russen gestattet dem Gutsbesitzer Gurtschinsky, eine polnische Legion zu organisieren unter der Bedingung, daß die Legion jederzeit zur Verfügung der Hauptarmee stehe. Ein englischer Dampfer bringt das deutsche Schiff „Ophelia“, das unter dem Schutz der Rotkreuzflagge radiotelegraphische Apparate mit sich führt, nach Yarmouth. Die elsässisch-schweizerische Grenze wird für jeden Verkehr gesperrt. Die russische Abstinenzliga richtet an den Zaren die Bitte, den Verkauf geistiger Getränke nicht nur wie bisher für die Kriegszeit, sondern für immer zu verbieten. Die von Ostende längs der Küste vorgehenden deutschen Truppen stoßen am Yser-Abschnitt bei Nieuport auf feindliche Kräfte; es entwickeln sich neue anhaltende Kämpfe. Italienische Marinesoldaten besetzen Valona. Der französische Kreuzer „Flandre“ wird in Brest vom Stapel gelassen.

20. Etwa tausend Streckenarbeiter werden aus England nach dem Kontinent geschickt zur Wiederherstellung zerstörter Eisenbahnlinien. Die Rekrutierung in den schottischen Industriebezirken ist eingestellt wegen der zahlreichen von der Militärverwaltung gegebenen Aufträge. Das Leben in Antwerpen beginnt sich zu heben; die Lebensmittelpreise sind ziemlich normal; der Senator Brandes aus Hamburg übernimmt den Posten eines deutschen Zivilgouverneurs; Kardinal Mercier hat den Sitz seines Erzbistums wieder nach Mecheln zurückverlegt. Ein deutsches Torpedoboot wird auf der Küste südlich von Kiautschau zerstört aufgefunden. Am Yserkanal stehen die deutschen Truppen nach wie vor in heftigem Kampfe; der Feind unterstützt seine Artillerie nordwestlich von Nieuport aus; ein englisches Torpedoboot wird dabei von unserer Artillerie unbrauchbar gemacht; die Kämpfe westlich Lille dauern an; doch gehen auch dort die Deutschen angriffsweise vor (2000 englische Gefangene und mehrere Maschinengewehre gewonnen). Österreich-ungarische Truppen rükken in der Bukowina bis Sereth vor. Der deutsche Dampfer „Potsdam“ stößt in der Nordsee auf eine Mine und sinkt. Schweden löscht seine Leuchtfeuer an der westlichen und südlichen Küste. Der englische Dampfer „Glitre“ wird zwölf Seemeilen von der norwegischen Küste durch ein deutsches Unterseeboot in den Grund gebohrt. Der franz. Schriftsteller Anatole France veröffentlicht eine hetzerische antideutsche Kundgebung. Die regelmäßige Schiffahrt im Adriatischen Meer wird auf italienischer Seite neuerdings aufgenommen. Die Japaner besetzen die Marianen, die Marshallinseln, sowie die Süd- und West-Karolinen. In den Karpathen wird der Jablonikapaß, der letzte noch von einer russischen Abteilung besetzt gewesene Übergang, von österreich-ungarischen Truppen genommen; auf ungarischem Boden befindet sich daher kein Feind mehr.

21. Ein Dekret des Präsidenten Poincaré gewährt den bedürftigen belgischen Familien, deren Ernährer einberufen oder wieder einberufen worden sind oder sich freiwillig unter die belgischen Fahnen gestellt haben, dieselben Unterstützungen wie den französischen Familien. Der Jahrestag der Schlacht bei Trafalgar

wird in ganz England eindrucksvoll gefeiert. Die belgische Presse beginnt fortan großenteils in London zu erscheinen. Der russische Ministerrat verbietet das Erscheinen der 1729 in deutscher Sprache begründeten „St. Petersburger Zeitung" ab Neujahr 1914. Tod des früheren rumänischen Ministerpräsidenten Sturdza. Die Kämpfe am Yserkanal dauern noch fort; elf englische Kriegsschiffe unterstützen die feindliche Artillerie; östlich Dixmuiden wird der Feind zurückgeworfen; auch in der Richtung Ypern dringen die Deutschen erfolgreich vor. Die Kämpfe nordwestlich und westlich von Lille sind sehr erbittert, der Feind weicht aber auf der ganzen Front langsam zurück; heftige Angriffe aus der Richtung Toul werden unter den schwersten Verlusten für die Franzosen abgewiesen. Bei Przemysl wird heftig gekämpft; die Russen haben aus Lemberg große Verstärkungen erhalten. In Czernowitz rücken die österreich-ungarischen Truppen ein und drängen die Russen über den Pruth. Infolge der von den Behörden erteilten Erlaubnis zur Erhöhung des Brotpreises bricht in Palermo der Generalstreik der Arbeiterschaft aus. In der Kyrenaika zwischen Regima und Bu Mariam, östlich von Bengasi, wird eine italienische Proviantkolonne von Beduinen angegriffen, aber zurückgeschlagen. Viele Häuser von Roulers stehen in Flammen; ein Teil der Einwohner ist nach Frankreich oder Holland geflüchtet; die Deutschen beschießen die Stadt Nieuport, die zahllose Verwundete beherbergt, von Mariakerken bei Ostende; die Verbündeten antworten sowohl vom Lande wie mit dem Feuer der englischen Kriegsschiffe; vom Damm bei Ostende kann man den Geschützkampf beobachten. In deutschen Kriegsgefangenenlagern sind untergebracht: Franzosen 2472 Offiziere, 146 897 Mann; Russen 2164 Offiziere, 104 524 Mann; Belgier 547 Offiziere, 31 378 Mann; Engländer 218 Offiziere, 8669 Mann; das sind 296 869 Kriegsgefangene, darunter 5401 Offiziere; weitere Transporte von Kriegsgefangenen nach den Lagern sind unterwegs; an Generalen befinden sich in deutscher Gefangenschaft 6 französische, 18 russische (darunter 2 kommandierende) und 3 belgische.

22. Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses und Herrenhauses zum Zweck der Bewilligung von Notstandsvorlagen. Zwischen Ostende und Nieuport wird das heftige Geschützfeuer fortgesetzt. Der Rückzug der Deutschen von Warschau dauert an. Die englische Polizei verwahrt alle Reichsdeutschen und Österreich-Ungarn, die verdächtig sind, im Militärdienst zu stehen; diejenigen, die sich als ungefährlich erweisen, werden in Lagern untergebracht; alle aber müssen sich die härtesten Bedrückungen gefallen lassen. Der Zar und die Zarin spenden für das in Petersburg begründete belgische Hilfskomitee 10 000 Rubel. Die starken serbischen und montenegrinischen Streitkräfte, die seinerzeit über die von Truppen entblößten südöstlichen Grenzteile in Bosnien eingedrungen sind und die einheimische mohammedanische Bevölkerung auch mit zügellosen Horden und plündernden und mordenden Freischaren heimgesucht haben, werden nach dreitägigem Kampfe im Raume beiderseits der Straße Mokro-Rogatica geschlagen und zu eiligem Rückzug gezwungen. Westlich von Lille sind die deutschen Angriffe erfolgreich. Im Osten werden russische Angriffe westlich von Augustowo zurückgeschlagen und mehrere Maschinengewehre erbeutet.

23. Ein große Zahl russischer (!) Schriftsteller, Gelehrter und Künstler richtet an die zivilisierte Welt einen entrüsteten Protest gegen die deutschen Intellektuellen, von denen die deutschen Grausamkeiten (!) in Frankreich und Belgien (!) gebilligt wurden; auch die Vertreter der englischen Kulturwelt bereiten eine ähnliche Kundgebung vor. Die Wiener Künstlerschaft beschließt, an die Berliner und Münchener Sezession ein Schreiben zu richten, worin sie die Gefühle und Empfindungen der deutschen Kollegen im Fall des deutschfeindlichen Schweizer Malers Ferdinand Hodler und dessen Streichung aus den Mitgliederlisten vollkommen billigen. Zwei deutsche „Tauben" überfliegen die französischen Linien in der Richtung nach Compiègne, werden jedoch verfolgt und verschwinden hierauf; eine andere deutsche „Taube" überfliegt Belfort, wird beschossen und muß sich rasch zurückziehen. Der Zar verleiht dem Generalissimus Großfürsten Nikolajewitsch die Insignien des St. Georgsordens dritter Klasse. Der österreichische Lloyd verfügt die Entlassung sämtlicher italienischer Angestellten und Arbeiter; der Stadtrat von Triest wird in Wien durch den Abgeordneten Pittaco vorstellig, um die

Entscheidung des Lloyd rückgängig zu machen; es handelt sich offenbar nur um eine Vorsorge für die Dauer des Krieges. Ein Erlaß der französischen Regierung hebt die Spezialkorps der Bürgergarde auf, die zu Beginn der Mobilmachung eingerichtet worden sind, da ihre Obliegenheiten nunmehr von der bewaffneten Macht und den Verwaltungsbehörden übernommen werden können; dieses Dekret ist diktiert von der Angst vor einer Revolution. Ein weiterer Erlaß der französischen Regierung verbietet die Ausfuhr oder den Rücktransport von Kabeljau und getrockneten Fischen nach dem Ausland. Der Zar läßt durch den Minister des öffentlichen Unterrichts den Studenten der Universität Petersburg seine Dankbarkeit ausdrücken für ihre patriotische Haltung. Die Stadtverwaltung von Moskau spendet für die Belgier 100 000 Rubel; gleich hohe Summen werden auch für die Opfer des Krieges in Serbien, Montenegro und Polen (!) bewilligt. Nach römischen Nachrichten ist die Lage zwischen Bulgarien und Serbien gespannt; Serbien habe seine Zustimmung zu dem Vorschlag Bulgariens verweigert, eine gemeinsame Kommission zur Untersuchung der mazedonischen Verhältnisse zu ernennen; infolgedessen sei die Volksstimmung in Bulgarien sehr erregt und fordere die Überreichung eines Ultimatums an Serbien sowie die sofortige Besetzung von Mazedonien. Die amtliche „Wiener Zeitung“ veröffentlicht eine Verordnung des Gesamtministeriums über das Verbot der Ausfuhr und Durchfuhr von Wirkwaren und Strickwaren aus Baumwolle und Wolle. Die Kundgebungen der Studierenden der höheren Lehranstalten anläßlich der Einberufung unter die Fahnen dauern fort; die Hörer der Universität Kasan haben den Gouverneur gebeten, den verbündeten Regierungen ihre Sympathiegefühle mitzuteilen; sie sind bereit, einem Aufruf des Zaren zu folgen, um gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen. Das englische Torpedoboot „Dryaden“ gerät an der Nordküste Schottlands auf Grund; die Mannschaft jedoch wird gerettet. Der schwedische Dampfer „Alice“ mit einer Koksladung stößt auf dem Weg von London nach Göteborg auf eine Mine; von der Besatzung werden neun Mann vermißt. Die Petersburger Telegraphen-Agentur dementiert die Meldung des Wiener Korrespondenzbureaus, wonach die Russen auf die Gefangennahme oder den Tod eines österreich-ungarischen Heerführers einen Preis von 80 000 Rubel angesetzt haben. Die norwegische Handelskammer in London läßt den leitenden englischen Zeitungen einen Protest gegen die Beschuldigungen einer gewissen Presse zugehen, daß Skandinavien Petroleum, Getreide und Kohlen an das Deutsche Reich liefere; einen ähnlichen Protest versenden dänische und schwedische Körperschaften. Das entführte italienische Unterseeboot tritt seine Rückfahrt von Ajaccio nach Spezia an. Der italienische Dampfer „Nilo“, der angeblich Kaffee für Österreich mit sich führt, wird in der Straße von Otranto durch französische Schiffe aufgehalten und hierauf beschlagnahmt.

24\. Die Hafenpräfektur von Konstantinopel teilt amtlich mit, daß Schiffe mindestens zwölf Meilen von der Küste entfernt werden halten müssen, um der Gefahr zu entgehen, auf Unterseeminen zu stoßen, die sich von der Verankerung losgerissen haben. Nach Londoner Berichten läßt die englische Regierung durch die ägyptische allen feindlichen Schiffen in den Häfen des Suezkanals Befehl erteilen, den Kanal zu verlassen, mit der Begründung, der Kanal sei nicht zu dem Zwecke erbaut, um Schiffen Schutz vor Wegnahme als Prise zu gewähren; die deutsche Presse ist einmütig in der Verurteilung dieses völkerrechtswidrigen Aktes. Amtlich wird aus London gemeldet, daß große Ankäufe von Zucker der englischen Regierung erlauben, auf lange Zeit hinaus den jetzigen Preis für diese Ware beizubehalten und ihn sogar zu ermäßigen. Eine amtliche Mitteilung der Marine in Bordeaux besagt, daß die französischen Kriegsschiffe „Brieux“ und „Surprise“ vom 11. bis 14. Oktober nach erfolgloser Aufforderung zur Übergabe zweier feindlicher Stellungen in Kamerun Compo und Kribili beschossen haben. Die amtliche „Wiener Zeitung“ verlautbart eine kaiserliche Verordnung über Vergeltungsmaßregeln auf rechtlichem und wirtschaftlichem Gebiete anläßlich der kriegerischen Ereignisse, eine Verordnung des Gesamtministeriums über die Vergeltungsmaßregeln bei Guthaben und Forderungen, die Angehörigen feindlicher Staaten zustehen, eine Verordnung des Gesamtministeriums über die Erlassung

eines Zahlungsverbotes gegen Großbritannien und Frankreich, und eine Verordnung des Gesamtministeriums über die Überwachung ausländischer Unternehmungen. Infolge Erkrankung des deutschen Generalstabschefs Moltke wird Kriegsminister Falkenhayn mit dessen Vertretung betraut. Die deutsche Regierung teilt den neutralen Mächten eine Denkschrift mit über die Stellung Englands und Frankreichs zu der Londoner Seekriegsrechterklärung. Der Yser-Ypern-Kanal zwischen Nieuport und Dixmuiden wird nach heftigen Kämpfen von weiteren deutschen Streitkräften überschritten. Im Osten ergreifen die Deutschen die Offensive gegen Augustowo; in der Gegend von Iwangorod kämpfen sie Schulter an Schulter mit den österreich-ungarischen Truppen und machen 1800 Gefangene. Eine deutsche „Taube" überfliegt Gravelingen bei Dünkirchen und wirft Bomben. Die österreich-ungarischen Kriegsberichterstatter melden übereinstimmend, daß infolge der ausgezeichneten sanitären Maßnahmen die Zahl der Erkrankungen an Cholera und Ruhr stark im Abnehmen begriffen sei. Die Petersburger Zeitung „Nowoje Zowno" meldet, daß vor einigen Tagen auf Verlangen Englands eine neue französisch-englisch-russische Flottenübereinkunft abgeschlossen worden sei, derzufolge der Oberbefehl über die russisch-baltische Flotte und die Schwarzmeerflotte den Engländern übertragen werde; Großbritannien verpflichte sich gleichzeitig, diese Flotten durch eigene Geschwader zu verstärken; die Forderung Englands nach unbedingter Unterwerfung der französischen und russischen Admiralität und die englischen Marinekommandanten sei von Frankreich anfangs bekämpft worden; Rußland dagegen habe dem Vorschlag sogleich zugestimmt. Die Nachrichten über die verschleierte Besitzergreifung von Epirus durch Griechenland erregen die lebhafteste Aufmerksamkeit der türkischen Kreise. Seit einigen Tagen kommen zahlreiche englische und kanadische Truppen nach Ägypten; diese Tatsache wird in Konstantinopel als Verletzung der Neutralität aufgefaßt. Der bei Welikobrod und Wratschewitza westlich Wischegrad eingeholte und gestellte Feind wird von österreich-ungarischen Truppen erfolgreich angegriffen und nach Wischegrad zurückgeworfen. Deutsche Truppen unternehmen angeblich einen Einfall nach Angola (Westafrika).

25. Kapitänleutnant Otto Weddigen, Kommandant des „U 9" erhält den Orden „Pour le Mérite". Daß Gerücht, daß die englische Regierung die obligatorische Einziehung zum Heeresdienst plane, verursacht in ganz Großbritannien einen Auswanderungssturm nach Amerika. Die ehemals deutschen Kriegsschiffe „Göben" und „Breslau" kehren in großer Eile nach dem Bosporus zurück; der englische und der russische Botschafter erklären der Pforte, daß sie die Akten über den Ankauf der Fahrzeuge nicht anerkennen und die Verbündeten die Schiffe bei ihrer nächsten Ausfahrt angreifen würden. Nach einer im „Deutschen Reichsanzeiger" veröffentlichten Zusammenstellung der ersten 50 Verlustlisten, die bisher die Verluste bis etwa Mitte September enthalten, haben die deutschen Heere in den ersten sechs Kriegswochen einen Gesamtverlust von 251 218 Mann zu verzeichnen, davon 36 531 tot, 159 165 verwundet und 55 522 vermißt; von den Toten sind 2385 Offiziere. Westlich des Yserkanals, zwischen Nieuport und Dixmuiden, welche Orte noch in feindlichem Besitz sind, greifen deutsche Truppen den sich dort hartnäckig wehrenden Feind an; das am Kampf sich beteiligende englische Geschwader wird durch schweres Artilleriefeuer zum Rückzug gezwungen; drei Schiffe der Engländer erhalten Volltreffer; das ganze Geschwader hält sich darauf außer Schußweite; bei Ypern selbst steht der Kampf. Südwestlich von Ypern, sowie westlich und südwestlich von Lille machen die Deutschen im Angriff gute Fortschritte. Im erbitterten Häuserkampf erleiden die Engländer große Verluste. Nördlich von Arras bricht ein heftiger französischer Angriff in deutschem Feuer zusammen. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz schreitet die Offensive gegen Augustowo vorwärts; die Entscheidung bei Iwangorod steht noch aus. Das Deutsche Reich liefert seine mohammedanischen Gefangenen wie Turkos, Spahis, Inder usw. auf dem Weg über Rumänien und Bulgarien an die Türkei aus. Im Magonitheater zu Rom findet eine Volksversammlung wider die Neutralität Italiens statt. Ein Befehl des Platzkommandanten von Lyon verbietet das Betreten französischen Gebietes von der Schweiz und von Italien her. Schweizer

Kinder, die vom Kanton Genf aus französische Schulen besuchen, werden verhaftet; es verlautet, daß dieses Verbot durch eine große Spionageangelegenheit veranlaßt worden sei, der die französischen Militärbehörden auf der Spur seien; seit abends jedoch wird das Passieren der französischen Grenze wieder gestattet. In Oberitalien und in der südlichen Schweiz macht sich ein Erdbeben bemerkbar. Ostbosnien bis zur Drina ist vom Feind vollständig gesäubert; bei dieser Aktion erbeuten die österreich-ungarischen Truppen zwei Geschütze, große Mengen Infanterie- und besonders Artilleriemunition; die montenegrinischen Abteilungen trennen sich von den Serben und ziehen sich südwestlich zurück; auch an anderen Orten wird der Feind blutig zurückgeschlagen.

26. Kolonialminister Drumergue befindet sich in Paris, wo auch Briand, Sarraut und Ribot eintreffen; trotz der Verlegung der französischen Regierung nach Bordeaux sind stets einige Minister in Paris anwesend. Tod des englischen Generalstabschefs Generals Sir Charles Douglas in London. In Skutari kommt es beständig zu Zusammenstößen zwischen Christen und Muselmanen; die Polizei hält sich fern. Das bulgarische Nationalkomitee in Sofia veranstaltet eine große Nationalversammlung mit anschließender Aussprache über die beunruhigenden Nachrichten, die fortwährend aus Mazedonien anlangen. Ein deutsches Flugzeug überfliegt die Gegend von Beauvais. Zweitausend von Calais kommende Flüchtlinge treffen in Havre ein und werden sodann nach verschiedenen Städten Mittel- und Südfrankreichs verbracht. In den Kämpfen um Iwangorod haben die österreich-ungarischen Truppen bisher 8000 russische Gefangene gemacht und 19 Maschinengewehre erbeutet. Der Sultan empfängt den früheren persischen Botschafter Prinzen Mirza Riza. Die Kämpfe im Abschnitt des Yser-Ypern-Kanals bei Ypern und südwestlich von Lille werden mit gleicher Hartnäckigkeit fortgesetzt. Nördlich von Iwangorod überschreiten neue russische Armeekorps die Weichsel und drängen das unter Hindenburgs Oberbefehl stehende verbündete Heer in eine Verteidigungsstellung. Für den Hafen von Antwerpen und für die Scheldebefestigungen wird der seit 1911 am Seeamt in Hamburg als Reichskommissär wirkende Konteradmiral Hugo Louran als Kommandant bestellt.

27. Ägyptische Blätter melden, daß an der türkischen Küste des Roten Meeres ein Überwachungsdienst mehrerer englischer Kreuzer eingerichtet sei. Die amtliche „Wiener Zeitung" veröffentlicht ein Handschreiben des Kaisers an den Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh, worin der Bevölkerung Galiziens und der Bukowina die allerhöchste Teilnahme ausgesprochen wird und die Erwartung, daß sie die ihnen auferlegten Prüfungen mutig ertragen werde in der festen Zuversicht auf eine bessere, völlig gesicherte Zukunft; die Regierung sei beauftragt, diesen Ländern ihre besondere Fürsorge angedeihen zu lassen und zunächst zur Linderung des drückenden Notstandes die geeigneten Maßnahmen zu treffen. Die Erzbischöfe von Canterbury, York und Armagh sowie andere führende Mitglieder der anglikanischen Hochkirche erlassen eine Antwort auf das Schreiben protestantischer deutscher Theologen „an die evangelischen Christen im Ausland", die den Schritten der englischen Regierung völlig entspricht. Das nordamerikanische Staatsdepartement teilt mit, daß England die aus den Vereinigten Staaten stammenden Baumwolladungen nicht als Kriegskonterbande betrachten werde. Etwa 50 große Antwerpener Handelshäuser zeigen wegen Vernichtung ihrer Warenvorräte durch die Engländer vor dem Abzug aus Antwerpen dem amerikanischen Gesandten im Haag Entschädigungsansprüche gegen die englische Regierung in der Höhe von 230 Millionen Franken an. Das Erdbeben in der Schweiz wiederholt sich. Die Kämpfe bei Nieuport und Dixmuiden dauern noch an; die Belgier erhalten dort erhebliche Verstärkungen; die deutschen Angriffe werden fortgesetzt; sechzehn englische Kriegsschiffe beteiligen sich am Kampf gegen den rechten Flügel der Deutschen; ihr Feuer ist jedoch erfolglos. Bei Ypern bleibt die Lage unverändert. Westlich von Lille wird der deutsche Angriff mit Erfolg fortgesetzt. Am Argonnenwald werden wieder einige feindliche Schützengräben genommen und deren Besatzung zu Gefangenen gemacht. Im Osten wird der deutsch-österreichische Rückzug von den Russen zunächst nicht gestört; die Loslösung vom Feind geschieht ohne Schwierigkeiten. Der von einem irischen Hafen

ausgelaufene Dampfer „Manchester Commerce" läuft an der Westküste Irlands auf eine Mine und sinkt; dreißig Mann werden gerettet; in London herrscht ängstliche Überraschung wegen dieses Vorfalls und man begreift nicht, wie dort deutsche Minen gelegt werden konnten; die ganze Gegend nördlich der Insel Tory sei mit Minen belegt. In Pest wird eine Ungarische Kriegskreditanstalt mit vier Millionen Kronen Kapital gegründet. In Galizien ereignet sich nichts Wesentliches; an manchen Teilen der Front haben sich beide Gegner eingegraben; die österreich-ungarischen schweren Geschütze vernichten mehrere Batterien und Stützpunkte der Russen. Ravaje in Serbien, eine starke befestigte Stellung des Feindes, wird von den österreich-ungarischen Truppen erstürmt; vier Geschütze und acht Maschinengewehre werden erobert, 500 Mann gefangen und viel Kriegsmaterial erbeutet.

28. Die Griechenverfolgungen in Thrazien nehmen wieder zu. Der Generalrat von Oran bewilligt eine Million Franken zur Linderung der Not in den Gegenden Frankreichs und Belgiens, die vom Krieg heimgesucht sind. Die Gesellschaft „Le Veloce" in Genua erhält ein Telegramm aus Gibraltar, wonach ihr Dampfer „Duca di Genua" von englischen Kriegsschiffen angehalten und nach Gibraltar gebracht worden sei. Im Hochverratsprozeß zu Sarajewo wird das Urteil gefällt: Die Angeklagten Danilo Ilic, Veljko Cubrilovic, Nedo Kerovic, Mischko Jowanovic und Jakov Milovic werden zum Tode durch den Strang, Mitar Karovic zu lebenslänglichem schwerem Kerker, Gavrilo Princip, Nedjelko Gabrinovic und Trifko Grabes zu zwanzig Jahren, Vaso Cubrilovic zu sechzehn Jahren, Ovjetko Poporic zu dreizehn Jahren, Ivo Krancevic und Lazar Gjukic zu zehn Jahren, Cvijan Stjepanovic zu sieben Jahren, Branko Zagorac und Marko Perin zu drei Jahren schweren Kerkers verurteilt; die übrigen Angeklagten werden freigesprochen. Unter deutscher Zensur erscheinen in Brüssel wieder zwei kleine Zeitungen, der „Bruxellois" und das „Echo de Bruxelles". Eine der ältesten Zeitungen von Namur, der „Ami de l'Ordre" hat sich ebenfalls der deutschen Zensur unterworfen; alle anderen belgischen Zeitungen, sowohl die französisch wie die flämisch geschriebenen, haben ihr Erscheinen eingestellt. Ein Bukarester Komitee richtet an zahlreiche Rumänen, die im Deutschen Reich ihre Studien vollendet haben, folgenden Aufruf: „Kollegen alle, die Ihr in Deutschland Eure Bildung fortgesetzt, auf deutschem Boden deutsches Wesen, deutsche Kultur und Tüchtigkeit kennen gelernt habt, versäumt nicht, gemeinsam Deutschland in diesen entscheidenden Stunden im Kampfe um die Kultur zu zeigen, daß wir die unversiegbare moralische Kraft des deutschen Volkes hochschätzen. Dies ist ein Gebot der Dankbarkeit den gastfreundlichen Deutschen gegenüber, der Anerkennung und des Dankes für die Erziehung zur wissenschaftlichen Disziplin, vor allem aber ein Gebot der Ehrfurcht vor der deutschen ethischen Weltanschauung, vor deutscher Mannhaftigkeit, Vaterlandsliebe und Entschlossenheit, für die höchsten Kulturgüter der Welt selbstlos zu kämpfen. Diese Gefühle, die uns alle bewegen, sind der Anlaß zu diesem gemeinsamen Schritt." Der engl. Botschafter übermittelt dem Staatsdepartement in Washington zwei Noten, in denen erklärt wird, daß die Baumwolladungen nicht beschlagnahmt werden sollen und daß nicht die Absicht besteht, die Baumwolle auf die in Vorbereitung befindliche neue Konterbandeliste zu setzen; bezüglich der in der Liste aufgeführten Mineralöle und anderer Artikel wird erklärt, Großbritannien werde keine Ladung beschlagnahmen, wenn die Schiffspapiere erweisen, daß ihre Bestimmung neutral ist. Der deutsche Angriff südlich von Nieuport gewinnt langsam an Boden; bei Ypern steht der Kampf unverändert. Westlich von Lille machen die deutschen Truppen gute Fortschritte; mehrere befestigte Stellungen des Feindes werden genommen, sechzehn englische Offiziere und über 300 Mann zu Gefangenen gemacht, sowie vier Geschütze erobert; englische und französische Gegenstöße werden überall abgewiesen. Eine vor der Reimser Kathedrale aufgefahrene französische Batterie mit Artilleriebeobachter auf dem Turm des Doms muß unter Feuer genommen werden. Im Argonnenwalde werden die Feinde aus mehreren Schützengräben geworfen und einige Maschinengewehre erbeutet. Südöstlich von Verdun wird ein heftiger französischer Angriff zurückgewiesen; im Gegenangriff stoßen die deutschen Truppen bis in die feindliche Hauptstellung durch, die sie in Besitz nehmen; die

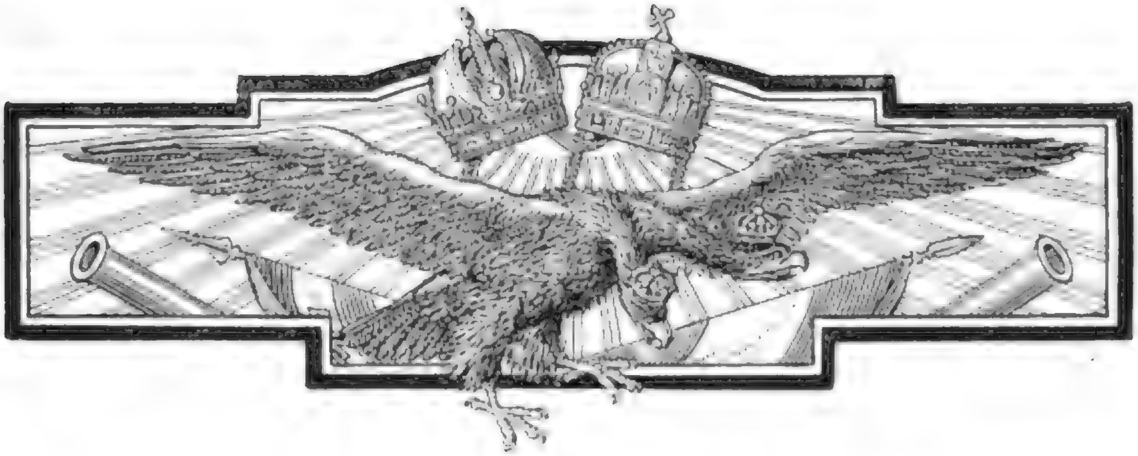
Franzosen erleiden starke Verluste. Auch östlich der Mosel erscheinen alle Unternehmungen des Feindes, an sich allerdings ziemlich bedeutungslos, zurückgewiesen. Der Vizefeldwebel Otto Sturmfels, ein bekannter Führer der hessischen Sozialdemokratie, wird wegen seines tapferen Verhaltens vor dem Feinde zum Leutnant befördert und ist somit der erste aus den Reihen der sozialdemokratischen Partei hervorgegangene deutsche Offizier. Der deutsche Kreuzer „Emden", der einen vierten Schornstein aufgerichtet und sich so maskiert hat, nähert sich im Stillen Ozean feindlichen Schiffen und wird für ein befreundetes Fahrzeug gehalten, eröffnet jedoch alsbald das Feuer gegen den russischen Kreuzer „Schemischug"; dieser erwidert das Feuer, wird jedoch durch einen Torpedoschuß zum Sinken gebracht; von der Besatzung kamen 85 Mann ums Leben.

29. Prinz Moriz von Battenberg erliegt seinen auf dem Schlachtfeld erlittenen Wunden. Zahlreiche belgische Fischer, die sich nach Frankreich geflüchtet haben, sind ohne alle Existenzmittel; der französische Marineminister hat ihnen nun die Erlaubnis erteilt, ihren Beruf in den französischen Gewässern auszuüben. Der von England gemeldete deutsche Einfall in Angola wird von Berlin aus amtlich dementiert; es handelt sich offenbar um eine Verhetzung der Portugiesen, denen diese Kolonie gehört. Der Vormarsch der griechischen Truppen in Nordepirus vollzieht sich in größter Ordnung; die Griechen werden von der Bevölkerung begrüßt, soweit diese griechisch ist. Die Kosten für die Mobilmachung der niederländischen Armee und die Verpflegung der Flüchtlinge belaufen sich bisher bereits auf 100 Millionen Gulden; der vom Parlament bewilligte Betrag ist erschöpft. Poincaré, Ribot und Sembat treffen zu kürzerem Aufenthalt in Paris ein. Die letzten Berichte aus Südafrika lauten für die Engländer sehr ungünstig. Im Mittelmeer wird neuerdings ein italienischer Dampfer durch die englisch-französische Flotte beschlagnahmt und mitsamt seiner Ladung (Kupfer) nach Gibraltar gebracht. Die epirotischen Banden rücken weiter vor; in Berat bei Valona ist der Belagerungszustand erklärt; vor Valona liegen italienische Schiffe, nehmen jedoch zunächst keine Landung vor; die Griechen dagegen bringen Infanterie, Kavallerie und einige Geschütze an Land. Die deutschen Angriffe südlich von Nieuport und östlich von Ypern werden erfolgreich fortgesetzt, acht Maschinengewehre erbeutet und 300 Engländer zu Gefangenen gemacht. Im Argonnenwald nehmen die deutschen Truppen mehrere Blockhäuser und feindliche Stützpunkte. Nordwestlich von Verden greifen die Franzosen ohne Erfolg an. Die ägyptischen Behörden unter englischer Leitung beschließen, alle österreich-ungarischen und reichsdeutschen Staatsangehörigen des militärpflichtigen Alters festnehmen zu lassen. Zahlreiche Flüchtlinge aus Thrazien treffen in Dedeagatsch ein. Die neue deutsche Regierung für Belgien hat mit der Wiedereinführung der alten deutschen Ortsbezeichnungen an Stelle der französischen Ortsnamen begonnen; die bisherige Stadt Anvers heißt in den amtlichen deutschen Bekanntmachungen wieder Antwerpen, Bruxelles wieder Brüssel und Namur wieder Namen; es sollen allgemein die Otsnamen wieder zur Geltung kommen, die die belgischen Städte jahrhundertelang trugen, bevor sie dem deutschen Reich verloren gingen. In Konstantinopel findet unter Vorsitz des Großwesirs ein außerordentlicher Ministerrat statt. Zwei türkische Torpedoboote dringen in den Hafen von Odessa ein und beschießen ein russisches Kanonenboot, das sie versenken, und den französischen Dampfer „Portugal", den sie beschädigen, wobei zwei Personen an Bord des Dampfers getötet werden. Ein türkischer Kreuzer beschießt die Stadt Feodosia, beschädigt die Kathedrale und die griechische Kirche und geht dann in südwestlicher Richtung wieder ab. Der türkische Kreuzer „Hamidie" erscheint vor Noworossijsk und verlangt die Übergabe der Stadt.

30. Die Académie Française protestiert gegen alle Behauptungen, mit denen Deutschland Frankreich oder seinen Verbündeten die Verantwortlichkeit für den Krieg auferlegen wolle. Die Staatsanwaltschaft in Marseille ordnet die Beschlagnahme eines drei Deutschen gehörigen Hotels und sonstiger deutscher oder österreichischer Besitztümer sowie Gelder an. Tod des französischen Konteradmirals Matthieu in Mourillon. Englische Frauen, die im Gefangenenlager von Olympia ihre deutschen Gatten besuchen wollen, beschweren sich auf das bitterste über die Schwierigkeiten, die sie dabei

haben; viele dieser halbenglischen Familien befinden sich in einer unerwarteten Notlage, sie verkaufen Möbel für einen Spottpreis an jeden, der ein vorteilhaftes Geschäft machen wolle. Dreißig reichsdeutsche und österreich-ungarische Firmen werden unter Staatsaufsicht gestellt. Die russ. Regierung erteilt ihren in der Türkei weilenden Vertretern den Auftrag, sofort ihre Posten zu verlassen und den Schutz der russischen Staatsangehörigen den italienischen Vertretern zu übertragen. Der ehemalige Minister Azevedo in Lissabon wird verhaftet. Italienische Truppen landen in Valona. Die Deutschen nehmen in Belgien Bamcapelle und Bixschoote. Östlich von Soissons wird der Gegner gleichfalls angegriffen und aus stark verschanzter Stellung getrieben. Vailly wird nachmittags gestürmt, der Feind über die Aisne zurückgeworfen (1000 Gefangene und zwei Maschinengewehre erbeutet). Westlich von Warschau folgen die Russen langsam unseren sich neu formierenden Kräften. Nächst der galizisch-bukowinischen Grenze nördlich Kuty wird eine russische Kolonie aller Waffengattungen geschlagen. In Mittelgalizien behaupten die österreich-ungarischen Truppen die gewonnenen Stellungen nordöstlich Turka, bei Stary-Sambor, östlich Przemysl und am untern San; mehrere feindliche Angriffe im Raume Lisko werden abgewiesen; dort sowohl wie auch bei Skola und Stary-Sambor werden Hunderte von Russen gefangen genommen.

1. Lord Fisher wird an Stelle des wegen seiner deutschen Abkunft verdächtigten und zurückgetretenen Prinzen Ludwig von Battenberg zum ersten Seelord Großbritanniens ernannt. Eine offizielle italienische Note dementiert entschieden alle Gerüchte von Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Finanz- und Kriegsminister wegen militärischer Bedürfnisse. In Berlin und Wien, ebenso in Pest finden großartige Kundgebungen für die Türkei statt. Der belgische Ministerpräsident Broqueville erklärt in Dünkirchen, er betrachte Frankreich als sein zweites Vaterland. Das die Erzbecken von Longwy und Briey umfassende französische Okkupationsgebiet wird unter deutsche Zivilverwaltung gestellt; für die Erzgruben und Hüttenwerke in diesem Gebiet wird eine besondere Schutzbehörde eingerichtet. Der deutsche Bundesrat beschließt eine Verordnung betreffend den Zucker der diesjährigen Ernte, um jegliche Ausfuhr hintanzuhalten. Der Gerichtshof des Seinedepartements verfügt die Beschlagnahme weiterer zwanzig deutscher Firmen. Beginn des allgemeinen Angriffs von Tsingtau auf der Land- und Seeseite. Die holländische Regierung erläßt ein Ausfuhrverbot für Zucker. Der türkische Kreuzer „Sultan Jawus Selim“ beschießt Hafen und Festung Sebastopol am Schwarzen Meer. Den bei der Pforte beglaubigten Botschaftern Rußlands, Englands und Frankreichs werden die Pässe zugestellt. Der Khedive von Ägypten wohnt am Beiramfest dem in der Sultansresidenz stattfindenden Empfang und der Handkußzeremonie bei. Der italienische Ministerrat beschließt, dem König seine Abdankung zu unterbreiten. Lawinenunglück in St. Moriz, wobei schweizerisches Militär Verluste zu beklagen hat. In Nordbelgien wird der deutsche Vormarsch durch Überschwemmungen erschwert, nachdem der Feind am Yser-Ypern-Kanal die Schleusen bei Nieuport zerstört hat; trotzdem werden 600 Gefangene gemeldet; auch die westlich Lille kämpfenden deutschen Truppen sind vorwärts gekommen; die Zahl der bei Vailly gemachten Gefangenen hat sich auf 1500 erhöht. In der Gegend von Verden und Toul finden bloß kleinere Gefechte statt. Das zurückeroberte Czernowitz in der Bukowina wird von den österreich-ungarischen Truppen behauptet; das namentlich auf die Residenz des griechisch-orientalischen Erzbischofs, eines Rumänen, gerichtete Artilleriefeuer der Russen bleibt ohne nennenswerte Wirkung. Ein deutsches Unterseeboot bringt im Kanal den englischen Kreuzer „Hermes“ zum Sinken. Die deutsche Kaiserin reist nach Königsberg ab.



1. Kapitel.

Österreich-Ungarn und Serbien. Die Vorgeschichte des Krieges.

„Franz Ferdinand tot!“ Als ein Wehruf von Millionen scholl die Schreckenskunde am Abend des 28. Juni 1914 durch das ganze gewaltige Donaureich. „Der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und die Herzogin von Hohenberg ermordet!“ Bald erstarb der letzte Zweifel an der Wahrheit des Gerüchts. „In Bosniens Hauptstadt von einem Serben erschossen!“ ...... Der Donnerschlag des gräßlichen Ereignisses sollte bald allenthalben dröhnend widerhallen.

Längst schon war es des Erzherzogs Franz Ferdinand Wunsch gewesen, die jungen Reichslande Bosnien und Herzegowina, die nach dem Feldzug von 1875 Österreich-Ungarn besetzt und 1908 dem Staatsganzen einverleibt hatte, zu besuchen und zu besichtigen. Als Thronfolger, seit dem Tode des Kronprinzen Rudolf (1889) ununterbrochen mit den Aufgaben seines künftigen Berufes beschäftigt, stand er niemals müßig beiseite, wo es galt, die Ehre seines Namens, seines Hauses und der Monarchie zu wahren. Man sprach von unruhigen Elementen im slawischen Süden. Viele Anzeichen deuteten darauf hin, daß es dort allerdings faul sei. Da wollte der Thronfolger persönlich feststellen, woran es fehle, und womöglich durch sein Erscheinen die treuen Elemente in ihrem Patriotismus bestärken, die revolutionären

dagegen einschüchtern. Er fürchtete ja nichts und niemanden. Und so gelang es auch keinem der ängstlichen Ratgeber, ihn von dem Reiseplan abzubringen. Seine Gemahlin Sophie begleitete ihn.

In dem idyllischen bosnischen Badeort Ilidze hatten beide am Sonntag, dem 28. Juni, einer stillen Messe beigewohnt. Um zehn Uhr trafen sie in der festlich geschmückten Hauptstadt ein. Soldaten bildeten Spalier. Und hinter diesen hatte eine nach Tausenden zählende Volksmenge aus Landeskindern, Türken, Serben und Kroaten Aufstellung genommen.

Die Hoheiten fuhren sofort zum Rathaus. Währenddem geschah das erste unerhörte Ereignis. Eine Bombe flog gegen das offene Automobil, in dem das erlauchte Paar saß. Der Erzherzog durchschaute mit einem Blick die drohende Gefahr, erhob sich sofort von seinem Sitz und schleuderte die Bombe mit der linken Hand gegen die Straße, wo sie platzte. Aufs höchste erregt, aber kühn und entschlossen seine Selbstbeherrschung wahrend, verließ der Thronfolger den Wagen und bat seine Gemahlin, sofort nach Ilidze zurückzukehren. Da diese sich weigerte, den heißgeliebten Erzherzog in einer Stunde der Gefahr zu verlassen, beschloß er gemeinsam mit ihr die Fahrt nach dem Rathaus fortzusetzen. Dort wurden die üblichen Begrüßungsansprachen ausgetauscht. Dann sollte die Rückkehr zum Regierungspalast erfolgen.

Kaum jedoch hatte der Thronfolger mit seinem Gefolge das Rathaus verlassen, als nach dem dahineilenden Automobil Schüsse abgefeuert wurden. Einer traf die Herzogin in den Unterleib, ein anderer durchschlug die Schlagader am Halse des Erzherzogs. Vergebens suchte sich dieser aufrecht zu halten, vergebens bat er mit erstickender Stimme: „Sophie, bleib leben für unsere Kinder!“ Vereint im Leben, Lieben und Sterben gab das Paar fast im gleichen Augenblick den Geist auf.

Der Attentäter konnte man habhaft werden. Und bald hatte man ein ganzes Nest von Verschwörern in Händen. Die eigentlichen Mörder Nedjelko Cabrinowic, ein einundzwanzigjähriger Schriftsetzer, und Gowrilo Princip, ein neunzehnjähriger Gymnasiast, zeigten eine zynische Freude über das Gelingen ihres frevelhaften Werkes und keine Spur von Reue. Sie hofften nicht ganz ohne Grund bald als Nationalhelden ihres Volkes gefeiert und befreit zu werden. Sie hatten nicht auf eigene Faust und etwa unüberlegt gehandelt. Ihre Mordwaffen stammten aus dem königlich serbischen Kriegsarsenal. Dort und an der Grenze befanden sich ihre Protektoren und Genossen. Und wer weiß, wie weit und wie hoch sich der Einfluß erstreckte, dessen sie sich erfreuen durften.

Offenbar lag da eine Verschwörung zugrunde und deren Fäden reichten, wie die folgenden Ereignisse bestätigten, selbst bis nach Rußland hinüber, wo seit den Tagen der angeblich großen Kaiserin Katharina die verbrecherischen Untaten selbst in der Hofgesellschaft auf der Tagesordnung standen und fürstlich belohnt wurden.



Herzogin von Hohenberg,
Gemahlin von Erzherzog Franz Ferdinand.



Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich.

Was nun war die Schuld des meuchlings überfallenen Paares? Hatte Franz Ferdinand, hatte seine Gemahlin irgend etwas begangen, was diesem blutigen Geschehnis auch nur den Schein einer Berechtigung hätte verleihen können? Nein, und abermals nein. Der gerechteste, edelste und beste Thronanwärter fiel bloß als Opfer, als schuldloses Opfer seines Hauses und seines Vaterlandes. Die gesamtösterreichische Idee, die er wie kein zweiter tapfer und tatkräftig als sein Lebensprogramm durchzuführen gedachte, sollte im Keim erstickt, in ihrem heldenhaften Vertreter für immer vernichtet werden.

Um die Möglichkeit der Untat zu begreifen, müssen wir die Donaumonarchie, ihr Kaiserhaus, ihre Völker und ihre Politik in den letzten Jahrzehnten wenigstens mit ein paar Worten beleuchten.



Kaiser Wilhelm II. und der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand auf der Jagd.

Österreich-Ungarn war kein moderner Staat wie das Deutsche Reich, das mit Blut und Eisen 1870/71 zusammengeschmiedet, von dem Willen und Streben einer einzigen großen Nation zusammengehalten wird. Seit 1867 gab es kein „Österreich" mehr, sondern nur ein „Ungarn" und „die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder". In dieser umständlichen offiziellen Bezeichnung — gemeint sind die nichtungarischen Kronländer des Hauses Habs-



Ungarische Landwehrleute begeben sich nach der Stellung in ihre Quartiere.

burg-Lothringen — erscheint das Verfassungselend angedeutet, unter dem das alte Reich je länger, desto schmerzlicher litt.

1806 hatte Franz II., der letzte Kaiser des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, die längst bedeutungslose Krone freiwillig niedergelegt. Zwei Jahre vorher war er als Kaiser von Österreich in Europa anerkannt worden. Österreich umfaßte damals außer den heutigen Kronländern und Ungarn die italienischen Staaten Venetien und Lombardei.

Auf Kaiser Franz folgte Ferdinand (1835—1848) und auf diesen dessen Neffe Franz Joseph (geb. 1830), der bis zur Stunde regiert. Unter seiner Herrschaft vollzogen sich die größten Wandlungen.

Die nach der blutigen Wiener Revolution von 1848 im folgenden Jahr erlassene Reichsverfassung machte dem bisherigen Absolutismus ein Ende. Von nun an war Österreich eine konstitutionelle Monarchie. Kaiser und Volk, dieses durch seine Vertreter, teilten sich in die Regierung.

Das kurze Zeit selbständige Königreich Ungarn wurde mit Hilfe Rußlands dem österreichischen Gesamtstaat unterworfen. In Oberitalien trieb General Radetzky die Aufrührer zu Paaren.

Leider zeigte sich Österreich für eine Verfassung noch nicht reif. Diese wurde daher 1851 aufgehoben.

Der russisch-türkische Krieg (1854—1856) brachte Österreich die Besetzung der Donaufürstentümer (rumänische Wallachei usw.). In Deutschland wurde es noch immer als führende Macht betrachtet. Preußen vermochte lange nicht aufzukommen. Doch der völkische Gedanke, der ganz Europa erfüllte, kam ihm zu Hilfe. Das aufstrebende Königreich Sardinien kämpfte für ein einiges Italien. Preußen, immer mehr von Bismarck geleitet, machte sich die deutsche Nationalidee zunutze. Es steuerte einem Deutschen Reiche zu. In einem solchen jedoch war für das vielsprachige Österreich kein Platz. Es mußte aus dem Deutschen Bunde ausgeschieden und mit seinen Tendenzen auf den Südosten, auf den Balkan verwiesen werden.

1859 verlor Österreich die Lombardei. 1861 wurde es neuerdings ein konstitutioneller Staat mit eigener Verfassung. Darnach hätten die deutschredenden Elemente die Vorherrschaft erhalten und behauptet. Aber die Slawen und die Madjaren erhoben den heftigsten Widerspruch.

1866 erzwang Preußen den Austritt Österreichs aus dem Deutschen Bund und dessen Ende. Zwei Jahre vorher hatten beide gemeinsam Schleswig-Holstein erobert, das nun endgültig an Preußen fiel. Auf dem italienischen Kriegsschauplatz war Österreich glücklicher. Gleichwohl mußte es Venetien an den italienischen Bundesgenossen Preußens abtreten.



Serbische Nationaltrachten. Originalzeichnung von A. Reich.

1867 kam der österreichisch-ungarische Ausgleich zustande. Die Madjaren setzten das selbständige Königreich Ungarn durch, in dem sie als relativ stärkster Volksstamm die Führung beanspruchten und erhielten. Die anderen Länder wurden fortan nach der sogenannten Dezemberverfassung des gleichen Jahres regiert. Jedes Kronland hatte für seine Bedürfnisse einen eigenen Landtag. Daneben tagte ein Zentralparlament, der Reichsrat, in Wien. Dieser setzte sich aus einer ersten Kammer, dem Herrenhaus, und einer zweiten Kammer, dem Abgeordnetenhaus, zusammen. Das österreichische Abgeordnetenhaus, früher nach einem Klassenwahlrecht gewählt, wurde im neuen Jahrhundert wie der deutsche Reichstag auf Grundlage des allgemeinen Wahlrechtes umgestaltet. Der Kampf der Nationalitäten ließ es jedoch nach wie vor zu keiner ruhigen, wirtschaftlichen Arbeit kommen. Ja nicht einmal die deutsche Amtssprache war gesetzlich festzulegen. Die slawischen Völker hatten im Abgeordnetenhaus die Oberhand und suchten seit langem den deutschen Einfluß Schritt für Schritt zurückzudrängen. Unter den Deutschen selbst herrschte leider gleichfalls keine Einigkeit. Sie zerfielen in drei große Parteigruppen: die Christlichsozialen, die Nationalfreisinnigen und die Sozialdemokraten, obgleich eigentlich fast alle Deutsch-Österreicher von Haus aus der katholischen Kirche angehören, also eigentlich geschlossen hätten dastehen sollen.

Die österreichisch-ungarische Monarchie von 1914, nicht wie Rußland, England, Italien, kurz alle Staaten Europas ein einheitliches, von einem Volk bewohntes und beherrschtes Reich, mutet einen wie ein Überbleibsel des Mittelalters an, in dem die Länder durch Heiraten und Geld (Werbetruppen) gewonnen oder verloren wurden. Ein Blick auf die Bevölkerung, ihre Stammesangehörigkeit und Verteilung lehrt dies zur Genüge.

In den Sudetenländern Böhmen, Mähren und Schlesien sitzen Tschechen und Deutsche, in den Alpenländern Deutsche und Italiener, die gleichzeitig die österreichische Adria besetzt halten. In Galizien wohnen Polen und Ruthenen, in der Bukowina, dem östlichsten österreichischen Kronland, Rumänen, Ruthenen, Polen und Juden in geschlossenen Massen. Die Judenfrage spielt seit 1848 nicht nur in dieser, 1775 noch türkischen Provinz, sondern in der ganzen Monarchie eine wichtige Rolle. In Untersteiermark, Krain und einem Teil des Küstengebietes herrscht südslawisches Element vor (Slowenen, Serben und Kroaten). Serben und Kroaten gibt es jedoch auch in Ungarn, und zwar in Kroatien und Slawonien. Im östlichen Ungarn finden wir deutsche Siebenbürger Sachsen und Rumänen, im westlichen ebenfalls Deutsche und Slowaken.



Bosnische Truppen nach dem Einmarsch in Serbien. Militärmusik in Rast.

Die Einwohnerzahl der österreichisch-ungarischen Monarchie betrug anfangs 1914 ungefähr 54 Millionen, wobei Bosnien und Herzogowina mitgerechnet erscheinen. Hievon entfielen etwa 30 Millionen auf „die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder", die wir im folgenden kurzweg Österreich nennen, 22 Millionen auf Ungarn und 2 Millionen auf die annektierten Länder. Der Nationalität nach zählte man insgesamt rund 11½ Millionen Deutsche, 9½ Millionen Madjaren, 9 Millionen Tschechen, 5 Millionen Polen, 5 Millionen Ruthenen oder Ukrainer (fälschlich als Kleinrussen bezeichnet), 3½ Millionen Rumänen, 3 Millionen Kroaten, 2 Millionen Serben, 2 Millionen Slowenen, 1 Million Italiener und — 2½ Millionen Juden.

Sollten in manchen Statistiken die Deutschen stärker angegeben werden, so ist dies nur darauf zurückzuführen, daß die Juden die längste Zeit, vor allem in Westösterreich, sich als Deutsche ausgaben, während sie jedoch in Galizien und in der Bukowina nichts davon wissen wollten und sich entweder in der zionistischen (utopistisch auswanderungslustigen) oder jüdisch-nationalen (in Europa ihr Programm auswirkenden) Partei zusammenschlossen.

Dem Religionsbekenntnis nach zerfiel die Monarchie 1914 in beiläufig 35 Millionen römische und 6 Millionen griechische bezw. armenische Katholiken, 5 Millionen orientalisch Orthodoxe, 5 Millionen Protestanten Augsburger und helvetischer Konfession, 2½ Millionen Juden. Der Rest verteilte sich auf Altkatholiken, Unitarier, Lipowaner und Freireligiöse.

Auch wirtschaftlich zeigten sich bereits im Verlauf des 19. Jahrhunderts die größten Gegensätze. Die ackerbautreibenden Länder und Industriegebiete standen einander oft schroff gegenüber. Zu dem fruchtbaren und reichen Westen gesellte sich der armselige, öde Osten. Im nördlichen Böhmen steht Fabrik neben Fabrik und produziert ungeheure Werte, ebenso in Wien. Mähren bedeutet die Kornkammer des Reiches. Im trostlosen Karst oder im kahlen Felsenland Dalmatien aber kann einen höchstens der Ausblick aufs Meer über die Not der Bewohner hinwegtäuschen.

Es ist klar, daß ein also bunt zusammengewürfeltes Staatsgebilde, um zu bestehen und sich bis ins 20. Jahrhundert zu erhalten, eines festen Angelpunktes bedurfte. Diesen bot ihm die Dynastie, das älteste Herrscherhaus Europas, Habsburg-Lothringen. Und nur noch ein Moment der Einigung, das bisher von den leitenden Staatsmännern unbenützt beiseite geschoben werden konnte, hätte einen wirksamen Kitt abgegeben, die widerstrebenden Völker beisammenzuhalten und zu gemeinsamer Kraftentfaltung zu bringen, die katholische Religion. In ihr erblickte Franz Ferdinand den Talisman der Zukunft.



Kaiser Wilhelm II.

Das Regierungsprogramm des ermordeten Thronfolgers lag bereits fertig vor. Ein bedeutender Historiker hatte daran gearbeitet. Es unterschied sich in wesentlichen Stücken von der bisherigen offiziellen Politik und stellte neue Grundsätze auf, die zur Gesundung des Staatsganzen hätten führen sollen.

Man mag nun über die österreichischen und ungarischen Ministerien der letzten Jahrzehnte denken wie man will. Über Zurücksetzung in der westlichen Reichshälfte, vor allem aber in Bosnien und in der Herzegowina durften sich die Slawen sicherlich nicht beklagen, im Gegenteil, sie wurden hier gehätschelt und großgezogen, ja bis zum Größenwahnsinn verwöhnt. Einzig und allein Ruthenen, Polen und Slowenen erkannten dies auch an und suchten im Interesse ihrer Selbstherrschaft, kulturellen und materiellen Wohlfahrt dem Staat zu nützen.

Unaufhörlich floß das Geld der deutschen Steuerträger aus den Kronländern des Nordens und Westens, vor allem nach Bosnien und der Herzegowina. Wieviel für Albanien getan wurde, steht auf einem andern Blatt. Die großartigen Bahnbauten, die zahlreichen Schulen, die über Gebühr erweiterte Preßfreiheit, das liberalste Versammlungs- und Vereinsrecht, der aus freien Wahlen hervorgehende Landtag kam sowohl in Bosnien-Herzegowina als auch in Kroatien-Slawonien vorwiegend den Serben zugute. Ihre Führer wurden in jeder Hinsicht ausgezeichnet und zur Mitregierung herangezogen. Leider ging man in alledem viel zu weit. Die Güte und Milde der österreichischen Behörden wurde als Nachgiebigkeit und Schwäche ausgelegt. Neben dem kranken Mann in der Türkei wurde von den Serben niemand mehr verachtet als der kranke Mann an der Donau.

Die tiefe Sehnsucht, die alle slawischen Völker im Grund ihrer Herzen erfüllt, sich von der deutschen Vormundschaft zu befreien, offenbarte sich bei den Serben in schärfster Weise. Man hatte von den Deutschen gerade soviel Kultur und wirtschaftliche Stärkung erfahren, als unbedingt nötig war. Die Lehrer und Freunde, die Wohltäter und Erzieher stieß das der Kinderstube kaum entwachsene Volk mit rücksichtsloser, undankbarer Gebärde von sich. Und da ihm der „Befreiungsprozeß" zu langsam vor sich ging, ersann es Verbrechen. Die russische Schlange, die Großmutter aller Bestialität auf Erden, stand ihm treulich mit Rat und Tat zur Seite.

Rußland nährte die Hoffnungen auf ein Groß-Serbien, das außer dem Königreich die südlichen Länder Österreich-Ungarns umfassen sollte, unaufhörlich. In Belgrad wurde eine eigene „Narodna Odbrana" (Nationale Abwehr) ins Leben gerufen, ein Geheimbund, der unbekannten Obern bedin-



Die neuen deutschen Darlehensscheine zu einer und zwei Mark.

gungslosen Gehorsam schwur und die Vernichtung der Donaumonarchie sich zum Ziel setzte. Das Haupt dieser Verbrecherklique war der General B. Jankowitsch, ihre Seele aber der russische Gesandte in Belgrad N. G. von Hartwig. Die Agitation mißbrauchte zunächst den Begeisterungseifer der empfänglichen Jugend. Der russische Rubel rollte und gewann die gesamte Presse. Nicht nur Universitätsstudenten, auch Gymnasiasten beteiligten sich an hochverräterischen Umtrieben.

Im tschechischen Prag, das stets seit Hussens Zeiten eine Brutstätte aufständischen Geistes war, erschien kurz vor Ausbruch der kriegerischen Verwicklungen das erste Heft einer neuen Zeitschrift „Junoslawia" mit dem ausgesprochenen Zweck, die Jugend dem allslawischen Gedanken unter Rußlands Protektorat dienstbar zu erhalten. Die „Südslawische nationale Omladina" (Jungmannschaft), in politischer Beziehung antiösterreichisch, in religiöser antikatholisch, arbeitete unablässig. Die russisch-serbische Orthodoxie erblickt ja auch im Papst einen alten Erbfeind.

Als Kaiser Franz Joseph 1910 nach der Annexion von Bosnien und Herzegowina diese Länder besuchte, entging er nur mit Not einem Attentat. Die Verschwörer hielten im letzten Augenblick doch noch zurück, da sie einen günstigeren Moment für die Ausführung ihrer Verbrechen herannahen sahen. Allein bereits einige Wochen später wurde der Landespräsident General Vereſſani angefallen und verwundet. Bald hernach wurden auf den kgl. ungar. Komissär v. Cuvay in Agram Schüsse abfeuert. Die Untat von Sarajewo hatte also ihre traurigen Vorspiele.

Aber die österreichische Regierung verhielt sich nach wie vor voll Selbstverleugnung entgegenkommend. Bloß in Ungarn rückte man den Feinden im eigenen Haus tatkräftig auf den Leib. Aber dadurch wurde nur eine Zwiespältigkeit in das gemeinsame k. u. k. Ministerium des Äußern getragen, die niemand imponieren konnte. Serbien und die serbische Irredenta (d. h. die großserbischen Hochverräter in den Ländern der Donaumonarchie) wurden immer dreister und verwegener. Nur e i n Mann stand ihnen im Wege: Franz Ferdinand, der Schrecken der Zukunft. Er mußte fallen!

Was nun bezweckte der verblichene Thronfolger, worin bestand das Wesen und die Bedeutung seiner Persönlichkeit, wer war seine Gemahlin?

Franz Ferdinand, geboren 1863 in Graz als Sohn von Kaiser Franz Josephs Bruder Karl Ludwig, hatte in den Jahren 1892 und 1893 eine Weltreise zurückgelegt und war seit 1913 Generalinspektor der gesamten bewaffneten Macht. Von seinen wissenschaftlichen Interessen zeugt das gedruckte

Tagebuch jener Reise, von seinen künstlerischen Neigungen das Museum, das er vor allem auf seinem Lieblingsschloß Konopischt in Böhmen zur Aufstellung brachte; was er für Heer und Flotte des Reiches bedeutete, leuchtet aus den von ihm geschaffenen Reformen, Ergänzungen und Verbesserungen der k. u. k. Wehrmacht ohne weiteres ein; was er sonst geschaffen hätte, was er plante und wollte, das wußten die wenigsten, denn er war zurückhaltend, der Öffentlichkeit gegenüber wortkarg, ja fast unzugänglich.

Der große, starke, breitschultrige Mann erschien auf den ersten Blick als der verkörperte Typus menschlicher Gesundheit, herkulischer Kraft. Doch gab es immer Gerüchte, die ihm wegen seiner schwachen Lunge kein höheres Alter in Aussicht stellten. Ein Aufenthalt in Ägypten schien eine Zeitlang diesen Gerüchten recht zu geben. Sein tatsächliches Wohlbefinden besonders in den letzten Jahren strafte sie Lügen.

Franz Ferdinand war von ungemeiner Einfachheit in allen Fragen der Außenkultur. Er liebte weder Frack noch Ordenssterne, noch Etikette und Förmlichkeiten. Herzlich und heiter trat er in guter Laune dem Freund entgegen, leidenschaftlich aufgeregt dem Feinde. Er konnte würdig und gemessen, er konnte majestätisch auftreten, aber geriet er einmal ins Feuer des intimen Zwiegesprächs, und hiezu war ihm selbst das unbedeutendste Bäuerlein willkommen, dann glänzten seine sonst so starren großen Augen voll Güte, dann verschwand die Hoheit seines Wesens hinter der Lebhaftigkeit seiner Geste und seiner Worte, dann sprühte er voll Humor, dann steigerte sich sein Scherz zum witzigen Gedankenblitz. Freilich auch Sarkasmus war ihm nicht fremd. So soll er nach dem ersten mißlungenen Attentat in Sarajewo zu seiner Begleitung gesagt haben: „Der Mann bekommt sicher noch das goldene Verdienstkreuz." Er übte mit diesen Worten die schärfste Kritik an dem üblichen österreichischen Regierungssystem, Patrioten fernzuhalten oder gar zu bestrafen, Hochverräter dagegen zu den höchsten Würden zu erheben. Man denke etwa an die Zurücksetzung des großen Wiener Bürgermeisters Lueger und die Ehrung madjarischer Rebellen, wie Kossuths und seiner Genossen.

Franz Ferdinand war von einer grenzenlosen Offenheit und Ehrlichkeit. Er sagte jedermann, ob hoch oder nieder, die Wahrheit rücksichtslos ins Gesicht. Er setzte sich, wenn es sein mußte, mit seiner ganzen Umgebung in Widerspruch. Popularitätshascherei betrieb er nie.

Dadurch, daß er das Protektorat über den vielverlästerten katholischen Schulverein übernahm, wollte er vor der ganzen Welt bekennen, wem seine Sympathien, wem sein Herz, wem seine Hand gehörte. So katholisch wie er hatte sich seit den Tagen des großen Ferdinand wohl niemand gefühlt. Die

Liberalen fürchteten, die Sozialdemokraten haßten ihn. Ganz ohne Grund. Denn ungerecht wäre er nie gewesen. Er hätte lediglich den Übergriffen der freisinnigen Parteien und Koterien, die seit 1848, ja seit Joseph II. Österreich regieren, Schach geboten. Keine Konfession wäre unterdrückt, keine ehrliche Überzeugung mißhandelt worden. Und derjenige, der ihn einen „heiligen Nero" nannte, charakterisierte höchstens seine tiefgründige Frömmigkeit und mannhafte Tatkraft, denn als Despot zu herrschen gelüstete ihn keineswegs. Für die maßvolle Auswirkung seiner Ziele und Pläne sorgte schon seine Gemahlin, die hochsinnige, edle, im tiefsten Innern ihrer Seele der katholischen Kirche treu ergebene Herzogin Sophie von Hohenberg.

Franz Ferdinand besaß das Zeug zu einem zweiten Rudolf von Habsburg, zu einem zweiten Maximilian, dem letzten Ritter. Sophie war eine Maria-Theresia-Natur. Von Haus aus ohne Vermögen, einem nicht ebenbürtigen Geschlecht entstammend, die Tochter des Stuttgarter Gesandten Grafen Chotek, lediglich durch Vorzüge ihrer Erscheinung, ihres Geistes und Herzens ausgezeichnet, mußte sie gemeinsam mit dem Geliebten die schwersten Hindernisse überwinden, bis es ihr gelang, sich durchzusetzen. Nur ungern willigte der Kaiser in diese morganatische, reine Neigungsehe ein, die nach dem Hausgesetz, der von Karl VI. erlassenen Pragmatischen Sanktion, alle künftigen Kinder des Paares von der Thronfolge ausschloß.

1900 wurde sie zwar österreichische Fürstin, später Herzogin mit dem Prädikat „Hoheit" — den Namen „Hohenberg" bestimmte der Thronfolger nach dem der Gemahlin Rudolfs von Habsburg — aber das am Wiener Hof gültige spanische Hofzeremoniell gestattete ihr selbst vor der jüngsten Erzherzogin nicht den Vortritt. Das war bitter und hart in jeder Hinsicht. Und das Volk fügte sich nur ungern und verständnislos in die vom Thronfolger beschworene Tatsache, dereinst wie jetzt seit dem Ableben der Kaiserin Elisabeth keine Landesmutter zu haben.

Mit angeborner Majestät verwand Sophie von Hohenberg alle Kränkungen und Zurücksetzungen, denen sie von böswilligen Gegnern ihres Gemahls nicht selten ausgesetzt war. Sie duldete und liebte. Sie wurde die treueste Mutter dreier blühender Kinder, die tüchtigste Hausfrau, die klügste, selbstloseste, umsichtigste Beraterin Franz Ferdinands.

Es war grundfalsch, wenn man dem Thronfolger eine einseitige Nationalitätspolitik anzudichten suchte. Er war ein Deutscher, Sophie eine Tschechin von Geblüt. Er hätte daher weder gegen die eine noch gegen die andere Nation regiert. Er plante allen Völkern größtmögliche Freiheit und Selbstverwaltung im Rahmen eines einheitlichen großen Österreichs zu geben.



Kaiser Franz Josef I.

Franz Ferdinand gedachte den Ausgleich von 1867 zu revidieren. Alle Völker sollten an ihm teilhaben, nicht bloß die Madjaren allein. Er war ein Feind Groß-Serbiens, aber er plante lange Zeit ein südslawisches Reich neben Österreich und Ungarn mit einem Zentralparlament in Wien. Das bisherige System des Dualismus sollte durch einen Trialismus abgelöst werden. Allein der serbische Fanatismus und manches andere brachten ihn am Ende seines Lebens von dieser Idee wieder ab.

Mit einem wunderbaren Scharfsinn erkannte er, vielleicht als der einzige, die ganze Größe der drohenden russischen Gefahr. Er wußte, daß der Weltbrand im Osten längst schon geschürt wurde und unaufhaltsam hereinbrechen müsse. So wollte er den Riesenkrieg lieber selber eröffnen als sich überfallen lassen.

Als 1909 Serbien, von Rußland aufgehetzt, für die Annexion Bosniens und der Herzegowina „Entschädigungen" verlangte, fürchtete man in weiten Kreisen, daß die Kriegsbombe platzen würde. An der russisch-österreichischen Grenze fanden die verdächtigsten Truppenbewegungen statt. Die dortige Bevölkerung, wirtschaftlich fast ruiniert, war aufs Schlimmste gefaßt. Der alte Friedenskaiser in Wien konnte sich jedoch noch immer nicht entschließen zum Schwert zu greifen. Und auch in Berlin ließ man sich täuschen.

Bei der berühmten Hofjagd in Springe im Winter dieses Jahres, die nichts anderes bezweckte als eine politische Aussprache zwischen Kaiser Wilhelm und dem Erzherzog Franz Ferdinand, kam es zu keinem entscheidenden Schritt. Zu seinem Leidwesen sah der österreichische Thronfolger den unausbleiblichen, blutigen Waffengang aufs neue verschleppt.

Diejenigen, die damals verächtlich oder gar gehässig von einer Kriegspartei Franz Ferdinands sprachen, dürften inzwischen ihr Unrecht eingesehen haben! Der Erzherzog wollte keine Abenteuer, er entschloß sich für den Krieg nur deshalb, weil er den Frieden wollte.

Ernst und streng in einem Leben voll Arbeit hatte er immer seinen Mann gestanden, und so ließ er sich auch in der Folgezeit nicht abhalten, am Steuerruder auszuhalten, das zwar noch nicht von ihm gelenkt, aber stets von ihm betreut wurde.

Franz Ferdinands intimer Freund war Kaiser Wilhelm. Beide schätzten, ja liebten einander als kongeniale Naturen, als Persönlichkeiten, wie sie nicht leicht der Alltag hervorbringt. Auf mehr als einem fröhlichen Jagdritt



Thronfolger Karl Franz Joseph mit Familie.

riefen sie einander ihr „Weidmanns Heil!“ zu, das ein „Völker Heil!“ bedeutete.

Von Karl V. wird erzählt, er habe in seiner letzten Lebenszeit beständig in einem schwarz ausgeschlagenen und von Sterbekerzen erhellten Zimmer gewohnt. Er soll sein eigenes Begräbnis gefeiert haben, von Todesgedanken erfüllt, bis er ihnen völlig erlag.

Unter den spanischen Habsburgern, deren Blut auch in Franz Ferdinands Adern floß, ist neben großer Frömmigkeit eine düstere Romantik häufig. Unmittelbar vor seinem Ableben soll auch der Thronfolger ganz bestimmten grausigen Todesahnungen Ausdruck gegeben haben. Sie erfüllten sich leider nur allzuwahr....

Der neue Thronfolger Österreichs, Karl Franz Joseph, der am 17. August 1887 auf Schloß Perseuburg als Sohn des Erzherzogs Otto und der Erzherzogin Maria Josepha, Prinzessin von Sachsen, geboren wurde, ist ein Neffe des Ermordeten. An der Prager deutschen und tschechischen Universität ausgebildet, hatte er bisher bloß militärische Chargen bekleidet und verschiedene Garnisonen des Reiches näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. 1911 vermählte er sich mit der Prinzessin Zita von Bourbon, der gleich ihrer Schwiegermutter Maria Josepha, der Schwester des Theologieprofessors Prinz Max von Sachsen, aufrichtige Frömmigkeit und Interesse für die Wissenschaft nachgerühmt werden. Der jungen Ehe entsproß, außer einer Tochter, ein am 20. November 1912 geborener Sohn Franz Joseph Otto, der nach der Thronbesteigung seines Vaters berufen erscheint, Kronprinz von Österreich zu sein.

Wenden wir nun unsere Blicke dem Staate zu, der in das europäische Pulverfaß die Brandfackel zu werfen wagte!

Serbien, ursprünglich ein Teil der römischen Provinz Obermösien, im 7. Jahrhundert von Slawen besiedelt, war um 1050 ein selbständiges Reich geworden. Unter Zar Stephan Duschan (1346—1355) erreichte es den Höhepunkt seiner Entwicklung, sowohl in der räumlichen Ausdehnung wie in wirtschaftlicher, ja sogar kultureller Blüte. Dann aber ging es bergabwärts. Kleine Gutsbesitzer und Fürsten des Landes, heimische Gospodare, Wojwoden, säten Zwietracht und zerstückelten es. Die berühmte, im serbischen Volkslied fortlebende Schlacht auf dem Amselfelde (1389) machte die Serben den Türken tributpflichtig. Serbiens Ende schien für alle Zeiten besiegelt.

Erst 1717 erschien der Erretter. Damals eroberte Prinz Eugen „Stadt und Festung Belgerad“ und die Serben durften wieder neuen Mut und neue Hoffnung schöpfen. Die österreichische Kulturarbeit begann.

1804 setzte ein blutiger Aufstand ein, der unter des Gospodaren Georg Petrowitsch Führung den Türken gegenüber erfolgreich war. Dieser Georg Petrowitsch oder Cerni Georg („der schwarze Georg") wurde der Ahnherr des Hauses Karageorgjewitsch.

Noch sein Vater gehörte dem Bauernstand an und seufzte unter dem türkischen Joche. Eines Tages flohen beide ins Gebirge zu den Heiducken, um als friedliche Viehzüchter und Mäkler ihr Leben zu fristen.

Der Putschversuch von 1787, an dem der junge Georg werktätig teilnahm, machte ihn jedoch weit und breit unmöglich. Er mußte weiter nordwärts wan-



König Peter I. von Serbien übertrug dem Kronprinzen Alexander provisorisch die Regierung.

dern und nahm seinen Vater mit. Als dieser, an der Save angelangt, sich weigerte, das Land zu verlassen, schoß ihn der Sohn mit einer Pistole nieder und ließ ihm, der nicht sofort tot war, durch seinen Diener einen Gnadenstoß versetzen. Das war die erste „Heldentat" des Hauses Karageorgjewitsch.

Hierauf kämpfte Georg unter österreichischen Fahnen als Freiwilliger gegen die Türken und brachte es bis zum Feldwebel.

In der folgenden Friedenszeit bekleidete er das Amt eines Waldhüters in einem griechisch-orientalischen Kloster Syrmiens, und nach dem Abgang des ihm feindlichen Paschas kehrte er endlich auch in die Heimat wieder zurück, gewinnbringendem Viehhandel ergeben.

Da er sich jedoch auf die Dauer nicht sicher fühlte, ergriff er neuerdings den Wanderstab und suchte seine alten Freunde, die Heiducken auf, deren Führer er alsbald wurde.

Der „schwarze Georg", der weder lesen noch schreiben konnte, in ordinären Bauernkleidern umherging und höchstens vom Trunk hingerissen redselig erschien, verbreitete Schrecken und Furcht allenthalben. Seinen Nebenbuhler ließ er erschlagen, seinen eigenen Bruder an der Tür seines Hauses aufknüpfen. Ein zartes Gewissen besaß der mehrfache Mörder jedenfalls nicht.

Nach der Befreiung des nördlichen Serbiens, die 1807 endgültig gelungen war, bildete sich ein von angesehenen Führern zusammengesetzter „Savjet" (Senat) mit dem Sitz in Belgrad. Diese Verwaltungskörperschaft hatte den Zweck, die Übergriffe der Großgrundbesitzer, der Gospodare, abzuwehren. Der ewige innere Zwist wollte gleichwohl kein Ende nehmen.

Es währte dieser unsichere Zustand bis zum Jahr 1811, in dem Georg Petrowitsch endlich Oberhand gewann. Aber seiner Herrlichkeit war nur eine kurze Frist beschieden. Die Türken kamen wieder. Der Kaiser von Rußland, der ihm Hilfe zugesagt hatte, vergaß die gemachten Versprechungen. Und der bedrängte Häuptling mußte neuerdings nach Österreich flüchten.

Ein anderer Serbenführer, Milosch Obrenowitsch, war im Lande geblieben, mit mehr Glück. Denn schon 1815 gelang es ihm mit Hilfe einer von ihm angezettelten Empörung Herr über Serbien zu werden.

Der schwarze Georg oder Karageorg, wie er jetzt auch genannt wurde, brütete dunkle Pläne aus und sann auf Rache. Zwei Jahre später war er wieder bei den Seinigen. Aber Milosch machte mit dem Rivalen kurzen Prozeß und ließ ihn ermorden.

Milosch Obrenowitsch wurde erblicher Fürst und als solcher 1829 von den Mächten anerkannt. 1838 dankte der erste Beherrscher Neuserbiens ab, um seinem Sohn Michael Platz zu machen.

Dieser erließ eine Amnestie, worauf auch Alexander, Karageorgs verbannter Sohn, der in der russischen Armee als Offizier diente, nach Hause kam.

Nach dem Sturz Michaels (1842) erkor man den intrigengewandten Alexander zum Fürsten. In dieser Eigenschaft behauptete sich dieser bis 1858. Dann bestieg der alte Milosch Obrenowitsch neuerdings den Thron, fiel jedoch bereits 1860 den von Alexander gedungenen Mörderhänden zum Opfer. Auch Michael Obrenowitsch, der nun aus der Versenkung auftauchte und die türkische Oberherrschaft endgültig beseitigte, starb 1868 eines unnatürlichen Todes.

Milan, der nächste Regent, gab dem Land eine neue Verfassung, kämpfte siegreich gegen die Türken, erwarb neue Gebiete und 1882 den Königstitel.

Schließlich jedoch mußte er dem Throne entsagen und die Herrschaft seinem Sohn Alexander überlassen (1889), der bis 1893 regierte.

Peter Karageorgjewitsch, der Enkel des „schwarzen Georg", hatte seine Hand im Spiele, als in Belgrad Alexander Obrenowitsch und dessen Gattin Draga niedergeschossen wurden. Nun war die Bahn für sein Haus frei und er riß die Königskrone an sich.

Peters Sohn Alexander, geboren 1888 in Cetinje, gewann durch seine antiösterreichischen Hetzereien die Sympathien weiter Kreise und brachte es



Das Abzeichen des großserbischen Geheimbundes Narodna Ochrana.

sogar dahin, daß er ungeachtet seines älteren Bruders zum Kronprinzen von Serbien ausgerufen wurde.

Die Belgrader Festung birgt manches Geheimnis. Wie viele Politiker und Offiziere — was übrigens in Serbien, dem Duodezstaat der Militärherrschaft, dasselbe bedeutet — starben hier an merkwürdigen „Magenleiden", falls sie nicht kurzerhand erschossen wurden wie jene sechzehn Verschwörer von 1867, die den Mord des Fürsten Michael angestiftet haben sollten, oder die Brüder der Königin Draga, die das Schicksal ihrer Schwester in der gleichen Schreckensnacht ereilte.

Das Verbrechen von Sarajewo, das genau am Erinnerungstag der Schlacht auf dem Amselfelde in Szene gesetzt wurde, stand so nicht vereinzelt

da. Und wieder waren die Machthaber in Belgrad selbst seine Mitwisser, wenn nicht Urheber.

Als am Abend des 10. Juli der russische Gesandte in Belgrad von Hartwig dem diplomatischen Vertreter Österreichs einen Besuch abstattete, um schlimme Gerüchte zu zerstreuen, erhielt er von diesem die Antwort: „Bitte, lieber Kollege, machen Sie mir doch keine Komödie vor.“ Zugleich zog Baron Giesl, der österreichische Gesandte, ein Schriftstück hervor, das für Hartwig vernichtend sein mußte. Dieser fiel sofort, von einem Herzschlag getroffen, tot zu Boden. Gottes Strafgericht hatte den hohen Protektor der serbischen Mordkamarilla erreicht.

Inzwischen waren die österreichisch-ungarischen Untersuchungen in vollem Gange, viel zu langsam freilich für Patrioten im Reiche, vor allem für die kaisertreue Presse. Die Wiener „Reichspost“, das Sprachrohr der Alpendeutschen und der Armee, rief immer wieder: „Wir sind am Ende unserer Geduld“ und stellte die grollende Frage: „Wie lange noch?“

Das war der rechte Ruf und die rechte Frage. Wußte doch jeder österreichisch-ungarische Politiker, der nicht gerade blind war, daß die Nachbarstaaten mit Ausnahme des treuen deutschen Waffenbruders nur darauf lauerten, die Donaumonarchie zu zerstückeln und dann die Beute unter sich zu teilen. Auf Italiens Hilfe in der Not rechnete in Österreich selbst niemand. „Italia irredenta“ war bekannt genug. Welschen Vorspiegelungen schenkte niemand ernstlich Glauben. Der Dreibundvertrag war bloß ein papierenes Aktenstück, dessen Kurs, das wußte man in Wien wohl, im Kriegsfalle auf Null sinken würde.

Trotz alledem war in der Armee, dem Lager Österreichs, der Geist Radetzkys lebendig. Lieber ein Ende mit Schrecken, so hieß es, als ein Schrecken ohne Ende! Schauen wir der Todesgefahr mutig ins Auge!

Und so überreichte am 23. Juli um 6 Uhr abends der österr.-ungar. Gesandte in Belgrad, Baron Giesl, dem hiezu bevollmächtigten serbischen Minister eine befristete Note, die in ruhigem Lapidarstil die vernichtendste Anklage erhob.

Die Geschichte der letzten Jahre, insbesonders die schmerzlichen Ereignisse des 28. Juni hätten das Vorhandensein einer Österreich unterwühlenden Bewegung in Serbien erwiesen, deren Ziel es sei, bestimmte Gebiete von der österreichisch-ungarischen Monarchie loszureißen.

„Diese Bewegung, die unter den Augen der serbischen Regierung entstand, hat in der Folge jenseits des Königreichs durch Akte des Terrorismus, durch eine Reihe von Attentaten und durch Morde Ausdruck gefunden.“

Serbien habe 1909 formell zwar versprochen, der großserbischen Propaganda Einhalt zu gebieten, dieses Versprechen jedoch nicht gehalten.

„Die serbische Regierung duldete das verbrecherische Treiben der verschiedenen, gegen die Monarchie gerichteten Vereine und Vereinigungen, die zügellose Sprache der Presse, die Verherrlichung der Urheber von Attentaten, die Teilnahme von Offizieren und Beamten an subversiven Umtrieben, sie duldete eine ungesunde Propaganda im öffentlichen Unterrichte und duldete schließlich alle Manifestationen, welche die serbische Bevölkerung zum Hasse gegen die Monarchie und zur Verachtung ihrer Einrichtungen leiten konnten."



Kronprinz Alexander v. Serbien, der an Stelle seines ruhebedürftigen Vaters in der kritischen Zeit die Regentschaft in Serbien führt.

„Es erhellt aus den Aussagen und Geständnissen der verbrecherischen Urheber des Attentates vom 28. Juni, daß der Mord von Sarajewo in Belgrad ausgeheckt wurde, daß die Mörder die Waffen und Bomben, mit denen sie ausgestattet waren, von serbischen Offizieren und Beamten erhielten, die der Narodna Ochrana angehörten, und daß schließlich die Beförderung

der Verbrecher und deren Waffen nach Bosnien von leitenden serbischen Grenzorganen veranstaltet und durchgeführt wurde."

Dagegen erklärte nun die k. u. k. Regierung entschieden vorgehen zu müssen und verlangte von Serbien eine offizielle Loyalitätsversicherung, die in feierlicher Form auf der ersten Seite des serbischen Amtsblattes vom 26. Juli hätte erfolgen sollen.

Österreich-Ungarn verlangte ferner, diese Erklärung sei gleichzeitig zur Kenntnis der serbischen Armee durch einen Tagesbefehl des Königs zu bringen.

Schließlich wurde Serbien aufgefordert, fortan jede Publikation zu unterdrücken, die zum Haß und zur Verachtung der Monarchie aufreize, sofort mit Auflösung des Vereins „Narodna Ochrana" vorzugehen, antiösterreichische Stellen aus Lehrbüchern u. dgl. auszumerzen, aus dem Militärdienst und der Verwaltung im allgemeinen alle Offiziere und Beamte zu entfernen, die der Propaganda gegen Österreich-Ungarn schuldig seien, einzuwilligen, daß in Serbien Organe der k. u. k. Regierung bei der Unterdrückung der gegen den unversehrten Bestand der Monarchie gerichteten aufrührerischen Bewegung mitwirkten, die Verhaftung gewisser, schwer kompromittierter, namentlich genannter serbischer Staatsdiener vorzunehmen usw. Die Antwort habe bis spätestens Samstag, den 25., um 6 Uhr abends zu erfolgen.

Gleichzeitig überreichte die österr.-ungar. Regierung eine ausführliche Beweisschrift zur Begründung des von ihr vorgebrachten Materials. Nun gab es kein „Zurück" mehr. Serbien mußte sich entscheiden zwischen einem ehrlichen Frieden und einem offenen Krieg.

Erstaunt horchte ganz Europa auf. War das die Sprache eines Sterbenden? Hatte Österreich, das unglückliche, seit Jahrzehnten schwer geprüfte, allenthalben verlästerte, verhöhnte und verlachte Land endlich den Mut gefunden, zu sprechen? Wird es auch den Mut behalten, zu handeln?

Diese letzte Frage legte sich selbst mancher Österreicher vor, der seit langem das Selbstvertrauen verloren hatte und nur scheu und gedrückt aufzutreten wagte, wenn er etwa ins Ausland reiste. Österreich wurde da ja immer wieder mit der Türkei verglichen. Und am Ende glaubten selbst die Patrioten an den „kranken Mann" im Herzen Europas.

Achtundvierzig Stunden vergingen. Ein eifriger Depeschenwechsel zwischen Petersburg und Belgrad füllte diese hochkritische, spannende Epoche aus. Aber noch ehe die gestellte Frist abgelaufen war, begann Serbien zu mobilisieren. Und als am Abend des 25. der serbische Ministerpräsident Pasitsch dem

k. u. k. Gesandten Giesl die offizielle Antwort überbrachte, da wußte dieser schon, daß sie durchaus ungenügend ausgefallen sei. Seine Koffer waren bereits gepackt. Er reiste noch am gleichen Tage ab.

Die Forderung Österreich-Ungarns enthielt ein Ultimatum, ein festes: So oder so. Serbien wollte den Krieg, es sollte ihn haben. Die Mobilmachung der Armee nördlich der Save war unausbleiblich und erfolgte Schlag auf Schlag in den nächsten Tagen.

Stumm und ergriffen warteten die Familienväter auf den Ruf ihres Kaisers, jubelnd und jauchzend griff die Jugend zur Wehr. Ganz Wien war



Belgrad.

auf den Beinen, als die Botschaft aus Belgrad eintraf. „Nieder mit Serbien!" „Krieg den Serben!" lautete der dröhnende Widerhall im ganzen Reiche.

Geradezu begeistert nahm das deutsche Volk zu den Ereignissen Stellung. In Berlin, München und allen andern großen Städten fanden gewaltige Kundgebungen für Österreich-Ungarn statt. Die Regimentskapellen mußten, sobald sie sich zeigten, stets von neuem den Radetzkymarsch, das Eugeniuslied, den guten Kameraden und ähnliche Weisen spielen. Und zwischen hinein erklang die Wacht am Rhein und Deutschland, Deutschland über alles!

Gleichsam als ahnten die Massen, daß es sich nicht um einen kleinen Feldzug gegen einen Zwergstaat handle, sondern daß die Erde vor einem Weltbrand stehe, sang man sich in den größten Kampfesmut und die größte seelische Opferfreude hinein. Bald sollte die Stunde schlagen, da auch die Verschwörung

wider des Deutschen Reiches Dasein ans Tageslicht kam. Das perfide Albion, welsche Tücke und slawische Hinterlist hatten einen Dreibund geschlossen, dem die schlauen Italiener von der Ferne freundlich zunickten. Einstweilen hielt es die italienische Regierung für geboten, Österreich-Ungarn amtlich wissen zu lassen, daß sie in einem etwa entstehenden bewaffneten Konflikt zwischen seinem Nachbar und Serbien eine freundschaftliche und dem Bundesverhältnis entsprechende Haltung einnehmen werde.

Ein noch tückischeres Spiel begann die russische Schlange im Osten. Sie suchte zunächst Österreich-Ungarn zu umstricken und zu täuschen, und als ihr dieses nicht gelang, das Deutsche Reich hinzuhalten. Serbien dagegen erhielt strikte Weisungen.

Die Serben zeigten sich anfangs schwankend, ja sogar willfährig, den Forderungen Österreich-Ungarns nachzukommen, bis endlich am Nachmittag des Entscheidungstages eine lange chiffrierte Depesche aus Rußland eintraf, die zum Widerstand aufforderte. Da schlug die Stimmung plötzlich um. Das Zittern und Zagen wich. Laute Schmährufe gegen Kaiser Franz Joseph und sein Reich machten sich Luft. Der Kronprinz Alexander, der seinem angeblich kranken, von einer Badekur in Anspruch genommenen Vater die Regentschaft abgenommen hatte, fuhr in offenem Wagen durch die Straßen Belgrads, mit der russischen Depesche in den Händen, umjubelt von einer fanatisierten Bevölkerung.

Einige Stunden später brachte man den gesamten Staatsschatz, die königliche Münze, den Hof und die Ministerien ins Innere des Landes, nach der alten Hauptstadt Nisch. Denn Belgrad, hart an der österreichischen Grenze, von der Donaumonarchie lediglich durch die Save getrennt, bot mit seinen veralteten, im Ausbau zurückgebliebenen Festungswerken keinen Schutz und keine Sicherheiten.

Die Börse der ganzen Welt erzitterte. Jeder suchte mit seinen Papieren zurechtzukommen. Nicht nur in Wien, überall gab es enorme Kursstürze. Mancher reiche Kaufmann war mit einem Schlag ein Bettler, mehr als eine Existenz völlig vernichtet.

Noch immer hofften unverbesserliche Optimisten auf eine günstige Wendung. Die Diplomaten bekamen Arbeit über Arbeit. Wird Serbien in letzter Stunde nicht doch nachgeben? Mobilmachung bedeutet ja noch keinen Krieg! Wird aber, falls es zu einem Feldzug kommt, dieser nicht wenigstens auf den Süden beschränkt bleiben? Soll es wirklich zu einem bewaffneten Einschreiten Rußlands kommen? Wie wird sich dann das Deutsche Reich dazu verhalten? Wie Frankreich? Wie England?

Der Phantasie war der weiteste Spielraum gegeben. Die Legendenbildung feierte Triumphe. Ein Gerücht löste das andere ab. Sibyllinische Bücher und alte Prophezeiungen wurden ausgegraben, besprochen, gedeutet und geglaubt. Ein ganz merkwürdiges, düsteres Zukunftsbild gewann in serbischen Kreisen Verbreitung.

Man sprach dort von einer fast jedem Kind geläufigen Prophezeiung, von der sich bisher alles bis aufs Wort verwirklicht hätte. Der mit dem hellseherischen, sogenannten „zweiten Gesicht" begabte Bauer Matthias



Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf,
Österreichisch-ungarischer Generalstabschef.

Michailowitsch aus dem Dorf Rakowitza bei Uschitza sollte sie einst ausgesprochen haben.

Es war am 11. Juni 1868, als Michailowitsch plötzlich auf dem Marktplatz von Uschitza rief: „O Gott, ich sehe einen Garten bei Belgrad, dort geht der Fürst . . ., seht, seht, er fällt — meuchlings getroffen von Mörderhand!"

Man hielt den Alten, der bitterlich zu weinen anfing, für wahnsinnig. Als aber am nächsten Tage die Kunde von der Ermordung des Fürsten Michael durch die Anhänger des Hauses Karageorgjewitsch kam, schleppte man den Mann nach Belgrad vor die Richter.

Dort wurde dieser wieder von dem zweiten Gesicht übermannt und rief: „Ich sehe einen König nach einer verlorenen Schlacht; er muß außer Landes, ich sehe einen anderen König, der spricht von Nisch aus durch die Luft mit seinen Ministern in Belgrad; dann kommt er nach Belgrad und stirbt von Mörderhand. Und jetzt kommt ein anderer, auch der muß zum Land hinaus und seinen Sohn ereilt das Schicksal im Kampfe — dann kommen die Fremden ins Land . . .“

So lautete des Bauers Michailowitsch Prophezeiung. Erfüllt hatte sich bis jetzt die Ermordung des Fürsten Michael, erfüllt, daß König Milan von den Bulgaren in offener Feldschlacht geschlagen wurde und später außer Landes fliehen mußte. Unter König Alexander wurde das Telephon in Serbien eingeführt, mittels dessen er durch die Luft mit den Ministern in Belgrad sprach. Dieser König fiel später durch Mörderhand. Nun stand noch die Erfüllung der letzten prophetischen Worte aus. Wer vermochte den Schleier der Zukunft zu lüften? Aber bange Ahnungen beschlichen die ganze Welt.

In England war es der Minister des Äußern, Sir Edward Grey, der Friedensstifter zwischen der Türkei und dem Balkanbund, der auch jetzt mit der gleißnerischen Maske des ehrlichen Maklers zu vermitteln suchte und dadurch seiner Nation womöglich im Wege des „Friedens“ das erste gewichtigste Wort im Rate der Völker sichern wollte. Noch am 27. Juli schloß er eine große Rede im Londoner Parlament mit der Mahnung, es müßte jedem, der nachdenke, klar sein, daß in dem Augenblick, wo der Streit aufhöre einer zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zu sein und einer werde, in den eine andere Großmacht verwickelt sei, dies mit einer der größten Katastrophen endigen könne, die jemals das Festland heimgesucht habe; niemand könne sagen, was das Ende der ausgebrochenen Streitigkeiten sein würde. Ihre mittelbaren und unmittelbaren Folgen würden unberechenbar sein.

Zugleich schlug England eine Mächtekonferenz vor, in der die Streitfrage zwischen Österreich-Ungarn und Serbien gelöst werden sollte. Dem Deutschen Reiche wurde nahegelegt, auf Wien und Budapest einzuwirken, um den letzten Schritt zu verhindern.

Dem kritischen Historiker drängt sich dabei folgende Erwägung auf: Entweder wollte England Ende Juli einen provisorischen Frieden für einige Tage oder einen solchen für einige Monate erhalten wissen. Denn an eine absolute Verhinderung des bevorstehenden Weltkriegs, der kommen mußte,

schon aus dem Grund, weil ganz Europa die Entwicklung des Deutschen Reichs zu der führenden Großmacht schon seit Jahren nur mit neidischen, haßerfüllten und drohenden Augen ansah, dachte in London wohl kein Kind.

Rußland und Frankreich vor allem rüsteten um die Wette. Es war ein offenes Geheimnis, daß in ein bis zwei Jahren die Feinde des Deutschen Reichs eine, wenigstens äußerlich genommen, unvergleichlich starke militärische Übermacht erreicht hätten, daß also ein europäischer Krieg in einem späteren Zeitpunkt noch bessere Chancen für den Zweibund bot als der jetzige Augenblick. Ob England mit Rußland und Frankreich ein geheimes Abkommen



Leopold Graf Berchtold,
österreichisch-ungar. Minister d. Äußern.

zu gegenseitiger Hilfe abgeschlossen hatte, wird wahrscheinlich erst ein künftiger Geschichtschreiber aktenmäßig entscheiden können. Vorläufig fehlen uns die Belege. Doch scheint ein solcher Schutz- und Trutzvertrag mehr als glaubwürdig.

So wenig sich England und Frankreich in früheren Jahrhunderten vertragen mochten, als sie um die Weltherrschaft rangen, als etwa ein Napoleon gegen den britischen Staat die Kontinentalsperre durchführte, wodurch dieser vom Festland abgeschnitten, wirtschaftlich auf das schwerste betroffen wurde,

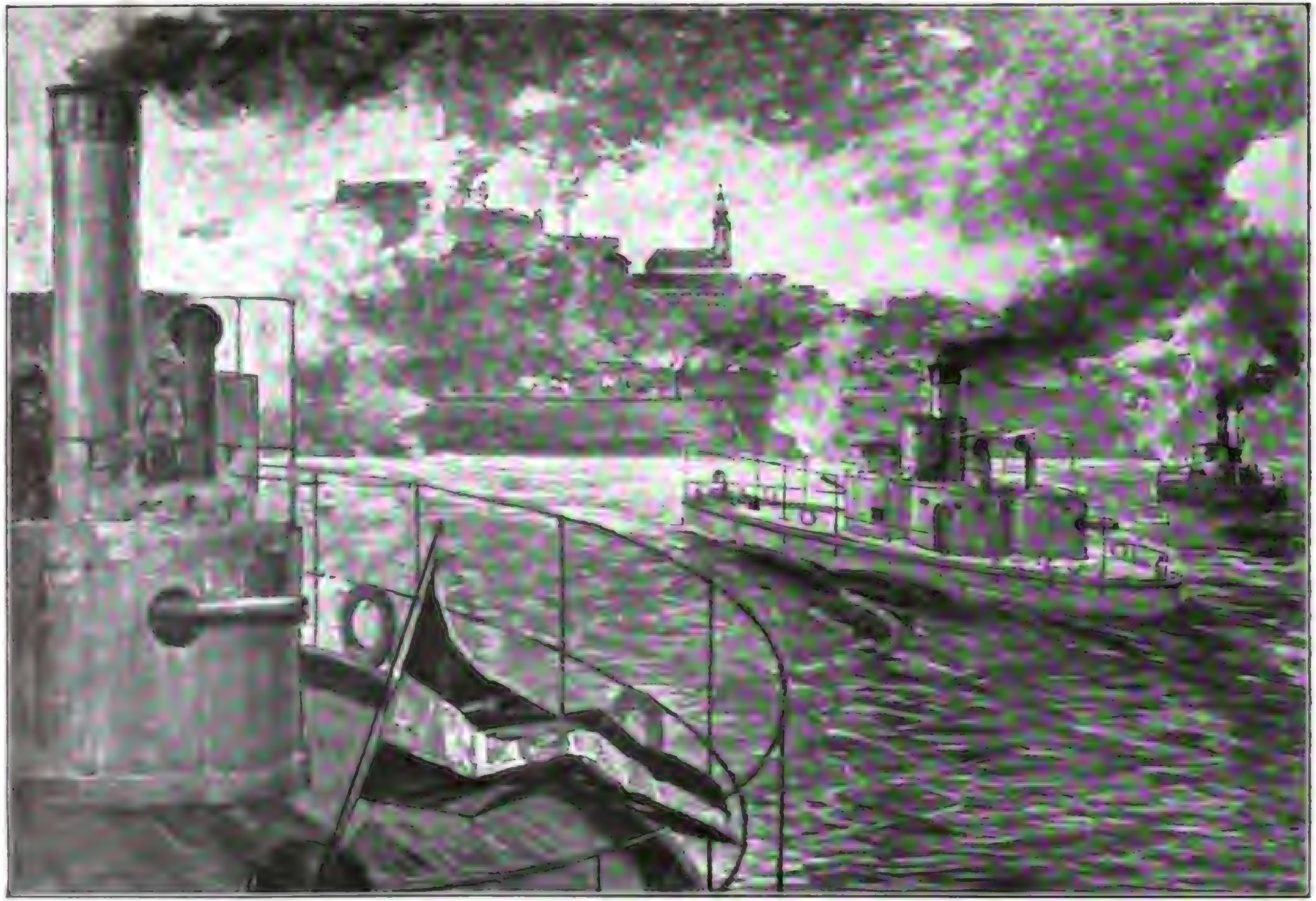
1914 stand die Sache doch wesentlich anders. Die englische Flotte erblickte in der deutschen ihren gefährlichsten Nebenbuhler, genau so wie die Revanchepolitiker jenseits des Rheins das Jahr 1871 und den Sieg der deutschen Heere nicht vergessen konnten. Lüstern schielte der französische Adler nach Elsaß-Lothringen, währenddem Rußland die Alleinherrschaft auf dem Balkan und die Führung der slawischen Völker in Österreich-Ungarn erstrebte. Anderseits wußte jedoch Rußland, daß die Donaumonarchie nur dann mit vollem Erfolg vollständig niederzuwerfen sei und aufgeteilt werden könne, wenn ihr mächtiger Bundesgenosse, das Deutsche Reich, auf dem Boden liege. So kam die „Triple-Entente" zustande, jene unnatürliche Vereinigung des absolutistischen Zarenreiches, des konservativen Englands, der französischen Republik!

Die Verwicklung mit Belgrad dürfte den drei merkwürdigen Brüdern im ersten Augenblick vielleicht nicht ganz erwünscht gewesen sein. Im Jahre 1915 oder 1916 hätten sie diese sicherlich freudiger aufgenommen. Die „Wiener Allgemeine Zeitung" konnte am 11. August melden, während des letzten Besuches des französischen Präsidenten Poincaré in Petersburg sei festgestellt worden, daß 1916 die militärischen Vorkehrungen Rußlands und Frankreichs soweit beendet sein würden, um mit Überlegenheit die Offensive gegen Deutschland und Österreich zu beginnen. Jedenfalls hielten sie aber auch jetzt schon den Tag der Abrechnung für gekommen, zum Äußersten entschlossen.

In aller Heimlichkeit zog Rußland große Truppenmassen zusammen, rief England seine Schiffe heim, holte Frankreich zum Schlag aus. Dem biedern „Vetter" jenseits des Kanals fiel die Aufgabe zu, die Spitzbubenrolle des Verschleppers zu spielen, solang es ging. In Österreich-Ungarn ließ man sich jedoch durch keine noch so honigsüßen Worte täuschen. Und auch das deutsche Volk konnte nur ganz kurze Zeit hinters Licht geführt werden.

Kaiser Franz Joseph wartete mit der Kriegserklärung an Serbien noch volle drei Tage, nachdem die diplomatischen Beziehungen abgebrochen waren. Die österreichisch-ungarische Regierung ließ inzwischen halbamtlich erklären, daß Serbien noch immer durch Annahme der bekannten Forderungen und gegen Ersatz der Mobilisierungskosten den Frieden haben könne. Aber die Militärpartei im Rate des Königs Peter blieb halsstarrig und Rußland steifte ihr den Nacken. Man drohte in Belgrad, die Dynastie abzusetzen, falls diese nachgeben würde. Und so mußte das Schicksal seinen ehernen Gang gehen.

Am 28. Juli erfolgte die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien Und gleichzeitig wandte sich der greise Friedenskaiser in einem Manifest an seine geliebten Völker.



Originalzeichnung von A. Reich.

Erstes Bombardement von Belgrad durch die Donaumonitore.

Wer das lange Schriftstück ruhig überliest, merkt, daß kein jugendlicher Draufgänger es unterschrieben habe, daß nur ein abgeklärter, den Kämpfen des Alltags nahezu entrückter, die Ewigkeit betrachtender Monarch sein Urheber sein könne. Feierlich und gelassen, würdig und getragen klingt jeder Satz. Nichts verrät die Erregung eines unüberlegten Augenblicks.

„In dieser ernsten Stunde," so schließt das Kriegsmanifest des Kaisers Franz Joseph, „in dieser ernsten Stunde bin Ich Mir der ganzen Tragweite Meines Entschlusses und der Verantwortung vor dem Allmächtigen voll bewußt. Ich habe alles geprüft und erwogen, mit ruhigem Gewissen betrete Ich den Weg, den die Pflicht mir weist.



Freiherr v. Giesl-Gieslingen,
bisheriger österreichisch-ungarischer Gesandter in Belgrad.

Ich vertraue auf Meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einigkeit und Treue um Meinen Thron scharten für die Ehre, die Größe und die Macht des Vaterlandes und die zu den schwersten Opfern immer bereit waren. Ich vertraue auf Österreichs tapfere und von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht. Ich vertraue auf den Allmächtigen, daß er Meinen Waffen den Sieg verleihe."

Damit waren die Würfel gefallen und ihre Augen zeigten auf Kampf bis in den Tod.

Das Deutsche Reich hatte den englischen Konferenzvorschlag nicht glattweg abgelehnt, sondern in wohlwollende Erwägung gezogen. Allerdings

zweifelte man in Berlin sofort, ob als Organ für die Vermittlung eine Konferenz von vier Großmächten das geeignetste Auskunftsmittel darstelle. Und so schlug die Reichsregierung ein unmittelbares Verhandeln zwischen den Diplomaten in den einzelnen Hauptstädten der beteiligten Staaten vor. Berlin versprach, auch in dieser letzten Stunde auf Wien beruhigend einzuwirken, um eine Ausbreitung des österreichisch-serbischen Kriegsschauplatzes nach Möglichkeit zu verhindern. Alles käme jedoch jetzt auf Rußland an. Verhalte dieses sich ruhig, so sei der Weltfriede gesichert.

In der Tat wünschte niemand die Erhaltung des europäischen Friedens sehnlicher als das arbeitsame, lediglich die Früchte seines Fleißes genießende, kein von fremden Völkern bewohntes Ländergebiet erstrebende Deutsche Reich, Österreich-Ungarn etwa ausgenommen, das von schweren inneren Zerwürfnissen heimgesucht am allerwenigsten Lust hatte, sich in ein Kriegsabenteuer zu stürzen.

Welche Siegesbeute stand denn für Österreich-Ungarn in Aussicht? Etwa das armselige Albanien? Oder das ewig unruhige Serbien? Russisch-Polen?? Kein Vernünftiger dachte an solche Möglichkeiten. Und wenn er daran dachte, schauderte er davor zurück, sein Vaterland mit einem noch größeren Völkerkonglomerat beglückt zu sehen, vor neue, noch schwierigere Probleme gestellt zu wissen. Nein, das Deutsche Reich mit Österreich-Ungarn im Bunde wollte wirklich den Frieden, einen Frieden für Zeit und Ewigkeit.

Aber wie ein Alpdruck fiel es vom Herzen der Donaumonarchie, als nun endlich der Krieg an Serbien erklärt war. Alle Schlafmützigkeit und sprichwörtliche Gemütlichkeit, aller innerpolitischer Zwist und Völkerhader machte einem erhebenden Gefühl der Erlösung und Befreiung, des Wollens und der Tatkraft Platz. Der Geist Prinz Eugens wurde lebendig. Er, der das Schloß Belvedere geschaffen hatte, in dem Franz Ferdinand so gern verweilte, pläneschmiedend, eine große Zukunft ersehnend, Prinz Eugenius, der edle Ritter, wurde der Schutzpatron des heiligen Krieges, der jetzt zum Austrag kam.

Und für die alte Weise fand ein vaterländischer Dichter, fand Richard v. Kralik zur rechten Stunde einen neuen Text. Schmetternden Fanfaren gleich klang es nun durch die Straßen und Gassen der aufgerüttelten Kaiserstadt. Studenten und Arbeiter, Bürger und Bauern, Männer und Frauen, jung und alt, sie alle sangen jubelnd mit:

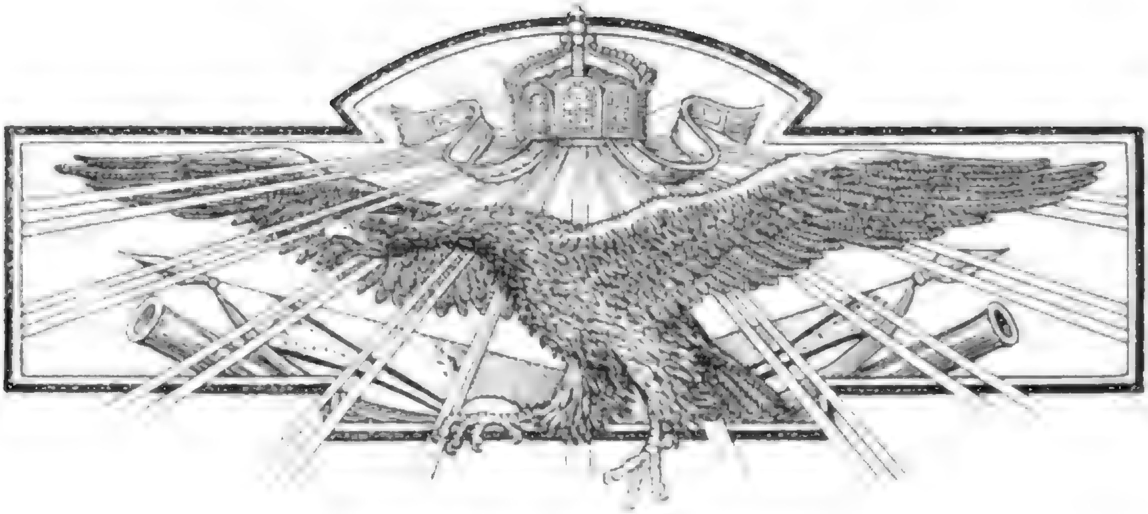
„Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Hört das neue Kriegsgewitter
Donnern bis in seine Ruh:
Aus Sankt Stephans Gruftkapelle
Schwebt sein Geist zur Tageshelle,
Ruft uns tapfere Worte zu.

Hört auf Straßen, Plätzen, Hallen
Neu sein Heldenlied erschallen,
Und die ganze Welt muß lauschen
Solchem Wort und solchem Sang.
Wie's noch nie so jubelnd klang!
Hört die Banner Östreichs rauschen;

Heldensinn und Heldenlieder,
Die zu lange lagen nieder,
Wecken uns zu kühn'rer Tat.
Wieder wie zu dreien Malen
Seht als Ziel des Liedes strahlen
Stadt und Festung Belgerad!

Östreichs Heil und Östreichs Ehre,
Seine Kraft und seine Wehre
Standen nie in beff'rer Hand:
Mit uns fordern heil'ge Mächte
Nur das Gute, das Gerechte
Sühne für Franz Ferdinand!

Östreich, folge deiner Sendung
Zu des Völkerrechts Vollendung
So im Frieden wie im Streit!
Östreich, Östreich über alles!
Hoch bis zu den Sternen schall es:
Österreich! Gerechtigkeit!"



2. Kapitel.

Rußland, Frankreich und England treten auf die Seite Serbiens. Die streitenden Mächte und ihre Kriegsstärke.

Bismarck und Andrassy, die Schöpfer des 1879 geschlossenen Dreibundes zwischen dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn und Italien, waren sich wohl nicht darüber im Zweifel, daß im Kriegsfall vom dritten Verbündeten am Mittelmeer kaum mehr als wohlwollende Neutralität zu erwarten sei. Wenn es Leute gab, die von einem italienischen Waffenbruder sprachen, so mißkannten sie die politische und nationale Lage der Staaten vollständig. Und so trat denn auch bei Ausbruch des Krieges von 1914 nur der Dreibund zwischen dem Deutschen Reich, Österreich und Ungarn geschlossen auf, der andere stand auf dem Papiere. Fragt man sich nun, welchen Wert hatte dann überhaupt das Bündnis mit Italien, so gilt die Antwort: „Um zu verhindern, einen Feind mehr zu haben!" Ob nun Bismarck und Andrassy auch in dieser Hinsicht richtig kalkulierten, sollte die Zukunft ergeben.

Rußland suchte selbst nach der Kriegserklärung der Donaumonarchie an Serbien seine letzte Karte noch immer in der Hand zu behalten. Umgekehrt griff auch Österreich-Ungarn militärisch immer noch nicht ein. Das Gerücht von der Erstürmung und dem Fall Belgrads erwies sich als eine üppig aufgeputzte Zeitungsphantasie. Die k. u. k. Armee überschritt in den ersten

Tagen den Grenzfluß nicht, obwohl die Besetzung der serbischen Feste keinerlei Schwierigkeiten bereitet hätte, da sie eigener Truppen entblößt war. Das feindliche Heer sammelte sich mehr im Innern des Landes, nächst dem Hauptwaffenplatz Kragujewatsch. Von kleinen Grenzscharmützeln abgesehen, verlief die erste Woche vollkommen ruhig. Erst bis die Mobilmachung in den



St. Graf Tisza,
ungarischer Ministerpräsident.

ja meist weitentlegenen Teilen der Monarchie durchgeführt war, konnte der eigentliche Kampf beginnen.

Kaiser Franz Joseph, der sich bisher in seiner alten Sommerfrische im Salzkammergut zu Ischl aufgehalten hatte, kehrte nach Wien zurück. Nur mit Mühe konnte man den 84jährigen Herrscher davon abhalten, sich ins Hauptquartier selbst zu begeben, wie er wünschte, um dem Schauplatz der Ereignisse näher zu sein. Der Thronfolger begab sich mit seiner Gemahlin nach Budapest.

Die Mobilmachung vollzog sich im allgemeinen ungestört. Verschiedene im Grund genommen unbedeutende hochverräterische Kundgebungen in tschechischen, serbischen und italienischen Gebieten Österreich-Ungarns wurden mit eiserner Faust niedergehalten. Die z. B. nach Sachsen geflüchteten zahlreichen tschechischen Deserteure wurden größtenteils eingefangen. Nur der nach dem Königreich Italien und nach der Schweiz abgewanderten italienischen Elemente konnte man nicht mehr habhaft werden. Sonst klappte alles. Außer den Deutschen zogen vor allem die Madjaren, Polen, Rumänen und Ruthenen aufs äußerste begeistert in den Krieg.

Diejenigen Feinde, die gehofft hatten, es würden in Österreich-Ungarn Aufstände ausbrechen, sahen sich bitter getäuscht. Die Soldaten strömten in kürzester Frist den Fahnen zu. Viele Freiwillige meldeten sich. Und gar mancher alte Edelmann trat noch einmal wie in jungen Jahren kampfesmutig in die Front.

Kaiser Wilhelm brach seine übliche Nordlandreise ab und eilte nach Berlin. Auch Zar Nikolaus kehrte in seine Residenz nach St. Petersburg zurück. Der französische Präsident Poincaré, der noch vor einigen Wochen Gast des russischen Kaisers gewesen war und sich auf der Heimreise in Kopenhagen aufhalten wollte, gab den bereits angesagten Besuch der dänischen Königsfamilie auf und fuhr auf den raschesten Wegen heimwärts. Das europäische Gewitter drohte sich bereits zu entladen.

Es ist üblich, daß vor Ausbruch eines Krieges die Volksvertreter noch einmal tagen, um den Worten des obersten Kriegsherrn einen lauten Widerhall zu verschaffen und die nötigen Vorkehrungen zu treffen, die für die Ausziehenden und für die Zurückbleibenden in gleicher Weise geboten erscheinen. In der österreichischen Reichshälfte war die Einberufung des längst schon arbeitsunfähigen Reichsrats völlig ausgeschlossen, zumal da verschiedene, wenn auch nur bedeutungslose Parteien, wie die Tschechisch-Radikalen, den Ernst der Stunde sicherlich nur verkannt hätten. Dagegen trat der ungarische Reichstag am 29. Juli zu einer erhebenden Sitzung feierlich zusammen.

Nachdem der Ministerpräsident Stephan Graf Tisza, ein Politiker voll größter Tatkraft, den aufgezwungenen Krieg mit Serbien als einen heiligen Kampf fürs Vaterland, seine Ehre und Größe gefeiert hatte, erhob sich Graf Apponyi im ausdrücklichen Auftrag der gesamten Opposition und erklärte mit deutlicher Anspielung auf die bevorstehenden Weltereignisse: „Wir sind vollständig davon durchdrungen, daß die Abrechnung, die jetzt eingeleitet wurde, unvermeidlich war und daß wir mit derselben nicht das Gebiet der Offensive betreten, sondern eine elementare Defensivpflicht erfüllen." Die

Nation hoffe, daß die Notwendigkeit der Abrechnung sich auf ein enges Gebiet beschränken werde. „Sollte sie sich aber in dieser Hoffnung täuschen, dann schreckt sie vor nichts zurück, vertrauend auf ihre eigene Kraft, vertrauend auf die militärische Tüchtigkeit unserer Wehrmacht und vertrauend auf die Bundestreue, die sich schon in den ersten Augenblicken der Gefahr geoffenbart hat."

Indes arbeiteten die Friedensgesellschaften und Friedensdiplomaten an allen Ecken und Enden. Zur Entspannung der Krise schien es beizutragen, daß Kaiser Wilhelm mit Zar Nikolaus in einen persönlichen Depeschenwechsel eingetreten war. Der deutsche Bundesrat wurde einberufen, um über Aus-



Serbischer Generalstabschef Putnik.

fuhrverbote zu beraten. Die Lage gestaltete sich infolge der unklaren Haltung Rußlands immer ernster. Aber man hoffte noch immer. Der Zeiger der Schicksalsuhr zeigte auf drei Viertel zwölf.

Da wurde plötzlich Donnerstag, den 30. Juli, nachmittags von dem sonst amtlich vorzüglich unterrichteten Berliner „Lokalanzeiger" ein Extrablatt verbreitet, daß der Kaiser soeben die Mobilmachung des deutschen Heeres und der deutschen Flotte angeordnet habe. Diese Meldung wurde jedoch sofort widerrufen. Es verbreitete sich hiezu die Nachricht, der „Lokalanzeiger" habe die Extrablätter für den Fall der Mobilmachung vorbereitet und durch Diebstahl oder sonstwie seien diese hinausgekommen. Dieser Kommentar fand nicht überall Glauben, man wies darauf hin, daß es sich dann nur um wenige Exemplare gehandelt haben würde. Daher tauchten bald allerhand andere

ernstere Vermutungen auf, die auszusprechen, wie die „München-Augsburger Abendzeitung" sehr richtig bemerkte, nicht für opportun anzusehen sein wird.

Die Panslawisten in Petersburg und die Revanchepolitiker in Paris kreischten jedenfalls laut auf und benutzten diese Meldung, die sie noch aufbauschten, zu einem neuen Vorstoß wider das Deutsche Reich. Der europäische Krieg war nicht mehr aufzuhalten. Der Schattenkaiser auf dem Russenthrone mußte um seine Herrlichkeit und sein Leben zittern, wenn er den allslawischen Hetzern nicht nachgab.

Und wie sehr man an der Seine in dieser Zeit die Kriegslust schürte, beweist der Ausgang des Prozesses Caillaux. Frau Caillaux, die einen politischen Gegner ihres Mannes, des französischen Finanzministers, kaltblütig niedergeschossen hatte, wurde am 28. Juli freigesprochen, war doch die Verteidigungsrede ihres Rechtsanwaltes vor den Geschworenen in die Worte ausgeklungen: „Sprechen Sie Frau Caillaux frei! Sparen wir unseren Zorn für unsere äußeren Feinde auf und verlassen wir alle diesen Saal mit dem Entschluß, uns einträchtig gegen die Gefahr zu wenden, die uns droht." Und dieser Appell an die antideutschen Instinkte des Pariser Schwurgerichtshofes verfehlte nicht seine Wirkung. . . .

Am letzten Julitag endlich reifte die Entscheidung. In Berlin lief eine amtliche Nachricht des deutschen Botschafters aus Petersburg ein, derzufolge soeben die allgemeine Mobilmachung der russischen Armee und Flotte erfolgt sei. Nun war auch der deutsche Geduldsfaden zerrissen.

Sofort ließ der deutsche Kaiser und der König von Bayern (dieser auf Grund eines Reservatrechts für sein Königreich) den Kriegszustand erklären. Das war der erste Schritt zur Mobilmachung. Denn jetzt ging die vollziehende Gewalt von den Zivilbehörden auf die Militärbehörden über.

Trommler in Uniform durchzogen alle Straßen und Plätze in Stadt und Land. Jetzt wußten alle, der Krieg mit Rußland sei unausbleiblich.

Dazu berichtete die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" halbamtlich, nachdem die auf einen Wunsch des Zaren selbst unternommene Friedensarbeit von der russischen Regierung durch die allgemeine Mobilmachung der russischen Armee und Flotte gestört worden sei, habe die kaiserlich deutsche Regierung heute (31. Juli) in Petersburg wissen lassen, daß die Mobilmachung des Deutschen Reiches in Aussicht stehe, falls nicht binnen zwölf Stunden Rußland seine Kriegsvorbereitungen einstelle und hierüber eine bestimmte Erklärung abgebe.

Das war eine deutliche Anfrage. Rußland aber gab keine Antwort.

Der Reichshaupt- und Residenzstadt, wie des ganzen Reichs hatte sich inzwischen eine Erregung bemächtigt, die in den gewitterschwülen Julitagen des Jahres 1870 nicht stärker gewesen sein mochte. Ungeheure Menschenmassen zogen vor das königliche Schloß. Die sozialdemokratischen Demonstrationen für einen faulen „Frieden", die kurz vorher inszeniert worden waren, fanden keine Fortsetzung mehr. Das deutsche Volk erkannte sich selbst wieder in der



Der Kaiser von Rußland mit dem Thronfolger.

Stunde der Gefahr. Niemand wollte untergehen, niemand russisch werden. Und so zog selbst der rote Proletarier mit dem Ruf „Es lebe Deutschland" auf die Straße.

Da die patriotischen Kundgebungen am gleichen Tag in Berlin kein Ende nehmen wollten, erschien der Kaiser mit der Kaiserin und dem Prinzen Adalbert an den Fenstern der Residenz und empfahl, daß alle es hören konnten, sein Volk dem Schutze des Herrn: „Geht in die Kirche, kniet nieder vor Gott und betet um Hilfe für unser braves Heer."

In Österreich-Ungarn wurde angesichts der herausfordernden kriegerischen Haltung Rußlands am 31. Juli die allgemeine Mobilisierung des Heeres, der Kriegsmarine, der beiden Landwehren, sowie die Aufbietung und Einberufung des Landsturmes angeordnet. Die teilweise Mobilisierung gegen Serbien hatten den Eisenbahnverkehr nur auf gewissen Strecken unterbunden, nunmehr verlor der Fahrplan allenthalben seine Gültigkeit. Bald sollte es auch im Deutschen Reich nur mehr Militärzüge geben.

Alles, was an Fremden flüchten konnte, strömte aus den Sommerfrischen heim. Die Schweizer und Tiroler Hotels lagen verödet da. In München und andern Durchgangsstationen gingen die letzten Züge vor der allgemeinen Mobilmachung nur mit ein- bis zweistündigen Verspätungen ab. Jeder Reisende war froh, wenn er wenigstens einen Stehplatz erobern konnte. Welche Verwirung auf den Bahnhöfen herrschte, läßt sich nicht beschreiben. Ganze Gebirge von Gepäck waren zwischen den Geleisen aufgetürmt. Auf ihnen lagerten die erschöpften Touristen. Man weinte und lachte, schrie und scherzte, je nach Stimmung und Anlaß, kurz, es herrschte das tollste Durcheinander. Dann aber hörte man immer neben dem Zischen und Pfeifen der Lokomotiven brausende Gesänge von der Stadt herüber. Und niemand ließ den Kopf hängen und jeder schaute tapfer und siegesfroh in die Zukunft: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt . . .“

Holland, Belgien und die Schweiz mobilisierten und erklärten zugleich strengste Neutralität. Auch die skandinavischen Staaten, Rumänien, Bulgarien, Griechenland und die Türkei, die gleich Italien starke Truppenmassen zusammenzogen, teilten offiziell mit, daß sie sich an dem bevorstehenden Krieg nicht beteiligen wollten. Ebenso ließen die Vereinigten Staaten von Nordamerika wissen, daß sie sich in den Streit nicht einzumischen gedächten.

Spanien, Portugal und die anderen noch kleineren Saaten standen außer Spiel ganz beiseite. England geriet immer mehr ins Schlepptau der Russen und Franzosen. Nur die Haltung Italiens blieb nach wie vor zweifelhaft. Die Richtung seiner Politik sollte erst später der Öffentlichkeit klar werden. Die Diplomaten wußten jedenfalls besser Bescheid.

Auf dem Geldmarkt gab es Niederlagen auf Niederlagen. Selbst die gewiegtesten Börsenjobber verloren den Kopf. Der Wechselverkehr stockte. Um der grauenvollen Verwirrung zu steuern, beschlossen die meisten Staaten das sog. „Moratorium“, d. h. die Frist für fällige Wechsel usw. wurde hinausgeschoben, um weitere finanzielle Katastrophen zu vermeiden. Das Deutsche Reich, im Vertrauen auf die Finanzkraft seiner Bewohner, erließ eine solche Maßnahme zunächst nicht.

Die diplomatischen Erklärungen in den ersten Augusttagen waren bloß Formalitäten. Das Deutsche Reich teilte in Petersburg mit, es betrachte sich als im Kriegszustand mit Rußland befindlich, nachdem russische Truppen sich mehrfach Grenzüberschreitungen hatten zuschulden kommen lassen.

Ähnliche Übergriffe erlaubte sich Frankreich. Seinen größten Friedenssprecher Jean Jaurès hatte ein politischer Mörder feig und hinterrücks umgebracht. Die deutschfreundlichen Franzosen sahen sich ihres Führers beraubt. Und niemand vermochte nunmehr dem Chauvinismus des toll gewordenen Galliertums Halt zu gebieten.



Russischer Ministerpräsident Ssasonoff.

Der Krieg nach zwei Fronten war bereits eröffnet, als sich am 4. August der deutsche Reichstag noch einmal zusammenfand, um in einer ewig denkwürdigen Sitzung fünf Milliarden für den Krieg zu genehmigen, sowie von der einmütigen Entschlossenheit im Kampfe wider Deutschlands Feinde ein glänzendes Zeugnis begeistertster Vaterlandsliebe abzulegen.

Seit dem 19. Juli 1870, wo König Wilhelm I. von Preußen an gleicher Stätte die Abgeordneten vor dem Reichstag des Norddeutschen Bundes empfing, hatte der Weiße Saal des kaiserlichen Schlosses in Berlin einen gleichen weltgeschichtlichen Vorgang nicht erlebt.

Viele Parlamentarier trugen bereits Uniform. Alles zeigte ein militärisches Gepräge. Von Botschaftern waren — auch ein Zeichen der Zeit — nur die Vertreter Österreich-Ungarns und der Türkei erschienen.

Alle Parteien, bis auf die nicht dem Zentrum angehörigen Elsaß-Lothringer und die Sozialdemokraten, die jedoch in den folgenden Sitzungen dieses großen Tages sämtliche Forderungen der Regierung annahmen, konnte man in brüderlicher Eintracht vereinigt sehen. Denn auch die Polen waren fest entschlossen, an dieser großartigen Kundgebung wider ihren Erbfeind, den die Knute schwingenden russischen Götzen, teilzunehmen und darnach zu handeln.

Zuletzt betrat der Kaiser den Saal. Mit ruhiger, fast gedämpfter, dann aber mächtig anschwellender, die ganze Versammlung begeisternder Stimme verlas er die Thronrede.

Stets von neuem unterbrach ihn lebhafter Beifall. Aber dieser Beifall steigerte sich zum Sturm, als der Kaiser, nachdem er die Friedensliebe Deutschlands geschildert hatte, die feierliche Erklärung abgab, der jetzige Krieg sei ein seit langer Zeit von den Neidern Deutschlands vorbereiteter Anschlag auf die Größe und Selbständigkeit des Deutschen Reiches.

Dann aber schloß er in freier Rede und gewaltiger Jubel durchbrauste den Saal:

„Sie haben gelesen, meine Herren, was Ich zu Meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe.

Ich wiederhole: Ich kenne keine Parteien mehr. Ich kenne nur Deutsche.

Und zum Zeichen, daß sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir dies in die Hand zu geloben."

Und nun traten die also Aufgeforderten Mann für Mann vor, und jedem drückte der Kaiser die Rechte fest und herzlich.

Am Nachmittag um drei Uhr fand die erste, eigentliche Kriegssitzung des deutschen Reichstags statt. Reichskanzler von Bethmann-Hollweg hatte einen glücklichen Tag. Ruhig und fest sprach er für eine gerechte Sache. Er wußte, daß ihm diesmal alle Abgeordneten bis auf den letzten Mann zustimmen würden, daß keine Opposition vorhanden sei, daß er keine Parteien, sondern nur ein in sich geeinigtes Volk vor sich habe. An der Hand des Weißbuches, einer Denkschrift und Sammlung von Aktenstücken zum Ausbruch des Krieges,

das u. a. das am 29. (!) Juli schriftlich und mündlich abgegebene Ehrenwort (!) des russischen Generalstabschefs an den deutschen Militärattaché in Petersburg enthielt, daß nirgends eine Mobilmachung erfolgt sei, begründete der leitende Staatsmann des Deutschen Reiches das Vorgehen seiner Regierung:

„Der Wind, der gesät wurde, geht jetzt als Sturm auf. Wir wollten in friedlicher Arbeit weiterleben. Es ging vom Kaiser bis zum jüngsten Soldaten: Nur zur Verteidigung einer gerechten Sache dürfen wir das Schwert aus der Scheide ziehen. Der Tag, da wir es ziehen



Raymond Poincaré.
Präsident von Frankreich.

müssen, ist erschienen. Gegen unsern Willen, unsere redlichen Bemühungen. Rußland hat die Brandfackel an das Haus gelegt. Wir stehen in einem aufgezwungenen Kriege mit Rußland und Frankreich."

Und nun verwies der Reichskanzler auf den Depeschenwechsel zwischen Kaiser und Zar, der diesen allerdings aufs schwerste kompromittierte, und fuhr dann fort:

„Während wir (Ende Juli) auf russisches Bitten in Wien vermitteln, erhebt sich die russische Wehrmacht an unserer langen, fast offenen Grenze, und Frankreich mobilisiert zwar noch nicht, aber es trifft militärische Vorbereitungen.

Und wir hatten absichtlich bis dahin keinen Reservisten zu den Fahnen gerufen, dem Frieden Europas zuliebe.

Sollten wir weiter geduldig warten, bis etwa die Mächte, zwischen denen wir eingekeilt sind, den Zeitpunkt zum Losschlagen wählten?"

Der Reichstag, der dem Redner fast nach jedem Satz zugejubelt hatte, brach jetzt in einen noch stürmischeren Beifall aus und rief: „Nein!" und abermals „Nein!"

„Darum," so führte der Kanzler weiter aus, „forderten wir noch am 31. Juli von Rußland die Demobilisierung als die einzige Maßregel, welche noch den europäischen Frieden erhalten kann.

Da keine Antwort erfolgte, wurde die deutsche Wehrmacht mobil gemacht. Frankreich verhielt sich mehr als eindeutig.

Bombenwerfende Flieger in Bayern, Kavalleriepatrouillen auf reichsländischem Gebiet, das Einbrechen einer Kompagnie, damit hat Frankreich, obwohl es in den Kriegszustand nicht eingetreten war, den Frieden gebrochen und uns tatsächlich angegriffen. . . .

Unsere Truppen haben sich dem Befehl gemäß auf die Abwehr beschränkt.

Das ist die Wahrheit.

Wir sind in der Notwehr und Not kennt kein Gebot!

Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt und vielleicht schon belgisches Gebiet betreten."

Der Kanzler gab unumwunden, in ehrlich deutscher Weise — vielleicht zu ehrlich — diese Verletzung des Völkerrechts gegenüber einem neutralen Staat zu. Aber zugleich versicherte er feierlich, daß es sich nur um einen Durchmarsch der Truppen handle, um einen französischen Einbruch in die deutsche Flanke am Rhein zu verhindern. Ein Angriff auf die staatliche Selbständigkeit Belgiens sei nicht geplant. Wer so bedrängt sei wie das Deutsche Reich und um seine Existenz kämpfe, der dürfe nur daran denken, wie er sich durchhaue. Das Deutsche Reich stehe Schulter an Schulter mit Österreich-Ungarn."

Diese Erklärung erzeugte im ganzen Haus eine ungeheure Bewegung und stürmischen, sich immer wieder erneuernden Beifall.

Schließlich ging der Kanzler auf eine Erörterung des Verhältnisses zu England ein und versicherte, das Deutsche Reich werde die Nordküste Frankreichs solange nicht angreifen, als sich jenes neutral verhalte.

Dieses Versprechen genügte jedoch dem „Vetter jenseits des Kanals" nicht, wie wir gleich sehen werden.

Zunächst sprach noch der Reichstag ein letztes Wort. Der Präsident Kämpf erwiderte begeistert, niemals habe das Volk einmütiger zusammengestanden als heute.

„Auch diejenigen," und damit meinte er die Sozialdemokraten, „die sonst sich grundsätzlich als Gegner des Krieges bekennen, eilen zu den Fahnen und ihre Vertreter im Reichstag bewilligen ungesäumt die für die Verteidigung des Reiches erforderlichen Mittel . . .



Sir Edward Grey,
engl. Minister des Auswärtigen.

So zieht das Volk in Waffen im Bewußtsein seiner Stärke hinaus in den heiligen Krieg, alt und jung von gleicher Begeisterung durchdrungen . . ."

Ja, es galt einem heiligen Krieg. Das merkte man schon daran, daß in der nächsten um fünf Uhr stattgefundenen Sitzung, der Schlußsitzung, sämtliche Regierungsvorlagen auf einmal ohne Debatte und einstimmig in rasch aufeinanderfolgenden drei Lesungen angenommen wurden.

Darunter befand sich die Bewilligung eines außerordentlichen Kriegskredits in der Höhe von fünf Milliarden, einer Summe, die der letzten französischen Kriegsentschädigung gleichkam.

Dann ergriff noch einmal der Reichskanzler das Wort: „Nicht nur das Gewicht Ihrer Beschlüsse gibt dieser Tagung ihre Bedeutung, sondern der Geist der Einheit, des unbedingten rückhaltlosen Vertrauens auf Leben und Tod. Was uns auch beschieden sein mag, der 4. August 1914 wird bis in alle Ewigkeit hinein einer der größten Tage Deutschlands sein."

Als nun der Präsident in diesem weihevollen Augenblick Kaiser, Volk und Vaterland hochleben ließ, erhoben sich auch die Sozialdemokraten. Auch



sie, die ewigen Nörgler, die niemals gerüstet sein wollten, die jeden Pfennig für Heer und Flotte stets versagt hatten, wurden von der patriotischen Flutwelle fortgerissen. Sie konnten nicht anders. Das Volk hätte sie sonst verlassen, gemieden, geächtet.

Und so erlebte das feindliche Ausland, das im stillen noch immer auf die alte deutsche Uneinigkeit gehofft hatte, eine schmähliche Enttäuschung. Die feindlichen Heere und Flotten sollten auf Granit beißen. Das, nichts mehr und nichts weniger, besagte der einhellige Willensentschluß des deutschen Reichstags.

Um 1/2 6 Uhr war die letzte Sitzung beendet. Kurz nach 7 Uhr am selben Tag erschien der englische Botschafter Sir Edward Goschen auf dem Berliner

Auswärtigen Amt, um im Namen seiner Regierung dem Deutschen Reich den Krieg zu erklären und seine Pässe zu fordern.

England trat damit offen auf die Seite der serbisch-russisch-französischen Koalition, deren Wahlspruch „Fürstenmord und Wortbruch" war. England benutzte das Betreten belgischen Bodens durch deutsche Truppen, um aus seiner Scheinneutralität herauszutreten. Es zeigte so sein wahres Gesicht. Es verschrieb sich kaltblütig der moskowitischen Knute.

Nur ein Redner im englischen Unterhaus fand sich, der diesem frevelhaften Bündnis sich widersetzte: Ramsay Macdonald. Ihm gebührt der Ruhm,



Generaloberst Helmuth v. Moltke,
Chef des Generalstabs der deutschen Armee.

die Ehre seines Volkes und Vaterlands wenigstens soweit gerettet zu haben, daß die Nachwelt nicht sagen kann, ganz England sei einmütig für einen Anschluß an die halbasiatische Verbrecherkamarilla gewesen.

Zog man die Schlußbilanz bei Ausbruch des Krieges, so ergab diese: „Feinde ringsum!" Aber ein großes, von niemand öffentlich festgestelltes Ergebnis wirkte tröstend und erhebend in diesen Tagen der größten Not und größten Gefahr: Zum erstenmal, seit dem Eintritt der Deutschen in die Weltgeschichte, traten diese einig und geschlossen dem Feind entgegen. Die Kämpfe früherer Jahrhunderte, des Reformationszeitalters, der napoleonischen Epoche, des Jahres 1866, in denen Deutsche wider Deutsche stritten, waren vergessen. Und hatte Frankreich im Jahre 1870 nur die im Deutschen Reich geeinigten

Stämme auf die Beine gebracht, nun kämpfte wahrhaft das ganze deutsche Volk, auch die Brüder in den Sudeten- und Alpenländern, auch die Siebenbürger Sachsen, auch die Deutschen in der Zips und im Banat, alle in einer Front. Die Amerika-Deutschen aber sandten Geld und Freiwillige und die geknechteten Baltendeutschen Rußlands rüsteten ein Hilfskorps aus. Am Ende, wer konnte es wissen, erwachte selbst das alte deutsche Herz der „Schweizerischen Nation".

Vorläufig freute man sich des deutschösterreichischen Bündnisses, das fester stand denn je, im Begriff die Feuerprobe zu bestehen. Und so konnte Richard Kralik in der Wiener „Reichspost" einen Jubelruf hinausschmettern in alle Welt:

„Eine Lust ist es zu leben,
Wenn sich treu die Hände geben
Brüder ohne Groll und Neid.
Was sich nie in Ernst gemieden,
Soll nun fest zusammenschmieden
Ein gerechter, heil'ger Streit . . ."

„Wir kommen zur Zeit!" schrieb ein Unbekannter in der „Frankfurter Zeitung", die Vorwürfe mancher Volksgenossen entkräftend:

„Die Russen im Land! Die Franzosen im Land!" Schreckensrufe — „Wir haben zu lange gezögert!"

* *

Wir kommen zur Zeit.

Diesem Zögern sei Dank! Es gibt uns die Unschuld des Streites.

Wenn die Schrecken jetzt kommen, die Schrecken des Kriegs — wir wissen: wir haben gezögert.

„Franzosen im Land! Russen im Land!"

Dort war die Wahl. Ist der Zweifel.

Über uns ist der Friede. Der Friede des heiligen Zwangs, der Friede heiliger Notwendigkeit.

Darf es sein? Muß es sein? Es darf nur, wenn es muß.

Es muß. Wir wissen, daß wir dürfen.

Dem Zögern sei Dank!

* *

Sie brechen das Recht!

Unordnung der Welt, Ordnung in der Brust. Es darf sein, denn es muß!

* *



Österreichische Wache an der Save.

4*

Und wenn wir dann durch Ströme Blutes schreiten, durch Feuermeere — wir bleiben in Unschuld."

Die allgemeine Hilfstätigkeit erwachte. Nicht bloß die Riesenarmada des Roten Kreuzes hißte die Segel; auch die einzelnen rührten sich, Werke der Barmherzigkeit zu spenden.

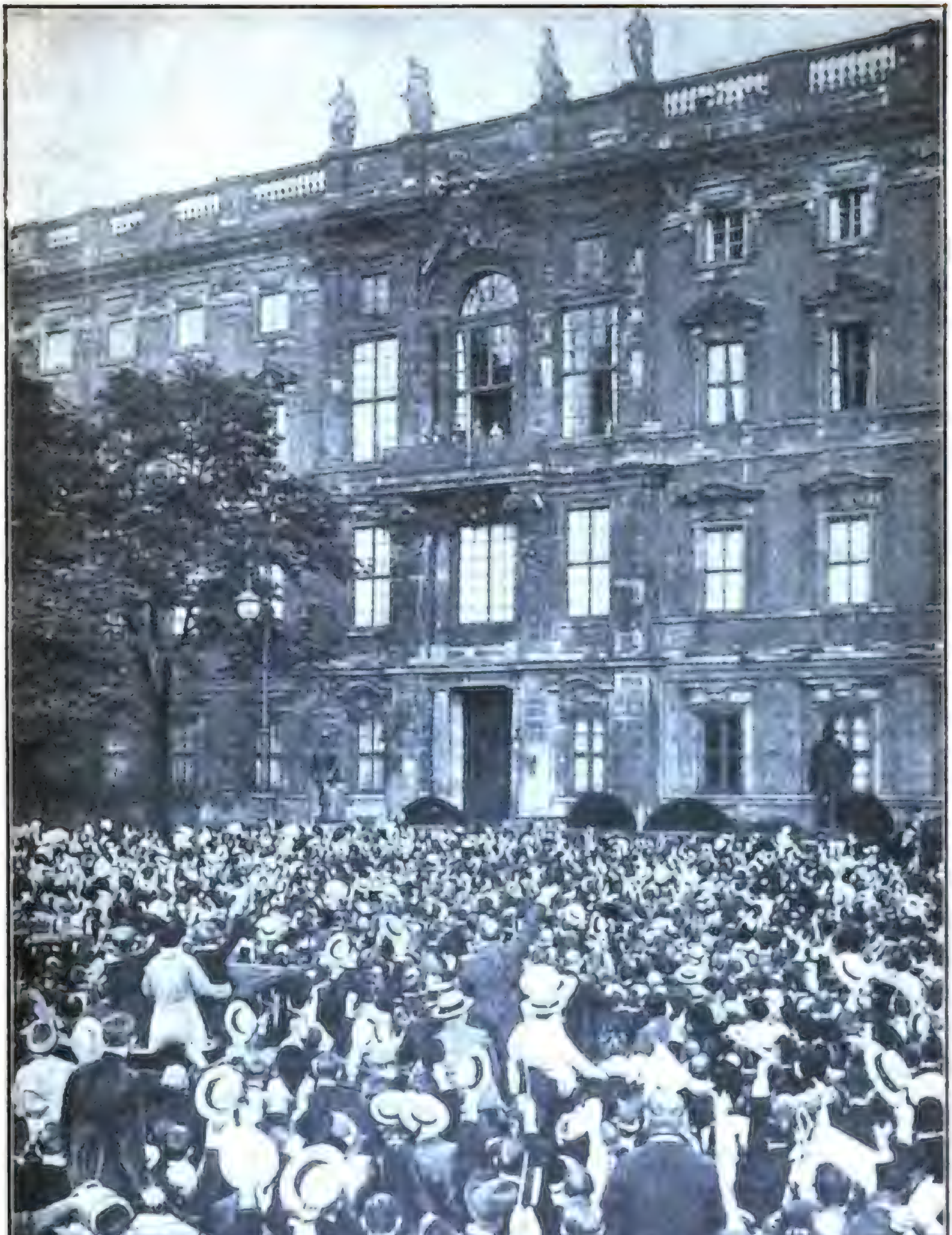
Zu den ersten Helfern in der Not gehörten die verbannten deutschen Jesuiten. Sie vergaßen in diesen Tagen der deutschen Eintracht, in der Organisationen wie der Antiultramontane Reichsverband ihre Tätigkeit einstellten und Nationalliberale wie in Ravensburg im Zeichen der völkischen Einheitsidee für den Zentrumsmann eintraten, das schwere Leid und Ungemach, das ihre heimwehkranken Herzen durch Jahrzehnte in der Fremde hatten erdulden müssen. Die deutsche Provinz des Jesuitenordens bot sich, wie die „Kölnische Volkszeitung" freudig melden konnte, vollzählig dem Kriegsministerium zur Dienstleistung an.

Prinz Max von Sachsen, in Köln als Professor am bischöflichen Priesterseminar tätig, stellte sich sofort nach der Mobilmachung dem Militärkommando zur Verfügung und fuhr mit den andern Soldaten in einem Abteil dritter Klasse nach Dresden, um bei den Truppen seines königlichen Bruders geistliche Dienste zu tun. Wo Bundesfürsten wie der junge Herzog von Braunschweig-Lüneburg u. a. in der Front mitkämpften, wollte auch Prinz Max nicht fehlen.

Aber selbst im niedersten Volk, und da besonders häufig, erstanden neue Vorbilder deutscher Vaterlandsliebe und Tapferkeit. Wir erwähnen ein Beispiel für viele: Der in Ingolstadt geborene Taglöhner Joseph Bauer befand sich noch am 26. Juli in Belgrad, aus dem er dann nach Bekanntmachung der deutschen Mobilmachung flüchtete. Nachdem er die Festungsmauern der bereits im Kriegszustand befindlichen Stadt erklettert und den Flußgraben durchschwommen hatte, gelang es ihm noch am gleichen Tag die nächste österreichische Stadt Mostar zu erreichen, von wo er am 4. August in Bayern anlangte und dann sofort als Freiwilliger beim 10. Infanterieregiment eintrat.

Wer nicht mit ins Feld ziehen konnte, half auf andere Weise. So schenkte der Berliner Fuhrunternehmer Hennecke bedürftigen Soldatenfamilien seine ganze etwa 60 000 Zentner umfassende Kartoffelernte, und dieses Beispiel fand reichlich Nachahmung.

Natürlich gab es auch gewissenlose Preistreiber, wie jene Bäuerin auf dem Münchener Viktualienmarkt, die unmittelbar nach der Kriegserklärung für fünf Eier eine Mark forderte und hiefür vom empörten Publikum, das ihren ganzen Eierbestand auf der Stelle über den Haufen warf, weidlich verprügelt wurde. Selbst solche Szenen kamen allenthalben vor.



Die begeisterte Huldigung vor dem Schloß bei des Kaisers Worten: „Man drückt uns das Schwert in die Hand!"

An der Behandlung der Feinde erkennt man die sittliche Kultur eines Volkes. Und da kann man Russen und Franzosen leider nur ein schlechtes Zeugnis ausstellen. Der ganze leidenschaftliche Nationalhaß dieser Völker zeigte sich bereits zu Beginn des Krieges in erschreckender Weise.

Aus Rußland wurden sofort alle Deutschen und Österreich-Ungarn ausgewiesen. Selbst Leute von Rang und Ansehen, die auf Kunstreisen oder zu wissenschaftlichen Studien sich dort befanden, mußten sich die gemeinste Hetzjagd gefallen lassen und froh sein, wenn sie nicht auch körperliche Mißhandlungen erdulden brauchten. Vielen glückte es, wenigstens auf weiten Umwegen über



Telegraphen-Motorrad in der österreichisch-ungarischen Armee: Drahtauslegen in Baumkronen und Einschalten einer Zwischenstation.

Schweden herauszukommen. Andere freilich mögen kläglich zugrunde gegangen sein, versagte man ihnen doch oft nicht bloß Unterkunft, sondern auch Speise und Trank. Das Haus der deutschen Botschaft in Petersburg fiel der Zerstörungswut des russischen Pöbels zum Opfer. Ein Botschaftsbeamter daselbst, Hofrat Alfred Kattner, wurde einfach ermordet.

Und nicht minder unmenschlich benahmen sich zahlreiche Franzosen. Die Ausschreitungen gegen die Deutschen in Paris begannen schon längere Zeit vor der Mobilmachung. Deutschsprechende Menschen wurden auf der Straße beschimpft und, wenn sie sich an die Polizei um Hilfe wandten, roh abgewiesen. Selbstverständlich wurde bereits frühzeitig fast allen das Obdach entzogen.



Oesterreichisch-ungarisches und serbisches Militär.

Am ersten Mobilmachungstag kam es sogar zu Plünderungen deutscher, österreichischer und ungarischer Geschäfte. Die Polizei sah mit untätigem Vergnügen dem „patriotischen" Treiben ihrer Landsleute zu.

Die Lage wurde in den folgenden Tagen immer bedrohlicher. Selbst Frauen und Kinder mußten sich Fußtritte und Faustschläge gefallen lassen. Alles drängte zu den Bahnhöfen. Botschaft und Generalkonsulat des Deutschen Reiches halfen in dieser Zeit über 60 000 Staatsangehörigen zum Verlassen Frankreichs.



Ein eigenartiges Militärautomobil.
Ein gepanzertes und mit Geschützen versehenes österreichisches Kriegsautomobil.

Die Reisenden selbst wurden jedoch weit vor der Grenzstation aus den Zügen entfernt und mußten dann zu Fuß, unter Zurücklassung ihres Gepäcks, falls ihnen dieses nicht schon längst geraubt worden, kümmerlich und elend weiterziehen.

Man vergleiche damit die ritterliche Haltung des deutschen Volkes Ausländern gegenüber, die ruhige Mäßigung, die man in Österreich-Ungarn bewahrte, vor allem von seiten der Behörden, wenn es sich um Angehörige feindlicher Staaten handelte! Fürwahr, die beiden Verbündeten standen nicht bloß für ihr Dasein und ihre Ehre Schulter an Schulter zusammen, sie vertraten jetzt auch die Ideale der Humanität, die im Feindesland unbekannt, vergessen und geschändet waren.



Friedrich Graf von Pourtalès



W. Freiherr von Schoen



S. N. von Swerbejew



Jules M. Cambon

Diplomaten der kriegführenden Mächte,
die von ihren Regierungen abberufen sind.

1. Deutscher Botschafter in Petersburg. — 2. Deutscher Botschafter in Paris. — 3. Russischer Botschafter in Berlin. — 4. Französischer Botschafter in Berlin.

Und mit der Nächstenliebe erwachte in Deutschland auf einmal wieder die Gottesfurcht. Diese Tugenden fehlten uns nie. Aber gewissenlose Hetzer hatten sie bereits ins Austragstüberl verwiesen und glaubten über sie spotten zu können.

Der König von Preußen erneuerte das Eiserne Kreuz. Der deutsche Heldengeist und Christensinn von 1813 hielten Einkehr im deutschen Volke bei hoch und nieder. Die sozialen Unterschiede hörten auf. Putz und Tand verschwanden von selbst. Die Kirchen füllten sich. Selbst die radikalsten Freidenker rollten die Fahne des „Komitees Konfessionslos" und der „Kirchenaustrittsbewegung" ein. Die Not lehrte beten. Das Laster versteckte sich und wurde stumm. Und wie viele mögen gesprochen und empfunden haben dem folgenden „Gebet" entsprechend, das A. de Nora in den „Münchener Neuesten Nachrichten" veröffentlichte:

„Meinen lieben, lieben Knaben
— Seine Wang' noch so zart,
Noch so flaumig sein Bart —,
Auch ihn müssen sie haben!
Ach, ist das hart!

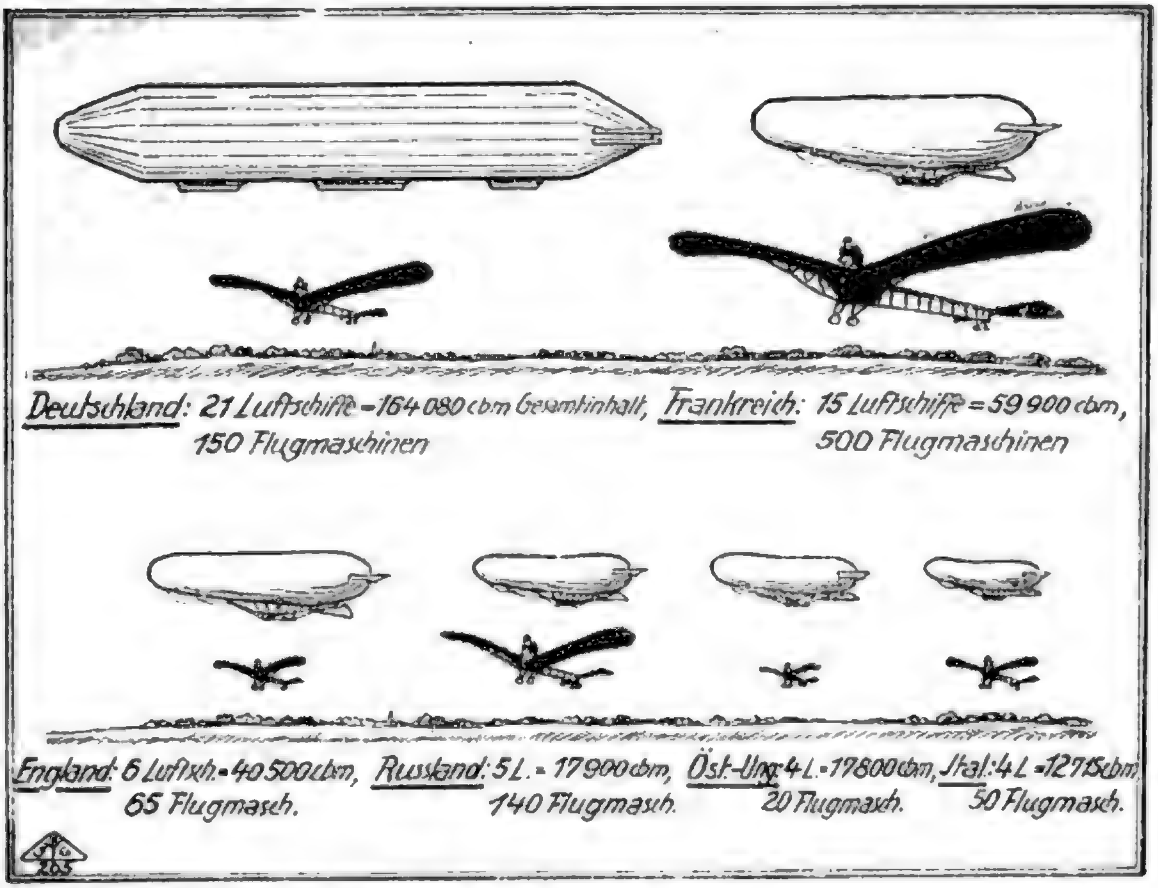
Ich möcht' am liebsten weinen,
So ist das Herz mir schwer!
Hab' keinen andern, keinen,
Als nur diesen Einen!
Und den geb' ich her.

Geb ihn her, muß ihn geben,
Laß von dannen ihn gehn,
Als wär's zum Spiel nur eben,
Und ist vielleicht fürs Leben,
Auf Niewiedersehn.

Nicht oft hab' ich verschlungen
Zum Beten die Händ' . . .
Jetzt hat es mich bezwungen.
Ich bet' — für meinen Jungen —
„Herr, führ's zu gutem End! . . ."

Und daneben regte sich wieder der alte deutsche Humor, den man auch schon für tot und vergessen gehalten hatte. Ein Momentbild: Kriegsgeschrei und Vaterlandsgesänge, endloses Menschengewoge, Abschiednehmen und

Tücherschwenken! Ein Gemisch von Melodien der „Wacht am Rhein". „Deutschland, Deutschland über alles," „Ich hatt einen Kameraden . . ." — dieses Lied besonders beliebt — dringt an unser Ohr. Alle Wagen mit Eichenlaub bekränzt und mit Fähnchen besteckt, so rollt der Kriegszug in den Bahnhof herein, während ein anderer ihn verläßt. Plötzlich hört man eine Donnerstimme „A Bier möcht' i hob'n!" Aber das Generalkommando besteht



Das Wettrüsten in der Luft.

jetzt aus lauter Antialkoholikern. Der Genuß geistiger Getränke muß während der Mobilmachung möglichst eingeschränkt werden. Die Bahnhofwirtschaften dürfen weder Bier noch Wein verschenken, nicht einmal ein Gläschen Schnaps. Tritt man den Eisenbahnwagen näher, so macht man merkwürdige Beobachtungen. Hier — wir befinden uns in Bayern — sieht man einen Riesenmaßkrug mit den Initialen des Hofbräuhauses H B aufgemalt, daneben einen Radi festgenagelt. Darunter steht: „Jeder Tritt — ein Brit! Jeder Stoß — ein Franzos! Jeder Schuß — ein Ruß!" oder „Gift für Serbien, Zacherlin

für Rußland" (umgekehrt wäre richtiger und besser!). Am andern Wagen lesen wir: „Rote Hosen werden hier ausgebügelt den Franzosen!" . . . „Mit dem Zar ist's gar!" . . . „Russen, Serben, alle müssen sterben!" u. dgl. m. — Auf einem österreichischen Eisenbahnwagen wieder lesen wir die kernige Verwünschung:

„Weichen und Wanken
Müssen Briten und Franken,
Tod und Verderben
Den Russen und Serben,
Montenegro, das Nest,
Hol der Teufel und die Pest!"

Die aus Paris ausgewiesenen Deutschen bringen die Nachricht, daß durch Plakatanschläge um Stiefel für die Soldaten gebeten wird. „Leutl," sagt ein Landwehrmann, der aus den Bergen gekommen war, „is schad, daß ih dahoam nix davon erfahren hab. Meine Fensterscheibn hätt ih alle eigschlagn und d' Glasscherben mitgnomma auf Paris hinteri. Da hättn s' laffn könna, die Franzoserln!" —

Man hört die Zeitungsmeldung: Das belgische Militär zieht sich hinter die Maas zurück.

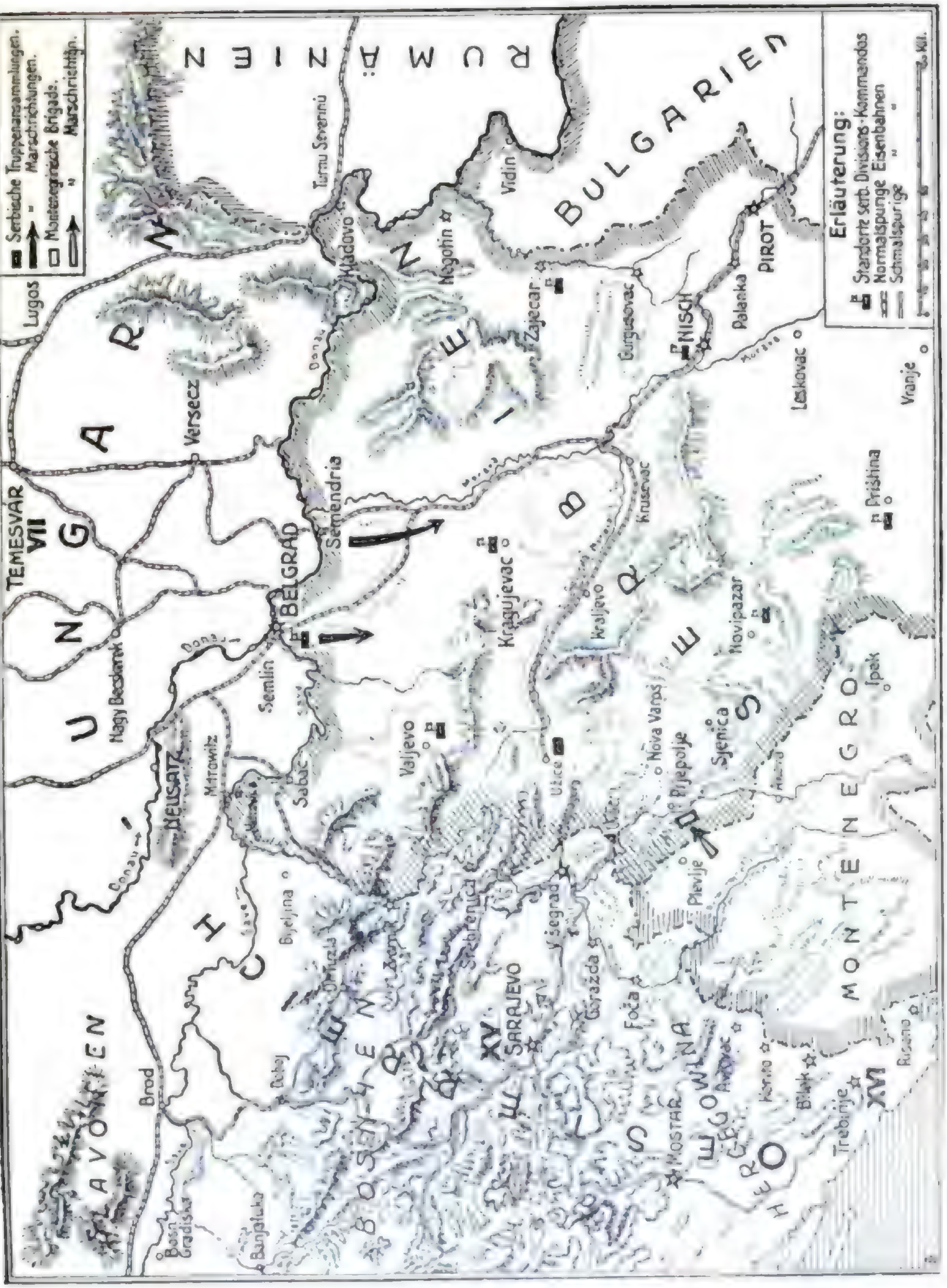
„Ui!" sagt der Huber verächtlich, „die ganze Welt rauft — und die denka nur ans Sauffa!" —

Wie harmlos gutmütig kühlt der Deutsche am Feind sein Mütchen, solang er nicht im Felde steht! Dort aber erwacht sein lodernder Zorn, der Furor teutonicus. Die Welt sollte diese furchtbare Macht aufs neue kennen lernen.

Vorerst suchten die Kriegsstatistiker die Stärke der einzelnen Staaten zu Wasser und zu Lande in Zahlen festzustellen. Dies war keineswegs leicht. Und die mitgeteilten Zahlen dürften auch nur ungefähr richtig sein. Denn jedes Reich sucht naturgemäß sowohl was die Menge der Mannschaften, Gewehre und Kanonen, als auch was den Schlachtenplan seiner Feldherren anbelangt, die Öffentlichkeit möglichst lang im unklaren zu lassen.

Fassen wir zunächst die feindlichen Heere ins Auge. England, das zwar seine Landtruppen zu Beginn des Krieges um eine halbe Million Mann zu vermehren beschloß, scheidet bei dieser Gegenüberstellung aus, weil es nur als Seemacht zum Angriff zu schreiten gedachte.

Auf der einen Seite standen demnach: Rußland, Frankreich, Belgien, Serbien und Montenegro — auch dieser Staat nämlich trat in den Kriegs-



Österreich-Ungarn und Serbien: Karte des Kriegsschauplatzes.

zustand —, auf der andern: das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn. Berechnen wir die Stärke von 1913/14, so kommen wir beiläufig zu folgendem Ergebnis:

Deutsches Reich	5 000 000
Österreich-Ungarn	3 000 000
	8 000 000
Europäisches Rußland	6 000 000
Frankreich	3 500 000
Belgien, Serbien und Montenegro	500 000
	10 000 000

Diese Rechnung wird jedoch sofort korrigiert, wenn man die männlichen Einwohner der einzelnen Staaten zusammenstellt, die ja zwar nur zu einem Bruchteil waffenfähig sind, aber immerhin Schlüsse auf die verhältnismäßige Macht der beiden feindlichen Gruppen zuläßt:

Deutsches Reich	35 000 000
Österreich-Ungarn	27 000 000
	62 000 000
Europäisches Rußland	70 000 000
Frankreich	19 000 000
Belgien, Serbien und Montenegro	6 000 000
	85 000 000

Wenn man jedoch auch noch die kaum untereinander zu vergleichende Qualität der verschiedenen streitenden Mächte in Erwägung zieht, so leuchtet ohne weiteres ein, daß die Übermacht Rußlands und seiner Genossen nicht allzu groß war, denn drei Viertel aller Russen allein rekrutierten sich aus Analphabeten, während in der Armee des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns wohl nicht ein tausend standen, die weder lesen noch schreiben konnten.

Allerdings dürfen wir nicht vergessen, daß das Deutsche Reich einen guten Teil seiner wehrfähigen Mannschaft an die Flotte abgeben mußte, die gegen die gewaltige Seemacht Englands kämpfen sollte. Hier war die Übermacht der Feinde eine so große, daß auch nicht annähernd von einem Gleichgewicht gesprochen werden konnte.

Zu Beginn des Jahres 1914 besaß:

England nebst den Kolonien	61	Linienschiffe,
	44	Panzerkreuzer,
	76	Kreuzer,
	296	Torpedoboote,
	87	Untersee- und Tauchboote.
Frankreich	31	Linienschiffe,
	20	Panzerkreuzer,
	9	Kreuzer,
	247	Torpedoboote,
	75	Untersee- und Tauchboote.
Rußland	14	Linienschiffe,
	6	Panzerkreuzer,
	1	Panzerkanonenboot,
	20	Kreuzer,
	165	Torpedoboote,
	55	Untersee- und Tauchboote.
Das Deutsche Reich	36	Linienschiffe,
	2	Küstenpanzer,
	15	Panzerkreuzer,
	52	Kreuzer,
	224	Torpedoboote.
	23	Untersee- und Tauchboote.
Österreich-Ungarn	16	Linienschiffe,
	2	Panzerkreuzer,
	9	Kreuzer,
	106	Torpedoboote,
	14	Untersee- und Tauchboote.
Das ergab für die englisch-französisch-russische Koalition	106	Linienschiffe,
	70	Panzerkreuzer,
	1	Panzerkanonenboot,
	105	Kreuzer,
	708	Torpedoboote,
	217	Untersee- und Tauchboote.

Für das deutsch-österreichische Bündnis . 52 Linienschiffe,
17 Panzerkreuzer,
2 Küstenpanzer,
61 Kreuzer,
330 Torpedoboote,
37 Untersee- und Tauchboote.

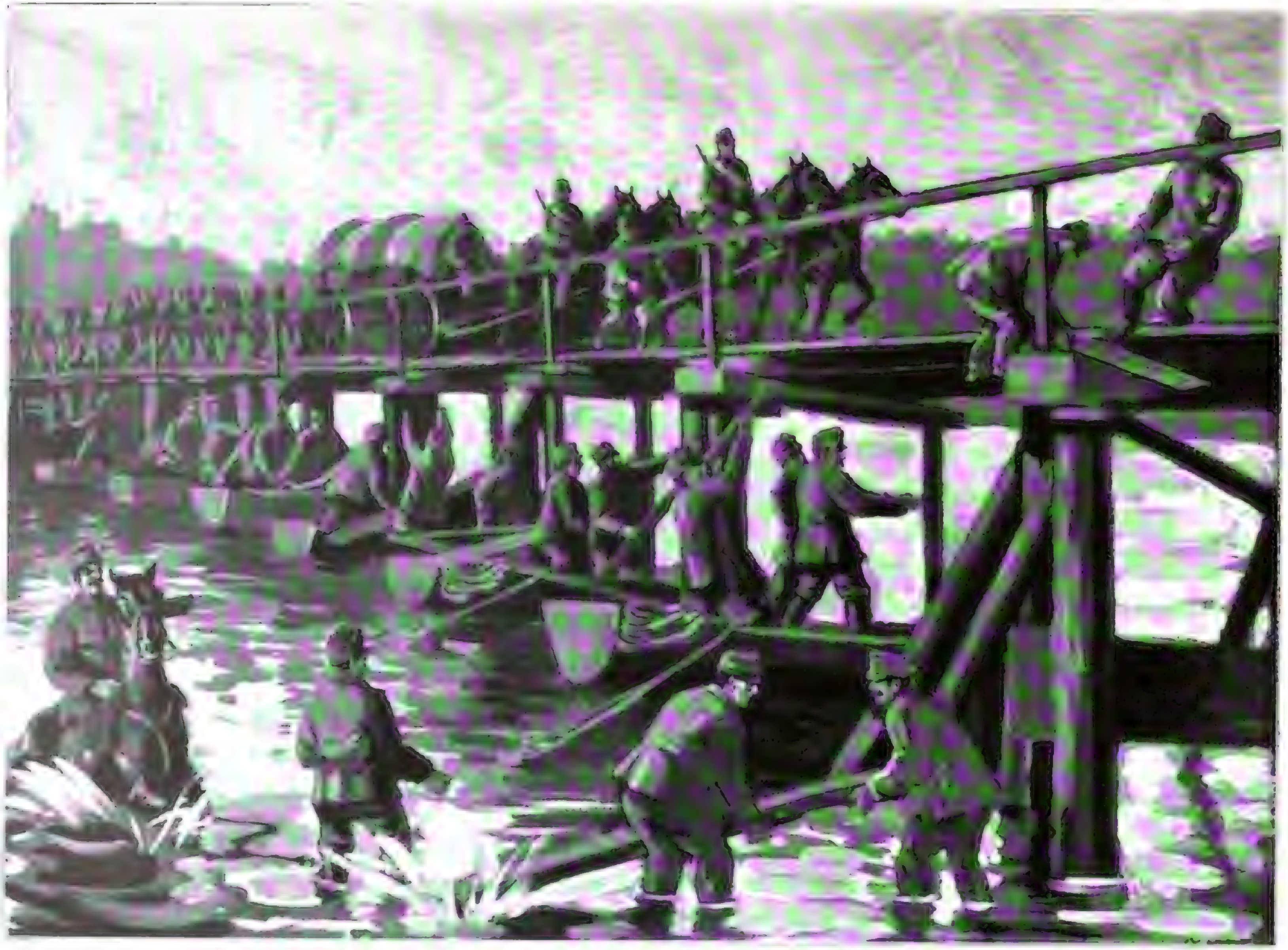
Den Oberbefehl über die österreichisch-ungarische Wehrmacht, die als die erste im Felde stand, übernahm Erzherzog Friedrich (geboren 1856 zu Groß-Seelowitz in Mähren) als Vertreter des Kaisers Franz Joseph.

Zum eigentlichen Schlachtenlenker wurde der General der Infanterie Franz Conrad Freiherr von Hoetzendorf (geboren 1852 zu Penzing bei Wien) ernannt. Er war bereits einmal Generalstabschef gewesen, hatte jedoch 1911 aus politischen Gründen und infolge von Mißhelligkeiten mit dem damaligen Minister des Äußern Grafen Ährenthal von seinem Posten zurücktreten müssen.

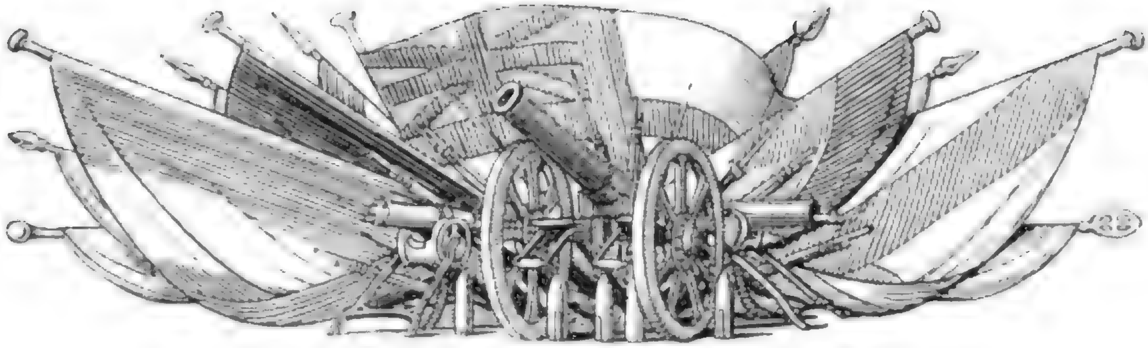
Baron Conrad machte 1878 den bosnisch-herzegowinischen Feldzug mit, kämpfte damals in mehreren Schlachten und galt bald als einer der hervorragendsten Offiziere der österreichisch-ungarischen Armee. Seine vier Söhne traten gleichfalls unter die Fahne.

Der Generalstabschef der deutschen Armee Hellmuth Graf Moltke (geboren 1848 zu Gersdorf in Mecklenburg-Schwerin) nahm als Leutnant am deutsch-französischen Krieg 1870/71 teil, war später Adjutant seines großen Oheims, um schließlich auch dessen Erbe anzutreten.

Vor allem auf den Augen dieser beiden Männer ruhte die Hoffnung der deutsch-österreichisch-ungarischen Truppen. Sollte sie erfüllt werden? Sollte in ihnen der Geist Radetzkys, der Geist des ersten Moltke neue Gestalt angenommen haben? Wer mochte das wissen? Wer konnte die Schleier der nächsten Zukunft lüften?



Österreichische Pioniere bauen eine Brücke über die Drina. Originalzeichnung von H. Zeillinger.



3. Kapitel.

Rußland und das russische Problem.

Rußland bedeutet eine Welt für sich. Während Frankreich und England selbst demjenigen Deutschen, der nie seinen Fuß ins Ausland gesetzt hat, von der Schulbank wenigstens in Hauptumrissen bekannt ist und jedermann weiß, daß die Verhältnisse drüben in den meisten Stücken den unsrigen wenigstens ähnlich sind, besitzt auch der Gebildete gar keine Vorstellung vom slawischen Osten.

Daß der Russe sich zu einer Religion bekennt, die weder katholisch noch protestantisch ist, daß er über keine menschlichen und politischen Freiheiten verfügt, daß er sich anderer Schriftzeichen bedient, daß er, natürlich selten genug, auf Eisenbahnen fährt, die infolge des verschiedenen Geleises von keiner westeuropäischen Lokomotive gezogen werden könnten, daß er mit einem Wort in jeder Hinsicht die Begriffe Gott, Zeit, Welt usw., falls er sie überhaupt zu denken imstande ist, ganz anders auffaßt als wir, vermögen wir dunkel zu ahnen, viel mehr aber auch nicht.

Denn die wenigen Bücher, die von Rußland handeln, vermitteln bloß Teilvorstellungen. Und was nutzen die besten Geschichtswerke und theoretischen Auseinandersetzungen über Handel und Wandel im fernen Osten, wenn uns die Seele jener Menschheit ein verschlossenes Archiv mit tausend Siegeln bleibt.

Westeuropäer, die Gelegenheit haben, nahe der russischen Grenze zu leben, erscheinen eher orientiert, und so weiß der Schreiber dieser Zeilen, daß ihm jene recht geben werden, wenn er von vornherein darauf verzichtet, eine umständ-

liche Darstellung der russischen Zustände zu liefern. Sie wäre in allen Fällen lückenhaft und mißverständlich. Er begnügt sich daher mit einem kurzen Hinweis auf die staatliche Entwicklung Rußlands, sein Völkergemengsel, seine natürlichen Tendenzen und eine flüchtige Beschreibung der beiden typisch russischen Städte Petersburg und Moskau.

Moskau steht uns seit dem unglücklichen Feldzug Napoleons 1812 in schauriger Erinnerung. Petersburg wieder galt jetzt als Marschziel der deusch-österreichischen Verbündeten. Und jeder fragte sich nur, ob sie dieses Ziel vor Anbruch des Winters erreichen würden.

Denn der stärkste Bundesgenosse Rußlands ist neben der ungeheuren Fläche dieses Reiches der russische Winter. Der Russe, an Hunger und Kälte von Natur aus gewöhnt, zieht sich dann einfach immer tiefer in seine trostlosen Steppen zurück, und dem nachrückenden Feind, der sich immer weiter von der eigenen Heimat und ihren Proviantplätzen entfernt, bleibt das Nachsehen. Dieser wird von der Natur geschlagen, wie jener von der Natur geschützt. Und so hält sich der Russe nicht ganz ohne Grund für unbesiegbar. Muß er eine Provinz aufgeben, es bleiben immer noch genug andere übrig, in die ihm kein Feind, und wäre es ganz Europa, folgen kann. Auch der blutigste Weltkrieg würde nicht dazu führen, daß der sonst allmächtige Sieger etwa sämtliche Grenzen des Riesenreichs zu besetzen sich unterfangen dürfte.

Anderseits freilich erschwert, ja verhindert die Ausdehnung Rußlands rasche kriegerische Erfolge dem Gegner gegenüber. Denn die Mobilmachung erledigt sich hier, wo nur ein äußerst dürftiges Eisenbahnnetz die Hauptstädte miteinander verbindet, nicht im entferntesten so glatt wie im Westen. Ganz abgesehen davon, daß den meisten Bewohnern, die weder lesen noch schreiben können, jegliches Ideal wie Vaterlandsliebe u. dgl. fehlt. Wenn die Leute zur Not essen, trinken und schlafen können, verlangen sie nichts mehr. Das in Rußland verbotene Denken stört höchstens Studenten, Journalisten, Schriftsteller und ähnliches unruhiges Volk auf. Die große Masse bleibt träge, stumpf und verständnislos. Daß es außer der russischen noch eine andere Welt geben sollte, kommt ihr wie ein Märchen unglaublich vor.

Dabei stellt Rußland — versetzen wir uns in die Lage von 1914 — nicht einmal einen national einheitlichen Staat vor. Die ganze Westgrenze erscheint von nichtrussischen Völkern besiedelt. Vom äußersten Norden bis nach dem Süden zum Schwarzen Meer zieht sich eine Kette grausam unterjochter Nationen. Den Finnen folgen die Baltendeutschen, diesen die Polen und diesen wieder die Ruthenen oder Ukrainer. Helsingfors ist finnisch, Riga deutsch, Warschau polnisch und Kiew ruthenisch.



Die Stadt Sarajewo in Bosnien,
der Schauplatz der Attentate auf den österreichischen Thronfolger und seine Gemahlin.

Zum europäischen Rußland, das bei einem Krieg mit einer Westmacht einzig und allein in die Wagschale fällt, kommen noch hiezu: Kaukasien, Sibirien und das russische Zentralasien. Ein Sechstel des gesamten Erdballs ist russisch. Der Flächeninhalt von ganz Rußland übertrifft den Europas um mehr als das Doppelte.

Die auch für Rußland außerordentlich wichtige Nationalitätenfrage können wir an der Hand des grundlegenden Werkes von Otto Hoetzsch (Rußland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte von 1904 bis 1912. Berlin 1913) mit größerem Verständnis ins Auge fassen.



Semlin.

Nach der ersten Erhebung der Muttersprache in Rußland (Finnland ausgenommen) zählte man 1897 etwa 49 % Groß- und Weißrussen, 18 % Ukrainer, 6 % Polen, 2 % Litauer und Letten, 1½ % Deutsche, 1 % Rumänen, 4 % Juden, 1 % Georgier und Verwandte, 1 % Armenier, 2 % andere indogermanischen Sprachen und Dialekte kaukasischer Bergvölker, 3 % Esthen und Verwandte ugro-finnischen Ursprungs, 10 % Tataren, Baschkiren, Kirgisen u. ä.


EUROPA
Übersichts-Karte
bei Ausbruch des Krieges
Deutschland
Österreich Ungarn
Feindliche Staaten
Neutrale Staaten
NÖRDLICHES EISMEER
SIBIRIEN
ISLAND
NORWEGEN
SCHWEDEN
Stockholm
Archangelsk
St. Petersburg
RUSSISCHES REICH
Moskau
Warschau
Kiew
NORD SEE
OST SEE
Edinburgh
BRITISCHE INSELN
London
ATLANTISCHER OZEAN
DEUTSCHLAND
Berlin
Paris
FRANKREICH
Wien
Budapest
ÖSTERREICH
UNGARN
RUMÄNIEN
SERBIEN
BULGARIEN
Sofia
Odessa
SCHWARZES MEER
KAUKASIEN
KASPISCHES M.
ARAL SEE
PERSIEN
TÜRKISCHES REICH
Konstantinopel
Athen
ITALIEN
Rom
Marseille
SPANIEN
Madrid
PORTUGAL
Lissabon
MITTELLÄNDISCHES MEER
MAROKKO
ALGERIEN
Algier
TUNIS

Der Pan- oder Allslawismus ist das älteste politische Schlagwort dieser Art, jedenfalls älter als das alldeutsche Ideal, außerdem wirklich töricht und utopistisch. Denn während die Alldeutschen nur die Angehörigen des deutschen Volkes zusammenfassen wollen, planen die Allslawen eine Vereinigung aller slawischen Völker, die weder in der Sprache noch in der Schrift auch nur annähernd übereinstimmen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fand der panslawische Gedanke vor allem unter den Tschechen eifrige Förderer. Aber bereits auf dem ersten nach Prag berufenen Slawenkongreß 1848 stellte sich die Unmöglichkeit gegenseitiger Verständigung heraus und man wählte daher Deutsch als Vermittlungssprache.

In der Folge bemächtigte sich Rußland des dankbaren Agitationsmittels wider die Deutschen. Die Slawophilen (= Slawenfreunde) organisierten sich als Partei, die nicht an sich als panslawistische bezeichnet werden braucht, jedenfalls aber alle panslawistischen Elemente in sich aufnahm, und schuf in Moskau 1858 eine eigene „Slawische Wohltätigkeitsgesellschaft", um „den rechtgläubigen und den andern Slawen" behilflich zu sein.

1867 tagte der zweite Slawenkongreß. Er beschäftigte sich nicht mit Politik, sondern mit kulturellen Fragen. Kirche, Schule und Literatur, besonders die Presse sollten stärker als bisher dem Einheitsprogramm dienen.

Die „Slawische Wohltätigkeitsgesellschaft" konnte in verhältnismäßig kurzer Zeit mehrere Millionen Rubel verausgaben. Minister nahmen sich ihrer tatkräftig an und selbst der Zar schenkte ihr offen seine Gunst. So wurde sie allmählich ein wichtiges Werkzeug in der Hand von Politikern und büßte je länger, desto mehr ihren ursprünglichen kulturellen Charakter ein.

Neuestens vollzog sich deutlich eine Wandlung des Begriffs Panslawismus. Hatte man früher einen ausgesprochenen großrussischen Gedanken vertreten d. h. beabsichtigt, daß Polen, Ukrainer usw. im Russentum aufgingen, so suchten die Neopanslawisten die nichtrussischen Slawen einander näher zu bringen, indem sie ihnen das Zauberwort „Autonomie" vorgaukelten, sie zur Entfaltung und zum Ausleben ihrer Eigenart aufforderten auf Kosten der österreichisch-ungarischen Gesamtstaatsidee, zur Vernichtung des Deutschen Reichs und der Türkei.

1904 erschien als Zeichen der Zeit im russisch-liberalen „Rusch" ein Osterfestartikel unter dem Titel „Christ ist erstanden". Der Aufsatz wandte sich an die ganze slawische Welt, für die dieser Ostergruß gelte, auch an die Polen. Er lobte die Polen dafür, daß sie alle, auch die sogenannten Allpolen, eine Be-

wegung gegen Rußland für ein Verbrechen erklärten. Der Hauptfeind sei Deutschland, der durch eine Schwächung Rußlands nur gestärkt werde.

Der Artikel schloß mit dem Rufe: „Christ ist erstanden, ihr Rechtgläubigen und andersgläubigen Brüder, Christ ist erstanden, ihr polnischen Brüder." Er entfesselte zahlreiche Diskussionen, vor allem im Lager der Polen. Aus alledem ging hervor, daß die bisher feindlichen Brüder miteinander schon durch



Mobilisierung in Wien: Abfahrende Truppen.

viele Bande wirtschaftlicher Natur verknüpft waren und wirklich Hoffnung bestand auf ein noch innigeres Zusammenarbeiten. Blitzschnell erleuchtet wurde dies Verhältnis durch folgendes von einem Polen an die Russen gerichtetes Wort: „Wir sind für euch das Fenster nach Europa, aber ihr seid für uns — der Magen."

Der panslawische Kongreß, der 1908 in Prag tagte, brachte die angeschnittene Frage neuerdings in Fluß. Allein es blieb bei schönen Reden. Der russische Absolutismus ließ keine optimistische Deutung zu, denn er war nicht.

wie manche geglaubt hatten, im Absterben begriffen, sondern erhob neuerdings kühn sein Haupt.

Die Petersburger Slawenzusammenkunft von 1909 zeitigte kein positives Ergebnis. Alles blieb beim alten. Und der Balkankrieg, der den Südslawen zu stattlichen Gebietserweiterungen verhalf, erregte höchstens Neid und Mißgunst bei den Polen. Voll unbestechlicher Selbstliebe stellten sie eine Bilanz auf, was ihnen das Zusammenleben mit den Russen eingetragen habe. Aber diese Bilanz fiel traurig genug aus, und der Gegensatz zwischen Polen und Russen verschärfte sich bloß. Die polnischen Sozialdemokraten dachten sogar an eine große russische Revolution. Der Gegensatz zwischen dem durchaus demokratischen Neopanslawismus und dem zarisch-absolutistischen Russentum erwies sich als unüberbrückbar.

Das Königreich Polen, das unabhängig von den früheren Teilungen des alten Reiches durch den Wiener Kongreß mit Rußland verbunden worden war, bekam 1815 eine eigene Verfassung. Der unglückliche polnische Aufstand von 1830 wurde von den Russen jedoch als Vorwand benützt, jegliche Autonomie aufzuheben. Seither machte die gewaltsame Russifizierung unabläßige Fortschritte.

Russisch-Polen war 1914 so groß wie Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden und zählte ungefähr 14 Millionen Einwohner, darunter gegen 10 Millionen römisch-katholische Polen, 1 Million (vornehmlich protestantische) Deutsche und 2 Millionen Juden. Auf die Russen selbst entfiel nicht mehr als höchstens 7 % der Gesamtbevölkerung. Es bildete ein General-Gouvernement mit einem russischen General an der Spitze. Da die Polen von der Verwaltung und von den Offizierstellen sozusagen ausgeschlossen waren, so konnten sich ihre besten Kräfte der kulturellen und völkischen Wiedergeburt der eigenen Nation widmen. Und je mehr und je härter diese unterdrückt wurde, umso kräftiger erstarkte die Opposition.

Die „Liga Narodowa“ (National-Vereinigung), ein polnischer Geheimbund, der die Wiederherstellung Polens in den alten Grenzen anstrebt, gewann seit Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht nur unter den Arbeitern und Handwerkern, sondern auch in den gebildeten, vermögenden und vornehmen Kreisen Russisch-Polens einen beträchtlichen Anhang.

Die Maifeier von 1890 vereinigte die Warschauer Sozialdemokraten zu einer großartigen Kundgebung ihrer Gemeinbürgerschaft. Die P. P. S. (Polska Partya Socialystow) richtete sich nicht nur gegen die moskowitische Knutenherrschaft, sondern kämpfte auch für das polnische Volk als selbständige Nation.

Die polnischen Kleinbürger und Agrarier schlossen sich als Nationaldemokraten zusammen. Und schließlich entstand noch eine dritte große Parteigruppe, aus Großbürgern und Großgrundbesitzern gebildet, die „Ugodowce“ (Versöhnler) d. h. diejenigen reichen Leute, die mit Rücksicht auf ihre Kapitalskraft und soziale Stellung einen Ausgleich mit dem russischen Staat anstrebten, um so eine ihren Verhältnissen entsprechende Rolle spielen zu können.

Die Kämpfe dieser drei Parteien unter sich schwächten die Stoßkraft der polnischen Nation in Rußland bedenklich und ließen sie in den Augen der russischen Machthaber fast ungefährlich erscheinen. Jedenfalls kam es selbst in der kritischen Zeit, nach Beendigung des russisch-japanischen Krieges, da



Mobilisierung in Serbien: Zur Fahne einberufene Bauern.

allenthalben Streikunruhen u. dgl. ausbrachen, zu keinem polnischen Aufstand großen Stils. Der Wirrwarr des Winters 1905 und 1906 beschränkte sich hauptsächlich auf die Städte und hier wieder auf die Arbeiterschaft. Eine durchhaltende, lodernde Begeisterung zeigte sich nicht.

Das ziemlich einflußlose russische Parlament, die Duma, die seit 1906 ihr Scheindasein zu führen begann, zählte nach jeder Auflösung immer weniger polnische Mitglieder. Und auch die geringen Zugeständnisse, wie Erteilung des katholischen Religions- und polnischen Sprachunterrichts in der Muttersprache, wurden zurückgezogen. Der polnische Schulverein, der angeblich politische Zwecke verfolgte, mußte sich auflösen. Und die Universität Warschau blieb nach wie vor ein Bollwerk des Russentums wider die Polen, die man dadurch zwang im Ausland eine höhere wissenschaftliche Ausbildung zu suchen.

Ausgesprochene Begünstigung dagegen erfuhren die polnischen Mariawiten, eine von der katholischen Kirche abgefallene Sekte, deren antirömische Gesinnung in den Augen der russischen Glaubenstyrannen nur eine Empfehlung mehr war. Wo man die kirchentreuen Polen drangsalieren und schädigen konnte, tat man dies mit einer Art Wollust. Sogar dem altpolnischen Nationalheiligtum, dem Muttergotteswallfahrtsort Czenstochau, sollte die Gloriole genommen werden, indem man mit Hilfe pflichtvergessener Mönche aus einem ehrwürdigen Kloster daselbst eine Brutstätte aller Laster machte.

Die Verstaatlichung der Warschau-Wiener Eisenbahn, die 1913 in Kraft trat, war gleichfalls ein Schlag der Russen wider das Polentum. Denn nunmehr verloren tausende polnische Beamte und Arbeiter ihre Existenz.

Hinter der polnischen Frage trat die litauische jederzeit zurück, schon wegen der geringeren politischen und kulturellen Bedeutung Litauens. Eine selbständige Geschichte dieses Großfürstentums, das sich zeitweilig von Moskau bis an die Ostsee erstreckte, erledigte sich, nachdem der berühmte Jagiello von Polen Land und Leute 1386 unter seine Herrschaft gebracht hatte. Der Adel wurde polonisiert. Und mit dem Kopf verschwand auch der Rumpf. Bald sprach man nichts mehr von einer litauischen Nation, wenn sie auch als Volksmasse zu bestehen niemals aufhörte.

Erst im 19. Jahrhundert fing man an, mit der litauischen Bevölkerung als einer Macht zu rechnen. Ihr Kampf um die Freiheit äußerte sich anfangs nur kleinlaut und bescheiden. Dabei nahm die Bewegung einen ausschließlich demokratischen Charakter an, während die 5 Millionen Polen in den neun Gouvernements des litauischen Grenzgebiets, vorwiegend Edelleute, Kleriker, kurz die besseren Stände, zu den „Versöhnlern" gehören.

Bedeutsamer als die Litauer traten die Ruthenen oder Ukrainer in Erscheinung. Auch sie gehörten, falls sie es nicht vorzogen als sog. „Kleinrussen". unter Verzichtleistung auf ihre Nationalität, dem Russifizierungsprozeß zu dienen, zur Klasse der Heloten, der politisch rechtlosen in Rußland nur geduldeten Volksschicht.

Weit über 30 Millionen Ruthenen, im Süden und Westen des russischen Reiches ansässig, mußten sich die politische und nationale Entrechtung gefallen lassen und blickten sehnsüchtig zu ihren Brüdern nach Österreich hinüber, die daselbst (in Galizien und in der Bukowina) eine eigene Entwicklung nehmen konnten und in der Lemberger Schewtschenko-Gesellschaft eine bodenständige Akademie der Wissenschaften besaßen.

Am drückendsten empfanden jedoch die Juden das russische Joch, obwohl ihnen durch die Reichsgrundgesetze Glaubensfreiheit zugestanden wurde. Denn diese besaß bloß auf dem Papiere Gültigkeit.

Die Juden durften im sog. Ansiedlungsrayon, in Polen, im Westgebiet außer der Stadt Kiew, in Bessarabien, Cherson, Poltawa, Jekaterinoslaw, der Krim und in Kurland wohnen, sonst aber nirgends.

Landerwerb und Pachtbetrieb stand ihnen dabei selbst nur in den Städten zu.



Österreichische Schützen.
Originalzeichnung von Albert Reich.

Ausnahmsweise bekamen jüdische Großkaufleute, Doktoren, besonders Ärzte die Erlaubnis, außerhalb des Ansiedlungsrayons zu wohnen.

Zutritt zur Staatsverwaltung erlangten Juden fast nie, und auch die öffentlichen Schulen blieben ihnen verschlossen, sobald sie mehr als 10 % der Studentenschaft ausmachten.

Daher entwickelte sich gerade in Rußland zuerst unter den Juden des Erdballs die zionistische Bewegung, indem das Jiddische, ein hebräisch-deutscher Mischdialekt, der vor allem in den jüdischen Volksmassen ausschließlich gespro-

chen wird, einer eigenartigen Literatur teils politischen, teils belletristischen Charakters den Boden ebnete.

Die brutalen Judenverfolgungen, wobei zahllose, gerade den ärmsten Klassen der Bevölkerung angehörende Opfer Gut und Blut einbüßten, bilden ein Schandmal der russischen Geschichte, mag man auch noch so wenig von den westeuropäischen Emanzipationsbestrebungen zugunsten der rasch emporgekommenen jüdischen Finanzleute, Journalisten u. dgl. halten.

Eine Betrachtung für sich erfordern die russischen Ostseeprovinzen, in denen seit Jahrhunderten Deutsche, Letten und Esthen nebeneinander wohnen. Während die Deutschen im übrigen West- und Mittelrußland nur als Kolonisten sozusagen in der Diaspora Fuß gefaßt hatten, — die deutschen Bauern in der Krim, in Bessarabien, zu beiden Seiten der Wolga, längs des Flusses durch das weite Steppengebiet bis zum Ural stehen in keiner Verbindung mit dem deutschen Westen und sind politisch einflußlos — bildeten sie in den baltischen Gebieten an der Ostsee eine feste zusammenhängende Masse, ein geschlossenes Sprachgebiet von etwa einer Viertelmillion gegen zweieinhalb Millionen Letten und Esthen.

Anfangs hatte man den Baltendeutschen ihre alte Selbstverwaltung und Selbstbestimmung gelassen, allmählich aber schwand ein Stück dieses Privilegs um das andere dahin.

Bereits unter Alexander III. wurde der im Lande herrschende Protestantismus, zu dem sich auch Letten und Esthen bekannten, neben dem orthodoxen Bekenntnis als Staatsreligion nur mehr geduldet, die evangelische Seelsorge aufs notdürftigste eingeschränkt, dagegen der Propaganda für die russische Orthodoxie Tür und Tor geöffnet.

Die Universität Riga, ehedem ganz deutsch, erhielt russischen Charakter. Ebenso wurde seit 1887 das gesamte hochentwickelte deutsche Schulwesen russifiziert. Früher schon hatte man die Justizorganisation und Rechtsprechung genau so gestaltet wie im Herzen Rußlands.

Die slawischen Letten und die mit den Finnen nahe verwandten Esthen konnten sich mit den deutschen Großgrundbesitzern, Professoren und Pastoren, also der Herrenkaste des Landes, nie gut vertragen.

Aber die Russen verstanden es auch da, durch ihre grausame Gewaltpolitik die schwersten, zwischen diesen drei Stämmen bestandenen Gegensätze vergessen zu machen. Vor allem die Esthen bekundeten in den letzten Jahren nicht bloß für das geknechtete, seiner alten Verfassung beraubte und 1903 sogar einer Militärdiktatur unterworfene Finnland aufrichtige Sympathien, die sich zur



Ein kroatischer Reservist.
Originalzeichnung von Albert Reich.

Verbrüderung steigerten, sondern auch die Deutschen wurden immer mehr als Freunde betrachtet.

Es würde zu weit führen, wollte man im einzelnen auseinandersetzen, daß auch die Mohammedaner und die anderen Nichtrussen des Zarenreiches nach Erlösung von ihren Despoten geradezu schmachteten. Jedenfalls sah es im Innern Rußlands jederzeit recht trostlos aus. Wer mochte, wer konnte helfen? Würde der Weltkrieg wenigstens den unterjochten Völkern im russischen Westen den Tag der Freiheit bringen? So lautete die bange Frage, die man offen und verstohlen immer wieder zu hören bekam. . . .

Über die russische Urzeit ist nichts Genaues zu ermitteln. Im Norden sollen slawische und finnische, im Süden türkische Völker Platz genommen haben. Um die unausgesetzten Zwistigkeiten zwischen den einander schon im 9. Jahrhundert feindlich gegenüberstehenden Nationen zu schlichten, kamen die normannischen Waräger oder Russen (= Ruderer) mit ihrem heldenhaften Führer Rurik und seinen Brüdern in die Gegend von Nowgorod und bemächtigten sich des Landes. Damals wurde Kiew Residenz. Im 10. Jahrhundert trat Wladimir der Große zum Christentum über. Doch verfiel das Reich nach dem Tod dieses Herrschers sehr bald. Erbteilungen und innere Kämpfe erschütterten es in seinen Grundfesten. Seit Anfang des 13. Jahrhunderts häuften sich die Einfälle der siegreichen Mongolen und schließlich wurde es deren Beute als ein Bestandteil des Chanats von Kiptschak oder der sog. Goldenen Horde.

Iwan III. Wassiljewitsch, der bis 1505 regierte, machte sein Land frei und führte bereits den Titel „Selbstherrscher von Rußland". Sein Nachfolger nannte sich Zar. Iwan IV. Wassiljewitsch, der Grausame († 1584), umgab sich mit einer wohl disziplinierten starken Leibwache (Strelitzen), eroberte Kasan und Astrachan und griff Sibirien an. Mit Feodor, seinem Sohn, erlosch das Geschlecht der Rurik im Mannesstamm.

Unter Boris Godunow († 1605) begannen mörderische Kämpfe im Innern. Der Aufstand des falschen Demetrius wurde zwar niedergeschlagen, aber Friede kehrte gleichwohl nicht ein.

1613 wurde Michael Romanow Zar und begründete damit die jetzt noch herrschende Dynastie. Die hervorragendste Persönlichkeit dieses Hauses war zweifellos Peter der Große (1689—1725).

Peter besiegte Karl XII. von Schweden und verschaffte den Russen den Zugang zur Ostsee. Durch den glänzenden Sieg von Poltawa (1709) wurde er der Gebieter des ganzen Nordens. Er zog deutsche Kolonisten ins Land und besetzte die ersten Staatsämter durch Deutsche, um sein Reich auch kulturell

zu heben. Als Gründer von Petersburg und erster „Kaiser aller Reußen“ war er unablässig bemüht, Großes zu schaffen und wies sein Volk immer wieder nach dem Westen hin.

Livland, Esthland, Ingermanland, Persien u. a. gewann er für die russische Krone. Ein mächtiges Heer und eine stattliche Flotte, von ihm geschaffen, stützten seinen Thron.



Ungarische Kavallerie-Patrouille in Feindesland.

Durch den Frieden von Asow 1739 wurde Rußland Vormacht auf dem Balkan.

Katharina II., genannt „die Große“ (1762 bis 1796), ein wollüstiges, verbrecherisches Mannweib, eroberte als kluge Politikerin neue Ländergebiete, so Kurland, hob Handel und Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht im Reiche, regelte die Verwaltung des Reiches durch Einteilung in Gouvernements und

suchte durch Zertrümmerung der Türkei freie Bahn nach dem Süden zu gewinnen, was ihr jedoch vorerst nur teilweise gelang.

Katharinas Sohn Paul I., zunächst Gegner Frankreichs, dann Anhänger einer bewaffneten Neutralität Napoleon gegenüber, wurde von Verschwörern ermordet.

Alexander I. (1801—1825) entriß den Schweden Finnland, den Türken Bessarabien, ließ 1812 die Franzosen bis nach Moskau herankommen, wo sie infolge des Winters, von aller Zufuhr abgeschnitten, kläglich zugrunde gingen, beteiligte sich dann an der Völkerschlacht bei Leipzig und besetzte 1815 das Königreich Polen.

Nikolaus I. (1825—1855) kämpfte glücklich gegen Perser und Türken, unterdrückte mit eiserner Hand mehrere höchst gefährliche Aufstände und trug viel zur Russifizierung des gesamten Reiches bei. Der Krimkrieg, dessen Ende er nicht mehr erlebte, verlief jedoch ungünstig.

Alexander II. (1855—1881) hob die Leibeigenschaft auf, eroberte Kaukasien, Samarkand und weitere Länder, erreichte während des deutsch-französischen Krieges von den Westmächten die Zustimmung zur Einstellung einer Kriegsflotte im Schwarzen Meer. Der Friede von San Stefano, den er nach einem blutigen Krieg 1878 mit der Türkei abschloß, sicherte den Russen Bessarabien und verschiedene Landstriche in Türkisch-Asien. Nihilistische Umtriebe ließen ihn jedoch trotz seiner Erfolge nach außen und im Innern (Reformtätigkeit) nicht zur Ruhe kommen. Eines der verschiedenen wider ihn verübten Attentate bereitete seinem Leben ein vorzeitiges Ende.

Alexander III. (1881—1894) wurde der große Schirmherr der allslawischen Idee in Staat und Kirche. Alles, was sich nicht zur russischen Nation und zur kaiserlich russischen Orthodoxie bekennen wollte, wurde aufs härteste unterdrückt. Zugleich nahm er dem Westen gegenüber, vor allem im Hinblick auf die Slawen Österreich-Ungarns und der Balkanhalbinsel, die er unter sein Kommando zu bringen gedachte, eine bedrohliche Haltung ein.

Zum Schutz des europäischen Friedens kam daher der Dreibund zwischen dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn und Italien zustande, worauf sich Rußland mit Frankreich verbrüderte.

Die Franzosen opferten fortan Unsummen Geldes, um Rußland wirtschaftlich und militärisch zu heben. Die sibirische und transkaspische Eisenbahn kam mit ihrer finanziellen Unterstützung zustande. Die Revanchepolitiker jenseits des Rheins, die den Verlust Elsaß-Lothringens nicht verschmerzen wollten, erhofften sich von einem mächtig gewordenen Rußland einen Rachekrieg der Zukunft. Und ihre Hoffnung sollte nicht getäuscht werden. Schon die Aus-

breitungslust der Russen, die nicht nur über Österreich-Ungarn herrschen, sondern ganz Mitteleuropa in ihre Gewalt zu bekommen strebten, kam diesem Erwarten entgegen.

Alexanders des III. Sohn und Erbe Nikolaus' II. (geboren 1868), vertiefte trotz seiner Heirat mit einer deutschen Prinzessin Alix, der Tochter des Großherzogs Ludwig IV. von Hessen (1894), die Freundschaft mit Frankreich und ließ den Zweibund 1897 vor aller Welt feierlich erklären.



Deutsche Grenzposten.

Rücksichtslos wurden die Finnländer ihrer letzten Freiheiten beraubt, Polen und Arbeiter gewaltsam niedergehalten, ohne ihnen auch nur den Schimmer einer Entwicklungsmöglichkeit zu lassen.

Während der chinesischen Wirren bemächtigte sich Rußland der Mandschurei, was zu Verwicklungen mit Japan führte. Der russisch-japanische Krieg schlug dem „tönernen Koloß“ die schwersten Wunden. Sowohl das Heer als auch die Flotte erlitten furchtbare Verluste.

Nach Beendigung dieses unglücklichen Krieges brach im Innern des Reiches ein verheerender Aufstand aus, der den Thron des Zaren ins Wanken brachte. Doch gelang es der Regierung wieder Ruhe herzustellen.

Eine Scheinverfassung mit einem Scheinparlament, der Duma, trat 1906 in Kraft.

Die Blüte des Deutschen Reiches und dessen Machtaufschwung erregten Neid und Furcht in England und Frankreich, die steten inneren Wirren in Österreich-Ungarn, durch den Nationalitätenstreit hervorgerufen, nährten die Hoffnungen Rußlands.

Rußland fand ein Abkommen mit den Briten in der zentralasiatischen Frage und so stand einer freundschaftlichen Annäherung zwischen den beiden kaum ein großes Hindernis im Wege.

Der gemeinsame Haß der Feinde gebar die Triple-Entente zwischen Rußland, Frankreich und England, die nun dem Deutschen Reich sowie Österreich-Ungarn auf Schritt und Tritt erfolgreich nachsetzte.

Seit 1910 leitete Minister Ssasonoff die Außenpolitik des Zarenreiches. Er galt als Freund des europäischen Friedens. Und Nikolaus II. selbst spielte sich in der letzten Zeit als Protektor der Haager Friedenskonferenzen aus.

Eine Zeitlang schien es, als ob die englisch-russische Rivalität in Persien zu einer wirklichen Entfremdung zwischen den zwei Staaten führen sollte. Umgekehrt besserten sich die Beziehungen Rußlands zum Deutschen Reich.

Da kam der Balkankrieg dazwischen. Eine starke allslawische Partei drängte zum bewaffneten Einschreiten. Der Zar schwankte hin und her. Da er jedoch sein Reich in diesem Fall von Österreich-Ungarn bedroht und nicht genug gerüstet sah, hielt er die Kriegspartei im Zaum.

Inzwischen bewilligte Frankreich 11 Milliarden zur Erhöhung der russischen Wehrstärke und erklärte sich zu weiteren Opfern bereit. Die Rüstungen wurden fieberhaft beschleunigt. Und bald glaubte man an der Newa mächtig genug zu sein, den Riesenkampf aufnehmen zu können. Ende Juli 1914 begann die bereits angeführte Aufstellung der gesamten im europäischen Rußland verfügbaren Truppen zu Wasser und zu Lande. . . .

Rußlands Residenz heißt Petersburg, sein historischer Mittelpunkt ist jedoch auch heute noch Moskau, die alte Krönungsstadt; jene zählt über zwei diese über anderthalb Millionen Einwohner, darunter einen nicht unbeträchtlichen Prozentsatz Deutsche, die in der „Petersburger Zeitung" ein seit 1727 bestehendes, großes, angesehenes Tagblatt besitzen.

Von Berlin aus erreicht man Petersburg nach einer Fahrt von 32 Stunden im Schnellzug. Diese Stadt bedeutet wirklich das Fenster, das Peter der



Die Dreikaiserecke bei Mislowitz,

ein strategisch wichtiger Punkt, an dem die gegen Rußland vorgeschobenen deutschen und österreichischen Truppen miteinander Fühlung bekamen. Links der deutsche, rechts der österreichische Grenzstein, im Hintergrund die russische Grenze.

Große nach dem Westen gebrochen hat, und zeigt die Züge einer völlig modernen Großstadt. Denn im 18. Jahrhundert schritt die Gründung Zar Peters nur langsam vorwärts. Es mußte zunächst der Sumpfboden urbar gemacht und eine städtische Bevölkerung herangezogen werden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wohnten in Petersburg noch immer kaum 200 000 Menschen.

Wie das Reich selbst, so läßt sich auch die Residenz nur mit ungeheuren Maßstäben messen. Sieben Hauptbahnhöfe vermitteln den Landverkehr. Durch einen mächtigen Seekanal konnte sie sich zum mächtigsten Handelsplatz am Baltischen Meer entwickeln. Und auch als Fabrikstadt suchte sie dem industriereichen Moskau nachzukommen. Im Durchmesser mißt sie etwa 12 Werst, also rund 13 Kilometer.

23 000 Kutscher mit ihren Istwostschiks (Einspänner) durcheilen die Straßen und Plätze der nach außen sich ganz militärisch gebenden Residenz. Offiziere, Beamte, Studenten, Soldaten, Diener, alle tragen Uniform. Auch die Pensionisten bedienen sich ihrer. Jeder bessere Mensch ist Staatsrat und damit Exzellenz.

Von Petersburg bringt einen der Kurierzug in elf Stunden nach Moskau. Beide Städte stehen in ausgesprochenem Gegensatz zueinander. Auf einem fruchtbaren Siebenhügelgelände erhebt sich das „Mütterchen" Moskau, von der kleinen Moskwa durchschnitten und eingefaßt. Herrscht an der Mündung der Newa die Uniform vor, so sieht man hier allenthalben den Rock des Kaufmanns. Handel und Gewerbe blühen. Kirchen und Klöster, ein halbes Tausend fast, ragen mit ihren eigenartigen grünschillernden Türmen und Türmchen über die Fabriken und Werkstätten zum Himmel empor, die Vergangenheit in die Zukunft hinüberredend, die europäische Zukunft, deren Stunde auch an der Moskwa einmal schlagen wird.

„Über Moskau geht nur der Kreml, über den Kreml nur der Himmel," heißt ein russisches Sprichwort. Der Kreml selbst ist die Hochburg des Zarentums, die heilige Stätte der orthodoxen Kirche. Er krönt das Stadtbild voll Majestät und macht auf jeden Beschauer den gewaltigsten Eindruck.

Umgeben von einer mächtigen, zinnengeschmückten Mauer, die zwanzig Meter hoch einen Raum von zwei Kilometern Umfang umschließt, thront der Kreml wie ein König.

Fünf Tortürme führen ins Innere. Straßen und Plätze, Paläste, Kirchen und Klöster, eine Partie schöner als die andere, versetzen uns in ein orientalisches Märchenreich. Hier schlägt in der Tat „das Herz Rußlands", hier ist „die heilige Stadt".

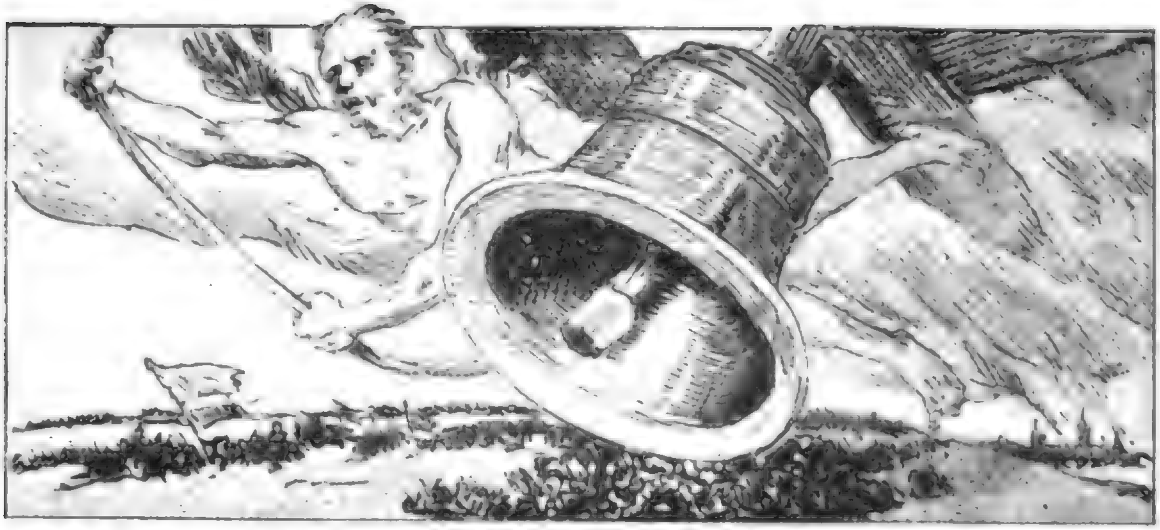
Die Russen nennen Moskau „Matuschka“ (das Mütterchen), wodurch sie ihre Pietät vor dem Alter der Stadt und ihre Liebe für diese ganz und gar bodenständige, echt russische Schöpfung zum Ausdruck bringen, die seit 800 Jahren den Stolz und das Heiligtum der Nation bildet. Ist doch die Geschichte Moskaus zugleich die Geschichte Rußlands. . . .

Das unersättliche Reich des Zaren gleicht einem Wehrwolf, der alles verschlingt und niemals satt wird. Der Drang nach dem Westen erwachte instinktiv und um so stärker, nachdem er im Osten auf unüberwindliche Widerstände stieß und dort kaum mehr etwas zu erbeuten hatte. So richteten sich seine gierigen Blicke nicht bloß auf den Balkan, sondern auch auf Österreich-Ungarn, seinen Nebenbuhler. Dieser mußte niedergerungen, dieser mußte vernichtet werden.



Deutsche Grenzwache.
Originalzeichnung von Albert Reich.

„Der Weg nach Konstantinopel führt über Wien,“ sagte ein russischer Staatsmann. Nun sollte Wien den Todesstoß erhalten.



Originalzeichnung von Albert Reich.

4. Kapitel.

Die erste Kriegswoche bis zur Erstürmung von Lüttich.

Bekanntlich kann es in den ersten Tagen nach einer Kriegserklärung zwischen größeren Staaten zu keiner entscheidenden Schlacht kommen. Die Truppenmassen müssen zunächst aus dem oft weit entfernten Innern des Landes an die Grenzen geschafft werden. Die Mobilisierung muß beendet sein, wenn der Kampf ernsthaft beginnen soll. Und diesmal standen ja nicht etwa bloß zwei Mächte, das Deutsche Reich und Frankreich, einander gegenüber, sondern, Italien ausgenommen, alle Großstaaten Europas. Und da England mit dabei war, so besorgte man allgemein, daß bald die ganze Erde in Waffen starren werde. Jeder trachtete daher, soviel Mann als möglich auf die Beine zu bringen, das heißt als Uniformen, Rekruten und Rekrutenabrichter in aller Eile zusammengebracht werden konnten.

Trotzdem zeigte sich sofort, daß die Deutschen nicht nur am raschesten, sondern auch am sichersten und besten mobil machten, und noch mehr, daß sie es verstanden, jetzt schon wuchtige Hiebe wider die Feinde in Nord, Ost und West, zu Wasser und zu Lande zu führen.

Rührend war es, die abziehenden Krieger, von denen viele Weib und Kinder zurückließen, singen zu hören, als ob es zu einem Fest und nicht zu einem Totentanze ginge. Uhlands Lied „Ich hatt' einen Kameraden," das mit Vorliebe angestimmt wurde, erhielt dementsprechend einen freudvollen



Das deutsche Kaiserpaar
(der Kaiser in der neuen Felduniform) verläßt den Dom nach dem großen Gottesdienst am 4. August.

Kehrreim. Nicht hunderttausendmal, nein milliardenmal klang es von den Straßen der Städte und Dörfer, aus den Eisenbahnzügen und Kasernen:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nicht,
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite —
Gloria, Gloria, Gloria, Viktoria,
Mit Herz und Hand fürs Vaterland!
Die Vöglein im Walde,
Die sangen, die sangen so wunderschön:
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn.
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn."

Jeder Strophe des alten Uhlandschen Textes war dieser neue Kehrreim hinzugefügt. Den Dichter kannte niemand. Das volkstümlichste Volkslied von 1914 aber kannten und sangen alle . . .

Die allgemeine Begeisterung am Rhein und an der Donau riß selbst die Schwarzseher, Nörgler und Zweifler mit fort und sie steigerte sich von Tag zu Tag. Im Deutschen Reich meldeten sich über zwei Millionen, in Österreich-Ungarn über eine Million Kriegsfreiwillige. In Stuttgart allein, um nur ein Beispiel anzuführen, wollten 24 000 Männer und Jünglinge aller Stände die Waffen ergreifen. Man mußte die meisten bis auf weiteres ablehnen. Alle Ersatztruppenteile waren um viele Tausende überfüllt. In der österreichisch-ungarischen Armee gab es zahlreiche Regimenter, bei denen die Kriegsstärke verdoppelt erschien. Alle vier Söhne des Generalstabschefs Baron Conrad standen im Felde. Zeitungen meldeten von noch größeren Familienopfern. So zogen acht Enkel des ehemaligen preußischen Kriegsministers von Roon in den Krieg.

In vielen Städten wie in den Berliner Vororten bildeten sich Bürgerwehren im Interesse der allgemeinen Sicherheit und zum Schutze gegen Spione und feindliche Agenten. Auch bei der Bewachung von Eisenbahnstrecken erwiesen sich diese Organisationen nützlich.

Pfadfinder und andere Mitglieder von Jugendvereinen stellten sich als Briefträger zur Verfügung. In Berlin übernahmen Frauen von Trambahnschaffnern, die auf dem Schlachtfeld kämpften, den friedlichen Dienst ihrer Männer. Gymnasiasten eilten aufs Land, um bei der Ernte zu helfen. Und



Der Kaiser mit seinen jetzt ins Feld ziehenden Söhnen.

wer sonst nichts tun konnte, arbeitete beim Roten Kreuz mit oder spendete wenigstens sein Scherflein für die gute Sache.

Auch da erlebte man die rührendsten Herzenswunder. Tausende gaben in diesen Tagen wirklich wieder wie einst Gold für Eisen. Manches arme Mütterlein, das ihr Bestes, den einzigen Sohn, dem Vaterland zum Opfer brachte, zog selbst den goldenen Trauring ihres verstorbenen Gatten vom Finger und schenkte ihn zugunsten eines patriotischen Zweckes.

Die Theater wurden fast überall geschlossen. Wo man aber weiterspielte oder später nach dem ersten Sieg an eine Wiedereröffnung schritt, da zeigte der Spielplan keine französischen Ehebruchsdramen, keine englischen Modestücke, keine heimischen Papierprodukte, sondern kernige, wurzelechte, patriotische Dramen, Lessings „Minna von Barnhelm“, Kleists „Prinzen von Homburg“, Schillers „Tell“ usw.

Und in der Poesie vollzog sich kein geringerer Umschwung. Die von der sogenannten „Moderne“ als epigonenhaft verspotteten und vergessenen vaterländischen Dichter wurden neuerdings ausgegraben und zu Vorbildern eines neuen Literaturgeschlechts. Man hatte genug gesündigt auch in der Sprache des Volkes am eigenen Stamm:

„Doch wie der Sturm in deutsche Wälder fährt,
— Da stürzt das trock'ne Holz mit Krachen
Und lautlos sinkt des Sommers Üppigkeit,
Die hohen Stämme aber, breitgewurzelt,
Verästen sich zu dichter Gegenwehr, —
So geht ein Schlag, ein heißer, einziger,
Ein Schrei der Not ergeht durch Deutschland und
Weckt tausendfach den Widerhall der Kraft.
Und wie ihn zitternd nachschwingt jedes Herz,
Fällt von ihm ab, was klein und kränklich war.
Ein einig Deutschland steht vor seinem Kaiser
Und weist der Welt die Schärfe deutschen Schwerts.
Ein einig Östreich hält mit uns die Wacht,
Der Nibelunge unsrer Einsamkeit.
Jetz renn du an, Tod, Brand und Krieg!
Voran, du deutsche Leier, in den deutschen Sieg!“

So ließ sich ein bisher unbekannter Dichter wie Ric von Carlowitz-Hartitzsch in den „Grenzboten“ vernehmen. Und andere bekannte wie Ludwig Ganghofer, Richard Dehmel, Rudolf Presber marschierten mit. Körners Leier und Schwert hatten einen neuen Klang bekommen.

Ja, es war eine große Zeit und jeder fühlte sich glücklich, in ihr zu leben. Das Volk war dem Kaiser vorangeeilt und hatte bereits getan, wozu er es am 6. August in herrlichen, flammenden Worten aufrief:

„Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre Mein und Meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern.

Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit. Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Osten und Westen, von jenseits der See haben wir ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft.



Graf Haeseler.

Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten. Man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist.

So muß denn das Schwert entscheiden, mitten im Frieden überfällt uns der Feind.

Darum auf! Zu den Waffen!

Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterland. Um Sein oder Nichtsein, um unser Reich handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten. Um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens. Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war.

Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war.

Berlin, 6. August 1914. Wilhelm."

Schon fünf Tage vorher, sofort nach der Kriegserklärung an Rußland, war der deutsche Kreuzer „Augsburg" dicht vor die russische Ostseestadt Libau herangekommen, hatte deren neuen Kriegshafen bombardiert und schließlich in Brand gesteckt. Diese schlagfertige kühne Tat erregte in allen Ländern der Verbündeten Jubel und Begeisterung.

Libau selbst mit seinen rund 100 000 Einwohnern erwartete, wie Augenzeugen des deutschen Sieges zu erzählen wußten, mit großer Sehnsucht die Ankunft der deutschen Truppen, um wieder in geordnete Zustände zu kommen! Denn es besaß fast gar kein Militär in der Stadt und fürchtete stündlich Plünderungen des Pöbels. Der Kriegsvorrat und die großen Warenspeicher brannten lichterloh. Die Russen hatten alles angezündet und wie Mordbrenner im eigenen Lande gehaust. Niemand dachte daran, das Feuer zu löschen. Jede Willensäußerung, mit rettender Hand einzugreifen, schien gelähmt.

Am 2. August rückten deutsche Truppen weichselaufwärts und besetzten den Ort Alexandrowo an der Bahn Thorn-Warschau. Die Russen, die sich eifrig bemühten, nach Westpreußen führende Grenzbrücken zu zerstören, mußten ihr trauriges Handwerk aufgeben.

Gleichzeitig marschierten die Preußen in Luxemburg ein und nahmen sämtliche Bahnlinien des Landes in Beschlag. Die Regierung des zwar fast ausschließlich von Deutschen bewohnten, aber dem Deutschen Reich im allgemeinen nicht sonderlich freundlich gesinnten Staates begnügte sich mit einem Protest. Im übrigen nahm sie die Einquartierung anständig auf und verhielt sich ruhig. Die Großherzogin stellte sogar eines ihrer Schlösser dem deutschen Roten Kreuz zur Verfügung. Kaiser und Kanzler dankten erfreut für so viel Entgegenkommen.

Solchen Erfolgen gegenüber bedeutete es wenig, daß die Franzosen Markirch und am Schluchtpaß auf der Höhe von Schlettstadt auf elsässisches Gebiet eindrangen. Sie hatten eine Kriegserklärung ihres Präsidenten gar nicht

abgewartet und dadurch eigentlich das Völkerrecht gebrochen. Aber wo soviel Unrecht geschah, debattierte man nicht weiter. Deutschland brauchte nun



Generalfeldmarschall Frhr. v. der Goltz,
Generalgouverneur von Belgien.

keinen Augenblick mehr zögern. Es wußte jetz klipp und klar, daß auch die Franzosen auf die Erhaltung des Friedens endgültig verzichtet hatten.





Justizrat Karl Trimborn, **Legationsrat Ludwig Kempff,**
Mitglieder der neuen Zivilverwaltung in Belgien.

Der 2. August war für das Deutsche Reich der erste allgemeine Mobilmachungstag gewesen, und am 3. konnte man bereits drei namhafte russische Städte: Kalisch, Czenstochau und Bendia-Sosnowice als erobert melden. Ein

rascher Hieb ist die beste Parade, dachten die Preußen, und sie hatten recht. Die Russen zogen sich fluchtartig zurück.

Was haben die Russen eigentlich vor? Wie wollen sie künftige Erfolge anbahnen? Und wie sehen ihre Grenztruppen aus? so fragte man sich unwillkürlich, als die ersten Grenzgefechte in Deutschland bekannt wurden.

Man war allgemein der Ansicht, daß Rußland in Polen, vor dem eigentlichen Aufmarschgebiet, mindestens fünf starke Armeekorps mit gewaltigen Kavalleriemassen versammelt habe, um Ostpreußen auf einen Schlag zu besetzen oder doch wenigstens in eine schlimme Lage zu bringen. Aber in Wirklichkeit genügten zunächst die schwachen deutschen Grenztruppen des erhöhten Friedensstandes, den Ansturm der ersten russischen Grenzvorstöße auf allen Linien zurückzuweisen und die ruhige Mobilmachung im Innern des Reiches zu ermöglichen. Und ebenso wenig Erfolg hatten die Russen Galizien und der Bukowina gegenüber.

Offenbar plante der Feind den Aufmarsch seiner Hauptarmeen dem Deutschen Reich gegenüber hinter der Memel, Österreich-Ungarn gegenüber hinter dem Bug in Szene zu setzen. Die vorgeschobenen Truppen, die bisher und in den nächsten Tagen mit den Verbündeten in Berührung kamen, hatten die Aufgabe, diese aus ihren Standorten zu vertreiben, die ganze Grenze möglichst tief bis nach Ostpreußen, Posen, Galizien und die Bukowina zu beunruhigen und den Aufmarsch der Deutschen und Österreicher möglichst zu verhindern.

Die Aufgabe wurde jedoch nicht erfüllt. Im Gegenteil. In den polnischen Gebieten Rußlands machten sich bedenkliche Unruhen bemerkbar. Eine Zitadelle in Warschau ging eines Tages in Flammen auf, angeblich infolge eines Blitzschlags. Russische Magazine fielen unbekannten Übeltätern zum Opfer. Die österreichischen und auch die deutschen Soldaten, die sich in Russisch-Polen sehen ließen, bekamen die herzlichsten Willkommgrüße zu hören und fanden die freundlichste Aufnahme.

Anderseits liefen tagtäglich viele Deserteure aus dem russischen Lager zu den Deutschen und Österreichern über. Sie wurden vom Hunger getrieben und wollten sich sattessen.

Unter diesen Umständen war es anfangs mehr als wahrscheinlich, daß sich die Russen eines Tags auf ihre mehr im Innern des Landes hinter Warschau befindlichen Hauptmächte zurückziehen müßten. Denn die Verbündeten ließen sie zunächst nirgends eindringen, und auf die Polen war kein Verlaß; die Polen hielten es von vornherein mit Österreich.

Vorwiegend Infanterie und Kosaken traten auf russischer Seite anfangs in Erscheinung. Daneben zeigte sich auch Feldartillerie.

Die feindlichen Artilleristen schossen zumeist nicht schlecht, aber ihre Granatgeschosse explodierten nur selten und erfüllten also nur als Vollgeschosse ihren Zweck.

Die Infanteristen dagegen erfüllten schon als Schützen im allgemeinen ihren Zweck nicht. Sie besaßen eine gute Ausrüstung und waren meist anständig



Das kriegerische Deutschland.

gekleidet. Aber ihr gewöhnlich idiotenhaftes Äußere verriet, daß sie mehr Kanonenfutter als selbstdenkende und selbsttätige Schützen und Angreifer darstellten. Im Ernstfall nahmen sie häufig Reißaus oder ließen sich glattweg fangen, indem sie ihre Gewehre wegwarfen.

Die verschiedenen mißglückten Reiterangriffe auf die Verbündeten rührten von den Kosaken her.

Kosaken! Der Name hat einen gefürchteten Klang. Für den Westeuropäer bedeuten sie häufig den Inbegriff alles slawischen Schreckens, den verkörperten Wagemut, die fleischgewordene, heldenhafte Tapferkeit. Aber damit irrt man sich.

Die Kosaken (eigentlich Kasaken), „freie Streiter", aber auch „Straßenräuber", zehren immer noch von dem Ruhm ihrer Ahnen im napoleonischen



Wellblechbaracke in Döberitz mit den in Berlin festgenommenen Russen.

Zeitalter. Bei dem Rückzug des französischen Heeres aus Rußland im bösen Winter 1812 bewährten sie sich glänzend.

Die Kosaken sind keine Helden, die im tapferen Nahkampf siegen, die Sturm reiten und sich durch einen Wald von Bajonetten ihren Weg bahnen. Sie bewähren sich lediglich als Plagegeister und Zerstörer einer geschlagenen oder geschwächten, jedenfalls auf dem Rückzug befindlichen Armee wie seinerzeit der unter Napoleons Kommando über die Beresina heimwärts flüchtenden Überreste eines ehemals stattlichen, stolzen und großen Heeres.



Originalzeichnung von H. Zeilinger.

Zum Gefecht auffahrende Artillerie in den Vogesen.

Die Steppenreiter Rußlands sind schon durch ihre Eigenart bekannt. Sie selbst, kernige, machtvolle Gestalten, mit ihren unscheinbaren, aber umso widerstandsfähigeren Pferdchen, tragen in der Regel ein recht gutmütiges Gesicht zur Schau und werden nach ihrer Abstammung in Don-, Ural-, Kuban-, Amur- und sonstige Kosaken eingeteilt.

Sie bewohnen an der asiatischen Grenze, kaum irgendwie von europäischer Kultur beleckt, dörfliche Ansiedlungen und besitzen dort eigenen Grund und Boden. Dafür müssen sie dem großen Vaterland freie Heeresfolge leisten.



Schulkinder in Berlin tragen die Montierungsstücke der Quartiergäste.

Die Kosaken rüsten sich selbst aus. Jeder besitzt außer einem Karabinergewehr eine sehr lange Lanze wie unsere Ulanen, aber ohne Fähnchen, die Kaukasuskosaken aber statt einer solchen Lanze den mächtigen Tscherkessendolch (Kintschal).

Mit Heranziehung sämtlicher Reserven betrug die Gesamtzahl der Kosaken zu Beginn des Krieges nahezu 200 000 Mann, darunter auch die Fußkosaken aus Kuban, die militärisch genommen sich bedeutend besser bewährten als die berittenen eigentlichen Kosaken.

Das Aufgebot dieser Kosaken betrug 60 000 Mann (Friedensstärke). Im Kriegsfall stellten sie, wie gesagt, mehr als dreimal so viel, nämlich 939 Sotnien (zu 150 Mann), das der Fußkosaken umfaßte drei Brigaden zu 5000 Mann.

Mit dem vollendeten 18. Lebensjahr wird der Kosak dienstfähig. Dann folgen drei Vorbereitungsjahre. Pferd und Uniform muß er aus eigener Tasche begleichen, wozu er von Staats wegen nur eine unbedeutende Unterstützung erhält. Von allen Steuern und Abgaben ist er anfangs frei.

Die erste Periode seiner Dienstzeit (vier Jahre), in der er auch Löhnung und freie Verpflegung erhält, wird von einer zweiten, ebenfalls vierjährigen abgelöst. In dieser Zeit braucht er alljährlich bloß eine Waffenübung mitzumachen, muß aber beständig seine volle Ausrüstung nebst Pferd bereithalten, für den Fall einer Einberufung.

Die späteren Jahre erlauben dem Kosaken den Verkauf des Pferdes, er muß nur noch Uniform und Gewehr besitzen. Während der ganzen dritten Periode rückt er bloß einmal ein.

Die Ersatzreserve bildet die vierte Periode. Sie währt fünf Jahre. Jetzt macht der Kosak keinerlei Übung mehr mit. Schließlich tritt er zur Heereswehr über, die etwa dem deutschen Landsturm (zweites Aufgebot) entspricht. . .

Die Kosaken des Jahres 1914 unterscheiden sich auch dadurch von den übrigen Truppen, daß sie bereits ganz mit neuen Felduniformen ausgerüstet waren. Während nämlich Deutsche und Österreicher längst schon die praktische graue Montur kannten, trugen die Franzosen noch immer ihre blauen Röcke und grellroten Hosen und der größte Teil der russischen Armee war gleichfalls in der veralteten bunten Weise bekleidet.

Die Kosakenuniform dagegen bestand aus Mütze, Waffenrock und Hose von dickem einfarbig graugrünen Wollstoff. Die Hose wurde in die Stiefel gesteckt.

Einige Jahre vor Ausbruch des Krieges war eine neue Uniformierung der gesamten russischen Armee verfügt worden (1909). Doch kam die Ausführung nicht zustande und nur ein Bruchteil der verschiedenen Truppengattungen trat neu adjustiert ins Feld. Darnach bekam die Kavallerie eine graublaue Reithose. Für den Sommer wurde eine graugrüne Hemdbluse vorgesehen. Der bisherige graubraune Mantel sollte bleiben. Den Waffenrock versah man, um alles Blinkende zu vermeiden, mit ledernen Knöpfen.

Ähnlich wie bei den Deutschen besitzt der neue Rock einen umlegbaren Stehkragen. Die Uniform des Offiziers gleicht im allgemeinen der des Soldaten. Lediglich die Achselstücke bezeichnen den Dienstgrad. Alle Futterale, Binden und Koppeln sind aus naturbraunem Leder gefertigt. Die Farben der

Achselstücke bedeuten die Truppengattung. Die Achselstücke selbst sind umlegbar, auf der einen in Friedenszeiten verwendeten Seite gelb (Infanterie), blau (Kavallerie), weiß (Train) usw., auf der andern für den Kriegsfall durchgängig graugrün. Die einzelnen Rangstufen werden durch orangefarbige Borten angezeigt. Rucksack und Brotbeutel des Fußsoldaten sind aus wasserdichter graugrüner Segelleinwand hergestellt. Kochgeschirr und Feldflasche vermeiden gleichfalls jeden Glanz und sehen infolge der Herstellungsmasse (grauschwarzes Aluminium) geradezu schmutzig aus.



Abschiedsgruß eines Lehrers an seine Schüler auf der Schultafel.

Diese Felduniform der Russen bekam man im Krieg von 1914 allerdings selten zu Gesicht. Denn ganz abgesehen davon, daß nur ein Teil in Wirklichkeit neu montiert wurde, zogen es viele Soldaten, vor allem die armen Kosaken vor, die tadellosen Röcke und Stiefel dem ersten besten Juden zu verkaufen, aus dem Erlös Schnaps in die Flasche zu füllen und im übrigen mit den alten Monturen auszurücken. Daher die zahlreichen mangelhaft bekleideten russischen Gefangenen in zerrissenen Schuhen! . . .

Die Kosaken hatten im russisch-türkischen Krieg (1877/78) mit großer Kühnheit gekämpft und manchen Waffenerfolg auch in offener Feldschlacht errungen. Im russisch-japanischen Krieg (1904) versagten sie jedoch gänzlich.

Der Mangel an Disziplin, der von diesen wilden Horden nie verleugnet wurde, rächte sich bitter. Zwar suchte die Regierung eine straffe militärische Zucht zu erzielen, aber offenbar ohne Erfolg.

Der am 4. August unternommene Preußensturm auf Kibarty bei Wirballen löste keinen Widerstand der Kosaken aus. Niemand von ihnen sprang dem bedrängten russischen Fußvolk bei und so mußte sich dieses geschlagen zurückziehen.

Am folgenden Tag wurde ihre Kavallerie bei Solda und Neidenburg in Südostpreußen nahezu aufgerieben.

Andere Grenzgefechte bei Grodken, Schwiddern und in der Nähe der Memel gingen für die Russen gleichfalls verloren.

Am 6. August schlugen die Deutschen feindliche Reiter bei Romoiken zurück.

Nicht minder tapfer hielten sich die Österreicher. Nirgends gelang es der russischen Armee auf deutschem oder österreichischem Boden ernstlich festen Fuß zu fassen. Zufällige Augenblickserfolge mußten sie in der nächsten Stunde teuer genug bezahlen. Mit blutigen Köpfen zogen sich ihre Truppen langsam, aber unaufhaltsam vor den vorwärtsdrängenden Verbündeten zurück.

Inzwischen besetzten die Deutschen das französische Briey bei Metz und ließen im übrigen starke feindliche Truppenmassen in Lothringen einmarschieren. Hier zwischen Metz und dem Wasgenwald sollte die erste große Entscheidungsschlacht des Westens geschlagen werden.

Noch am 13. Juli hatte es im französischen Senat eine stürmische Debatte gegeben anläßlich eines Gesetzentwurfs, der den Kriegs- und den Marineminister zu einmaligen Ausgaben „für die Bedürfnisse der nationalen Verteidigung" ermächtigte.

Charles Humbert, der Berichterstatter der Heereskommission, erklärte, wenn auch die dreijährige Dienstpflicht der Soldaten dem Lande die notwendige Wehrmacht gegeben habe, so seien doch noch große Anstrengungen unaufschiebbar, um die materielle Organisation zu verbessern. Er wies vor allem darauf hin, daß das Material der Feldartillerie mehr und mehr gegenüber dem deutschen ins Hintertreffen gerate. Der französischen Armee fehlten Offiziere; das Bedürfnis nach ihnen liege klar zu Tage und sei jetzt anerkannt worden. Das Deutsche Reich verfüge über ein erstklassiges Material. Was die Festungsartillerie betreffe, so stehe Frankreich in dieser Beziehung nicht besser da. Für viele Geschütze habe man zum größten Teil Granaten aus Gußeisen. Die französische Haubitze entspreche nicht mehr den Anforderungen des Krieges und sei ersichtlich geringwertiger als die deutsche. Schließlich

warf Humbert der Regierung vor, aus den bemerkenswerten Fortschritten der deutschen Industrie keinen Nutzen gezogen zu haben.

Kriegsminister Messimy erwiderte, die Mehrzahl der von Humbert vorgebrachten Tatsachen, einzeln für sich genommen, sei richtig, wenigstens als Ausnahme, aber nicht in der Art, wie sie von seinem Vorredner dargestellt worden seien.

Dem gegenüber betonte Senator Clémenceau, der Senat könne nicht die Kredite bewilligen, ohne alle gewünschten Aufklärungen zu erhalten.



Mannschaften der freiwilligen Bürgerwehr in Berlin.

Hierauf erhob sich der französische Kriegsminister nochmals und erklärte, die französischen Ausgaben für die Ausrüstung seien stets geringer gewesen als die deutschen. Man dürfe die Heeresverwaltung nicht verantwortlich machen, daß sie von der Finanzverwaltung Befehle erhalten habe. Der Wechsel in der Besetzung des Kriegsministeriums sei die Hauptursache des Übels. Messimy forderte vom Senat am Ende, das Programm der Regierung anzunehmen und die Verteidigung des Landes auf ihre höchste Höhe zu bringen.

Clémenceau entgegnete, man müsse auf die Kritik Humberts Rede und Antwort stehen. Dies sei für die Armee und das Land unbedingt notwendig.

Solche Dinge könnten nicht mit dem gewöhnlichen „laisser aller“ (laufen lassen) behandelt werden.

Nun ergriff der Ministerpräsident Viviani das Wort und entschuldigte sich damit, daß er überrascht worden sei. Der Senat könnte die Regierung zu Ausgaben während der Ferienzeit ermächtigen.

Der Senat genehmigte zwar am folgenden Tag zunächst einstimmig den Staatsvoranschlag im ganzen. Ferner nahm er einen Antrag an, der die Heereskommission beauftragte, ihm bei seinem Wiederzusammentritt über die Beschaffenheit des Kriegsmaterials genau zu berichten. Und dann genehmigte er auch den in Frage stehenden Gesetzentwurf für die einmaligen Ausgaben in Heer und Flotte mit allen Stimmen der Anwesenden. Die bittere, von Humbert gerügte Tatsache blieb jedoch bestehen.

Die Enthüllungen über den Zustand des französischen Kriegsmaterials riefen nicht bloß im Parlament und in der Presse Frankreichs das größte Aufsehen hervor, sondern warfen mittelbar auch ein Streiflicht auf die ganze Wehrmacht und Wehrfähigkeit dieses Staates. Jaurès schrieb in der sozialistischen „Humanité“, indem er die angedeuteten Mißstände einer scharfen Kritik unterzog:

„Wußten denn die Senatoren nicht, daß die Militärverwaltung Schablonen hat und ohne jede Voraussicht arbeitet? Hat der Skandal des Dreijahrsgesetzes, das nur die vom Bureau des Kriegsministeriums begangenen Fehler verhüllen soll, nicht genügt, um dem Senat die Augen zu öffnen? Die Enthüllungen Humberts haben auf die Senatoren wie die Explosion einer Bombe gewirkt. In der Kammer sind schon viel schlimmere Tatsachen enthüllt worden. Aber man wollte nicht hören und nicht begreifen. Diesmal jedoch scheint der Senat aufgerüttelt worden zu sein. Das Defizit von einer Milliarde, das amtlich in der Kammer eingestanden wird, und die Zerrüttung unseres ganzen Verteidigungssystems, die im Senat verkündet wird, ohne daß die Minister das Land sofort beruhigen können, dahin ist es mit uns gekommen! Soweit hat die seit einigen Jahren bestehende rückschrittliche Militär- und Kolonialpolitik Frankreich gebracht.“

Wir wissen jetzt, warum Jaurès noch vor Ausbruch des neuen deutsch-französischen Krieges aus dem Leben scheiden, ermordet werden mußte. Und wir werden jene denkwürdige Senatssitzung im Kopfe behalten müssen, um die Ereignisse auf dem Schlachtfeld verstehen zu können.

Vorerst marschierten die Deutschen in Belgien ein. Zunächst galt es, sich freie Bahn im Norden zu schaffen, das Weitere würden die Franzosen schon sehen.

Da die Belgier töricht und halsstarrig, von Blindheit geschlagen — wen Gott vernichten will, den schlägt er mit Blindheit! — das freundliche Ansuchen der Deutschen, ihnen einen schmalen Streifen Landes im Süden zum Durchmarsch zu überlassen, der übrigens unversehrt dem Staat erhalten bleiben sollte, voll Trotz und Übermut ablehnten, so mußten die Waffen entscheiden. Die erste belgische Festung, Lüttich, mußte gebrochen werden.



Ein Wagen der Feldpost.

Lüttich, die Hauptstadt der belgischen Provinz gleichen Namens, hat eine alte Geschichte hinter sich. Seit 720 Bistum und als solches bis 1794 zum Deutschen Reich gehörig, stellt es auch wissenschaftlich durch seine Universität, wirtschaftlich durch seine großartige Industrie (Metall, Waffen, Leder, Schokolade, Zucker und Papier), militärisch durch seine Festungswerke einen äußerst wichtigen Platz des europäischen Lebens und Treibens, Handels und Wandels dar.

Die Stadt selbst mit ihren ungefähr 240 000 Einwohnern, zumeist wallonischen, also französisch-belgischen, äußerst temperamentvollen Bewohnern, ist

reizend an der Maas und Lüttich-Maastricht gelegen. Schönheit und Fruchtbarkeit gaben einander hier und in der Umgebung die Hand zu einem wunderbaren Bunde.

Die Eroberung dieser durchaus modernen Festung vollzog sich keinesfalls leicht. Nicht nur, daß die einzelnen Forts lebhaften Widerstand leisteten, auch die Einwohner mit ihrem grenzenlosen Deutschenhaß hatten die Waffen ergriffen und schossen hinterrücks, wohin sie zielen konnten.

Am 5. August war eine Abteilung deutscher Reiter zwischen zwei der zwölf Forts, die wie ein Kranz die weite gartenreiche Stadt umgaben, durchgeschlüpft und setzte keck und todesmutig ihren tollkühnen Handstreich bis in die Straßen Lüttichs fort. Schon befand sie sich in der Nähe des Hauses, worin der feindliche Kommandant wohnte, als ihr Angriff allgemein bemerkt wurde und sie sich unter einem starken Gewehrfeuer zurückziehen mußten. So mißlang der erste Versuch, der Feste auf einen Schlag Herr zu werden.

In der Nacht vom 5. auf den 6. August erfolgte jedoch ein wirklicher Vorstoß. Es regnete in Strömen. Heftige Blitze erhellten grauenvoll die sonst so liebliche Gegend. Und in das Donnern des Himmels mischte sich das Dröhnen der Kanonen, das endlose Knattern der Gewehre.

Die Feinde vermuteten, daß die Deutschen in einer Stärke von 120 000 Mann anrückten. Dem war jedoch nicht so. Eine verhältnismäßig schwache Truppenmacht, die an Kopfzahl die hinter den Lütticher Festungswerken wohl verschanzten Belgier und Franzosen — denn auch solche, vor allem Instruktionsoffiziere, befanden sich unter der Besatzung — jedenfalls nicht übertraf, vollbrachte die Heldenleistung in kürzester Zeit. Sechs schwache Friedensbrigaden mit etwas Kavallerie und Artillerie nahmen Lüttich ein.

Den Sturm leitete persönlich der kommandierende General des 10. Armeekorps Otto von Emmich, ein Westfale (geboren 1848), der im Krieg von 1870/71 als tapferer Leutnant das Eiserne Kreuz erworben hatte. Und ein Westfale war es, der die erste feindliche Fahne erbeutete.

Mit aller Wucht drückten die Deutschen schließlich zwischen zwei Forts im Nordosten der Stadt durch. Und es gelang. Von den Forts aus konnte kein Schuß mehr abgegeben werden, sonst hätte man die eigene Stadt gefährdet. Denn Lüttich liegt in einem Tal und die ganze östliche Seite der Anlage war von den Deutschen besetzt.

Singend zogen die ersten Deutschen in der Stadt ein. Kein Mensch zeigte sich. Die Fenster standen zum großen Teil offen. Auf den Fensterbänken

befanden sich verdächtige Kissen, als Gewehrauflagen vortrefflich geeignet. In den Straßen selbst brannten Holzstöße. Alles deutete eine furchtbare Gewitterschwüle an.

Und in der Tat. Kaum waren einige Mannschaften eingerückt, als schon ein gewaltiger Kugelregen aus allen Fenstern losbrach. Der Kampf wogte noch immer hin und her.

Endlich, am Morgen des 7. August, bemächtigten sich die Deutschen der



Das Junghansche Ehepaar im Dorfe Röhdenitz in Sachsen mit seinen zehn Söhnen, die im Felde stehen.

Zitadelle und überfluteten die ganze Stadt. Einige Forts ergaben sich. Die anderen wurden im Verlauf der nächsten Tage einfach zusammengeschossen.

Gegen 4000 Gefangene, darunter der Kommandant von Lüttich, General Leman, fielen den Deutschen in die Hände.

Der Sieg war gleichwohl teuer erkauft. Denn mancher Wackere, darunter der Prinz Wilhelm zur Lippe, fand bei den Stürmen auf Lüttich den Heldentod oder wurde von tückischen Freischärlern hinterrücks erschossen. Diese hatten sich häufig in den Kronen von Bäumen festgebunden oder in

der Maske biederer Bürgersleute hinter den Gardinen scheinbar friedlicher Privathäuser Posten gefaßt.

Die belgischen Soldaten machten zum Teil einen recht trostlosen Eindruck. Manche hatten Hosen an, die aus einem blauen Stoff bestanden, aus dem in Deutschland die Schürzen von Packarbeitern gemacht werden. Oder sie trugen Radfahrergamaschen und Schnürschuhe, die mitunter die Zehen durchblicken ließen. Der Waffenrock wurde am Halse mit Bindfaden geschlossen u. dgl. m.



Deutsche Jäger- und Infanterieoffiziere in der neuen Uniform.

Dabei benahmen sich die Belgier geradezu skandalös nach Art von Mordbrennern und Strauchrittern auch in Lüttich, und zwar nicht bloß den kämpfenden Soldaten gegenüber, sondern auch im Hinblick auf die armen Kranken und Verwundeten. Denn auch auf das Rote Kreuz wurde geschossen. Aus Fenstern, Kellerlöchern und von Dächern goß man siedendes Öl herunter, stach man selbst auf bereits Schwerverletzte ein.

Völkerrechtswidrig war der Gebrauch der sogenannten Dum-Dum-Geschosse, deren sich jedoch nicht nur Belgier, sondern auch Franzosen bedienten. Sie wurden in den Taschen gefallener oder verwundeter feindlicher Soldaten gefunden und gaben zu den schärfsten Protesten und Verwarnungen

vonseiten des Deutschen Reichs Veranlassung. Denn diese Geschosse reißen infolge ihrer Form und Beschaffenheit die Haut des betroffenen Körpers in vandalischer Weise auf, so daß also Verwundete schwerer zu behandeln sind und außerdem qualvolle Schmerzen erleiden.

Unsere Abbildung (Seite 132) gibt eine Anzahl von Patronen wieder, die man belgischen Franktireuren abgenommen hat. Es sind dies: 1. Messinghülsen, die an Stelle einer regulären Kugel mit Blei vollgegossen sind, nach



Eine deutsche Jägerkompagnie in der neuen Uniform.

Einstoßen einer dicken Filzscheibe über die Pulverladung; 2. eine Kugel, die in einem Bleimantel einen Eisenkern enthält; 3. Patronen, bei denen die Kugel umgekehrt, d. h. mit der Spitze nach innen, eingesteckt ist; 4. eine Kugelpatrone mit breitem, 1 cm tiefem Loch, also ein richtiges Dum-Dum-Geschoß.

Nanny Lambrecht, die bekannte Schriftstellerin aus dem benachbarten Aachen, konnte ein paar typische Szenen berichten: Ein Offizier tritt in ein Haus und begehrt zu trinken. Es sind bloß Frauen da. Und als der Offizier das Glas hebt, knallt ihm ein Schuß in den Rücken aus der Gruppe der Weiber. . . . Ein Knabe kommt und bietet einem Soldaten Zigaretten, und fast

gleichzeitig feuert er einen Schuß nach ihm. . . . Von einem Kirchturm flattert die weiße Fahne. Ehrt das Gotteshaus! Und da prallen auch schon Schüsse aus den Mauerluken. . . . Ebenso schlimm ergeht es den wackeren Mannschaften, die Chauffeurdienste tun und fast bis zur Feuerlinie vordringen. Wo immer sie durch Belgien fahren, müssen sie Angriffe teuflischer Hinterlist besorgen.

Hinter Büschen und Brunnen, aus Kornfeldern und Bauernhäusern schoß der tückische Feind, der die offene Feldschlacht mied. Es war kein Kampf, Aug in Aug, offen und ehrlich. Es war ein Kleinkrieg erbärmlichster Art.

So gemein führten sich kaum die Kosaken im Feindesland auf wie diese zivilisierten Belgier in ihrem eigenen Staat. Die Rache Gottes freilich sollte schrecklich sein.

Eine wichtige Aufgabe war dem deutschen Luftschiff Z VI bei der Eroberung Lüttichs zugefallen. Aus einer Höhe von 600 Metern wurde die erste Bombe geworfen, ohne jedoch einen Erfolg zu erzielen. Darauf ging der Zeppelin bis auf 300 Meter herunter und schleuderte weitere zwölf Bomben, die sämtliche sofort explodierten. Infolgedessen geriet die Stadt Lüttich an mehreren Stellen in Brand. Alle Bomben hatte ein Unteroffizier der Besatzung aus der hinteren Gondel des Luftschiffes losgelassen.

Die beste Schilderung des Sturms auf Lüttich brachte die „Weserzeitung“ aus der Feder eines Reserveoffiziers, der im Kampf verwundet worden war: Um 7 Uhr abends Alarm. Hauptmann stürzt heran: „Sturm auf Lüttich!“ Unmöglich, die Leute können nicht gehen, die Forts sind 35 Kilometer entfernt. Bereits nach 30 Minuten schießt's von den Höhen herab, da jetzt direkt neben uns. Revolver los und drauf! Drei Kerle fliehen — eine ganze Horde. „Levez les mains!“ Kriegsgericht! Weiter — es wimmelt von Truppen aller Gattungen. Furchtbarer Regen. Gewittersturm, rabenschwarze Finsternis. Immer weiter! Die Leute fallen, sie bleiben liegen, massenhaft. Um 12 Uhr Mondenschein, besseres Wetter, Granatendonner. Plötzlich Nachricht: unsere Bagage überfallen, eine Kompagnie zurück, das Dorf niedergebrannt, die Leute erschossen. Franktireurscheußlichkeiten! Wir inzwischen stürmen weiter — dicht vor Lüttich. Wir biegen hinter einem Walde ab. Vier Regimenter Tornister abgelegt, eiserne Ration heraus. Letzte Ermahnung. Antreten zum Sturm! Granaten pfeifen, aber ohne Ziel. Hohlweg; unsere Artillerie sitzt hilflos bis an den Bauch im Schlamm und kann nicht vorwärts; wir vorbei; kein Marsch — Galopp! Plötzlich wilder Kugelregen neben uns — unsere eigenen Leute beschießen uns. Die Erkennung gelingt noch. Direkt vor der Feuerlinie des Forts . . . . Wildes Geschrei: „Parole Wörth!“ Freund und Feind nicht zu erkennen; ich liege vor einem Baum- und Drahtverhau, Kame-

rad Leutnant G. neben mir, Hauptmann rechts. Granaten platzen überall, Höllenlärm, Gewehrfeuer, daß die Luft heiß ist. Einige Schritte vor uns bessere Deckung. Ich stoße Leutnant G. an: „Vorgehen?" Keine Antwort — tot! Hauptmann springt auf: in die Brust getroffen, hintenüber. Ich, Arm



Gebirgskosaken.

hoch; Kompagnie hört auf mein Kommando; ich springe los, furchtbarer Schlag, fliege drei Schritte zurück, wahnsinniger Schmerz: Granate in die linke Hüfte! Ein Offizier vor mir ruft noch seinen Namen, gibt mir die Hand — und tot! Vor mir eine Fahne, Träger tot; ich will hinkriechen, da zweiter und dritter Schuß in den linken und dann in den rechten Arm. Ich beiße vor

Schmerz in die Erde; ein verwundeter Offizier neben mir ruft nach Verstärkung, aber alles geht nach links ab. Wenige Schritte vor uns der belgische Schützengraben. Trotz Kugelregens passiert mir weiter nichts. Fast zwölf Stunden gelegen, inzwischen von einem Arzt verbunden, kann noch nicht transportiert werden. Mittags von Leuten weggetragen, treffe in halbem Fieber Regiment; furchtbare Verluste: 3 Hauptleute, 6 Leutnants tot, fast alle von meinem Bataillon .....

Man zerbrach sich vor allem im neutralen Ausland vielfach den Kopf, warum die Deutschen Lüttich um jeden Preis zu erobern beschlossen hatten. Aber die Frage nach dem Warum erledigte sich sehr einfach. Einzig und allein der Wunsch nach dem Besitz dieses wichtigen, festen Platzes war der Beweggrund für die Erstürmung.

Es handelte sich darum, der vorwärts marschierenden Nordarmee des deutschen Heeres im Westen einen Stützpunkt zu sichern und dem Feind ein Ausfallstor zu entziehen. Für die künftigen Operationen eines Angriffs war es durchaus nicht gleichgültig, wer Lüttich besaß.

Absolut neutral wollte Belgien nicht bleiben. Es hatte sich offen mit England und Frankreich verbündet. Von Ostende herüber sollte das englische Landungskorps zu Hilfe eilen, von Paris aus marschierten die Franzosen auf Deutschland zu.

Es hätte nur noch ein Mittel gegeben, sich den Rücken zu decken, ohne Lüttich im Sturm zu nehmen. Eine regelrechte Belagerung der Festung. Aber welche Opfer an Zeit und Blut hätte eine solche gekostet. Dabei wäre diese ganze Belagerungsarmee für den bevorstehenden Hauptkampf mit den Franzosen einfach verloren gegangen.

Man ließ daher auf deutscher Seite den altbewährten Wagemut dem Feind verspüren. Und der deutsche Wagemut triumphierte auch diesmal. Eine noch gar nicht völlig mobilisierte Armee konnte ein herrliches Siegesblatt seiner glorreichen Geschichte einverleiben. Lüttich ward unser!

Unbeschreiblicher Jubel erfüllte ganz Deutschland von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt. Vergeblich hatte Poincaré die schmählichen Verteidiger von Lüttich durch Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion zu heldenhaftem Ausharren aufgemuntert, vergeblich hatte König Albert von Belgien seinem tiefsten Dank Ausdruck gegeben für den Eifer, den Frankreich bewiesen habe.

In Brüssel und Paris konnte und wollte man an das siegreiche Vordringen der Deutschen nicht glauben. Auch England verbreitete Lügenbotschaften



Der Heldenkreuzer „Augsburg“, der den russischen Kriegshafen Libau in Brand schoß.

und suchte Italien auf seine Seite zu ziehen. In Berlin und Wien aber wußte man es besser. Und das reichte aus. Bereits am Abend des 7. Augusts meldete Wolffs Telegraphenbureau, das amtliche Sprachrohr des Großen Generalstabs, in der bekannten lakonischen Form echt deutscher Bescheidenheit, die auch die späteren Siegesmeldungen auszeichnete: „Lüttich ist von den deutschen Truppen im Sturm genommen."

Kaiser Wilhelm, der den Chef des Generalstabs empfangen hatte, schickte einen seiner Flügeladjutanten nach dem Lustgarten und ließ dem Publikum



Paulanerkloster in Czenstochau.

die Freudenbotschaft mitteilen. Allenthalben in der Stadt stiegen Siegesfahnen empor.

Groß war auch die Siegesbeute. Der Lütticher Kriegsschatz im Betrag von $5^1/_2$ Millionen Franken fiel den Deutschen in die Hände. Im nahen Dolhain wurde ferner ein großes Lager von Benzin und Automobilgebrauchsgegenständen mit Beschlag belegt. Man zweifelt nicht daran, daß es für die Franzosen bestimmt war, die es für ihren Einzug nach Deutschland sehr wohl benötigt hätten.



Ausschnitt aus den Kaianlagen mit einer der zahlreichen Brücken über die Maas in Lüttich.

Die ganze schöne und reiche Gegend stand nun der deutschen Armee zur Verfügung. Gar lieblich klangen die Glocken vom hohen Dom ins deutsche Ohr. Und mit freudigem Selbstbewußtsein musterten unsere Helden die Lütticher hohen Schulen: Universität und Polytechnikum, das uralte Rathaus aus dem 11. Jahrhundert, das ehrwürdige Justizpalais aus dem 16. Jahrhundert, die prächtige Zitadelle, die unmittelbar nach Abschluß des Dreißigjährigen Kriegs erbaut worden war, die zahllosen modernen Prachtbauten und Fabriken.



Die Große Treppe in Lüttich.

Hier hatten einst mächtige Fürstbischöfe in reichsunmittelbarer Herrlichkeit regiert, bis der Friede von Luneville Lüttich an Frankreich brachte und der Wiener Kongreß 1815 es mit Belgien vereinte.

1702 war die stolze Stadt vom englischen General Marlborough zerstört worden. Aber der Reichtum der Bodenschätze ließ Lüttich neuerdings glänzend erstehen. Nun lag es dem deutschen Sieger widerwillig zu Füßen und lebte von seiner Gnade.

Die deutsche Gnade erwies sich verschwenderisch groß. Sofort nach der Einnahme der Stadt ordnete das Generalkommando die Wiederaufnahme der



Ein französischer Aeroplan und ein Auto mit Flugzeugersatzteilen werden von einer deutschen Patrouille erwischt und zusammengeschossen.

Arbeiten in den einzelnen Werkstätten und Fabriken an. Niemand sollte brotlos werden. Nichts sollte zugrunde gehen. Den Arbeitern wurde sogar



Reiterattacke.
Originalzeichnung von Albert Reich.

ein um die Hälfte höherer Lohn versprochen als sie früher bezogen hatten. So siegte nicht bloß das deutsche Schwert, sondern auch die deutsche Kultur.

Der 7. August 1914 wird in der Geschichte fortleben, solang es Deutsche gibt.



Belgische Infanterie.

5. Kapitel.

Belgien und die Belgier einst und jetzt.

Die schönste, unterhaltsamste und packendste Schilderung, die wir von Belgien und seinen Bewohnern besitzen, schenkte uns Julius Rodenberg auf Grund seiner Studien und Erlebnisse während der Unabhängigkeitsfeier dieses Staates im Sommer 1880 (Belgien und die Belgier. Berlin 1881). Das Buch kann schon infolge der Form der lebensfrischen Darstellung nie veralten, mag auch der Inhalt durch die Entwicklung des Landes, durch den Gang der Ereignisse und die Veränderung des Volkscharakters in mehr als einer Hinsicht überholt sein, mag auch nicht jeder Leser den politischen Standpunkt des Verfassers teilen. Die uralten Kulturstätten stehen heute noch wie damals und spenden ihren Segen allen, die nach Kunst und Wissenschaft dürsten. Und auch die unvergleichliche Schönheit der belgischen Landschaft ist dieselbe geblieben. Aber der Kampf zwischen den germanischen Vlamen und den französischen Wallonen, die beide um die Vorherrschaft in diesem Königreiche ringen, hat sich verschärft. Die immer gefahrdrohende belgische Sozialdemokratie liebte es 1914 im Tone der spanischen Ferrerbande zu sprechen und darnach zu handeln. Die Besorgnis, Frankreich könnte das Land annektieren, bestand längst nicht mehr. Im Gegenteil, man lebte vom Deutschenhaß. Und wenn der gute alte Rodenberg, den man kurz vor Ausbruch des großen Krieges zu den Toten bestattete, heute noch leben würde, so dürfte er die Widmung seines Werkes an das „hochherzige Volk" kaum mehr aufrechterhalten und dem „gastfreien

Lande, welches uns an der Feier seiner fünfzigjährigen Unabhängigkeit teilnehmen ließ und in einer umwölkten Gegenwart den vollen Sonnenschein, die ganze Wärme seines Glücks und seiner Freiheit mitempfinden ließ", sicherlich keine Träne nachweinen.

Aber hören wir nur, mit welchem Behagen und Entzücken Rodenberg den Eintritt nach Belgien, die Wunder seiner Natur beschreibt: Der Reisende, welcher aus der Ebene des Niederrheins kommend, von Köln oder über Bleyberg sich der belgischen Grenze nähert und sie jenseits Herbesthal überschreitet,



Ein Verhau im Walde.

wird bald das Gefühl haben, in einem Lande zu sein, sehr verschieden von dem, welches er eben verlassen hat. Die Figuration des Bodens ist reicher, die Landschaft mannigfaltiger, durch Tunnel nach Tunnel bricht die Bahn sich ihren Weg. Hier wird der Zug durch zwei Maschinen den Berg hinangeschleppt, dort gleitet er den Abhang fast von selbst hernieder. Breite Täler öffnen sich mit majestätischen Wassern, über deren Fluten Masten und Segel gehen, an deren malerischen Uferterrassen Städte mit schimmernden Häusermassen und hohen Domen amphitheatralisch sich aufbauen. Dazwischen Fabriken mit qualmenden Schloten und Maschinenwerken, deren Arbeit weite Strecken mit



Die Reserven in natürlicher Deckung zum Vorstoß bereit.

ihrem Lärm erfüllt und ganze Gegenden mit ihrem Ruß und Rauch bedeckt — Gegenden, so schwarz und acherontisch und mit einem so verfinsterten Himmel, daß sie den Fremden an Birmingham und an Manchester erinnern. Dann wieder grüne Waldflecke, so still und traut und so lauschig, daß man meint, das Reh müsse heraustreten; sonnige Wiesen, von Hügeln eingefaßt, an denen die Ziege klettert; Einsamkeiten, in denen man sommerlang träumen möchte — umbuschte Teiche, künstliche Seen, in denen Figuren von weißem Stein sich spiegeln — Landsitze und Pappelalleen, durch deren lange Perspektiven man auf kleine Schlösser in zierlichem Renaissancestil sieht, Anblicke des Friedens, Bilder der Behaglichkeit, welche dem vorüberfliegenden Wanderer nur zu rasch entschwinden. Von Verviers bis Brüssel reist man meilenweit wie durch eine einzige Stadt, jetzt Fabrikstadt, jetzt Villenstadt; durch einen einzigen Garten, bald Nutzgarten, bald Park, durch ein einziges, gesegnetes, blühendes Land, dessen Bewohner fleißige, geschickte und, wie es scheint, zufriedene Menschen sind. Es ist das Land der Wallonen, das Eisen- und Kohlenland, das Land der Ardennen und der Maas. . . .

Von einem ruhigeren Charakter ist das Land auf der andern Seite, gegen Westen und die Niederungen des Meeres: das Land der Vlamen und der Schelde. Sorgsam ist der Acker bestellt, vielfach der Gemüsegarten geteilt und jedes noch so kleine Fleckchen Erde mit der äußersten Ökonomie bebaut. Kornfelder wechseln ab mit Weideland, auf welchem das Rind und das Fohlen in Freiheit grasen. Windmühlen drehen gelassen ihre Flügel und weithin sichtbar, bis an den fernen Horizont, zieht in gerader Linie der Kanal. Manch ein Stilleben von ganz niederländischer Art wird den Fremden anheimeln, welcher die Seebäder der belgischen Küste besucht. Denn wie die stark mineralischen Brunnen von Spa, die heiße Quelle von Chaudfontaine bezeichnend sind für den Charakter des bergigen Wallonenlandes, so sind es nicht minder die Strandflächen von Ostende, von Blanckenberghe, von Heyst für den der vlamischen Provinzen.

Die Städte des Innern, in Brabant, in Ost- und Westflandern haben etwas Feierliches. Manche von ihnen sind so still, als ob sie einer andern Zeit angehörten. In Mecheln und Löwen und in einigen Teilen Gents wandert man im vollen Mittelalter. Wenn man am hellen Mittag auf dem menschenleeren Marktplatz zu Brügge steht, mit dem Belfried und den Hallen, mit den zackigen grauen Giebelhäusern und rings sich öffnenden Straßendurchblicken; oder am Nachmittag auf dem Burgplatz, mit dem Rathaus, die farbigen Fenster von der Abendsonne glühend, mit der Kapelle vom heiligen Blut und dem Hintergrund von dunklen Kastanien, unter welchen das Marmorbild von Van

Eyck erscheint; oder wenn man durch die klösterliche Stille des St.-Johannes-Hospitals wandelt, in welchem Memlings Meisterschöpfung, der Reliquienschrein der heiligen Ursula mit dem Zuge der elftausend Jungfrauen, aufbewahrt wird: dann ist man im 14. oder 15. Jahrhundert. . . .

Belgiens Geschichte fängt mit der Römerzeit an. Damals war das Land als Gallia Belgica eine Provinz des antiken Weltreichs. Später bemächtigten sich die Franken des blühenden Landes. Dem Vertrag von Mersen (870) zufolge wurde es geteilt, der westliche Teil kam an Frankreich, der östliche an Deutschland. Die Schelde bildete die beiläufige Grenze.



Mobilmachung in Budapest: Transport von Reservisten.

In der Folgezeit entstanden auf belgischem Boden zahlreiche kleinere Fürstentümer und Grafschaften: Brabant, Luxemburg (nicht zu verwechseln mit dem Großherzogtum, dem deutschen Luxemburg weiter im Osten), Limburg, Hennegau, Namur, Antwerpen u. a. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts errichtete das Haus Burgund ein mächtiges belgisches Reich, das alle diese Gebiete umschloß.

Maria, die Erbtochter des letzten Burgunderkönigs Karl des Kühnen, heiratete Kaiser Maximilian I., und so wurden 1482 Habsburger Herren des Landes, das größer war als das Belgien von 1914.

Karl V. überließ die gesamten Niederlande der spanischen Linie seines Geschlechts. Da jedoch Philipp II. von Spanien als Fremder es nicht verstand sich die Sympathien des Volkes zu erwerben und auch seiner Eigenart nicht gerecht wurde, erhob sich ein Aufstand nicht nur aus religiösen, sondern auch aus nationalen und wirtschaftlichen Gründen. Die protestantischen nördlichen Gebiete, das heutige Holland, machten sich frei, das katholische Belgien jedoch verblieb den Spaniern, nachdem es nur ganz kurze Zeit (von 1598 bis 1621) unter Isabella, der Tochter Philipps II., selbständig regiert worden war.

Während der Raubkriege Ludwigs XIV. von Frankreich, unter denen die Bevölkerung zu leiden hatte, fielen Artois, Lille und andere Grenzbezirke an den übermächtigen westlichen Nachbar.

Der Friede von Utrecht (1713) verschaffte Österreich den Besitz von Belgien. Doch erhielten die holländischen Generalstaaten das Besatzungsrecht in einigen geschützten Plätzen an der französischen Grenze.

Joseph II., der nicht nur Österreich und Deutschland straff zentralisieren wollte mit Wien als Mittelpunkt eines gewaltigen Reiches, der keine Überlieferung weder auf kirchlichem noch auf nationalem Gebiet schonte, sobald es ihm zur Erreichung seiner politischen Absichten förderlich erschien, suchte auch Belgien, ohne Rücksicht auf dessen Besonderheiten, in seine Verwaltungsmaschine zu pressen. Dieser Versuch mißlang jedoch, und ein großer Aufstand war die Folge davon. Er konnte nur mit Müh und Not unterdrückt werden (1790).

Innerlich war Belgien für Österreich längst verloren, als zwei Jahre später die Schlacht von Jemappes zugunsten der Franzosen entschied. Nach allerlei Zwischenfällen erfolgte 1795 die Vereinigung der südlichen Niederlande mit der französischen Republik.

Durch den ersten Pariser Frieden von 1814 wurden die sämtlichen holländischen, vlamischen und wallonischen Provinzen als „Königreich der Niederlande" unter einen Hut gebracht.

Allein die großen nationalen und religiösen Gegensätze zwischen den vorwiegend protestantischen Holländern und den zumeist katholischen Vlamen und Wallonen führten 1830 zu einem Bürgerkrieg. In Brüssel proklamierte man die Unabhängigkeit Belgiens. Und die Londoner Konferenz der europäischen Großmächte, die im gleichen Jahre zusammentrat, erkannte diese grundsätzlich auch an.

1813 wählten die belgischen Kammern (Senat und Abgeordnetenhaus), nachdem man die Thronfolge des Hauses Oranien gesetzlich ausgeschlossen hatte, den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg zum König der Belgier.

Doch ging zunächst der Kampf wenigstens im kleinen weiter. Holland wollte auf die Provinzen Luxemburg und Limburg, die nach der Londoner Konferenz zwischen dem alten und dem neuen Staat aufgeteilt werden sollten, nicht verzichten und weigerte sich, die Beschlüsse der Großmächte anzuerkennen.



Der große Platz mit dem gotischen sogenannten Brodhaus in Brüssel.

So kam es in der Folge zur Blockade der Schelde durch englische und französische Kriegsschiffe. Ein französisches Heer marschierte in Antwerpen ein und erzwang den Frieden. 1838 fügte sich Holland den Londoner Artikeln vollständig.

Leopold I. regierte bis 1865, mit weiser Mäßigung zwischen den vom französischen Jakobinertum angekränkelten Radikalen und den überzeugten Katholiken vermittelnd, auf die Selbständigkeit der Gemeinden, die Hebung der Industrie und die Vermehrung der Eisenbahnen unablässig bedacht.

Sein Nachfolger, Leopold II. (1865 bis 1909), ein in ganz Europa bekannter Lebemann, und auf dem Erdball gefürchteter, beutegieriger Händler, ließ die Parlamentsmehrheit regieren und kümmerte sich eigentlich bloß um seine eigene Person.

1870 bekam Belgien das erste katholische Ministerium, das jedoch 1878 von dem Freimaurer Frère-Orban gestürzt wurde. Frère-Orban vollzog die Trennung zwischen Staat und Kirche und führte die Unterrichtsfreiheit ein. Neben zahllosen liberalsozialistischen Schulen entstanden daher nicht weniger katholische. Die alte bischöfliche Universität Löwen, die nunmehr dieselben Rechte besaß wie die Staatsuniversität in Brüssel, zog die ganze Intelligenz der Katholiken an sich. Und so nahm sich die Kirche auf der einen Seite das wieder, was man ihr auf der andern entzogen hatte.

Seit 1884 regierten die katholischen Konservativen im Lande, wenn auch ihre Mehrheit keine allzugroße war und revolutionäre Unruhen stets auf der Tagesordnung stehen blieben. Die Ministerien Bernaert 1884, Burlet 1894, de Smet de Naeyer 1896, de Trooz 1907, Schollaert 1908, de Brocqueville 1911 stifteten sehr viel Gutes im Land und hoben Belgien auf eine hohe Stufe der Entwicklung, die vom ganzen Ausland geradezu beneidet wurde.

1893 wurde auf Grundlage des sogenannten Pluralsystems ein neues Wahlgesetz eingeführt, das jedem 25 Jahre alten Staatsbürger das Wahlrecht verlieh und auch den Minderheiten zu Vertretern verhalf. Einfache Majorisierung etwa durch eine Zufallsmehrheit war fortan ausgeschlossen. Seitdem haben eigentlich nur noch die Katholiken und die Sozialdemokraten Einfluß im Parlament.

1898 brachten die Vlamen, die hauptsächlich in der weniger vermögenden und weniger gebildeten Provinz die Mehrheit bildeten, ein gerechtes Sprachengesetz durch. Darnach wurde das Vlamische wenigstens theoretisch dem Französischen (der wallonischen Bevölkerung) gleichgestellt.

Der 1885 gegründete Kongostaat in Afrika, bis 1907 königlicher Privatbesitz, wurde mit Zustimmung der Kammern 1908 belgische Provinz.

Zur Stärkung des Staates nach außen und zur Sicherung seiner von Europa garantierten Neutralität führte das Ministerium Schollaert unter König Albert, dem Neffen und Nachfolger Leopolds II., die allgemeine Wehrpflicht ein. Darnach erstreckte sich der Dienst vom vollendeten 19. Lebensjahr

an 8 Jahre im stehenden Heer, 5 Jahre in der Reserve. Bei guter Führung bekam jedoch jeder Soldat nach gewisser Zeit unbeschränkten Urlaub, was natürlich die Ausbildung und Schlagfertigkeit der Armee wesentlich herabmindern mußte.



Der Justizpalast in Brüssel.

Belgien war nach der Volkszählung von 1910 der relativ bevölkertste Staat Europas. Auf 1 Quadratkilometer kamen damals 252 Einwohner. Im ganzen zählte man an 7½ Millionen, wovon die größere Hälfte dem vlamischen, die kleinere dem wallonischen Volksstamm angehörte.

Vor siebzig Jahren besaß Belgien nur zwei Großstädte mit einer Einwohnerzahl von über 100 000, nämlich Brüssel und Antwerpen. Jetzt ist die

Zahl auf vier gewachsen, indem Lüttich und Gent hinzugetreten. In weitem Abstand folgt die alte Bischofsstadt Mecheln, das Ende 1912 nicht ganz 60 000 Seelen umfaßte, dann Brügge mit 54 000, Verviers an der deutschen Grenze mit 46 000, Loewen mit 42 000, Namur mit 32 000 Einwohnern. Ostende kann auf die Zahl 43 000 nur durch seine vielen Badegäste kommen. Brüssel und Antwerpen haben im letzten Jahrhundert einen Wettkampf um den Rang der größten belgischen Stadt mit wechselndem Erfolg durchgeführt; vor fünfzig Jahren war Brüssel größer, es wurde dann von Antwerpen überholt, hat aber infolge umfangreicher Eingemeindungen seine Vorrangstellung inzwischen wieder. Wenn man von den Eingemeindungen absieht, hatte sich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Bevölkerung von Antwerpen verdreifacht, die von Brüssel nur um die Hälfte vermehrt; Antwerpen stieg nämlich von 88 000 auf 263 000, Brüssel nur von 124 000 auf 190 000 Einwohner. Durch die Erweiterung des Stadtgebietes hat Brüssel jetzt die Zahl von 663 000 erreicht, während das an sich schneller gewachsene Antwerpen durch Eingemeindungen nur auf 312 000 Einwohner gekommen ist. Die neueste Ziffer für Lüttich ist 170 000, für Gent 167 000. Das stärkste Anwachsen der Bevölkerung innerhalb größerer Bezirke ist naturgemäß dort eingetreten, wo der Schwerpunkt der Industrie liegt, so im Bezirk von Charleroi, der Hochburg der belgischen Kohlenindustrie, in den Bezirken Antwerpen, Brüssel und Lüttich. Am geringsten hat sich die Bevölkerungszunahme in den Bezirken Westflanderns bemerkbar gemacht.

Man glaubt gemeinhin, die Wallonen seien Franzosen oder doch zum mindesten Romanen. Dies ist jedoch unrichtig. Ebenso wie die Vlamen im Westen, sind auch die Ostbelgier germanischen Geblüts. Die heutigen Wallonen sind die Nachkommen der alten Maasfranken.

Elsaß-Lothringen wurde erst in der Neuzeit verwelscht, Ostbelgien leider schon im Mittelalter. Aber die Ardennen, die belgische Provinz Luxemburg und das Großherzogtum gleichen Namens werden heute noch von Rasse-Deutschen bewohnt, die der deutschen Sprache mächtig sind. Das Fürstbistum Lüttich gehörte noch bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts auch politisch zum Deutschen Reich.

Fast die Hälfte der Namen, die uns hier begegnen, weisen auf deutschen Ursprung hin, trotz der jahrhundertelangen Entfremdung dieser Provinzen vom Mutterland.

So heißt die Oberstadt des Ortes Dolhain bei Lüttich gut deutsch Limburg. Die Orte Welkenraedt, Bleyberg, Herff (Herve), Dießen (Disson), das Flüßchen Weser (Vesdre), Pepinster, Kohlenheid (Colonheid), Tilff, Kinkenpois,

Warmbrunn (Chaudfontaine), Emburg, Neef (Sainval), Wiese (Vizé), Herstal nächst Lüttich können ihre deutsche Geburt gleichfalls nicht verleugnen.

Die prächtigen Lütticher Patrizierhäuser erinnern mit den Namen ihrer Besitzer an die deutsche Vergangenheit.

Der bedeutende belgische Künstler Vincotte heißt eigentlich Winschott und hat jedenfalls trotz seines Wallonentums deutsches Blut in seinen Adern.

Lüttich an der Wurthe — die entdeutschten Wallonen nennen den Fluß Ourthe — ist im Grunde genommen nicht weniger deutsch als das alte Straß-



Gefangene belgische Truppen.

burg im Elsaß. Und so sagte sich jeder Deutsche schon gleich nach Ausbruch des Krieges: Lüttich muß wieder deutsch werden wie es einstmals war. . . .

Nichts, weder jene alte, zum Teil deutsche Kultur und Blutsverwandtschaft noch der freundliche Aufruf des deutschen Generalkommandierenden, vermochte die belgische Bevölkerung zur Vernunft zu bringen und ihr Menschlichkeit einzuflößen, als der Krieg zwischen Frankreich und den verbündeten Staaten Mitteleuropas ausgebrochen war. Tollwütig wurde alles, Mensch und Ware, soweit es dem Deutschen Reich oder Österreich-Ungarn entstammte, nach Vandalenart behandelt. Wie Hunde wurden die Angehörigen dieser Staaten verjagt und über die Grenze gehetzt. Über die Vorgänge in Antwerpen berichtete die „Kölnische Volkszeitung" aus dem Munde eines Augenzeugen:

Der Pöbel zertrümmerte alles, was Deutschen gehörte und sich deutsch nannte. Das Hotel Weber, welches seit acht Tagen für arme belgische Krieger Nahrungsmittel gegeben hatte, wurde vollständig zertrümmert. Mir selbst trat ein Individuum entgegen und sagte etwa: „Wenn Sie sagen, daß Sie ein Deutscher sind, schieße ich Sie sofort tot." Um mein Leben zu retten, mußte ich meine Nationalität verleugnen. Ein Haus, in dem nur eine Mutter mit ihren Kindern wohnte, wurde vollständig ausgeraubt. Ein armer Mann, ein Reisender, der über die Straße ging und mit mir ein Wort deutsch sprach, wurde am Halse gepackt und dermaßen geschlagen, daß vom Gesicht nichts mehr zu erkennen war. Ein Polizist brachte ihn zur Wache. Ohne belgisches Abzeichen kam man am Bahnhofe gar nicht durch. Hier hat man Hunderten von Leuten die Fahrkarten abverlangt; dann wurden sie in den Wartesaal geführt und ihnen gesagt: So, jetzt könnt ihr gehen! Fahrkarten oder Geld gab man ihnen nicht wieder. Überhaupt, wenn ein Deutscher ausgeraubt war, sagte man ihm: So, jetzt können Sie gehen! Das Entsetzlichste, was ich je gesehen habe, war, daß der Pöbel eine arme Frau mit vier Kindern sozusagen zerrissen hat und die Kinder mit dem Kopfe gegen die Wand schlug.

Und was ein Wiener in Brüssel erlebte, verdient gleichfalls dem Gedächtnis kommender Geschlechter eingeprägt zu werden. Franz Bespaletz, ein in der belgischen Hauptstadt tätiger Photograph, teilte sofort nach seiner Ankunft in Österreich der „Reichspost" folgende grauenerregende Einzelheiten mit:

Sonntag, den 1. August, als dem ersten Mobilmachungstag in Belgien, herrschte in ganz Brüssel und Umgebung eine gewaltige Aufregung. Tausende von Soldaten aller Waffengattungen durchzogen die Stadt singend, johlend, viele vollständig betrunken. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden Pferde ausgemustert, es war ein Lärmen, Drängen, Hasten, Schimpfen und Fluchen gegen alles Deutsche, daß man sich als Deutscher gar nicht auf die Straße wagte. Menschen, mit denen man jahrelang auf freundschaftlichem Fuß gestanden, dankten einem nicht einmal für den herzlichsten Gruß.

Montag steigerte sich die Erregung noch mehr. Das Warenhaus Tietz in der Rue neuve, das neben der belgischen und französischen Flagge auch die deutsche gehißt hatte, entfesselte dadurch die Wut des aufgehetzten Pöbels, und binnen zehn Minuten waren fünf große Schaufenster vollständig zertrümmert. Große Menschenmassen durchzogen mit wüstem Geheul die Stadt und verübten entsetzliche Schandtaten.

Am Place de Brouchère fing es an. Alles, was eine deutsche Aufschrift trug, wurde vernichtet; die Weinstuben zum „Rheingold", „Zillertal", „Alt-Heidelberg", „Alt-Düsseldorf" verschwanden vom Erdboden; im deutschen



Das gotische Rathaus in Löwen.

Juwelierladen raubte der Pöbel nach Herzenslust, wessen er habhaft werden konnte.

In der Rue du Pierre, neben dem Wirtshaus „Württemberg", befand sich eine deutsche Schlächterei, deren Inhaber Deckel am Tage vorher seine ganze Ware an die Militärverwaltung hatte abgeben müssen; der Mann, ein Hüne

von Gestalt, wurde, da er sich gegen die eindringenden Pöbelmassen verteidigen wollte, auf bestialische Weise ermordet.

Der Photograph, der alles dies mit erlebte, flüchtete nach seinem Heim in der Vorstadt Saeken. Dort schloß er sich fest ein, mit der Absicht, niemand zu öffnen.

Dienstag, den 3. August, jedoch um 7 Uhr morgens erschienen drei Gendarmen und begehrten Einlaß. Der eine setzte dem Armen einen Revolver vor die Brust und brüllte ihn in vlamischer Sprache an: „Hände hoch, du bist ein Spion.“ Darauf wurde der Photograph gefesselt und unter dem drohenden Geschrei einer wütenden Volksmenge nach der nahen Gendarmeriekaserne gebracht. Dort angekommen, wurde er peinlichst untersucht, mit Faustschlägen und Stößen traktiert, von Frauen, die sich wie Megären gebärdeten, ja selbst von Kindern verhöhnt, verspottet und bespuckt.

Nachdem man dem Gefangenen sämtliche Barschaft nebst Dokumenten abgenommen hatte, wurde er mit einem jungen Mann zusammengefesselt in ein Auto gesetzt und ins Justizpalais gebracht, wo schon Hunderte von Zellen mit ähnlichen Leidensgenossen besetzt waren. Jeder bekam zudem eine Gesichtsmaske über den Kopf gezogen.

Mittags brachte man dem Photographen eine Schüssel Suppe ins Gefängnis, die dieser jedoch als vergiftet zurückwies. Abends wurde er ins Zuchthaus nach St. Gillas geschleppt „wie ein Stück Vieh“. Nach langem Warten unterzog er sich einem neuerlichen Verhör, worauf ihm mitgeteilt wurde, daß er wegen erwiesener Spionage zum Tod verurteilt sei. Sodann wurde er nach einem Waschraum geführt, wo er sich auskleiden und ein Bad nehmen mußte. Dann bekam er eine Blechmarke angeheftet mit der Nummer 22 und wurde in einen Saal gebracht, worin sich ein Riesenkäfig mit fest vergitterten Einzelzellen befand. Vor lauter Erschöpfung schlief der Unglückliche bald ein.

Spät nach Mitternacht weckte ihn der Anruf seines Namens. Als er angekleidet war, wurde er mit mehreren anderen Gefangenen zusammen nach einem Korridor gebracht, wo jeder einzeln aufgerufen etwa zwei Stunden mit den gefesselten Händen auf dem Rücken, das Gesicht zur Wand gekehrt, stehen bleiben mußte. Offenbar wollte man den unschuldigen Opfern eine vollkommene Todesangst einflößen. Dann erst erfuhren sie, daß sie nach der Grenze gebracht werden sollten.

Die Abreise erfolgte in dumpfen, schmutzigen und dabei überfüllten Zellenwagen. Nur der amerikanischen Gesandtschaft, die den Schutz der reichsdeutschen und österreichisch-ungarischen Kolonien übernommen hatte, verdankten unsere Landsleute ihre Rettung vor dem Tode. . . .

Wenn man von solchen und noch schlimmeren Bestialitäten, die an die Ausschreitungen zur Zeit der großen französischen Revolution gemahnten, las, so fragte man sich unwillkürlich nach den Gründen dieses Umschwunges bei einem sonst so gesitteten Volke.



Die Kirche der hl. Gertrud am Fluß Dyle in Löwen.

Mit Recht suchten Kenner der belgischen Menschennatur und Geschichte diese Exzesse nicht etwa auf den Deutschenhaß allein zurückzuführen, sondern aus der furchtbaren Spannung der politischen Lage in diesen Tagen zu erklären, durch die alle brutalen, unheimlich in der Tiefe der Volksseele ruhenden Masseninstinkte zum Leben erweckt wurden, im Grunde genommen ohne Über-

legung und Ziel. Daß die Opfer Deutsche waren, feuerte die Vernichtungswut der Menge freilich nur noch an. Aber das nationale Moment allein hätte aus diesen Menschen noch immer keine Tiere gemacht.

Fast die gesamte belgische Presse mit Ausnahme von ein paar katholischen vlamischen Blättern — die wackere „Vlaamsche Gazet" fand bei den Deutschen dankbare Anerkennung — stand im Lager der Meuchelmörder und Drangsalierer.

Und als nach der Einnahme von Lüttich das deutsche Generalkommando nochmals in aller Ruhe das belgische Volk zur Umkehr und Einkehr mahnte,



Dum-Dum-Geschosse.

glaubte man in dieser Güte und Milde nur ein Zeichen der Schwäche zu erblicken.

Die belgische Regierung lehnte jedes Entgegenkommen den deutschen Truppen gegenüber in der schroffsten Form rundweg ab. Und die Franktireure und Pöbelmassen fühlten sich durch diese Haltung der Behörden in ihrem verbrecherischen Wirken eher aufgemuntert als gehemmt.

Der Führer der Sozialdemokraten, die sich immer auf die internationale Verbrüderung, auf die Freiheit und Gerechtigkeit ihrer Anhänger soviel zu gute gehalten hatten, Vandervelde, trat ins Ministerium ein und richtete dadurch sich selbst wie die Schandtaten seiner belgischen Genossen.

Aber für alles kommt der Zahltag. Das sollte Belgien in der Folge nur zu bald erfahren!



Ein Zeppelin beschießt von der Plattform aus feindliche Flieger.

Zeichnung von Zeno Diemer.



6. Kapitel.

Die Kämpfe in Elsaß-Lothringen bis zum großen deutschen Sieg am Wasgenwald.

Zwei große natürliche Einfallstore boten sich dem französischen Heer, das „Loch von Belfort“ und das „Loch von Luxemburg“. Das letztgenannte war von preußischen Truppen gleich zu Beginn des Krieges besetzt worden, und die deutsche Armee scheute dortselbst den Verlust einiger Wochen nicht, um dem Feind jede Möglichkeit zu nehmen, über Belgien nach Deutschland zu kommen. Im Süden sollten die Süddeutschen, vor allem die von Kronprinz Ruprecht geführten Bayern die Franzosen zum Lande hinausfegen und den Fehler des Jahres 1871 wieder gutmachen.

Bismarck wollte beim Friedensschluß den strategisch wichtigsten Punkt der deutschen Südwestseite, Belfort, dem Deutschen Reich einverleibt wissen. Aber die Engländer, die wie immer dem Sieger in die Arme zu fallen drohten, beschleunigten mittelbar durch ihre Haltung ein möglichst rasches Zustandekommen der letzten Verhandlungen.

Thiers, der erste Präsident der im Sturm geborenen neuen französischen Republik, wandte seine ganze Beredsamkeit auf, um Bismarck von seinem Vorhaben abzubringen, indem er auf die ungeheure Härte hinwies, die in einer Wegnahme der wichtigsten französischen Schutzwehr liege, die noch dazu niemals deutsch gewesen sei. Aber der eiserne Kanzler blieb fest. Da rief ihm Thiers aufs höchste erregt die Worte zu: „Nun denn, sei es, wie Sie wollen, Herr Graf! Wir haben den Schein, mit Ihnen zu beraten, sollen aber durch

Ihr Joch gehen. Wir verlangen eine rein französische Stadt, Sie verweigern sie uns, das heißt eingestehen, daß Sie einen Vernichtungskrieg gegen uns beschlossen haben. Führen Sie ihn! Rauben Sie uns unsere Provinzen, brennen Sie unsere Häuser nieder, vollenden Sie Ihr Werk! Wir werden Sie bis zum letzten Atemzug bekämpfen; wir werden vielleicht erliegen, aber nicht entehrt sein!"

Bismarck zeigte sich nicht abgeneigt, dem Feind ein Zugeständnis zu machen. Er packte die Franzosen bei ihrem Ehrgefühl, er versprach ihnen,



Der Waffenplatz mit Schloß in Belfort.

daß man auf einen feierlichen Einmarsch der deutschen Truppen in Paris verzichten würde, aber — Belfort müsse deutsch werden. Thiers würdigte die Eitelkeit seiner Landsleute, die in einem Einmarsch der deutschen Sieger eine Befleckung der heiligen Boulevards erblicken mußte, und wertete zugleich Belforts Besitz. Die Entscheidung konnte er sofort mitteilen: „Nichts wird dem Schmerz von Paris gleichen, wenn es die Tore seiner unentweihten Mauern dem Feinde öffnet. . . . Deshalb haben wir Sie beschworen, wir beschwören Sie noch, ihm diese unverdiente Demütigung nicht aufzuerlegen. Nichtsdestoweniger ist es bereit, den Kelch bis auf die Hefe zu leeren, um dem Vaterlande ein Fleckchen seines Bodens und eine heroische Stadt zu erhalten. Wir danken Ihnen, Herr Graf, daß Sie uns Gelegenheit gegeben haben, unser



Erstürmung von Saarburg durch das bayer. Leibregiment und 142. bad. Regiment.

Originalzeichnung von Albert Reich.

Opfer zu veredeln. Die Trauer von Paris wird das Lösegeld für Belfort sein!" — „Überlegen Sie wohl," erwiderte Bismarck, „vielleicht werden Sie bereuen, diesen Vorschlag zurückgewiesen zu haben." — „Wir würden unsere Pflicht verletzen, wenn wir ihn annähmen," lautete des französischen Präsidenten letztes Wort. Belfort verblieb schließlich im Besitze Frankreichs. Bismarcks scheinbares Entgegenkommen erfolgte lediglich mit Rücksicht auf das lauernde England.

Der Einnahme von Lüttich reihte sich am 10. August das siegreiche deutsche Gefecht bei Mülhausen an. Damit wurde der Kampf im Oberelsaß eröffnet.

Es war in der Laurenzinacht, Sonntag auf Montag, ein wunderbarer Himmel blaute über den finstern Tannen des nahen Schwarzwalds, zahllose Sternschnuppen fielen, und unten auf der Erde hielt der Tod seine Ernte.

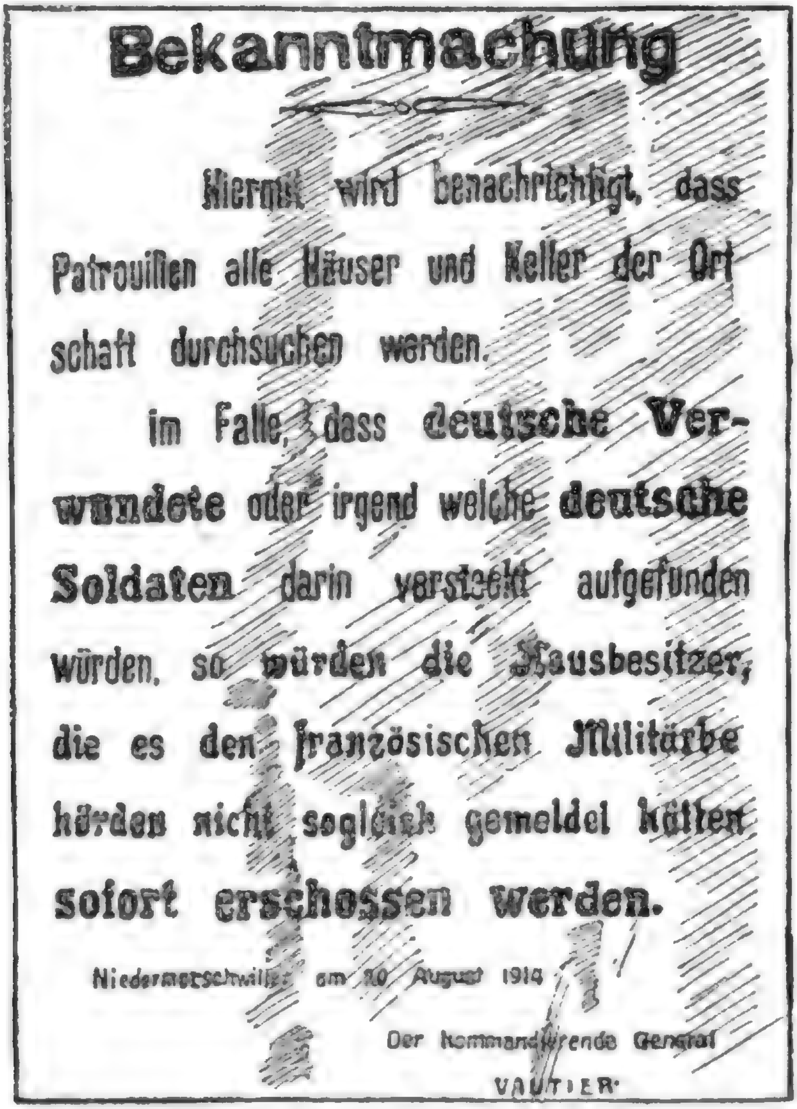


Mülhausen i. E.

Ein französisches Armeekorps, das 7. von Belfort, nebst einer feindlichen Division, hatte in den letzten Tagen die Gegend bis Mülhausen besetzt und damit die Offensive ergriffen. Die paar deutschen Regimenter konnten zunächst keinen Widerstand leisten und zogen sich zurück. Denn es war von deutscher Seite für diesen Augenblick, wo der belgische Kriegsschauplatz moralisch und materiell eine Sammlung und einen Vorstoß der deutschen Truppen gebot, hier nur eine Devensivstellung geplant. Die Franzosen hatten es daher leicht, zu triumphieren und ihr Vorrücken im Oberelsaß als glorreichen Anfang eines für Deutschland niederschmetternden Feldzugs auszuposaunen.

Die französischen Maulhelden hatten sich in Mülhausen bereits häuslich niedergelassen. Von den öffentlichen Gebäuden der Stadt wehten die Fahnen der Republik. Die Uhren wurden auf Pariser Zeit eingestellt, die bekanntlich mit der mitteleuropäischen nicht übereinstimmt und lediglich auf

französischem Boden Gültigkeit hat. Amtsdirektion, Kreisdirektion, Post, bisher kaiserlich deutsch, wurden in französische Verwaltung genommen, französische Postwagen fuhren ein und aus, in der Stadt waltete nicht mehr der Bürgermeister, sondern ein Maire. Eine große französische Kanone, die


Bekanntmachung

Hiermit wird benachrichtigt, dass Patrouillen alle Häuser und Keller der Ortschaft durchsuchen werden.

Im Falle, dass deutsche Verwundete oder irgend welche deutsche Soldaten darin versteckt aufgefunden würden, so würden die Hausbesitzer, die es den französischen Militärbehörden nicht sogleich gemeldet hätten sofort erschossen werden.

Niedermorschwiller am 20 August 1914

Der kommandierende General
VAUTIER.

Französischer Maueranschlag.

man unter viel Aufhebens auf einem öffentlichen Platz zur Aufstellung brachte, sollte Schrecken und Ehrfurcht zugleich erwecken. Jeden Abend zog die Wache mit Musik auf.

„Hier sind wir, hier bleiben wir," riefen ihre Husaren auf französisch, „jetzt geht es nach Berlin, der Kaiser wird seine Koffer packen müssen".

Aber es kam anders. Jene Augustnacht brachte die erste entscheidende Wendung.

In einem gräßlichen Gewittersturmregen unter Donner und Blitz begann der Kampf auf den Höhen um Mülhausen. Das Unwetter tobte bald aus. Und nun ging's erst recht los. Mit Bajonetten bahnten sich die deutschen Fuß-



Straße in Lüttich nach den Franktireurkämpfen.

truppen den Weg. Die deutsche Artillerie kam ihnen zu Hilfe und eröffnete ein mörderisches Feuer. Das Ende war ein Rückzug der Franzosen.

Der Stoß der Deutschen ging durch Illzach auf Mülhausen und zwang die geworfenen Franzosen, sich durch die Basler Vorstadt Mülhausens auf ihre Hauptstellung zurückzuziehen, die unterdes mit schwerem Geschütz beschossen wurde. In einem furchtbaren Nahkampf wurde am 10. August Rixheim selbst erstürmt. Nach dem Bericht von Augenzeugen, auf den sich ein



Wilde Völkerschaften (Senegalschützen) im französischen Heer in den letzten Kämpfen gegen Deutschland.

Schweizer Blatt, die „Berner Zeitung", stützte, hat hier und in Gabsheim die blanke Waffe wie nur je gewütet und der Häuserkampf aus dem Krieg von 1870 sich erneuert.

In der Front geworfen, auf den Flügeln nahezu umklammert, kämpfte das französische Korps nur noch um den Rückzug, den es zu seinem Glück auch ausführen konnte, indem es unter Aufopferung eines Teils seiner Artillerie durch das „Loch von Belfort" auf Altkirch und Dammerkirch zurückflutete. Die Verfolgung ging am 11. August selbst über diese Orte hinaus bis ins Festungsgebiet von Belfort.

Das Gefecht vollzog sich mit leidenschaftlicher Wucht; das Ringen war so groß, daß bei diesem Zusammenprall von etwa 50 000 Mann doch mit 10 bis 15 Prozent Verlusten gerechnet werden muß. Zweifellos schlugen sich beide Gegner vorzüglich.

Bezeichnend ist, daß sich in den französischen Schützengräben auch Turkos, also Schützen des 19. (algerischen) Armeekorps, befanden, dessen erste Staffeln am 8. August in Marseille ausgeladen und sofort nach Belfort geschoben worden waren. Mit dieser Hefe der afrikanischen Menschheit zog die grande nation also neuerdings zu Feld. Genau so wie im Jahre 1870 wurden auf die deutschen Soldaten die Bluthunde der Wüste gehetzt.

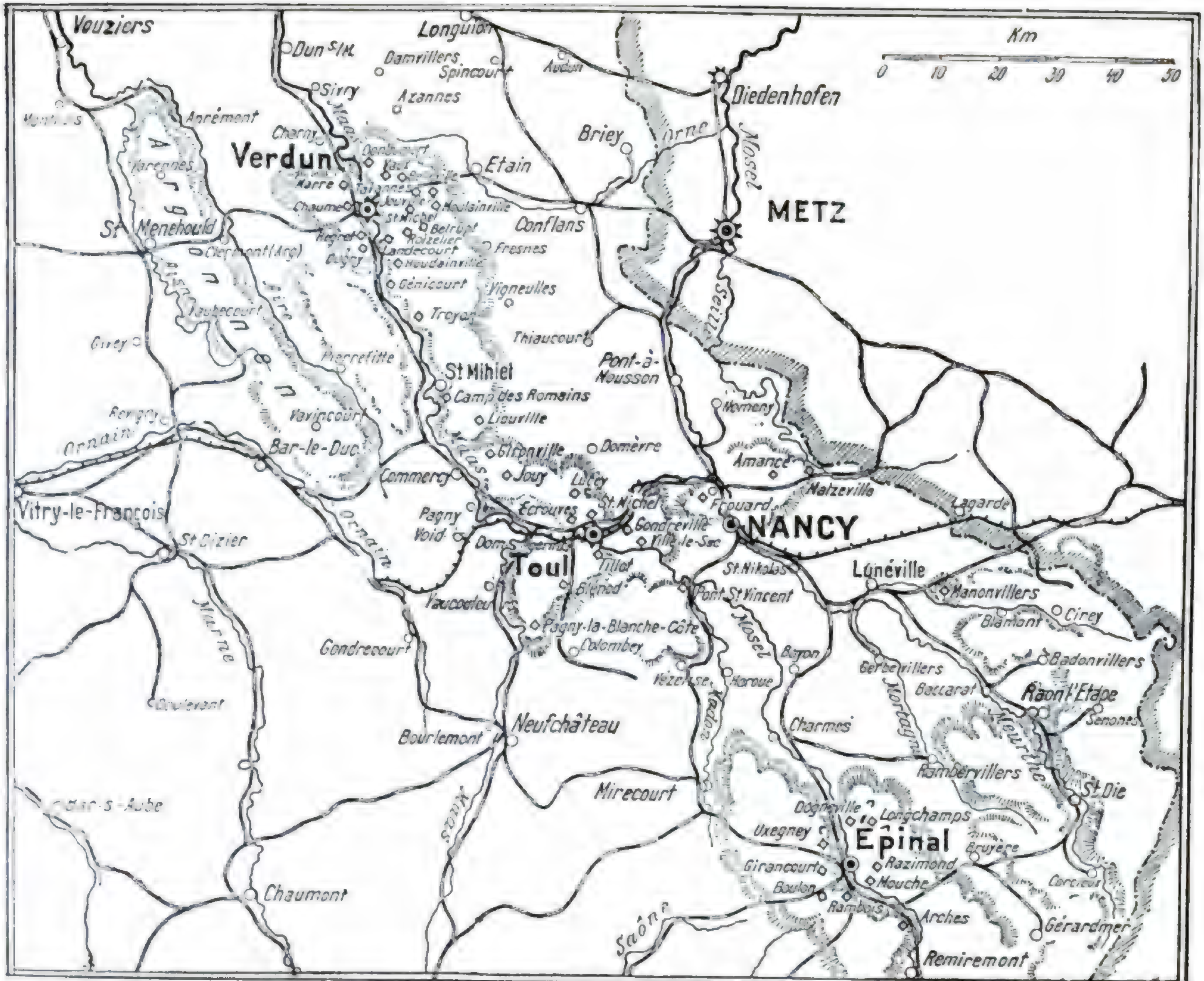
10 französische Offiziere und 513 Mann gerieten in Gefangenschaft, 4 Geschütze, 10 Fahrzeuge und eine sehr große Anzahl Gewehre wurden erbeutet. Zahllose Tote, darunter leider auch nicht wenig Deutsche, deckten das Schlachtfeld.

Die Stadt Mülhausen erhielt wieder eine deutsche Besatzung und die trostlosen Bewohner, die in überwiegender Mehrzahl gut deutsch gesinnt waren, atmeten auf. Ohne Strafgericht kam die Gegend freilich nicht davon.

In der „Kölnischen Volkszeitung" berichtete ein Feldgeistlicher über Plünderungen des Mülhausener Pöbels, der den seinerzeitigen Einmarsch der Franzosen mit Vive-la-France-Rufen begrüßt hatte. In den Dörfern vor und um Mülhausen waren ihnen Blumen gestreut worden. Ein deutscher Arzt, der einen Verwundeten verband, wurde aus dem Hinterhalt erschossen. Selbst Leichenschändungen ließ man sich zuschulden kommen.

Sehr unrühmlich benahm sich auch der berüchtigte Franzosenschwärmer und Deutschenhasser Abbé Wetterlé, bisher Mitglied des Deutschen Reichstags, der bei Ausbruch des Krieges in Frankreich Aufenthalt nahm und sich dort in hetzerischer Weise gegen sein Vaterland betätigte.

Am 1. September sah sich daher das bischöfliche Ordinariat in Straßburg veranlaßt, gegen den pflichtvergessenen Verführer in einer besonderen Kund-



Karte von Ostfrankreich.

gebung vorzugehen und ihm die schärfsten kanonischen Strafen in Aussicht zu stellen. Lange genug hatte man das Treiben dieses Unwürdigen, der das geistliche Gewand nur schändete, geduldet. Nun war das Maß voll. Das Strafgericht sollte auch ihn ereilen. Die elsaß-lothringische Zentrumspartei stieß ihn mit Schimpf und Schande aus ihren Reihen aus.

Wie anders benahm sich der edle, seiner hohen Aufgabe voll bewußte katholische Klerus, z. B. in Luxemburg, woher Kölner Landsturmmänner der „Köln. Volksztg." schreiben konnten: „Wir schlafen in einer selbstverfertigten primitiven Bretterbude auf Stroh, das infolge des Regenwetters der vorigen Woche total durchnäßt war. Wir waren der Gefahr ernsthafter Erkältung und der in ihrem Gefolge auftretenden bösartigen Erkrankungen ausgesetzt. Der menschenfreundliche Kaplan des Dorfes hatte ein Einsehen und schickte uns drei große Mäntel und einige Flaschen wärmenden und stärkenden Weines. Der unseren Truppen nicht minder gewogene Ortspfarrer sandte uns eine Kiste Zigarren. Im übrigen erfüllt uns mit Stolz, daß der luxemburgische katholische Klerus voll des Lobes ist über die vorbildliche Manneszucht und die Religiosität der deutschen Soldaten. In der kurzen Zeit, seit wir hier liegen, hat sich zwischen uns und dem Klerus bereits ein herzliches Vertrauensverhältnis herausgebildet."

Ehre und Heil solchen wackeren Männern wie den katholischen Geistlichen Luxemburgs! Sie haben durch ihr vorbildliches Wirken der Kirche Gottes unendlichen Nutzen gestiftet und sich dabei außerdem den Dank des ganzen deutschen Volkes verdient.

Auch die katholische Presse brachte ihre Blutopfer. Chefredakteur Menth von der „Augsburger Postzeitung", einer der hervorragendsten deutschen Journalisten, erlag einer auf dem lothringischen Schlachtfeld empfangenen Todeswunde.

Eine Episode, charakteristisch für deutsches und französisches Wesen, die auf dem Kampfplatz bei Mülhausen beobachtet wurde, sei hier noch mitgeteilt: Zwei Verwundete lagen auf dem Feld. Bei Morgengrauen forderte der Franzose den Deutschen auf, die Waffen zu strecken. Dieser tat es nicht. Darauf stach ihn der Franzose mit dem Seitengewehr. Der Deutsche warnte ihn und bat ihn, doch jetzt als Verwundeter Frieden zu geben. Der Franzose stach aber bald wieder. Dann erschlug ihn der Deutsche, wie er dem Geistlichen später bekannte, blutenden Herzens mit dem Gewehrkolben. Er selbst war in der Brust verwundet.

Dem Treffen bei Mülhausen folgte am nächsten Tag, dem 11. August, die Attacke von Lagarde, bei der über 1000 unverletzte Franzosen in die Hände der



Speisung französischer Kriegsgefangener in Groß-Gerau.

Deutschen fielen, über ein Sechstel der beiden feindlichen Regimenter, die im Gefechte standen. Für die Deutschen war es ein Todesritt gegen Artillerie, Maschinengewehre und frisches unbeschädigtes Fußvolk, ein Todesritt wie einst der bei Mars-la-Tour, der in der Geschichte unseres Volkes für ewige Zeiten fortlebt.

In glühender Sonnenhitze stürmte man Höhen, die von einem übermächtigen, wohlverschanzten Feind tapfer und zielbewußt verteidigt wurden.

Um das Dorf Lagarde selbst wogte ein erbitterter Kampf. Jedes Haus war von Franzosen besetzt. Vom Kirchturm herab schossen französische Maschinengewehre. Allein dem grenzenlosen Heldenmut und dem unaufhörlichen Feuer vermochte der Feind auf die Dauer nicht standzuhalten.

Hüben wie drüben floß das Blut in Strömen. Ein deutscher Reiter meldete nach Hause, von den 142 Mann seiner Eskadron hätten sich nach dem Kampf nur mehr 58 beim Appell gemeldet. Aber was den Franzosen fehlen mochte, das besaßen die Deutschen vollauf, ein unerschütterliches Gottvertrauen. Und dieses Gottvertrauen stählte ihre Tapferkeit. Und so blieben sie die Sieger.

„Noch nie in meinem Leben," heißt es in einem von der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichten Feldpostbrief eines Mitkämpfers von Lagarde, „noch nie in meinem Leben habe ich so die Nähe meines Schutzengels gefühlt wie an diesem Tage. Ich weiß nicht, aber ich hatte die ganze Zeit das Gefühl ruhiger Sicherheit, ohne die geringste Aufregung. Wenn ich jetzt zurückdenke und mir besonders die Situation meiner armen Schwadron — von den 58 überlebenden haben viele, die auf Patrouille, die Attacke nicht mitgemacht, am Abend rückte ich mit 27 Mann und 3 Unteroffizieren ein! — vergegenwärtige, so muß ich wirklich sagen, daß Gott mich in seinen besonderen Schutz genommen."

Bald hernach erfuhren die Sieger von Lagarde, daß ihre Brüder bei Mülhausen gleichfalls der Franzosen Herr geworden seien. Kaum war die Nachricht da, kaum hatte der erste Freudentaumel sich gelegt, als alles in die Knie fiel und das alte Lied „Nun danket alle Gott" über das Feld in einem Ton erklang, der selbst den rauhesten Soldaten die Tränen der Rührung in die Augen trieb. Da gab es keinen, der nicht mitgesungen, keinen, der nicht mitgebetet hätte.

„Wir beten viel, ja wir beten unaufhörlich," berichtete einer dieser frommen Helden nach Hause („Bayer. Kurier"). Es waren vorwiegend Bayern, die hier auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz fürs deutsche Vaterland kämpften. Wir werden ihres Löwenmutes in der nun bald entbrennen-



Eroberung französischer Geschütze durch bayerische Ulanen bei Lagarde.

Originalzeichnung von Albert Reich.

den Riesenschlacht zwischen Metz und dem Wasgenwalde gleich wieder zu gedenken haben.

Ein Hornistenstücklein aus der Attacke bei Lagarde möge an dieser Stelle vermerkt werden. Der wackere Mann, der immerfort zum Sturmangriff blies, verdankte nur seiner Trompete das Leben. Nachdem das Instrument schon eine Kugel abgelenkt hatte, als er es noch auf dem Rücken trug, schlug ein weiteres Geschoß in die Nähe der Schallöffnung, während er die blecherne Geliebte bereits an sein Herz gepreßt hielt. Auch diesmal ging die Kugel abgelenkt zur Seite und brachte dem Wackeren nur ein paar ganz leichte Verletzungen bei. Eine für das Signalhorn nach dem Kampf gebotene hohe Summe schlug der Trompeter aus. Er wollte sich fürs Leben nicht mehr trennen von seinem Leibinstrument.

Der Feind erlitt bei Lagarde empfindliche Verluste. Seine Mannschaften, dem 15. französischen Armeekorps angehörig, beliefen sich auf ungefähr 7000 Mann mit 12 Geschützen, sowie 12 Maschinengewehren. Zwei Drittel der Geschütze und ein Drittel der Maschinengewehre fielen dem Sieger als Beute zu. Sogar eine Fahne wurde in einem erbitterten Handgemenge erobert.

Das Gefecht von Lagarde bot ein Musterbeispiel für das Unzweckmäßige sogenannter gewaltsamer Erkundungen, unzweckmäßig, sofern den ausgeschickten Truppenkörpern wie hier Infanterie beigegeben wird. Die Erkundungsabteilungen verlieren, wenn sie aus Fußvolk und Reiterei zusammengesetzt sind, die leichte Beweglichkeit, kommen schwerer vorwärts und noch schwerer rückwärts. Losgelöst von der Hauptmasse des Heeres, die ihnen nicht sofort zu Hilfe eilen kann, werden sie in den meisten Fällen vom Feind ergriffen und aufgerieben. Bei Lagarde statuierten die Deutschen das Exempel an den Franzosen. Leider verfielen sie gleich darauf in einen ähnlichen Fehler, der für sie mit einer Schlappe endete.

Vorerst jedoch müssen wir des für das Münchner Infanterie-Leibregiment so glorreichen Gefechtes bei Badonviller gedenken, das am 12. August stattfand. Die Franzosen hatten in mehr als doppelter Übermacht den geräumigen Ort besetzt. Zwei Infanterieregimenter, mehrere Alpenjägerbataillone, lauter Kerntruppen, befanden sich hier und in der nächsten bewaldeten Umgebung versteckt. Aus allen Häusern, Kellern, Löchern, von allen Dächern, Kammern, in den Waldstücken von allen Bäumen prasselte ein mörderisches Feuer auf die von Carrières eindringenden „Leiber“ los. Zwei feindliche Maschinengewehre,



Die im Gefecht bei Lagarde eroberte erste französische Fahne.

für die Unsrigen unsichtbar aufgestellt, richteten ein schreckliches Blutbad an und hätten manch andere Truppe zum Weichen gebracht. Die Bayern jedoch schlugen sich wie die Löwen. Die Gassen und Gäßchen von Badonviller waren bald mit Leichen und Verwundeten dicht gefüllt, so daß es in fürchterlichen Engen ein verzweifeltes Ringen von Mann zu Mann wurde.

Auf den Höhen unmittelbar jenseits des Ortes fand der Kampf eine weitere Ausdehnung. Den vorwärtsstürmenden Fußtruppen vermochte die eigene Artillerie kaum zu folgen, und so fand eine Reihe von Offizieren und Soldaten hier den Heldentod.

Schon glaubten die im Ort kämpfenden Mannschaften den die Höhen besetzenden Kameraden zu Hilfe eilen zu können, da das Gewehrfeuer des Feindes dortselbst schwächer wurde, als das heimtückische Geknatter aus den Häusern neuerdings losging und manchen Braven hinterrücks traf.

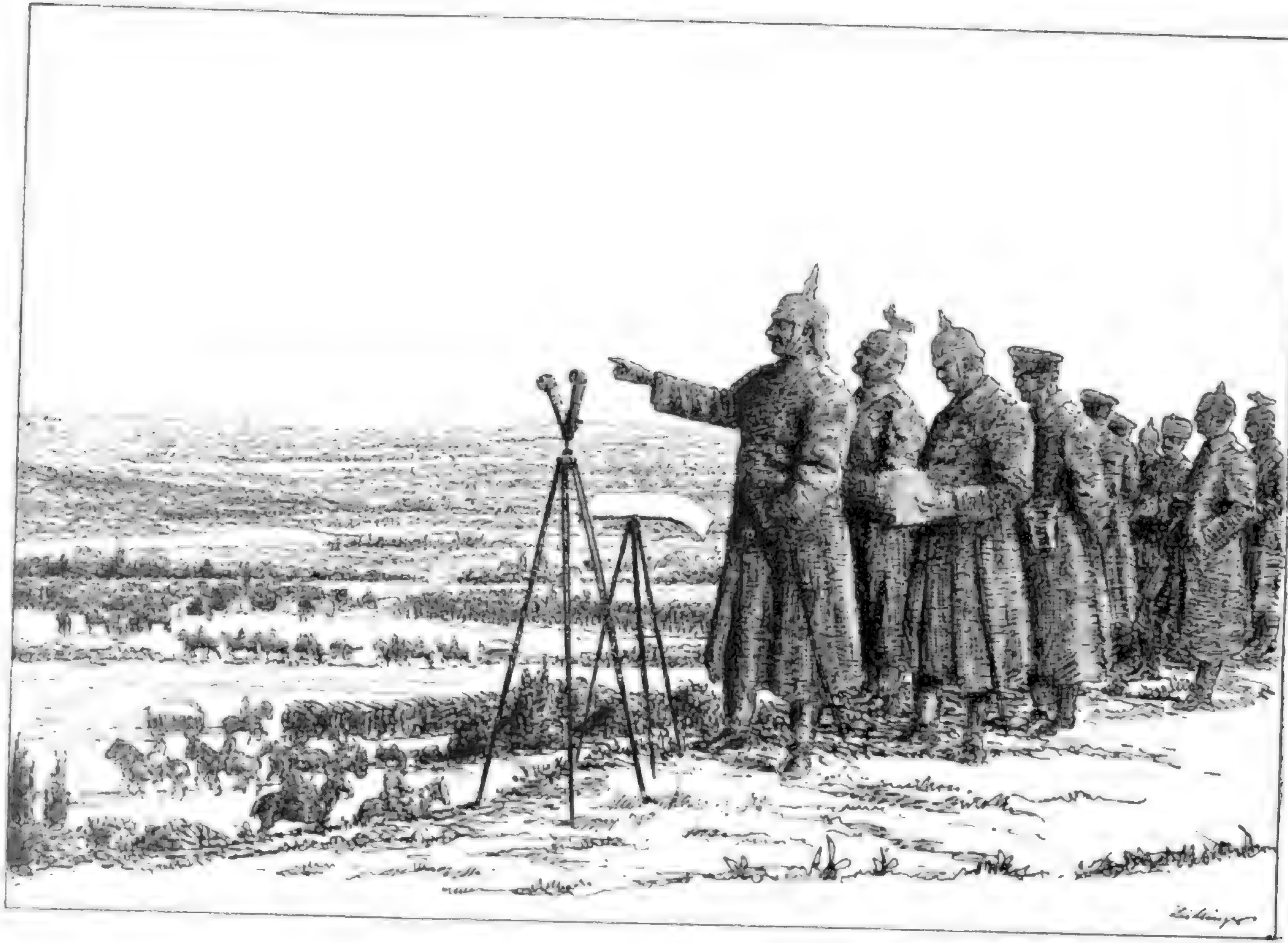
Aber den Franzosen nutzte nichts mehr. Sie mußten weichen. Badonviller und die Wälder ringsum gehörten dem Münchner Leibregiment. Wer zählte die schweren Verluste auf unserer Seite: 7 tote und 14 verwundete Offiziere, 90 tote und 308 verwundete Soldaten? Der erste Sieg westlich des Wasgenwaldes war errungen. Der bayerische Löwe hatte dem gallischen Hahn seine furchtbaren Pranken gezeigt.

Alle vom Obersten an, dem im Gefecht das Pferd unter dem Leib erschossen wurde, bis zum letzten Mann taten heldenhaft ihre Pflicht. Mit dem Säbel des so früh verstorbenen Prinzen Arnulf in der Hand war der Kommandeur des Regiments immer mitten unter den Seinigen oder ihnen voran. Und als er im Kampfgetümmel die am Sattel seines zerschossenen Pferdes angekoppelte Ehrenwaffe vergessen hatte, da begab er sich unerschrocken und kühn allein zu Fuß auf den gefährlichen Platz, um sie wieder zu holen.

Bald schossen mächtige Feuergarben zum Himmel empor. Badonviller brannte. Die Franzosen aber zogen sich fluchtartig nach Vacquerville zurück.

Nach einem solchen Sieg konnte das deutsche Heer auch eine Schlappe ertragen.

Zwei Festungsbataillone aus Straßburg gingen am 14. August mit Geschützen und Maschinengewehren gegen den Paß von Schirmeck im Wasgenwald vor. Sie wurden jedoch durch feindliches Artilleriefeuer vom Berg Donon her überfallen. In der engen Paßstraße kam es zu einem vernichtenden Gefecht. Die deutschen Geschütze und Maschinengewehre mußten zerschossen im Stich gelassen werden. Die Deutschen traten rasch den Rückmarsch an und gelangten unversehrt in ihren Festungsbereich. Ihre Tollkühnheit brachte keinen Erfolg, sondern hatte nur Verluste zur Folge. Schirmeck erhielt eine französische Besatzung. Wenn auch für den Verlauf des bevorstehenden ersten Entscheidungskampfes vollkommen belanglos, war diese Schlappe überflüssig und hätte unschwer vermieden werden können.



Originalzeichnung von H. Zeillinger.

Der Kaiser besichtigt die Stellungen seiner Truppen an der Maaslinie.

Doch gönnen wir den Franzosen diesen zu einem großen Sieg aufgebauschten verhältnismäßig winzigen Augenblickserfolg. Schon griff die deutsche Faust zu einem Schlage aus und dieser Schlag sollte das heimische Land mit einem Male vom Feinde säubern und ihn zugleich aufs Haupt schlagen. Das größte Ringen, das die Weltgeschichte bisher erlebte, nahm seinen Anfang.



Panorama von Dieuze.

Nordwestlich vom Wasgenwald erhebt sich, etwa 300 Meter hoch, das lothringische Hügelland. Die Seille bildet in ihrem vielfach gewundenen Lauf die Grenze, um dann in die Mosel einzumünden. Mehr oder minder hohe Felsen, die das Ufer rechts und links umsäumen, stehen natürlichen Wächtern gleich allenthalben drohend aufgerichtet. Zwischen der Grenze und der alten Hauptstadt des ehedem französischen Lothringen, Nanzig, breitet sich der unübersehbare dichte Eichen- und Buchenwald von Champonoux aus, der von den Franzosen immer für den besten natürlichen Grenzwall gehalten wurde. Im Hinblick darauf verzichtete der Feind auch auf eine stärkere Befestigung Nanzigs.

In dieser Gegend, die sich Frankreich gegenüber stets am zugänglichsten zeigte, Sprache und Kultur der Welschen am gierigsten in sich aufsog und trotzig behielt, versprach sich der Feind den raschesten und glücklichsten Erfolg. Die Seille vermittelte seit jeher zwischen Lothringen und dem Saone-Gebiet.

Von Nanzig aus fährt man durch üppiges Weinland, romantisch umbuschte Wiesen, Hecken und Gärten, liebliche Lindenalleen, rauschende Rüsternwälder. Die Bewohner sind wohlhabend. Zahllose fruchtbare Kornfelder, auch Salzbergwerke ernähren neben dem ergiebigen Weinbau Land und Leute vollauf. Die blühende Stadt Nanzig mit ihrer reizenden Architektur, deren Meisterwerke aus der Zeit Ludwigs XVI. stammen, schließt, das ganze Gelände krönend, diese Strecke in würdiger Weise ab.

Zeigt das nördliche Lothringen ein mehr ernstes, langweiliges Gesicht, so lacht einem hier im südlichen Teile des Landes die Sonne des Lebens und der Schönheit entgegen. Und dieses irdische Paradies war in den Tagen vom 18. bis 20. August der Hauptschauplatz des Riesenkampfes.

Bei Dieuze konzentrierte sich das Schwergewicht des französischen Heeres, das im ganzen acht Armeekorps mit über 400 000 Mann stark war.

Dieuze, eine Stadt im deutschen Bezirk Lothringen (Kreis Chateau-Salins), freundlich an der Seille gelegen, zählte 1910 gegen 6000 Einwohner mit fast ausschließlich französischer Umgangssprache.

Die Deutschen hatten in der Nacht vom 19. auf den 20. August bei Burgaltdorf Schützengräben bezogen und warteten zunächst einen Angriff der Feinde ab. Als dieser nicht erfolgte, kommandierte Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Oberbefehlshaber der deutschen Truppen, nach 4 Uhr morgens zum Aufbruch.

Die Franzosen lagerten am Monacker Wald nordwestlich von Bergaville. Ein mächtiges Feuer aus Maschinengewehren überfiel sie. Sie waren kaum imstande sich seiner zu erwehren und gerieten daher bald ins Wanken.

Auf den Feldern stand der Hafer in dichter Menge und nur mühsam konnten sich die Deutschen den Weg vorwärts bahnen. Aber für sie gab es kein Hindernis. Rasch waren die tückischen Weinbauernhäuschen, aus denen feindliche Schüsse fielen, dem Erdboden gleich gemacht. Im Sturmschritt, das Bajonett in der Hand, stürmten die Tapferen eine Höhe um die andere, vom heftigsten Artilleriefeuer unterstützt.

Auf allen Seiten traten die Franzosen den Rückzug auf ihre Hauptstellung an, um von dort nach Luneville weiter zu flüchten. Ein Mitkämpfer der Schlacht bei Dieuze beschrieb ein paar bezeichnende Episoden, die er selbst erlebt, in einem Eigenbericht an die „Frankfurter Zeitung“:



Kronprinz Rupprecht von Bayern.

Wagenladungen französischer Patronen bedeckten den Boden. Schon bei der Einnahme der französischen Vorstellung hatten die Deutschen Maulesel gefunden, die noch mit Maschinengewehren und anderem Material bepackt waren, und auch in der Hauptstellung des Feindes fielen ihnen Batterien, darunter solche allerschwersten Kalibers, in die Hände. Die Pferde waren noch gar nicht ausgespannt und lagen mit dem Geschirr tot auf dem Boden. Der ganze Weg von Vergaville bis Gebling war mit Rothosen bedeckt, ein Zeichen, daß der Gegner auch auf dem Rückzug furchtbare Verluste zu erleiden hatte.

Ein französischer Major, der sein Bataillon davonlaufen sah, stellte sich auf die Böschung eines Grabens und gab sich selbst den Tod. Zu Hunderten ließen sich die Franzosen gefangennehmen und baten um ihr Leben, als sie merkten, daß alles verloren war.

Die Widerstandskraft der Franzosen erwies sich bei Dieuze mitunter als recht gering. So holten z. B. aus einem Bahnhofsgebäude ein paar Mann der deutschen Armee die ganze Besatzung dieses Stützpunktes, etwa hundert Franzosen, heraus. Diese hatten zwar auf die wenigen anrückenden Deutschen ein Feuer eröffnet, bald aber eine weiße Fahne gehißt, als die Unsrigen, durch nichts abgeschreckt, bis auf hundert Meter vorgerückt waren.

Übrigens gewann man bei Dieuze den Eindruck, es sei bei den Franzosen Methode, auch als Verwundeter zu schießen. Infolgedessen war es nicht leicht, nach beendeter Schlacht Samariterdienste zu tun. Ein hilfreicher Oberst fiel der Mörderhand eines scheinbar halbtoten Feindes, dem er das Leben retten wollte, zum Opfer.

Bei Dieuze kämpfte natürlich nur ein Teil, die Hauptmasse und der Kern, der beiden Riesenheere. Die ganze Schlachtlinie zog sich anfangs in einer Länge von etwa 70 Kilometer zwischen Metz und dem Wasgenwald hin und dürfte am Ende die Ausdehnung von 100 Kilometern erreicht haben. Brennpunkte des Kampfes waren Delme und Moncheux, zwei kleine Ortschaften Lothringens.

Die Franzosen hatten offenbar die Absicht, in breiter Front die deutsche Aufstellung zwischen Metz und Straßburg durchzubrücken. Der Vorstoß bei Mülhausen war der erste Versuch. Er mißlang und mußte mißlingen, weil der Feind zu wenig Truppen hinter sich stehen hatte. Nun sollte ein neuer Angriff beginnen. Dieser begegnete jedoch der indes vollständig gesammelten deutschen Offensive, die zum Hauptschlag ausholte.

Der Feind schickte für diese entscheidende Schlacht seine besten Truppen ins Feld. Und in der Tat kämpften wenigstens die Bretonen und Normannen,

lauter rassige Gestalten, mit einer geradezu rührenden Hingabe an ihre verlorene Sache. Begeistert und heldenmütig suchten sie dem Vordringen der Deutschen standzuhalten, solang es ging. Andere Truppen freilich, wie die oben bei Dieuze, hielten sich weniger tapfer.

Unter den Deutschen zeichneten sich vor allem die Bayern aus. Häufig ohne die Aufforderung ihrer Offiziere abzuwarten, stürzten sie sich wahrhaft wie Löwen in die feindlichen Flanken. Das Schießen ging ihnen viel zu langsam. Dann kam das Bajonett an die Reihe. Und reichte auch dieses nicht aus, so half der Gewehrkolben nach. Sie schlugen dann einfach Rasenden gleich alles nieder, was ihnen im Weg stand. Bei den Franzosen hießen die Bayern les lions de Bavière (die bayerischen Löwen). Und ähnlich äußerte sich ein in München kriegsgefangener Feind: „Bayern sein schreckliche Soldat. Schlack alles tot, schlack alles tot!"

Und wie gemütvoll wieder offenbarten diese Braven gerade auf dem Schlachtfeld die tiefe Innigkeit der deutschen Seele. Ein Beispiel davon wußte ein bayerischer Krieger zu erzählen:

„„Im Elsaß war's. Nach einem heißen, schrecklich heißen Ringen. Die Unseren stürmten wie die Teufel auf den Feind. Nichts hielt sie zurück. Der Sieg war unser. Aber furchtbar teuer erkauft. Rings lagen die Verwundeten. Auch ich darunter. Sie sehen, wie's mir ging. (Und er zeigte seinen schrecklich hergerichteten Arm.) Neben mir lag ein blutjunger Kamerad. Bleich wie der Tod. „Kamerad!" rief er mir zu, „hast du einen Streifen Papier und eine Feder zum Schreiben?" Leider hatte ich wohl mein Dienstbuch, aber der Bleistift war im Kampf verloren gegangen. Der Schwerverwundete aber meinte lächelnd: „'s macht nichts. Das Papier genügt." Und ergriff einen Strohhalm und tauchte diesen in sein eigen Blut, das aus seiner schrecklich aufgerissenen Seite sickerte. Und die letzten Abschiedsworte: „Marie, Du Liebe, Gute! Noch ein Stündchen vielleicht, und ich lebe nicht mehr. Aber sei versichert: Bis zum allerletzten Augenblick bin ich Dir treu geblieben. Dir und dem Vaterland. Behüt Dich Gott! Grüß mir alle, alle Geschwister, Vater, Mutter! Im Leben und Tod Dein Bräutigam." So schrieb der Held, und nach einem kleinen Viertelstündchen war er tot und still. Ich aber hatte ihm vorher versprechen müssen, seinen Abschiedsgruß der Braut zu überbringen. Nun muß und will ich es tun, Hier in der Nähe von Lindau muß sie wohnen. Ich will sie suchen und ihr vom Heldentod ihres Herzliebsten erzählen . . . .""

Auf deutscher Seite stand den Franzosen am Wasgenwald im ganzen mindestens eine halbe Million Mann gegenüber, so daß die Anzahl der Kämpfenden hüben und drüben auf eine ganze Million geschätzt werden kann.

Vor allem der Heldenmut des aus dem Krieg 1870/71 rühmlichst bekannten bayerischen Armeekorps, das Saarburg wiedergewann, wirkte vorbildlich und anfeuernd auf die übrigen tapferen Truppen.

Lange suchten die Franzosen diese Stadt zu halten und tagelang wogte gerade hier der Kampf, Abteilung gegen Abteilung, Mann gegen Mann. Aber die Bayern ließen nicht locker. Sie nahmen Saarburg mit stürmender Hand und jagten den Feind in die Flucht.

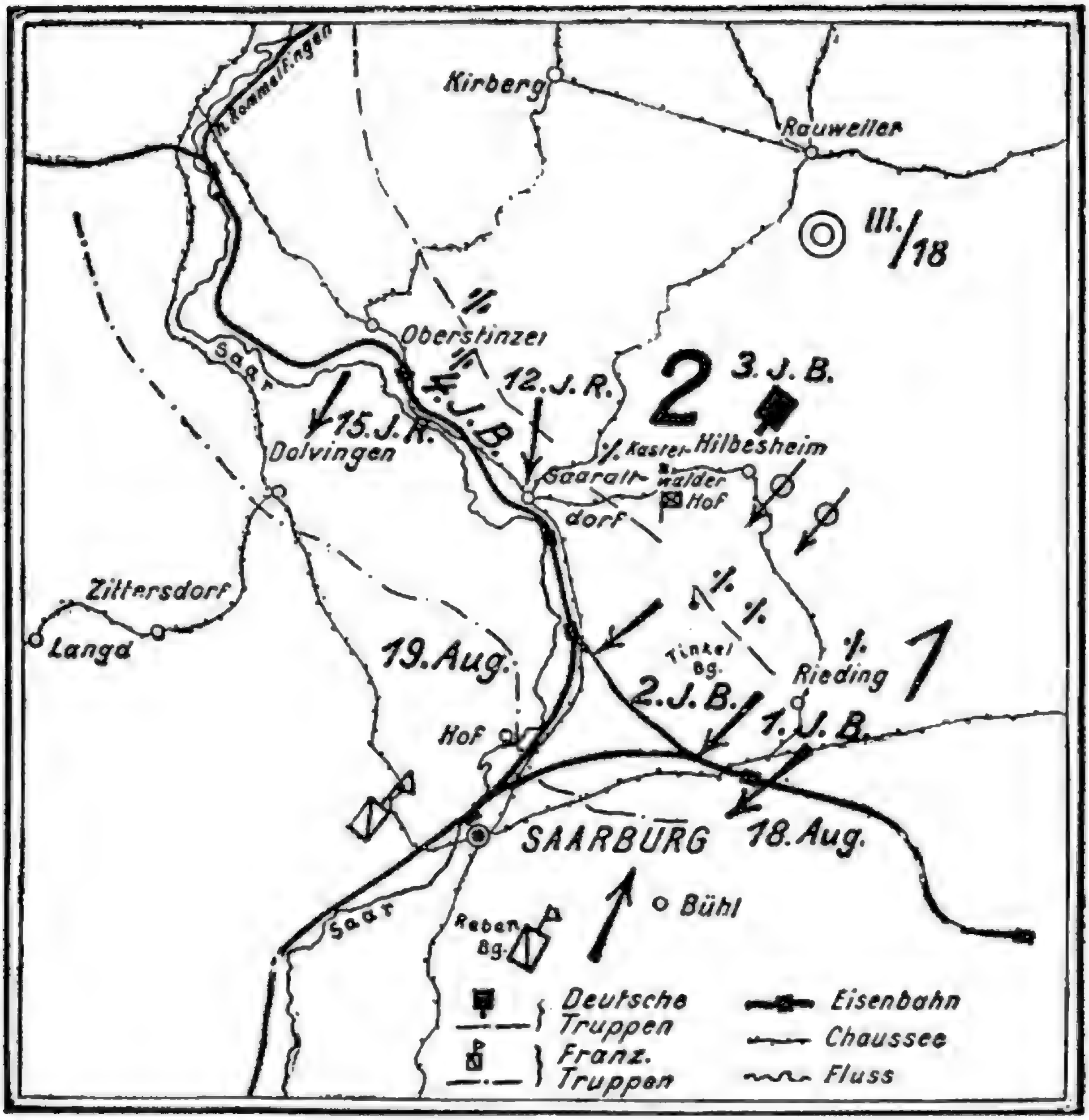
Bereits am 8. August war das bayerische Armeekorps in Saarburg ausgeladen worden. Aber die Übermacht der gegen diese Stadt vordrängenden Franzosen war damals noch zu groß gewesen um sie nicht bloß aufzuhalten, sondern auch den Feind zurückzudrängen. Die Bayern zogen sich daher schweren Herzens zurück und erschienen erst am 18. August wieder in der Nähe von Saarburg. Auch die Franzosen zogen Verstärkungen heran.

Bisher suchten unsere Truppen lediglich die Defensive erfolgreich durchzuführen. Da kam in der Nacht vom 19. auf den 20. August der sehnlich erwartete Befehl zum Angriff auf der ganzen Front für den 20. vormittags 11 Uhr.

Es sollten vorgehen: Rechts von Oberstinzel das 15. Infanterieregiment auf Zittersdorf und Saaraltdorf, das 12. Infanterieregiment auf Hof, die 3. Infanteriebrigade zunächst Korpsreserve nördlich Hilbesheim — links 2. Infanteriebrigade, rechts das 16., links das 2. Infanterieregiment vom Tinkelsberg gegen Hof-Saarburg, die 1. Infanteriebrigade beiderseits Rieding vorbei auf Saarburg zu und die Höhen östlich davon.

Die Artillerie blieb zunächst in ihren Stellungen: Die 2. Feldartillerie-Brigade auf den Höhen nordöstlich Oberstinzel - Saaraltdorf, die 1. Feldartillerie-Brigade auf dem Tinkelsberg und nördlich Rieding; dahinter die schweren Batterien: II./1. Fußartillerie-Regiment (schwere Feldhaubitzen) und II./3. Fußartillerie-Regiment (Mörser) südlich Hilbesheim, III. Fußartillerie-Regiment Nr. 18 (Mörser) südlich Rauweiler. Die Pioniere befanden sich teils bei der Infanterie, teils bei der Artillerie; die Kavallerie stand bei der Artillerie. Der Ballon der Feldluftschifferabteilung war bei Kirchberg hochgegangen. Seinen guten Beobachtungen war zum großen Teile das sichere Schießen der schweren Artillerie zu verdanken. Das Generalkommando stand am Kastelwalder Hof.

Die Franzosen hatten den Angriff der Deutschen zu dieser Stunde nicht erwartet und waren großenteils mit dem Abkochen beschäftigt. In der ersten Überraschung beschoß die französische Feldartillerie die eigenen Fußtruppen,



Karte von Saarburg.

die sich in dem engen Waldgelände immer dichter zusammenscharten und nun fast kopflos den Kampf aufnahmen. Aber sie flohen nicht und wehrten sich tapfer um Stellung und Leben.

Erst gegen fünf Uhr konnten unsere Leute Dolvingen, die Waldungen westlich Saaraltdorf, sowie den Südrand von Saarburg nehmen. Abends wurden dann Langd und Zittersdorf, Saarburg, die Höhen bei Hof und der Rebenberg besetzt.

Auch die folgende Nacht hörte der erbitterte Kampf nicht auf. Die Verfolgung des Feindes zog sich bis über Gondrexange hinaus.

31 französische Geschütze waren in den Kämpfen um Saarburg erbeutet. Die Bedienungsmannschaft wurde erschossen oder suchte ihr Heil in der eiligsten Flucht. Das 8. und 13. feindliche Armeekorps mußte die Zeche gründlich bezahlen. Freilich auch die Verluste unseres bayerischen Armeekorps erreichten eine beträchtliche Höhe. Manche Truppe verlor ein Viertel, manche sogar die Hälfte Offiziere und Soldaten.

Ein Jubelgeschrei pflanzte sich von Haus zu Haus fort, als die wackeren „Leiber" mit Hörner- und Trompetenklang endlich einmarschierten. Brachten sie doch den armen Bürgern die Erlösung vom französischen Joch und von den Schrecken einer ungewissen Zukunft. Viele Hunderte von Toten, über 500 Verwundete, mehrere hundert Gefangene ließen die Franzosen auf der Walstatt in und um Saarburg zurück.

Schrecklich hatte das Granat- und Schrapnellfeuer der Deutschen in den französischen Stellungen am Rebberg und tiefer unten bei der kleinen Kapelle gewütet. Die Verluste der Unsrigen dagegen waren verhältnismäßig recht gering.

Von den „Kulturtaten" der Rothosen teilte das „Saarburger Wochenblatt" einiges mit, das uns ahnen lassen kann, was aus Elsaß-Lothringen geworden wäre, hätte der Feind, wie er wollte, das ganze Land besetzt.

Wie die Hunnen hausten die französischen Soldaten unter den Augen ihrer Offiziere, die dieses Treiben offenbar billigten. Besonders hatten sie es auf die Wohnungen der deutschen Offiziere und Beamten abgesehen, von denen sie vermutlich bestimmte Listen besaßen. Einzelne dieser Wohnungen wurden grauenhaft verwüstet und ausgeraubt, das Mobiliar vom Speicher bis zum Keller kurz und klein geschlagen, was zum Mitnehmen geeignet war, gestohlen.

Das Verhalten der französischen Truppen in Saarburg allein genügt, den Geist der Disziplinlosigkeit zu charakterisieren. Selbst dem Blinden mußten die Augen aufgehen. Elsaß-Lothringen war den Franzosen nun auch moralisch für immer und ewig verloren.

Wenn wir bedenken, daß bei Leipzig 472 000, bei Königgrätz 436 000, bei Wagram 310 000, bei Gravelotte 300 000, bei Solferino 284 000, bei

Sedan 244 000, bei Waterloo 217 000, bei Mars la Tour 176 000, bei Ligny 165 000 Soldaten das Schlachtenglück versuchten, so wird uns die ganze Größe und Wucht des Zusammenstoßes am Wasgenwald beiläufig klar. Der euro-



Verabreichung von Trinkwasser in einem belgischen Ort.

päische Krieg konnte nicht gewaltiger kundtun, wie sehr er sich von früheren Kriegen auf dem Erdball unterscheide.

Leider kämpften am 20. August nicht nur ehrliche Soldaten, sondern auch schurkische Verräter. Daher wurde z. B. das lothringische Dorf Dalheim, aus dessen Häusern hinterrücks Schüsse fielen, in Grund und Boden geschossen

und dem Erdboden gleichgemacht. Dalheim lag im Kreis Chateau-Salins und beherbergte gegen 300 Einwohner. Es gab eben leider auch in Elsaß-Lothringen Leute, die sich, den belgischen Freischärlern gleich, um alles in der Welt den Deutschen widersetzen zu müssen meinten und denen zur Erreichung ihres Zieles auch das schändlichste Mittel nicht schlecht genug war.

Am 21. August wurde die feindliche Hauptstellung, darunter auch der Berg Donon von den Deutschen im Sturm genommen.

Der Donon bei Schirmeck im Elsaß nahe der französischen Grenze ist ungemein steil und schluchtenreich. Seine Spitze, 1000 Meter hoch, kann daher auch von Touristen nur mühsam bestiegen werden. Die unzähligen Naturfallen aus Geröll und Baumstrunkmassen waren von den Franzosen sicher noch künstlich vermehrt worden. Aber nichts, auch dieses große Hindernis nicht, konnte den Siegeszug der Deutschen, der sich lawinengleich fortwälzte, aufhalten.

Über 10 000 Franzosen wurden gefangen genommen, über 500 Geschütze erbeutet. Der Rückzug der Feinde artete in eine ziel- und planlose Flucht aus.

Am 21. Freitag abends wußte ganz Deutschland um den herrlichen Sieg. In Berlin und Wien wogten Riesenmassen durch Straßen und Plätze, patriotische Lieder singend, unter Hochrufen auf die verbündeten Staaten und ihre Herrscher. Die Anschlagtafeln mit den freudigen Botschaften erhielten Blumenschmuck. Und überall wehten die Fahnen.

Besonders schön verlief die Siegesfeier natürlich in München, der Hauptstadt derjenigen, denen der Löwenanteil an diesem großen Erfolg gebührte. Tausende und aber Tausende versammelten sich auf dem Marienplatz vor dem Rathaus und in dessen Umgebung.

Als die Hochrufe auf König und Kronprinz, den Sieger in der Lothringer Schlacht, auf Kaiser, Heer und Vaterland nicht enden wollten, trat Oberbürgermeister von Borscht auf den Balkon des neuen Rathauses und würdigte den historischen Augenblick.

Seit vierzehn Tagen habe das Glockenspiel dem Ernst der Zeit entsprechend geschwiegen, da man nicht wußte, was alles kommen würde. Unendlich sei das Vertrauen auf die deutsche Kraft, auf die deutsche Armee und auf das gute Recht gewesen. Nun sei der erste große deutsche Sieg unser, und unser Kronprinz habe ihn als Führer eingeleitet. Darum ertönten jetzt nationale Lieder.

Dann zog die Menge unter erneuten Jubelrufen vor das Wittelsbacher Palais, die Wohnung des Königs Ludwig III., um diesem zu huldigen.

Brausend ertönte die Königshymne, als der wie ein Vater heißgeliebte Monarch sich den Seinigen zeigte. Freudig bewegt und tief ergriffen vernahm das Publikum des Herrschers kräftige Worte, deren Widerhall ein nicht endenwollendes Hochrufen war:



Der König spricht vom Balkon des Wittelsbacher-Palais zum Volk in München.

„Ich danke Ihnen, daß Sie alle gekommen sind. Ich bin stolz, daß mein Sohn der erste von den deutschen Führern war, der einen so großen Sieg errungen.

Wir haben noch große Kämpfe vor uns, auch nach dem Siege, den wir jetzt errungen. Sie wissen, wir stehen im Kampfe fast mit der ganzen Welt.

Möge der Anfang eine gute Vorbedeutung sein. Daß wir uns immer gut schlagen werden, daran habe ich nie gezweifelt.

Wenn Gottes Segen bei unserer gerechten Sache ist, was ja immer der Fall ist, so werden wir siegen gegen überall und gegen jedermann . . .“

Kronprinz Ruprecht von Bayern, Sohn des Königs Ludwig III., wurde am 18. Mai 1869 in München geboren. Seine hochsinnige, gemütvolle Gemahlin Maria Gabriele Herzogin in Bayern, ein Liebling des Volkes, starb frühzeitig (1912). Und leider sollte ihm einige Tage nach dem glorreichen Sieg auch sein ältestes Kind, Erbprinz Luitpold, entrissen werden, nachdem ihm sein jüngstes im Todesjahr der Mutter vorangegangen war. Kein reines Glück also war ihm beschieden.

Der bayerische Kronprinz verriet zeitlebens eine ausgesprochene Soldatennatur. 1886 zum Offizier ernannt, absolvierte er vier Jahre später die Kriegsakademie in München. In der Folge unternahm er eine Reise nach Indien. 1899 erhielt er als Oberst das Kommando des 2. Infanterie-Regiments. Dann begab er sich nochmals nach Indien und schloß an diese Expedition eine Fahrt nach China und Japan.

1906 wurde Kronprinz Ruprecht kommandierender General des 1. Armee-Korps, 1913 General-Inspekteur der 4. Armee-Inspektion im deutschen Reichsheer. Nun erwarb er sich den Rang eines der ersten Feldherrn aller Völker und Zeiten. Wir werden seinem Namen noch öfter begegnen.

Die feindlichen Truppen befehligte der Generalissimus der französischen Armee, General Joffre, geboren 1852. Joffre, ein Zögling des berühmten Polytechnikums von St. Cyr, trat 1870 als Unterleutnant in die Armee ein und nahm als Pionieroffizier an der Verteidigung der Hauptstadt teil. Er machte 1885 die Expedition nach Formosa mit, war dann in Tonkin und später in der Geniedirektion des Kriegsministeriums tätig. Als hervorragendes Bautalent fand er bei der Kolonialverwaltung, vor allem an der Sudanbahn Verwendung. Während dieser Zeit leitete er auch die Strafexpedition wider die aufständischen Turkos.

1901 verteidigte Joffre als Brigadegeneral von Madagaskar den festen Platz Diégo-Suarez. Hierauf kommandierte er heimgekehrt die 19. Artillerie-Brigade in Vincennes, in welcher Eigenschaft er sich so auszeichnete, daß er bald Geniedirektor im Kriegsministerium und 1905 sogar Divisionsgeneral wurde.

Als solcher kam Joffre zunächst nach Lille, dann übernahm er das Kommando der 6. Artilleriedivision in Paris und schließlich das Kommando des 2. Armeekorps in Amiens.

1910 erhielt Joffre die Berufung in den „Oberen Kriegsrat" und bald hernach trat er als Chef des Generalstabs an die Spitze der französischen Armee.



Eroberte französische Feldgeschütze in München.

Der „Obere Kriegsrat" (Conseil supérieur de la guerre) setzt sich zusammen aus dem Kriegsminister als Vorsitzenden, dem Generalstabschef und zehn Divisionsgeneralen, die mindestens ein Jahr lang ein Armeekorps kommandiert haben oder während dieser Zeit Oberquartiermeister mit dem Rang eines kommandierenden Generals gewesen sind. Die beiden Unterchefs des Generalstabs (Oberquartiermeister) gehören dem „Oberen Kriegsrat" als beratende Mitglieder an. Die Körperschaft selbst wird alljährlich neu ernannt, um ihr immer wieder frische Kräfte zuzuführen.



General Joffre,
der Oberkommandierende der französischen Armee.

Bei Ausbruch des Krieges kamen die folgenden Mitglieder des „Oberen Kriegsrats" als Heerführer in Betracht: Curières de Castelnau, Gallieni, Lafon de Ladebat, de Langle de Cary, Dubail, Michel, Archinaud, Sordet, Lanrezac, Valabregue und Ebener. Ein anderer hervorragender Offizier, General Pau, der berufen gewesen wäre, eine leitende Rolle zu übernehmen, wurde vorerst seines Alters wegen zurückgestellt. Aber er harrte der Stunde, da man ihn rufen würde.

Im Anschluß an die siegreiche Lothringer Schlacht ereigneten sich noch andere, nicht minder von Erfolg gekrönte Treffen. Das bedeutendste fand bei Longwy nächst der Maas statt.

Während die Truppen, die unter der Führung des bayerischen Kronprinzen standen, die Linie Lüneville-Blamont-Cirey überschritten und das



König Ludwig III. besichtigt die eroberten Geschütze.

21. Armeekorps in Lüneville selbst einzog, holte sich der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm, geboren 1882 in Potsdam, verheiratet mit der Herzogin von Mecklenburg, seit 1913 dem Großen Generalstab zugeteil, die Lorbeeren des Siegers. Mit Feuer und Umsicht schlug er die französische Armee, die den Rückzug des Hauptheeres über Mosel und Maas decken sollte, im Norden bei Longwy zurück.

Longwy war die erste französische Festung, die von den Deutschen erobert wurde, der hochgelegene Ort mit seinem ausgezeichneten Schußfeld hat seine Geschichte. Seit 1768 französisch, fiel Stadt und Festung 1792, 1815 und 1871 den Preußen in die Hände, jetzt also zum viertenmal.

Longwy stellte im Gegensatz zu Lüttich eine reine Erdbefestigung dar. Der schweren deutschen Artillerie, hauptsächlich Württemberger und Preußen, vermochte sie jedoch nicht lange zu widerstehen. Die Erddecke wurde aufgewühlt und förmlich abgedeckt. Viele Häuser stürzten infolgedessen einfach ein. Mitunter schlug ein einziger Treffer bis in die dritte Kasematte des Festungswerks durch. Die zur Verteidigung des Ortes aufgestellten Geschütze gehörten bald mit zum allgemeinen Trümmerhaufen.

Der tapfere französische Kommandant Darche hielt Longwy mit seiner etwa 3700 Mann zählenden Besatzung, auch nachdem schon 100 Tote in den Gräben und 400 Verwundete auf den Wällen lagen, solang noch kampffähige Geschütze vorhanden waren.

Zum Schluß blieb nur noch ein Ausgang übrig, alle anderen Tore glichen verschütteten Gräbern, die niemand mehr passieren konnte. Und jetzt ergab sich die so heldenmütig verteidigte Festung.

Der Eroberer, Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, bot dem Kommandanten in Anerkennung der bewiesenen Tapferkeit Degen und Freiheit an. Oberstleutnant Darche nahm jedoch nur den Degen an, die Freiheit lehnte er ab. Leider erwies sich später, daß die Besatzung Dum-Dum-Geschosse verwendet hatte, weshalb man dem Kommandanten schließlich doch seine Waffe entziehen mußte.

Hohes Lob spendete der Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung" zwei Barmherzigen Brüdern, die mit Todesverachtung mitten im Granathagel Tote und Verwundete fortschafften und Sterbenden die Sakramente reichten. So zeugte auch die katholische Kirche auf dem Kampfplatz von Longwy von dem Heldengeist, der in ihren Priestern wohnte.

Von Luxemburg und Lothringen aus drangen nun die bisher äußerlich getrennten, unter sich allerdings durch die Festungslinie Diedenhofen-Metz verbundenen deutschen Divisionen in breiter Front konzentrisch vor.



Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

Die Armee des deutschen Kronprinzen nahm eine befestigte Stellung des Feindes vorwärts Longwy, wies einen starken Ausfall aus der Feste Verdun tapfer zurück und ging schließlich weiter an die Maas vor. Longwy selbst, ein befestigter Platz im Departement Meurthe-et-Moselle, seit 1768 französisch, 1792, 1815 und 1871 von den Preußen genommen, mußte sich auch jetzt, zum viertenmal also, den Deutschen ergeben.

Bei der Übergabe wurden 3600 Gefangene gemacht. Nur ein Geschütz des Feindes war noch schußfähig, alle anderen lagen in Trümmern. 36 Kanonen fielen den Siegern als Beute zu.

Welche Stimmung diese Triumphe über den westlichen Hauptfeind am Wiener Hofe auslösten, mag das am 26. August von Kaiser Franz Joseph an Kaiser Wilhelm aufgegebene Telegramm den Leser ahnen lassen:

„Sieg auf Sieg! Gott ist mit euch und wird auch mit uns sein! Allerinnigst beglückwünsche ich Dich, teurer Freund, den jugendlichen Helden, Deinen lieben Sohn, den Kronprinzen, sowie den Kronprinzen Ruprecht von Bayern und das unvergleichlich tapfere deutsche Heer. Worte fehlen mir, um auszudrücken, was mich und mit mir meine Wehrmacht in diesen weltgeschichtlichen Tagen bewegt. Herzlichst drückt Deine starke Hand

Franz Joseph.“

Am folgenden Tag verlieh der greise Kaiser dem verbündeten Herrscher das Großkreuz und dem Generalstabschef von Moltke das Kommandeurkreuz des militärischen Maria-Theresien-Ordens.

Gerührten Herzens dankte Kaiser Wilhelm und übersandte dem Herrscher der verbündeten Donaumonarchie den Orden „Pour le mérite“ zur Erinnerung an den soeben von österreichisch-ungarischen Truppen bei Krasnik in Polen erfochtenen Sieg. Generalstabschef Baron Conrad-Hötzendorf bekam aus diesem Anlaß das Eiserne Kreuz.

Die höchsten militärischen Ordensauszeichnungen Österreichs und Preußens, die in der langen Friedenszeit äußerst selten geworden waren, sollten im jetzigen Kriege mehr als eine Heldenbrust zieren. Sie dienten als Ansporn zur größten Tapferkeit, zum kühnsten Wagemut und lenkten so auch die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich. Erinnerten sie doch zugleich an die ruhmwürdige Vergangenheit, aus der sie stammten.

Der preußische Militär- und Zivilverdienstorden „Pour le mérite“ entstand aus dem 1667 vom Kurfürsten Friedrich gestifteten Ehrenzeichen „Pour le générosité“, das die Verpflichtung auferlegte, sich der Generosität (einer hohen Gesinnung) zu befleißen und dessen Dekoration ein kleines Kreuz mit einem Edelstein in der Mitte war.

Friedrich II. verwandelte den Orden 1740 in die Auszeichnung „Pour le mérite“ („für das Verdienst“). Die Dekoration bestand jetzt aus einem Kreuz aus blauem Schmelz mit dem Worte „Générosité“ der Länge und der Quere nach. Das Französisch entsprach dem Sprachgebrauch in der vornehmen Welt des damaligen Deutschland.

Die Erweiterungsurkunde vom 18. Januar 1810 bestimmte den Orden ausdrücklich für das Verdienst im Kampfe mit dem Feinde. Später kam eine Friedensklasse für Wissenschaften und Künste hinzu.

Der militärische Orden „Pour le mérite“ in seiner jetzigen Form besteht aus einem achtspitzigen goldenen Kreuz, das blau emailliert und golden bordiert



Orden „Pour le mérite“.



Eisernes Kreuz.



Maria-Theresien-Orden.

ist. Im oberen Balken befindet sich ein F mit der Königskrone, in den drei anderen Armen steht „Pour le mérite“ verteilt. In den Winkeln sieht man goldene ungekrönte Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Der Orden besitzt kein Medaillon und wird getragen an einem schwarzen silberrandigen Band um den Hals.

Beim Großkreuz ist das Kleinod in doppelter Größe mit gekrönten Adlern in den Armwinkeln vorhanden. Der Brustkern besteht aus einem vierstrahligen Goldstern mit blauem Devisenreif und zwei grünen Lorbeerzweigen. Bei fünfzigjährigem Besitz kommt eine goldene Königskrone hinzu, für besondere Auszeichnung Eichenlaub am Ringe. Das Medaillon des Ritterkreuzes zeigt das lorbeergekrönte Bild Friedrichs des Großen.

Das dem österreichisch-ungarischen Generalstabschef verliehene Eiserne Kreuz ist das berühmte Ordenszeichen, das am 10. März 1813, da König

Friedrich Wilhelm von Preußen in Breslau den „Aufruf an mein Volk" erließ, gestiftet wurde. Es sollte schon durch die Schlichtheit seines Aussehens und materiellen Wertes an die Zeit gemahnen, in der man Gold für Eisen gab. Schinkel, der geniale Architekt, zeichnete den Entwurf.

Der Orden wurde am 19. Juli 1870, dem Tage der französischen Kriegserklärung, von König Wilhelm von Preußen erneuert, ebenso jetzt im Jahr 1914. Auf der glatten Vorderseite des schwarzen, eisernen, mit Silber eingefaßten Kreuzes, steht ein W II und die Jahreszahl des Krieges.

Das Eiserne Kreuz kann nur im Kriege und für Kriegstaten verliehen werden, und man kann die erste Klasse des Ordens nicht erlangen, ohne die zweite zu haben. Daher wurden beide Klassen gleichzeitig Baron Conrad-Hötzendorff verliehen, ähnlich wie dem Kronprinzen Ruprecht von Bayern, dem Sieger von Lothringen.

Der Maria-Theresien-Orden besteht aus einem vierarmigen Kreuz mit verbreiterten ausgeschweiften und in der Mitte eingebogenen Armenden. Das Mittelschild ist rund, rot emailliert, golden bordiert mit weißem, golden bordiertem Querbalken, darstellend das alte österreichische Wappen. Um das Mittelschild schlingt sich der weiße, golden bordierte Ring mit der goldenen Widmung „Fortitudini" (der Tapferkeit). Zwischen den Anfangs- und Endbuchstaben befindet sich ein sechszackiger Goldstern. Die Rückseite des Mittelschildes ist weiß emailliert und zeigt ein verschlungenes Goldmonogramm „M. T. F." (Maria Theresia und Franz). Der silberne goldrandige Stern des Großkreuzes ist in seinen Winkeln von einem grünen Lorbeerkranz durchzogen. Das Großkreuz selbst wird an einem feuerroten Band mit weißem Mittelstreifen getragen.

Der Orden verleiht sechs Pensionen: für Großkreuz zu 12 000 Kronen, 16 für Komture zu 3000 Kronen, 100 für Ritter erster Klasse zu 1600 Kronen und 50 für Ritter zweiter Klasse zu 1200 Kronen. Die Witwen erhalten lebenslänglich die Hälfte der angeführten Beträge.

Mit dem Ordenserhalt ohne Diplomausfertigung ist der Ritterstand verbunden. Doch wird auf Ansuchen des Ausgezeichneten auch der erbliche Freiherrenstand verliehen.

Die ersten Großkreuze des Maria-Theresien-Ordens waren Herzog Karl von Lothringen „für mehrmals bewährte Tapferkeit, kluge Militärveranstaltungen und geleistete ersprießliche Dienste", dann der Sieger von Kolin, Graf Daun. Unter den Ordensmitgliedern aus späteren Zeiten ragen Erzherzog

Karl, der Sieger von Aspern, Radetzky, Erzherzog Albrecht, Tegetthoff, der berühmte Admiral, hervor.

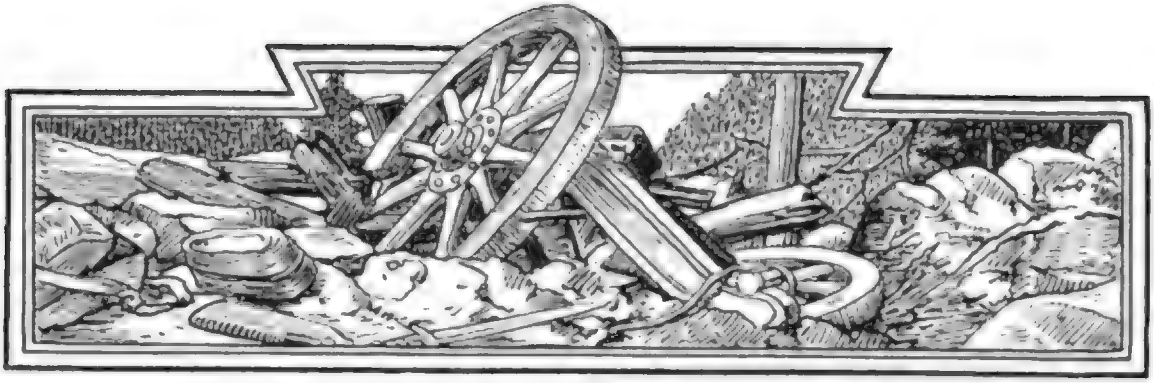
Der militärische Maria-Theresien-Orden, am 28. Juni 1757 von der großen Kaiserin aus Anlaß des ersten österreichischen Sieges über den berühmten Preußenkönig Friedrich II. gestiftet, schmückte jetzt die tapfere Brust eines späten Enkels dieses Mannes. So sehr hatten sich die Zeiten geändert. Gott sei dafür Lob und Preis und Dank!

Wie schrieb doch der patriotische Göttinger Professor Paul de Lagarde im Jahre 1875? „Von selbst versteht sich, daß der Kaiser von Deutschland und von Österreich .... sich die Hand bieten müssen und daß durch eine Erbverbrüderung festzustellen ist, daß das letzte Ende dieser neidlosen Entwicklung ein einziges Reich sein wird, dessen Grenzen im Westen von Luxemburg bis Belfort, im Osten von Memel bis zum alten Gotenlande am Schwarzen Meer zu gehen, im Süden jedenfalls Triest einzuschließen habe, und das Kleinasien für künftiges Bedürfnis gegen männiglich frei hält.

Österreich hat Preußen und die Berechtigung Preußens zu existieren unterschätzt: Darum war der Krieg von 1866 eine unbedingte Notwendigkeit .... Aber trotzdem ist 1866 und ist das jetzige Deutsche Reich nur eine Episode. Nikolsburg kann nicht trennen, was Geographie und Geschichte zum Zusammensein bestimmt haben, wenn dieses Zusammensein nicht vielleicht noch lange nicht Einheit sein wird. Österreich braucht unsere Kolonisten, und Deutschland braucht Österreich für seine Kolonisten."

„Den Frieden in Europa ohne dauernde Belästigung seiner Angehörigen zu erzwingen, ist nur ein Deutschland imstande, das von der Ems- zur Donaumündung, von Memel bis Triest, von Metz bis etwa zum Bug reicht, weil nur ein solches Deutschland sich ernähren, nur ein solches mit seinem stehenden Heere sowohl Frankreich als Rußland niederschlagen kann. Weil nun alle Welt Frieden will, darum muß alle Welt dies Deutschland wollen und das jetzige Deutsche Reich als das ansehen, was es ist, als eine Etappe auf dem Wege zu Vollkommenerem, eine Etappe, welche zu dem endgültigen mitteleuropäischen Staate sich so verhält, wie sich der einst bestandene Norddeutsche Bund zum jetzigen Deutschen Reich verhalten hat."

Die Weltgeschichte sollte entscheiden, ob diese Worte Utopie oder Prophezeiung waren.



7. Kapitel.

Der serbisch-montenegrinische Kriegsschauplatz.

Dröhnend pochte der Finger der Weltgeschichte in den furchtbaren Augusttagen des Jahres 1914 nicht bloß an die Grenzmarken der Reiche dieser Erde, sondern auch an die Pforte der heiligen Kirche. In einer und derselben Nacht, vom 19. auf den 20., starben in Rom plötzlich und unerwartet der „weiße" und der „schwarze" Papst: Se. Heiligkeit Pius X. und der General der Gesellschaft Jesu Franz Xaver Wernz, ein geborener Württemberger. Beiden Aposteln des Friedens war es vergönnt, ihre Augen schließen zu dürfen, ohne die Verwüstungen des Krieges in den christlichen Staaten selbst zu schauen.

Wie aber der verstorbene Papst über den Ausbruch des Völkerstreites dachte, auf wessen Seite er Recht und Gerechtigkeit erkannte, erhellt aus den folgenden Worten, die der päpstliche Leibarzt Dr. Marchiafava einem Korrespondenten der „Reichspost" bekannt gab. Als nämlich Pius X. dringend gebeten wurde, seine große Autorität bei den einzelnen Souveränen zur Erhaltung des Friedens geltend zu machen, bemerkte er wörtlich: „Der einzige Herrscher, bei dem ich mit Aussicht auf Erfolg intervenieren könnte, weil dieser Monarch stets in Treue dem Heiligen Stuhl ergeben war, ist Kaiser Franz Joseph. Aber gerade bei ihm kann ich nicht intervenieren, denn *der Krieg, den Österreich führt, ist gerecht, nur allzugerecht.*"

Unter dem Volk der Fürstenmörder sah es in jeder Hinsicht sehr übel aus. Dumpfe Gewitterschwüle lastete über Hof und Heer, das sich Ende Juli in Nisch versammelt hatte. Während die ersten österreichischen Kanonenschüsse

vor Belgrad fielen, zitterte man in ganz Serbien: Was würden die nächsten Tage bringen?



General Edler von Appel.

Die österreichisch-ungarischen Truppen lagerten in großen Massen an dem Flußübergang, der von Semlin nach Belgrad führt. Aber merkwürdig, sie begnügten sich mit kleinen Vorpostengefechten, und selbst die Zerstörung der



Feldmarschalleutnant A. v. Rhemen zu Barensfeld.



Feldmarschalleutnant Wenzel Wurm.

wichtigsten Brücke durch die Serben schreckte sie aus ihrer ruhigen Zurückhaltung nicht auf. Sie wußten, warum sie sich mit Schreckschüssen wider die morsche Festung begnügten.

Vor allem stand nach Eröffnung der deutsch-russischen Feindseligkeiten fest, daß der eigentliche Kriegsschauplatz verschoben war und die sogenannte „Strafexpedition“ auf serbischem Boden dadurch zunächst aufgehalten wurde. Die Hauptentscheidungen des großen Krieges sollten, das wußte jedermann, nicht auf dem Balkan, sondern im Osten und Westen Europas fallen.

Gleichwohl bereitete Österreich-Ungarn die radikale Vernichtung des gemeingefährlichen Serbenstaates jetzt schon vor. Langsam, aber stetig operierten tüchtige Heerführer auch im Süden der Monarchie.

Die Russen hatten ihren Freunden an der Sau, wie die Save deutsch genannt wird, Hilfe versprochen. Traurig genug sah sie in Wirklichkeit aus. Wilde Horden, die man in der eigenen Armee nicht brauchen konnte, in zerlumpten Kleidern und zerrissenen Schuhen, ohne ausreichende Munition, Offiziere, die sich mit den Serben nicht verständigen konnten, weil sie außer ihrer russischen Sprache nicht einmal die wichtigsten Ausdrücke einer andern kannten, das war die große Expedition, die das „Väterchen“ Zar den bedrängten Brüdern über Rumänien nach Nisch sandte.

Als bei einem zu Ehren dieser russischen Helden veranstalteten Bankett kein Sekt gereicht wurde, da erhoben sich einige schon vor der Suppe bezechte Offiziere und verließen unter Protest den Saal, um draußen auf der Straße Frauen angesehener Serben zu belästigen.

Man kann sich denken, daß man diese unerwünschten „Bundesgenossen“ je eher, desto lieber hätte loswerden mögen, um so mehr, als sie in verschiedenen Gefechten, bei denen sie serbische Truppen zu führen Gelegenheit hatten, sehr schlecht abschnitten.

Am 12. August rückten feindliche Truppen zu gleicher Zeit im Land ein. In einem glänzenden Angriff wurde am 14. die Stadt Schabatz genommen. Zwei Tage später folgte der Sieg der österreichisch-ungarischen Armee zwischen Loschnitza und Ljeschnitza. Damit war nicht bloß die wichtigste Festung im Nordwesten des Landes erobert, sondern auch die natürlichen Gebirgsforts der zwei letztgenannten Orte in ihren Händen. Einem künftigen weiteren Einmarsch in das Innere des Landes stand kein allzugroßes Hindernis mehr im Wege.

Schabatz, eine Stadt von gegen 15 000 Einwohnern, orthodoxer Bischofssitz, an der Sau gelegen, verfügt über eine ziemlich bedeutende Industrie (Dampfsäge und Mühle, Brauerei) und beherbergte in Friedenszeiten wegen seines ausgebreiteten Handels und starken Verkehrs auch ein österreichisch-ungarisches Berufskonsulat.

Loschnitza und Ljeschnitza kommen als Ortschaften selbst kaum in Betracht. Sie befinden sich am Bergabhang östlich der Drina. Beide werden von hohen Bergkuppen überragt. Diese nun beherrschen die Bahn, die von Schabatz aus in einer starken Kurve zunächst nach Südwest zur bosnisch-serbischen Grenze und dann nach dem Süden ins Innere Serbiens führt.

Vor Schabatz stellten sich den Österreichern zwei serbische Brigaden entgegen. Die österreichische Artillerie zog auf und schleuderte ihre Granaten mitten in die feindlichen Infanterieverschanzungen. Die österreichische In-



Zerstörtes Haus in Belgrad.

fanterie beschränkte sich anfangs auf Gewehrfeuer, mußte aber im weiteren Verlauf des Kampfes zweimal mit dem Bajonett vorgehen. Zahllose Tote bedeckten das Schlachtfeld. Die Überlebenden krochen vielfach auf die Bäume und schossen von dort auf die anstürmenden Truppen.

Beim zweiten Sturm nahmen diese ein Dorf. Am Abend begann der Übergang über die Sau. Er währte die ganze Nacht. Als der Morgen graute, sahen die Sieger bereits die österreichischen Fahnen hoch auf den Zinnen von Schabatz.

Die Einwohner der Stadt flüchteten, soweit sie konnten. Sofort wurden die wichtigsten Stützpunkte besichtigt und die von den Granaten angerichteten

Schäden nach Möglichkeit gut gemacht. Dann fing der Kampf von neuem an. Die serbische Infanterie versuchte einen heftigen Angriff, unterstützt von starkem Maschinengewehrfeuer. Aber ohne Erfolg. Denn schließlich mußte sie den Bajonetten der Österreicher und Ungarn weichen.

Sehr viele serbische Freiwilligenbanden, sogenannte Komitatschis, waren hier allenthalben zu bemerken. Man mußte sich vor ihnen besonders in Acht nehmen. Denn diese heimtückischen Gesellen warfen sich oft wie tot in die Reihen der Gefallenen und erhoben sich erst, wenn die Unserigen weitermarschiert waren, um ihnen am Ende in den Rücken zu fallen und sie von hinten zu beschießen. Selbst Weiber und Kinder griffen in den Kampf ein.

Eine merkwürdige Rolle spielten die Scheinwerfer der Feinde am Ufer der Sau. Sie leisteten diesen eigentlich schlechte Dienste. Die österreichisch-ungarischen Truppen verstanden es nämlich so geschickt vorzugehen, sich auf breiter Linie derartig günstig zu verteilen, daß die Serben im Glauben waren, es sei eine gewaltige Armee im Anzug. Sie zogen sich daher nach und nach vom Ufer zurück. Und während die ersten Vorposten den serbischen Vedetten ununterbrochen zu schaffen machten, hatten die später angekommenen und einigermaßen gedeckten Truppenteile rasch Schützengräben ausgehoben und Schanzen aufgeführt.

Erst nachdem die Österreicher und Ungarn (vor allem die gefürchteten Kroaten), in den Besitz guter Stellungen gekommen waren, fähig, dem Feind einen tatkräftigen Widerstand entgegenzusetzen, begannen die Pioniere in äußerst raschem Tempo da und dort Brücken zu schlagen.

Schließlich erfolgte die bereits geschilderte Einnahme von Schabatz und die Abwehr der letzten serbischen Angriffe. Komitatschis, die man erwischte, wurden kriegsrechtlich erschossen.

Einen traurigen Eindruck machten die vielen Fahnenflüchtigen auf seiten des Feindes. Selbstverständlich wurden auch sie, da sie sich in voller Ausrüstung befanden, zunächst beschossen. Als man sich aber überzeugte, daß man es mit Deserteuren zu tun habe, ließ man sie das Ufer errreichen und als Gefangene abführen.

Bevor es noch zur Erstürmung von Schabatz kam, waren mehr als 500 serbische Fahnenflüchtige eingefangen worden. Alle erzählten, daß sie hungern mußten, daß die Ration bei den Ihrigen gering sei und jeder die Instruktion erhalte, weniger zu schießen und dafür mehr mit dem Bajonett anzugreifen, denn es gebe keine ausreichende Munition.

Nach diesen für die weitere Entwicklung des Krieges im Süden entscheidenden Schlachten bei Schabatz und Ljeschnitza zogen sich die Serben ins

Innere ihres Landes zurück, etwa 60 Kilometer südöstlich bis in die Gegend von Waljewo.

Und bald hernach, am 22. August, lief die Meldung ein, daß auch am Drina-Übergang der Straße von Sarajewo etwa 30 serbische Bataillone mit zahlreicher Gebirgs-, Feld- und schwerer Artillerie nach hartnäckigen zweitägigen Kämpfen auf der ganzen Linie zurückgeworfen seien. Es handelte sich dabei um eine Schumadivision ersten Aufgebots, vier Regimenter Infanterie, ein Kavallerieregiment, ein Artillerieregiment und je ein Regiment erstes, zweites und drittes Aufgebot der Drinadivision, durchweg Kerntruppen des serbischen Heeres.



Österreichische Infanterie im Kampf mit den Serben.

Der Hauptmann eines Wiener Regiments teilte über diese Gefechte an der Drina Einzelheiten mit: Die Serben hatten auf ihrem Ufer starke Feldbefestigungen erbaut und sogar bosnischen Boden betreten. Nach dem Übergang über den Fluß rückten die österreichisch-ungarischen Truppen jedoch trotz großer Ermüdung (infolge der Gewaltmärsche auf gebirgigem Terrain) in Eilmärschen vorwärts. Die Soldaten brachen bei dem Anblick der ersten serbischen Stellung in Jubelgeschrei aus. Und kaum gelang es den Offizieren die Mannschaft zurückzuhalten, bis die Feuerüberlegenheit gewonnen war.

Als jedoch die serbischen Geschosse über ihre Köpfe sausten und das Gewehrfeuer der österreichisch-ungarischen Truppen den gedeckten Serben nicht viel schadete, waren die kampfeswütigen Soldaten nicht mehr zu zügeln. Mit gefälltem Bajonett stürzten sie wie besessen auf die Stellungen der Serben. Binnen wenigen Minuten war der Feind geworfen und flüchtete Hals über Kopf, während die Unserigen nachdrangen. Damit war das Passieren des Gramflüßchens ermöglicht. Die mit Beton verkleideten Artilleriestellungen des Gegners an der Drina empfingen den österreichisch-ungarischen Vormarsch mit einem mörderischen Feuer. Drei Haubitzenschüsse genügten jedoch, um Bresche zu schlagen. Nach Erstürmung der serbischen Stellung konnte man die fürchterliche Wirkung dieser Geschosse sehen. Hunderte toter Serben lagen in Schützengräben und den Artilleriestellungen.

Übrigens war bei allen diesen Kämpfen der Heldenmut der Offiziere noch größer als der dieser wackeren österreichisch-ungarischen Mannschaften. Denn die ersten Verwundetentransporte, die man vom serbischen Kriegsschauplatz nach Budapest brachte, enthielten ungemein viele Offiziere, in dem einen Zug unter 145 Verwundeten 15, in dem andern unter 160 Verwundeten sogar 56, also mehr als ein Drittel des Transportes.

Kavallerie kommt dort im Süden bis dahin kaum in Verwendung, denn fast alle Verletzten gehörten der Infanterie, der Artillerie und dem Train an.

Auffallend war es, zu beobachten, daß die meisten Wunden an den Füßen hatten. Begreiflich! Denn viele Serben pflegten aus dem Hinterhalt und von unten hinaufzuschießen. Diese Methode handhabte vor allem die Zivilbevölkerung, die sich noch grausamer und gemeiner benahm als etwa die Bewohner von Lüttich in Belgien.

Im Neusatzer Reservespital befand sich ein schwerverwundetes dreizehnjähriges Serbenmädchen. Scheinbar ohne Schmerz und Angst lag es da. Mit Stolz erklärte es, wenigstens zehn Bomben auf die Österreicher und Ungarn geworfen zu haben, nun sterbe es gern.

Gefangene schleuderten versteckt gehaltene Handgranaten auf die sie begleitende Patrouille und flüchteten dann, die Verwirrung benutzend. Weiber kämpften mit Gewehren und Kinder halfen aus dem Hinterhalt mit.

In Klupot wurde vom Dach eines Hauses aus einem Maschinengewehr geschossen. Ein siebzigjähriger Greis und eine fünfzigjährige Frau bedienten das Geschütz.

Dann kam es vor, daß aus einem vom Feind geräumten Dorf gebrechliche alte Leute, Weiber und Kinder den Siegern entgegeneilten, niederknieten und die Arme erhoben, Gnade und Barmherzigkeit erflehend. Hatten sie diese

gefunden, so überschütteten sie die arglos weiterziehenden Truppen mit Bomben.

Selbst Ärzte und Rettungsmannschaften wurden meuchlings angefallen. Ganz Serbien schien mit Bomben gespickt zu sein. Die Brunnen waren häufig vergiftet, so daß man, um sicher zu sein, gewöhnlich den orthodoxen Dorfgeistlichen veranlassen mußte, eine Kostprobe vorzunehmen.

Zahllose serbische Spione und Verräter in den eigenen Ländern, in Bosnien und der Herzegowina, in Kroatien und Slawonien erschwerten den ruhigen Vormarsch der österreichisch-ungarischen Armee täglich, ja stündlich. Überall, wohin diese zog, sah man Strohhaufen und Hütten in Flammen aufgehen. Das waren die Richtungssignale für die serbische Artillerie.

Militär und Zivilbevölkerung, vor allem die fanatischen Popen, arbeiteten einander Hand in Hand. In der Gruft der Kirche zu Schabatz fand man eine Telephonzentrale, von der unterirdische Kabel nach allen Stellungen der Serben gingen.

Doch was besagten solche Hinterhältigkeiten gegen blutrünstige Verbrechen wie die Verstümmelung Verwundeter, die Schändung von Leichen!

Aber nicht nur gegen die österreichisch-ungarischen Truppen gingen die Serben also niederträchtig vor. Auch die Mazedonier in Neuserbien, oft ganz harmlose Landleute, hatten jetzt unter ihrer Willkür doppelt zu leiden. Selbst kleine Kinder wurden festgenommen und gemartert. Dieses Vorgehen der serbischen Behörden in Mazedonien rief große Erregung unter der Bevölkerung dieses Landes hervor und äußerte sich in zahlreichen Fluchtversuchen auf bulgarisches Gebiet.

Als die Lage auf dem polnischen Kriegsschauplatz eine nicht vorhergesehene Wendung nahm, indem selbst asiatische Truppen von den Russen zur Verstärkung ihrer Übermacht herangezogen wurden, entschloß sich die österreichisch-ungarische Heeresleitung einen großen Teil der bisher in Serbien gebundenen Kräfte für den Norden freizumachen.

Am Abend des 19. August standen die österreichisch-ungarischen Mannschaften bereits 15 Kilometer südöstlich von Schabatz, auf dem Vormarsch ins Innere von Serbien begriffen, als der Befehl zum Rückmarsch eintraf. Nur kleine Abteilungen beließ man zum vorläufigen Schutz der festen Stellung um Schabatz. Auch sollte der Feind verhindert werden, den Unsrigen auf dem Fuße zu folgen. Doch diese Vorsichtsmaßregel war überflüssig. Denn die Serben wagten sich diesmal nur langsam vor, fürchteten sie doch eine Falle. Erst allmählich nach zwei Ansätzen gelang ihnen die Wiedereinnahme der inzwischen völlig geräumten Festung Schabatz.

Die österreichisch-ungarische Armee brachte auch ihre Nachhut in aller Ruhe und Ordnung über die Sau. Sämtliche Geschütze und Fuhrwerke wurden mitgeführt. Und erst als der letzte Mann das serbische Ufer verlassen hatte, wurde die Kriegsbrücke abgebrochen.

Am Mittag des 24. August befand sich die österreichisch-ungarische Streitmacht wieder diesseits der Save, in voller Kampfbereitschaft. Jeder fühlte sich als Sieger. Denn der Feind hatte diesen angeblichen „Rückzug" nicht erzwungen, mochte Großfürst Nikolajewitsch noch so bombastisch dem Kronprinzen Alexander zum „Sieg der Serben" Glück wünschen.

Wohl aber konnte Erzherzog Joseph, der Palatin von Ungarn, beim Abschied vom Kampfplatz dem unvergleichlich tapferen 44. Infanterieregiment, dem das erste Lorbeerreis in diesem Krieg gebührte, die herzerhebendsten Worte widmen: „Schmerzerfüllt gedenke ich der gefallenen Helden . . . Der Tod jedes einzelnen von ihnen erfüllt mein Herz mit so tiefer Trauer, als ob sie alle meine eigenen lieben Kinder gewesen wären. Ihr Andenken wird in meiner Seele fortleben. Ich empfehle sie der Gnade des allmächtigen Gottes.

Vierundvierziger! Ruhmvolle Helden! Meine lieben Söhne! Euch allen schicke ich meinen Händedruck im Namen des obersten Kriegsherrn und danke euch, daß ihr mit eurem Heldenmute dem Vaterland und der Armee Ruhm erworben habt! Meine ganze Division grüßt euch freudigst und ergriffen. Ich bin unendlich stolz, auch fernerhin im Kampfe mit euch kämpfen zu können. Mit aufrichtiger Dankbarkeit und Innigkeit entbiete ich euch meine Glückwünsche und flehe zu dem Allmächtigen, er möge euch und eure Fahnen auch weiterhin beschirmen und zu glänzenden strahlenden Siegen führen!" Fürwahr ein ebenso gläubiger, wie soldatischer, ergreifender und rührender, echt menschlicher Armeebefehl, würdig dieses edlen Feldherrn und seiner tapferen Scharen . . .

Inzwischen drangen die Österreicher und Ungarn auch in den schwarzen Bergen Montenegros vor. Bereits am 14. August waren nach erbitterten und äußerst schwierigen Gefechten die Höhen von Lisatsch an der Grenze von Bosnien, Dalmatien und der Herzegowina erobert und die Montenegriner auseinandergesprengt worden.

Am 18. August erfolgte der Einmarsch in den Sandschak Novibazar, allerdings durch teure Blutopfer erkauft. Dort fand man noch Amtsschilder mit deutscher Aufschrift vor aus der Zeit der österreichisch-ungarischen Okkupation. 1908, nach der Besitzergreifung Bosniens und der Herzegowina, hatte man das Sandschakländchen den Türken zurückerstattet, die es jedoch im Balkankrieg an Montenegro verloren. Nun waren die „Kaiserlichen" wieder da.



Serben. Originalzeichnung von A. Reich.

Plevlje an der montenegrinisch-serbischen Grenze wurde am gleichen Tag erstürmt. Die Montenegriner erfuhren hier eine schwere Niederlage. Viele von ihnen mußten standrechtlich behandelt werden, da sie Gefangene grausam mißhandelt hatten. Die türkische Bevölkerung von Plevlje begrüßte die Truppen der Monarchie jedoch auf die herzlichste Weise.

Der Kleinkrieg hörte auch in der Folge nicht auf.

Über die Kämpfe in Montenegro selbst erzählte ein ungarischer Offizier, daß die längste Zeit kein Feind gesehen wurde. Plötzlich jedoch wurden die Mannschaften von Komitatschis beschossen, die auf den umliegenden steilen Höhen Posto gefaßt hatten. Auch aus Schluchten und Höhlen krachte es unaufhörlich. Ein regelrechter Kampf war undenkbar. Die Soldaten durchstöberten in kleinen Abteilungen den Bergwald und töteten oder fingen Hunderte von Komitatschis. Auf dem Gozarasattel schossen die Montenegriner aus zwei Gebirgskanonen. Da stürzten ungarische Infanteristen wie gereizte Löwen die schwindelnde Anhöhe hinan, während Artillerie Volltreffer sandte. Wie aus einem tätigen Vulkan flogen Erde, Felsstücke, Baumstämme und gegnerische Kanonenlafetten in die Luft. Hunderte von Montenegrinern fanden hier einen schrecklichen Tod, freilich auch mancher von den tapferen Söhnen der Pußta.

Eine vollständige Niederlage erfuhren die Montenegriner am 3. September bei Bileca. Gebirgsbrigade unterstützt von unsern Festungstruppen aus Trebinja und Bileca stürmten die Berggipfel, die vom Feinde stark besetzt waren. Das größte montenegrinische Geschütz, „der lange Tom", wurde von den tollkühn kämpfenden Ungarn erbeutet. Der Feind zog sich nach diesen blutigen Kämpfen erschöpft ins Innere des Landes zurück.

Gleichzeitig ging die Herrschaft des ersten Fürsten von Albanien ihrem Ende zu. Der von ein paar weisen Diplomaten zusammengezimmerte Thron des mutigen Prinzen Wilhelm war längst ins Wanken geraten. Nun krachte er in allen Fugen. Österreich-Ungarn entzog ihm seine schützende Hand und vor allem die Gelder, die es bisher in großmütiger Hilfsbereitschaft an den jungen, nicht lebensfähigen Staat verschwendet hatte. Die Freiwilligen kehrten in die Heimat zurück zur Verteidigung des eigenen Vaterlandes, geheilt von dem Irrwahn, aus wilden Menschen über Nacht gesittete Menschen zu machen. Die deutschen Seesoldaten unter der Führung des bewährten Majors Schneider, die der internationalen Kontrollkommission in Skutari beigegeben waren, schlugen sich zu ihren österreichischen Brüdern und kämpften nun erfolgreich gegen die Serben mit.



Österreichische Husaren zur Attacke anreitend. Zeichnung von Kurt Waſſer.

Die bedauernswerte fürstliche Familie verließ das undankbare Land, nachdem der Fürst als der letzte eingesehen hatte, daß da nichts zu machen sei.

Am 31. August lag die Residenz Durazzo in den letzten Zügen. Auf einige Kanonenschüsse, die von der Artillerie der Besatzung abgegeben worden waren, antworteten die Aufständischen mit einigen Kanonenschüssen. Ein Geschoß fiel diesseits der Verschanzungen. Von zwei anderen, die augenscheinlich gegen den fürstlichen Palast gerichtet waren, fiel eines ins Meer,



Der Marktplatz von Plevlje im Sandschak.

das andere in die Nähe der Häuser der Stadt. Unter der Bevölkerung herrschte eine gräßliche Panik.

Eine Versammlung der ersten Bürger beschloß hierauf, die Aufständischen zu bitten, die Entscheidung der Stadt abzuwarten. Deren Ergebnis konnte nicht mehr zweifelhaft sein.

So endete Albaniens Glück und Herrlichkeit!

Im Norden des Balkans aber rauschte der Doppelaar, den Völkern bis zur Dardanellenstraße deutlich vernehmbar, durch die Lüfte. Und mancher brave Reitersmann, in den Flußtälern der Save und Drina umher-

patrouillierend, summte ein Liedlein vor sich hin, das ein Dichteroffizier (Hugo Zuckermann) in Danzers „Armee-Zeitung" veröffentlicht hatte:

„Drüben am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen —
Fall ich am Donaustrand?
Sterb' ich in Polen?
Was liegt daran?
Eh' sie meine Seele holen,
Sterb' ich als Reitersmann.

Drüben am Ackerrain
Schreien zwei Raben —
Werd' ich der erste sein,
Den sie begraben?
Was ist dabei?
Viel hunderttausend traben
In Östreichs Reiterei.

Drüben im Abendrot
Fliegen zwei Krähen —
Wann kommt der Schnitter Tod,
Um uns zu mähen?
Es ist nicht schad!
Seh' ich nur unsre Fahnen wehen
Auf Belgerad.

8. Kapitel.

Die Kämpfe in Ostpreußen.

Im Volksmund herrschte noch lange nach Ausbruch des großen Krieges die Meinung: Hauptsache ist, daß wir mit den Franzosen fertig werden, die Russen schlagen wir dann leicht!

Man unterschätzte die Riesengröße des östlichen Nachbars, der nach den schrecklichsten Verlusten immer wieder neue Menschenmassen aus dem Boden zu stampfen imstande war, der zwar keine Begeisterung, aber auch keine Erschöpfung kannte, der tausendmal zurückwich und tausendmal wieder erschien.

Einer der besten Kenner Rußlands, Georg Cleinow, schrieb in den „Grenzboten" sehr richtig, das Vorgehen der Russen sei von solcher Eigenart und widerspreche so sehr allen Lehren der modernen Kriegstaktik, daß die merkwürdigsten Schlüsse möglich seien. Diese Feinde suchen kaum eine Deckung auf. Sie gehen in dicken Schwärmen vor und knien zum Feuer nieder, statt sich auf den Boden zu werfen. Reihenweise werden sie vom vernichtenden Feuer der deutschen Infanterie niedergemäht — neue Reihen stehen auf! Offiziere erscheinen nicht oder doch nur ausnahmsweise vor der Front. Ihre Aufgabe ist es, die Soldaten mit Knute und Revolver gegen die deutschen Stellungen zu treiben. Der arme Teufel von Muschik (russischer Bauer) hat beim Vorgehen wenigstens die Hoffnung, in deutsche Gefangenschaft zu geraten; die Flucht bedeutet ihm sicheren Tod. Die Gefallenen werden nicht begraben; zu Hunderten werden sie in Häuser und Gehöfte gebracht und mit diesen zusammen verbrannt . . .

Ein schauerliches Bild! Allein es entsprach leider nur allzusehr der Wahrheit. Mit einem gleichgültigen stumpftierischen Fatalismus ergaben sich die russischen Soldaten beim Kampf in ihr Schicksal. Ihre Intelligenz, ihr Schlachtenmut waren nicht zu fürchten. Aber das ungeheure Terrain des russischen Reiches und dessen nicht minder ungeheures Menschenaufgebot mußten den bedächtigen urteilsfähigen Deutschen ernster stimmen als diejenigen, die nur den stupiden Russen mit der Schnapsflasche aus irgend einem Witzblatt kannten.

Die Hauptmacht der Deutschen stand gegen Frankreich im Felde, um dort entscheidende Schläge mit möglichster Raschheit zu führen. Und wenn auch



Gustav Adolf Schreiner,
ein 73jähriger Kriegsfreiwilliger.

Österreich-Ungarn den größten Teil seines Heeres den Russen entgegenstellte, so waren die Verbündeten, was die Anzahl der Mannschaften anbelangt, zusammen nicht so stark wie Rußland allein.

Bevor wir uns den kriegerischen Ereignissen selbst zuwenden, ist es nötig, daß wir uns wenigstens einigermaßen ein Bild von der militärischen Lage des Feindes im Osten machen.

Rußland besaß 1914 im Westen vier große Militärbezirke: Wilna, Warschau, Kiew und Odessa. Von diesen kam Wilna für einen Angriff auf Ostpreußen, Warschau für einen Angriff auf Posen und Galizien, Kiew für einen Angriff auf Galizien und die Bukowina in Betracht, während der schwächste Militärbezirk Odessa gegen die Balkanstaaten Front machen konnte.



Karte von Ostpreußen.

In den Stabsquartieren Grodno, Wilna, Minsk und Riga, die dem erstgenannten, Ostpreußen zugekehrten Militärbezirk angehörten, befand sich in Friedenszeiten je ein Armeekorps. Diese bildeten die Memelarmee (nach ihrem Versammlungsort: Rechtes Memelufer) und wurden durch die starke Festung Kowno und die Befestigungsanlagen an den Brücken von Olita und Grodno gedeckt. Sie eröffneten zunächst allein die Feindseligkeiten. Da sie überall den Rückzug antreten mußten, erhielten sie den Zufluß weiterer Truppenmassen in Aussicht gestellt. Sie kamen vom nördlichen Russisch-Polen aus dem Militärbezirk Warschau herauf (aus der Gegend des Narewflusses,



Russische Offizierspatrouille.

daher Narewarmee genannt) und erwiesen sich als eine ebenso willkommene wie notwendige Ergänzung für die bereits operierende Memelarmee.

Wir registrieren hier kurz die Ereignisse der zweiten und dritten Kriegswoche auf den Einbruchsstellen in Ostpreußen. Die Kämpfe in Polen, die sich in enger Fühlungnahme der Deutschen mit den dort führenden Österreichern abspielten, bleiben der Darstellung des folgenden Kapitels vorbehalten.

Am 10. August schleuderten drei im Grenzschutz bei Eydtkuhnen stehende Kompagnien, unterstützt durch heraneilende Feldartillerie, die über Romeiken auf Schleuben vorgehenden russischen Kavalleriedivisionen über die Grenze zurück.

Bald hernach erhielt die Memelarmee die bereits mitgeteilte Verstärkung, wenn auch zunächst nur moralisch, von Ferne, und konnte daher an einen energischeren Vorstoß denken, kam ihr doch jetzt die Narewarmee zu Hilfe.



Die Einnahme von Lüttich.

Am 15. August gingen zwei russische Kavalleriedivisionen, gefolgt von Infanterie, über die Grenze vor und setzten das ostpreußische Marggrabowa im Regierungsbezirk Gumbinnen in Brand. Marggrabowa, Hauptort des

Kreises Oletzko, an der Eisenbahnlinie Insterburg—Allenstein gelegen, zählt rund 5000 Einwohner.

Gleichwohl gelang es den Deutschen am 18. August Mlawa, eine Stadt von etwa 10 000 Einwohnern im russischen Gouvernement Plozk, zu besetzen. Und ein noch schönerer Erfolg war tags zuvor zu verzeichnen. Bei Stallupönen im Regierungsbezirk Gumbinnen fielen mehr als 3000 Russen und 6 Maschinengewehre den Unseren in die Hände. Viele weitere Maschinengewehre, die nicht mitgeführt werden konnten, wurden unbrauchbar gemacht.



Insterburg, Schloßteich.

Aber immer drohender gestaltete sich der russische Aufmarsch, der inzwischen vollendet war. Er vollzog sich über Eydtkuhnen in der Richtung auf Gumbinnen zu. Die an Zahl bedeutend schwächeren Deutschen zogen sich auf Befehl ihrer Heeresleitung zurück, ohne in eine Schlacht verwickelt zu werden. Der Feind zerstörte und verwüstete einen großen Teil von Ostpreußen und besetzte selbst Insterburg.

Lodernde Feuersäulen stiegen allenthalben zum Himmel empor. Auf der großen Straße nach Gumbinnen wälzten sich ganze Scharen von Flüchtlingen vorwärts. Wöchnerinnen liefen im Hemd umher. Die Kinder wurden aus den Windeln gerissen. So mußte man flüchten. Was nicht die Weite

suchen konnte, fiel den Russen zum Opfer. Frauen, Kinder, unsere verwundeten Soldaten schleppte der Kosak in die Kirche. Und hernach wurde sie sofort in Brand gesteckt, so daß Hunderte auf diese gräßliche Weise ihr Leben endeten.

Die evangelischen Pastoren in Schareyken, Kreis Marggrobwoa, und Szittkehmen, Kreis Goldap, weigerten sich, den Russen Angaben über die Stellung unserer Truppen zu machen. Sie wurden deshalb in den Mund geschossen und tödlich verwundet.



Deutscher Brückentrain auf dem Marsch.

In einem Dorf im Kreise Pillkallen trieb man die Frauen und Kinder zusammen auf ein Gehöft und verurteilte sie zum Tode durch Verbrennen. Erst als die Eingeschlossenen, von Flammengarben umringt, in höchste Not und Bedrängnis geraten waren, wurden die Tore geöffnet und die gequälten Leute herausgelassen.

Auf einem Gutshof bei Szittkehmen wurde der alte Besitzer erschlagen. Die Wirtin wurde genötigt, den Russen Speisen und Getränke zu bringen. Als alles aufgezehrt war, mußte sie in einer Gasse, die von russischen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett gebildet worden war, Spießruten laufen, und wurde dabei verletzt.

In einem Dorfe des Kreises Stallupönen wurde unter der unwahren Behauptung, daß aus dem Dorfe geschossen worden sei, eine Reihe von Bewohnern, darunter Frauen und Kinder, nach vorheriger Marterung erschossen. Ebenso wurden in dem Dorfe Schillehnen im Kreise Pillkahlen 10 Personen unter dem gleichen falschen Vorgehen niedergemacht.

In dem Dorf Radszen zündeten die Russen fast alle Gebäude an, so daß im Augenblick fast der ganze Ort in Flammen aufging. Auf die unglücklichen



Russische Kavallerie.

Bewohner wurde mit Hieb- und Schußwaffen losgegangen. Getötet wurden in diesem einen Dorfe 2 Männer und 8 Frauen, 3 Männer wurden verletzt.

Bis zum 18. August hatten die Russen im Regierungsbezirk Gumbinnen sechs Domänen niedergebrannt, im Kreise Pillkallen allein über fünfzehn Dörfer und Güter.

Bei diesen Brandschatzungen ging der Feind systematisch vor. Kleinere Abteilungen, mit Zündmaterial versehen, zogen den russischen Hauptmassen voran und verrichteten die üblichen „Heldentaten". Gewöhnlich wurden die Bewohner zuvor aufgefordert, ihre Behausungen zu verlassen. Dann wurden

alle Räume bis zum letzten Kellerwinkel durchsucht. Ganz gleichgültig, ob die Beute zufriedenstellend war oder nicht, ließ man schließlich das ganze Gehöft in Flammen aufgehen.

„Humane“ Kommandanten begnügten sich damit, bloß Ställe und Scheunen der Zerstörungswut ihrer Truppen preiszugeben. Aber solche Offiziere gehörten zu den Ausnahmen.

Mitunter griff man einen Vorwand auf wie den, es seien aus einer Dachluke oder einem Fenster Schüsse abgegeben worden, zur Vernichtung auch größerer Ansiedlungen.



Gesprengte Brücke bei Andenne.

So wurden 25 Marktflecken und Dörfer vollständig dem Erdboden gleichgemacht, doppelt so viele schwer beschädigt und teilweise zerstört, weil die Bevölkerung zu arm war, die geforderte Kriegssteuer einzubringen.

Im Regierungsbezirk Gumbinnen stellten die Behörden später über 360 offenbar völkerrechtswidrig ermordete Bewohner fest.

Da die Deutschen, zumeist arme Landleute, sich vollkommen ruhig verhielten und zu keinen harten Maßnahmen des Feindes herausforderten, wie etwa die heißblütigen Franktireure im üppig übermütigen Belgien, so waren diese Tatsachen durch nichts zu erklären oder gar zu entschuldigen.

Die asiatische Moral verführte manche der in Ostpreußen hausenden russischen Bestien allerdings zu noch gräßlicheren Grausamkeiten.

Kürassieroberleutnant Tiedemann fand zwei Tage nach dem Treffen bei Zorothowo auf der Straße Guttstadt=Seeburg einen Trupp preußischer Rekruten, der am Tag vorher von einer Kosakenübermacht überfallen worden war. Man hatte den Rekruten entweder ein Bein oder eine Hand abgehackt und sie dann so im Straßengraben liegen gelassen. Der den Rekruten beigegebene Gendarm wurde in kniender Stellung, die Hände gefesselt, auf den



Zurückkehrende Truppen ins Gouvernement Brüssel.

Boden geworfen und zum Hungertod begnadigt. Ohren und Nase waren ihm abgeschnitten.

Ein Generalstabsoffizier berichtete von einem russischen Truppenführer, den man auffing und der in seiner Tasche einen abgeschnittenen Frauenfinger nebst Ring hatte. Der Schurke wurde ohne weiteres Kriegsgericht von unsern ergrimmten Soldaten mit ihren Gewehrschäften totgeschlagen.

Die Landwehrleute Kurtz und Fanseweh erklärten eidesstattlich, sie hätten im Wald bei Grodtken, jener elf, dieser neun Frauenleichen mit aufgeschnittenen Bäuchen und abgeschnittenen Brüsten gesehen.

Das Blut erstarrt einem bei der Vorstellung solcher viehischer Greueltaten. Aber Russen brachten sie kalten Blutes zuwege.

Wir dürfen uns darüber nicht mehr wundern, seitdem wir wissen, daß ein russischer General namens Martosch befohlen habe, alle deutschen Ortschaften in seinem militärischen Bereich zu verbrennen und alle männlichen Einwohner zu erschießen, auch wenn sie sich nicht am Kampf beteiligten, noch die Herausgabe von Lebensmitteln oder dergleichen verweigerten.



Hof des Justizpalastes in Lüttich.

Am 25. August wurde folgender Funkenspruch des russischen Generals an den Kommandeur des 1. Armeekorps aufgefangen: „Ich bitte unverzüglich weiterzugeben an 2. Infanteriedivision und Stab 23. Armeekorps 7 Uhr 13 morgens an Bef. Der Kommandierende. Befehl: Kompagnie mit energischem Kommandeur auszuschicken, mit Auftrag, alle Förster ohne Erbarmen zu erschießen." Wer wollte noch Beweise für russische Niedertracht?

Gottes Mühlen mahlen manchmal schneller, als die Sünder ahnen. Schon rüsteten die Deutschen zu den tatkräftigsten Gegenmaßregeln.

Am 20. August griff das 1. deutsche Armeekorps die Russen bei Gumbinnen an, warf sie zurück und machte dabei 8000 Gefangene.

Da aber neue russische Verstärkungen nördlich des Pregelflusses und südlich der masurischen Seenlinie in Erscheinung traten, blieb nichts anderes übrig als dem übermächtigen Feind zunächst das Feld zu räumen.



Festung Namur mit zerstörter Brücke.

Nur für einen Augenblick zogen sich die Deutschen vor den Russen zurück. Der große Befreier Ostpreußens nahte.

General Hindenburg, anfangs auf dem westlichen Kriegsschauplatz beschäftigt, hatte inzwischen den Oberbefehl über die gesamte deutsche Ostarmee erhalten und eilte in einem Sonderzug zu seinen neuen Truppen. Zwanzig

Stunden dauerte die Reise. Währenddem empfing er beständig Nachrichten über den Stand der Operationen in Ostpreußen und machte den Feldzugsplan zurecht. Als er ankam, konnte die erste große Entscheidungsschlacht sofort beginnen.

Die Deutschen hatten die Franzosen in Lothringen geschlagen, auf eigenem Grund und Boden gedachten sie auch der Russen Herr zu werden. In



Vernichtung der russischen Armee in den masurischen Seen.

der masurischen Grenzlandschaft sollte der Feind einen katastrophalen Untergang finden.

Diese Gegend umfaßt, wie wir einer Schilderung des dort heimischen Schriftstellers Fritz Skowronek im „Tag" entnehmen, drei große Seen, von denen der Spirding mit seinem Hauptbecken allein 113 Quadratkilometer bedeckt. Er entsendet nach Süden einen 13 Kilometer langen Arm, den Beldahnsee, an den sich einige kleinere und dann der 42 Kilometer lange Niedersee anschließen. Nach Norden entsendet er einen breiten Arm, der sich 30 Kilometer lang bis zur Stadt Rhein fortzieht. Von diesem Arm zweigt

sich der Kanal ab, der durch eine Anzahl kleinerer Seen bis zum Löwentin führt. Am Ostufer dieses etwas 25 Quadratkilometer großen Gewässers liegt die Stadt Lötzen und in einem Berge fast vollständig vergraben die Feste Boyen. An ihr vorbei geht sowohl die Eisenbahn als auch der Kanal, der die südlichen Gewässer mit dem 106 Quadratkilometer großen Mauersee verbindet. Dieser sendet nach Norden zum Pregel die Angerapp, während aus dem Spirding nach Süden der Pissek zum Narew abströmt.

Außer diesen drei großen Seen enthalten die Kreise Oletzko, Lyck, Johannisburg, Ortelsburg und Sensburg Tausende von mittelgroßen und kleineren Seen, die fast alle durch kleine Flußläufe miteinander in Verbindung stehen. Diese Rinnsale sind aber nicht leicht zu überschreiten, weil sie meistens durch sumpfiges Wiesengelände führen. Daraus erklärt sich, daß ein Überschreiten dieses Gebiets durch eine große feindliche Armee vollständig ausgeschlossen ist. Die Schilderung, daß Masuren zu einem Zehntel von Sümpfen und Mooren bedeckt ist, entspricht nicht der Wirklichkeit. Nur der Kreis Johannisburg enthält etwa zu einem Dreißigstel Moore, die aber zum größten Teil auch bereits durch Entwässerung in Wiesen verwandelt sind, wie z. B. die großen Pissowoder Wiesen im Süden von Johannisburg.

Sie vermehren naturgemäß noch die Schwierigkeiten des Durchmarsches einer großen Armee, dazu kommen aber noch die ganz gewaltigen Wälder. Als der größte ist die Johannisburger Heide zu nennen, die 96 000 Hektar bedeckt. Sie ist ja zum Teil hier und dort von größeren bebauten Flächen unterbrochen, aber sie enthält, abgesehen von wenigen Chausseen, nur Landwege, deren sandige Beschaffenheit schon in Friedenszeiten einem beladenen Wagen die allergrößten Schwierigkeiten bereitet, abgesehen davon, daß sie nicht nur von einer Anzahl größerer und kleinerer Seen, sondern auch von zahlreichen Mooren erfüllt ist. Um das Bild zu vervollständigen, muß noch bemerkt werden, daß diese ganze Gegend von dem Uralisch-Baltischen Höhenzug durchzogen wird, steilen, steinigen, ja unwegsamen Gebirgsketten, die dem Wagenverkehr die größten Hindernisse bereiten. Die Russen, in diese Gegenden hineingeworfen, waren, das wußte man auf deutscher Seite zum voraus, hier unrettbar verloren. Gelang es, sie zu packen und dann bis zu den masurischen Seen zurückzuschleudern, so konnten sie nicht mehr daran denken, sich zu größeren Verbänden zu sammeln und mußten wählen zwischen preußischer Gefangenschaft oder dem Tod durch Ertrinken.

Fünf russische Armeekorps stellten sich den Deutschen in den letzten Augusttagen zwischen den ostpreußischen Städten Gilgenburg und Ortelsburg entgegen. Die Entfernung zwischen diesen beiden Orten beträgt rund

70 Kilometer. Die Schlachtlinie war also nicht kleiner als die am Wasgenwald, wo die Franzosen die erste entscheidende Niederlage erfuhren.

Diese fünf Armeekorps, das 1., 6., 8., 15. und 23., wurden um drei Kavalleriedivisionen verstärkt und dürften über 150 000 Mann Infanterie, 16 000 Reiter, 540 Geschütze und 320 Maschinengewehre verfügt haben. Außerdem befanden sich unter den Russen auch Truppenteile aus dem Petersburger und Moskauer Militärbezirk. Und mit der Memelarmee stand an den Toren Ost-



Königsberg, Schloßteich und Brücke.

preußens jedenfalls eine Macht von insgesamt 450 000 Fußsoldaten und über 40 000 Reitern.

Der russische Kriegsplan war etwa der folgende: Die Memelarmee, die gegen Königsberg marschierte und vom 1. deutschen Armeekorps in tagelangen Kleingefechten aufgehalten wurde, sollte sich in Preußen selbst mit der Narewarmee vereinigen. Die masurische Seenkette trennte jedoch die beiden Heere des Feindes und verhinderte jegliche Fühlungnahme, die nötig gewesen wäre, um die Deutschen von zwei Seiten anzugreifen und so zu werfen.

Die Deutschen befanden sich in keiner beneidenswerten Lage. Zudem war die russische Übermacht gar zu groß. Aber man verzagte nicht, machte einen energischen Ruck und vernichtete die Narewarmee auf einen Schlag vollständig.

Das Zentrum der Deutschen, nichtaktive Landwehr, konzentrierte sich in der Richtung Hohenstein. Der linke Flügel, die Linie Allenstein—Wartenburg—Bischofsburg, legte sich im Halbkreis um die nördlichen masurischen



Allenstein.

Seen. Der rechte Flügel, die Linie Soldau—Gilgenburg, tat dasselbe im Süden. Diese Operation führte zur völligen Einkreisung des russischen Gegners bis über Passenheim auf der einen, über Neidenburg auf der andern Seite. Die Sümpfe, Moore und Niederungen zwischen den beiden letztgenannten Orten schlossen den Ring.

Das 8., 15., 23. und die Hälfte des 6. russischen Armeekorps mit sämtlichen Geschützen und Fahrzeugen fielen den Deutschen in die Hände. Zahllose Feinde, darunter Angehörige der ersten russischen Adelsgeschlechter, Garde-

offiziere, und vor allem der Heerführer selbst, fanden hier einen traurigen Tod. Gegen 100 000 Mann wurden gefangen.

Die Augen von ganz Deutschland richteten sich auf den großen Schlachtenlenker, der dieses Heldenkunststück vollbracht hatte. Wer war's? Ein wegen eines Gallensteinleidens 1911 zur Disposition gestellter Generaloberst: Paul von Beneckendorff und von Hindenburg.



Neidenburg, Blick auf die Stadt.

Der Sieger wurde am 2. Oktober 1847 zu Posen geboren. Sein Vater war einfacher Major, seine Mutter eine Bürgerliche. Aus dem Kadettenkorps kam er als Sekondleutnant zum 3. Garderegiment zu Fuß, nahm 1866 an den Gefechten bei Soor und Königinhof sowie an der Schlacht bei Königgrätz, 1870/71 an den Schlachten bei Gravelotte-St.-Privat und Sedan, an der Belagerung von Paris, der Erstürmung von Le Bourget teil. Als Oberleutnant zur Dienstleistung beim Großen Generalstab kommandiert, kam er als Hauptmann zum Generalstab des 2. Armeekorps. Als Major wurde er zum Generalstab des 3. Armeekorps versetzt und 1889 mit der Wahrnehmung

der Geschäfte eines Abteilungs-Chefs im Kriegsministerium beauftragt. General-Oberst von Hindenburg war Kommandeur des Infanterie-regiments Nr. 91, Chef des Generalstabs des 8. Korps, Generalleutnant und Kommandeur der 28. Division und 1903 kommandierender General des 4. Armeekorps. Der Name Beneckendorff-Hindenburg wird in der Geschichte unseres Volkes ewig weiterleben. Wie ein Fanal leuchtete er den tapferen



Gefangene russische Ulanen.

Kämpfern wider das großmächtige Rußland anfeuernd und siegverheißend voraus.

Ein Berichterstatter des „Berliner Tageblattes" suchte die grausamen Spuren des Kampfes zu beschreiben. Längs der mit alten Eichen und Ulmen begrenzten Hauptstraße nach Hohenstein boten sich ihm erschütternde Bilder dar. Hunderte von Familien aus den durch die Russen gänzlich zerstörten Städten und Dörfern der Gegend führten auf den Feldern ihr Nomadenleben. Zum Teil hatten sie sich in Strohbündel eingewühlt, teils schliefen sie auf und unter ihren Gefährten.

Noch grauenhafter war der Anblick der gebrandschatzten Orte selbst. Zertrümmerte und zur Verteidigung eingerichtete Häuser und Gehöfte längs des Weges, in den unteren Räumen blutiges Stroh, auf dem Verwundete gebettet gewesen . . . Russische Infanteristen, dazwischen tote Pferde, Kühe,



Erbeutete russische Maschinengewehre.

Schweine und Geflügel, zerschossene Wagen und zahllose Waffen. Das Gewehrfeuer der Deutschen hatte verheerend gewirkt.

Ganz Hohenstein, ehedem eine Stadt von 30 000 Einwohnern, lag in Trümmern. Durch die zerschossenen Häuserfronten konnte man ins Innere sehen. Nichts war ganz geblieben. Hier schwol es noch in dichten Wolken, da loderten noch die Flammen, unerträgliche Glut verbreitend. Tote Russen neben totem Vieh! Der Geruch war kaum zu ertragen.

Die Feinde hatten in Hohenstein drei Tage gehaust, dann wurden sie vertrieben. Unsere schwere Artillerie, die Hervorragendes leistete, heizte ihnen gehörig den Abschied ein. Eine Scheune, in der sich hundert Kosaken verschanzt hatten, wurde in Brand geschossen.

Großartige Leistungen waren hier bei Hohenstein von einer gemischten Landwehrbrigade zu verzeichnen. Diese mußte nämlich den ersten Stoß der Russen aushalten, die nach Nordwesten durchbrechen wollten. Darauf erst setzte treffend die schwere Artillerie ein.



Lyck.

Aber mit dem ersten großen Erfolg begnügte sich General Hindenburg nicht. Noch galt es zwei weitere Schlachten zu schlagen. Der geniale Heerführer erledigte sich dieser Aufgabe mit überraschender Geschwindigkeit. Schon am 10. September konnte der Draht melden, auch der linke Flügel des noch in Ostpreußen befindlichen russischen Heeres sei geschlagen, der Feind habe den Kampf aufgegeben und befinde sich in vollem Rückzug.

Es war die Memelarmee (2., 3., 4. und 20. Korps), das der starken Faust der Deutschen erlag.

Den letzten Versuch, die Ehre Rußlands auf diesem Schlachtfeld zu retten, unternahm die Grodnoer Reservearmee. Sie bestand aus den Resten



Prinz Joachim.

des 6. Korps, sowie dem Korps 22 und sibirischen Truppen und stellte sich Hindenburg bei Lyck entgegen. Allein sie teilte nur das Schicksal der übrigen.



Russischer General Schilinski.

Trotz heftigster Gegenwehr mußte sie weichen. Über 20 000 Gefangene fielen den Deutschen in die Hände. Leider wurde Prinz Joachim von

Ein von den Russen niedergebranntes Rittergut b. Tannenberg





Verbrannte Häuser in Hohenstein

Verwüstungen in Ostpreussen.

Preußen, der jüngste Sohn des Kaisers, bei einem der letzten Kämpfe verwundet.

Die Generäle Schilinski und Rennenkampf, beide im russisch-japanischen Krieg erprobte Heerführer, hatten eine vernichtende Niederlage erfahren. Hindenburg folgte den geschlagenen Russen auf dem Fuße. General Mackensen half ihm dabei als seine rechte Hand. Bald war das ganze russische Gouvernement Suwalki besetzt und preußischer Verwaltung unterstellt.



General Hindenburg.

Dankbaren Sinnes erwählten sämtliche Fakultäten der Universität Königsberg den Befreier ihrer Heimat zum Ehrendoktor. Die Technische Hochschule in Danzig promovierte ihn zum Doktor-Ingenieur. Die Stadt Königsberg verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht, Kaiser Franz Joseph die höchste ungarische Auszeichnung, das Großkreuz des St.-Stephans-Ordens.

Und so brach denn doch wieder inmitten all des Grauens und Elends ein Sonnenstrahl des Glücks zu den armen Kindern Ostpreußens herein. Ihr

Land war aus einer schweren Gefahr errettet, vom Joch der russischen Bluthunde befreit. Erleichtert atmeten die Überlebenden auf.

In Berlin aber ging es jubelnd von Mund zu Mund: Ostpreußen ist wieder unser, ist wieder deutsch! Tausende von Fahnen flatterten durch die



Ankunft leichtverwundeter Krieger.

Haupt- und Residenzstadt und überall im ganzen Deutschen Reich, wie es Richard Nordhausen im „Tag" so schön besang:

„Nun allen Jubel hinausgeschrien,
Girlanden und Blumenketten
Und Fahnen, Fahnen über Berlin! . . .
Herrgott, wir lagen auf den Knien:
Du wollest Ostpreußen retten!



Allee im Park Kalimejdan bei Belgrad.

Wie brannte die Wunde, brannte die Schmach,
Vergiftete jede Stunde!
Und jedes Herz sann dem Retter nach
— Fahnen heraus! O du Rachetag! —
Der sie niederschlug und niederstach,
Die Würger und schleichenden Hunde!



Russischer General Rennenkampf.

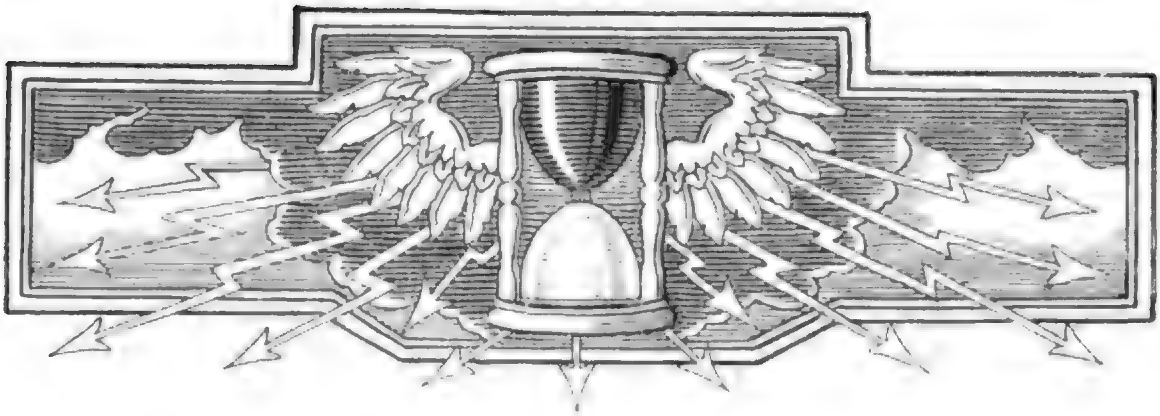
Das war ihre Kunst: gegen einen zehn,
Mordbrennend die Nacht zu durchfliegen,
Doch unsere lieben Jungen verstehn
— Laßt die Fahnen wehn und die Glocken gehn! —
In offener Feldschlacht zu siegen.

Das Land ist frei, verschollen der Graus,
Zerschmettert die Nachtgespenster.
Flammt auf, ihr Sterne des Weltenbaus!
Stürmt, Himmelsglocken! Fahnen heraus
Und Lichter in alle Fenster!"



Originalzeichnung von Albert Reich.

Aus den Kämpfen an den masurischen Seen: Nach der Schlacht.



9. Kapitel.

Der Zar und die Völker Österreich-Ungarns. Das Ringen um Lemberg.

Womit Rußland beim Kriegsausbruch rechnete, war klar, mit einem Aufstand aller slawischen Völker der Donaumonarchie wider ihr angestammtes Herrscherhaus. Mancherlei schien dieser Rechnung recht zu geben. Unter den Abgeordneten befanden sich allerhand mehr als zweifelhafte Elemente, wie z. B. der panslawistische Agitator Klofatsch, der sich eifrig in Petersburg und Belgrad herumtrieb, und vor allem die zahlreichen Spionageprozesse seit dem Fall des Obersten Redl ließen darauf schließen, daß die russischen Banknoten in manchen Kreisen Österreich-Ungarns willige Abnehmer besaßen.

Gleichwohl, die Rechnung stimmte doch nicht ganz, wie wir gleich sehen werden. Nicht einmal im Herzen des „heiligen" Rußland klappte alles so, wie sich der Zar es wünschte. Und vollends unter den nichtrussischen Nationen wollte sich außer einem Teil bestochener Ruthenen keine für den „Befreiungskrieg" begeistern.

Entsprechend den englischen Arbeiterführern Macdonald und Keir Hardie, die im Parlament gegen die Kriegserklärung Englands Widerspruch erhoben, nahm auch die sozialdemokratische Partei und die aus den wenigen freiheitlich gesinnten bäuerlichen Abgeordneten zusammengesetzte Arbeitspartei in der Duma keine zustimmende Haltung ein. Ihre Vertreter gaben einen Protest zu Protokoll und verließen hierauf den Sitzungssaal.

Vergeblich also hatte der Zar an ihr angeblich gefährdetes Slawentum appelliert, als er vor sämtlichen Mitgliedern der Duma, den Ministern und

dem Generalissimus Großfürst Nikolajewitsch seine geblähte Kriegsrede hielt. Rußland verteidige nicht nur Würde und Ehre des Reiches, sondern kämpfe auch für die slawischen Brüder, Glaubensgenossen und Blutsverwandte. „In diesem Augenblick sehe ich auch mit Freuden, wie die Einigung der Slawen mit Rußland stark und unauflöslich sich vollzieht. Ich bin überzeugt, daß ein jeder auf seinem Platz sein werde, um mir die Prüfung ertragen zu helfen, und daß alle, bei mir selbst angefangen, ihre Pflicht tun werden. Der Gott der russischen Erde ist groß!“

Prompt erwiderte darauf ein führendes Tschechenblatt, der Prager „Hlas Naroda“, der russische Kaiser wolle glauben machen, daß Rußland auch für seine slawischen Brüder kämpfe, und glaube zu sehen, daß die Vereinigung der Slawen stark und unzertrennlich vor sich gehe, während Urteilsfähige gerade das Gegenteil wahrnehmen. Von den slawischen Nationen Österreich-Ungarns sehne sich keine einzige nach einer Vereinigung mit Rußland. Dieses kämpfe einen großen Kampf, aber nicht für die Slawen, sondern zur Geltendmachung der eigenen egoistischen Ziele, für die Verbreitung seiner Macht über alle slawischen Stämme und für die Unterdrückung der Individualität der slawischen Völker. Diese würden daher mit allen Kräften darnach trachten, daß der furchtbare Kampf nicht auf Rechnung des Slawentums geführt werde.

Es geschahen wirklich Zeichen und Wunder. Was niemand noch vor wenigen Wochen für möglich gehalten hätte, ereignete sich: In Prag erwachte der österreichische Patriotismus. War man sich bisher immer nur als Tscheche und Deutscher gegenübergestanden, haßerfüllt, kampfesmutig in einem unablässigen, mehr oder minder lauten Bürgerkrieg, nun verstummte der Hader, nun fühlten sich die getrennten Völker durch das Gebot der Stunde zu gemeinsamer Abwehr vereinigt, ausgesöhnt und zusammengeschmiedet, als verlorene Kinder, die nun doch den Weg zur Heimat fanden. Und mit elementarer Allgewalt schlug die Welle altösterreichischer Begeisterung über ihnen zusammen. Es gab nur mehr ein einiges und einziges Böhmen, das kaiserlich-königlich bleiben wollte wie bisher, für alle Zeit.

Als am Abend des 7. August in Prag Extrablätter das siegreiche Vordringen der Verbündeten meldeten, zog die tschechische Bevölkerung gemeinsam mit deutschen Beamten, Bürgern und Studenten vor das reichsdeutsche Konsulat und stimmte in beiden Landessprachen das österreichische Kaiserlied an. Deutsche Ansprachen wechselten mit tschechischen. Ein endloses, begeistertes Heil- und Slawarufen auf die verbündeten Herrscher war das Echo davon.



Das deutsche Botschaftsgebäude in Petersburg vor seiner Zerstörung.

Dann bildete sich ein Zug, der unter Absingung patriotischer Lieder zum Denkmal des großen Landsmanns Radetzky marschierte und hier neuerlich in begeisterte Kundgebungen ausbrach. Dasselbe geschah vor der Statthalterei. Schließlich zogen die verbrüderten Deutschen und Tschechen vor das Korpskommando und ließen die Armee hochleben. Wahrlich, in ihrem Lager befand sich jetzt wie in den stürmischen Tagen vor 65 Jahren das ganze untrennbare Österreich. Die Hauptwache trat ins Gewehr, blies den Generalmarsch und leistete die Ehrenbezeigungen, als die Menge abermals das Kaiserlied anstimmte.

Die veränderte Gesinnung Böhmens offenbarte sich auch darin, daß die Tschechen die „Wacht am Rhein" zu singen begannen und die Deutschen das tschechische Heimatlied „Kde domov muj" lernten. Man übersetzte sogar die Texte. So lautete die erste Strophe von „Kde domov muj?" (Wo ist mein Heim?) in deutscher Sprache also:

„Wo ist mein Heim? — Wo ist mein Heim?
Bächlein murmeln am Wiesenrain,
Wälder rauschen auf Felsgestein,
Gärten prangen in Blütenpracht,
Das Paradies scheint neu erwacht,
Blick ich auf dich, du schönes Land,
Du meine Heimat: — Böhmerland!
Du meine Heimat: — Böhmerland! . . . ."

Umgekehrt ließ das Blatt „Cesky Venkov" in Pilsen auf Wunsch seiner Leser „Die Wacht am Rhein" ins Tschechische übersetzen.

Womöglich noch stärker als die Tschechen widerstanden die Polen den Lockrufen des Zaren. 1815 war durch den Wiener Kongreß der größte Teil polnischen Landes an die Russen gekommen. Alexander I. hatte aus diesem Kongreßpolen ein eigenes Königreich geschaffen und den Bewohnern allerhand politisch-nationale Zugeständnisse gemacht. Aber daraus wurde in Wirklichkeit nichts. 1825 verschwand die Preßfreiheit, und der polnische Reichstag wurde zu einem Puppentheater bei verschlossenen Türen erniedrigt. Bald folgte eine Unterdrückung der andern.

Die polnische Revolution von 1830 mißglückte. Die Moskowiterknute hauste jetzt erst recht im Slavenlande. 1851 hob man die bis dahin bestandenen Zollschranken zwischen Rußland und dem sogenannten Königreich Polen auf und allmählich wurde dieses ganz als unterdrückte Provinz dem großen russischen Reiche einverleibt. Jetzt waren auch hier nur diejenigen vollgültige Staatsbürger, die sich zur russischen Muttersprache und zum orthodoxen

Glauben bekannten, der im Zaren sein kirchliches Oberhaupt erblickt. Die wirklichen Polen gehörten zur Klasse der Entrechteten, zur Klasse der Heloten.

Die Hetzjagd auf die katholische Kirche und ihre Diener kannte weder Maß noch Ziel. Mit Waffengewalt wie in den Zeiten Neros suchte man zu



Österreichische Landwehr.
Originalzeichnung von Albert Reich.

„bekehren". Von den Widerspenstigen wurden Hunderttausende erschossen, erhenkt, ertränkt, zu Tode gefoltert oder, wenn das Glück ihnen hold war und sie Protektion besaßen, nach Sibirien verschickt.

1866 hörte sogar der Name „Polen" offiziell zu bestehen auf. Man nannte die Provinz amtlich einfach „die Weichselgebiete". Drei Jahre

später durfte an der Universität Warschau nur mehr in russischer Sprache gelehrt werden.

In den Städten herrschten seither lediglich Vollblutrussen. Die ganze Zivil- und Militärgewalt ruhte ausschließlich in ihren Händen. Und auf dem Lande drangsalierte man die armen polnischen Bauern gleichfalls. Nur durch ausgiebige Bestechung konnten reiche polnische Adelige und Industrielle gewisse private Vorteile erkaufen, die ihre Lage wenigstens einigermaßen erträglich gestalteten.

Aber das polnische Volk als solches konnte die unausgesetzte Schmach des moskowitischen Joches nicht verwinden. Es litt und hörte dabei nicht auf zu hoffen. „Noch ist Polen nicht verloren," lispelten die Unterdrückten immer wieder. Vor allem, wenn sie ihre glücklicheren Brüder in Österreich betrachteten, die dort die vollste Autonomie besaßen, ja an der Zentralregierung in Wien entscheidenden Anteil nahmen, indem seit Jahrzehnten immer ein Teil der österreichischen Minister dem Polenklub entnommen wurde, mußten sie Neid und Sehnsucht empfinden, so frei zu werden wie diese.

Wie lächerlich nahm sich daher der falsche, hochtrabende Aufruf aus, den Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch im Augenblick der russischen Not an die Polen richtete:

„Die Stunde, da der heilige Traum eurer Väter und Vorväter in Erfüllung gehen soll, hat geschlagen! Seit 150 Jahren ist Polen gleichsam in Stücke zerrissen, aber seine Seele starb dennoch nicht. Sie lebte in der Hoffnung, daß für das polnische Volk die Stunde der Auferstehung und der brüderlichen Versöhnung mit dem großen Rußland nahen würde. Rußlands Truppen bringen euch die feierliche Kunde von dieser Versöhnung. Lasset die Schranken, die Polens Völker trennen, fallen! Vereinigt euch unter dem Zepter des mächtigen Zaren! Unter seinem Zepter wird Polens Wiedergeburt in seiner Selbständigkeit, seiner Religion und Sprache erfolgen! Rußland erwartet euch offenen Herzens und reicht euch die Bruderhand zum Empfange. Es glaubt, daß das polnische Schwert, das den deutschen Feind bei Grunwald schlug, noch nicht gerostet ist. Von den Gestaden des Stillen Ozeans bis zu den Küsten des Nördlichen Eismeeres rücken russische Truppen vor. Die Morgenröte eines neuen Lebens ist für euch angebrochen! Im Glanze dieser Morgenröte lasset das Zeichen des Kreuzes strahlen, das Symbol für die Leiden und die endliche Auferstehung des Volkes!"

Man hörte die Gaukler von Petersburg, aber man wußte auch, was man von ihren trügerischen, niederträchtigen Worten zu halten hatte. Kein verständiger, aufrechter Pole ließ sich täuschen. Im Gegenteil voll Hoffnung und



Österreichischer Wachtposten im Hochgebirge.

Vertrauen blickte das polnische Volk auf die Erretter, die aus dem Westen kamen.

Und vollends nachdem die preußische Regierung den polnischen Katholiken ihren Erzbischof in Gnesen wiedergeschenkt hatte, wollten selbst schwankende preußenfeindliche Elemente in Galizien von Rußland nichts mehr wissen.

Ebenso schön wie wahr mahnte der Bistumsverweser von Posen und Gnesen am 9. August seine Gläubigen, treu zu bleiben dem angestammten Herrscherhaus der Hohenzollern. In diesem Hirtenbrief hieß es:



Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch,
Generalissimus der russischen Armee.

„In ganz Mitteleuropa lodert die Kriegsfackel, angefacht durch die russische Regierung, unter deren Grausamkeiten unser Volk in religiöser und nationaler Beziehung über hundert Jahre hindurch schmerzlich gelitten hat. Ist es euch doch, geliebte Diözesanen, nicht unbekannt, wie viele Millionen der mit uns verbrüderten Uniten mit Gewalt von der Gemeinschaft unserer heiligen Kirche losgerissen und in barbarischer Unmenschlichkeit der russischen Orthodoxie zugeführt wurden, wie viel Tausende von Söhnen unserer heimatlichen Erde ihrer von den Vätern ererbten Habe beraubt und nach Sibirien vertrieben wurden, wo sie zum Teil

der grausigen Kälte zum Opfer fielen. Ihr wisset es auch sehr gut, unter welchem Druck noch bis jetzt die katholische Kirche im Bereiche von Kongreßpolen und Litauen seufzet!

Diese unserer Nation und unserer Kirche feindlich gesinnte Regierung hat in hinterlistiger Weise die größere Hälfte von Europa in einen feurigen Kriegsherd verwandelt und Unseren Allergnädigsten Landesherrn, den Verbündeten des greisen Kaisers von Österreich, gezwungen, mit Waffengewalt die gerechte Sache und Sein Land zu verteidigen."

Zum Schluß dieser bischöflichen Kundgebung wurden die Polen in Preußen ausdrücklich aufgefordert, als würdige Söhne einer ritterlichen Nation tapfer im Kampf ihre Pflicht zu erfüllen. „Vertraut, daß euer Landesherr, wenn ihr in dieser großen, überaus bedeutungsvollen Zeit treu und mutig zu eurem Monarchen haltet und durch eure loyale Haltung zum Siege Seines tapferen Heeres beitraget, in Seinem edlen Herzen unsere gerechten Forderungen erfüllen und alles das beseitigen wird, was uns bedrückt. Vertrauet auch, daß wir durch unsere Mitarbeit zum Siege der Kaiserlichen Armee unseren leidenden Brüdern jenseits der Grenze zum Erringen einer besseren Zukunft mitverhelfen werden."

Es sollte auch bei den Polen wirklich ein heiliger, gottgesandter Volkskrieg werden. Auch die Sozialdemokraten gesellten sich hinzu. Der Kampf mit dem Zarismus sei ein Kampf mit dem Tyrannen Polens, dem Feinde der Freiheit und des Fortschritts. Dieser Kampf sei Polens heilige Pflicht. Der Krieg mit Rußland bedeute auch für den Osten Europas einen Wendepunkt, und Polen müsse in diesem Kampfe das Zeugnis abgeben, daß es sich als wahrer Kulturträger entwickeln und nicht als Schutzmauer Rußlands dienen wollen.

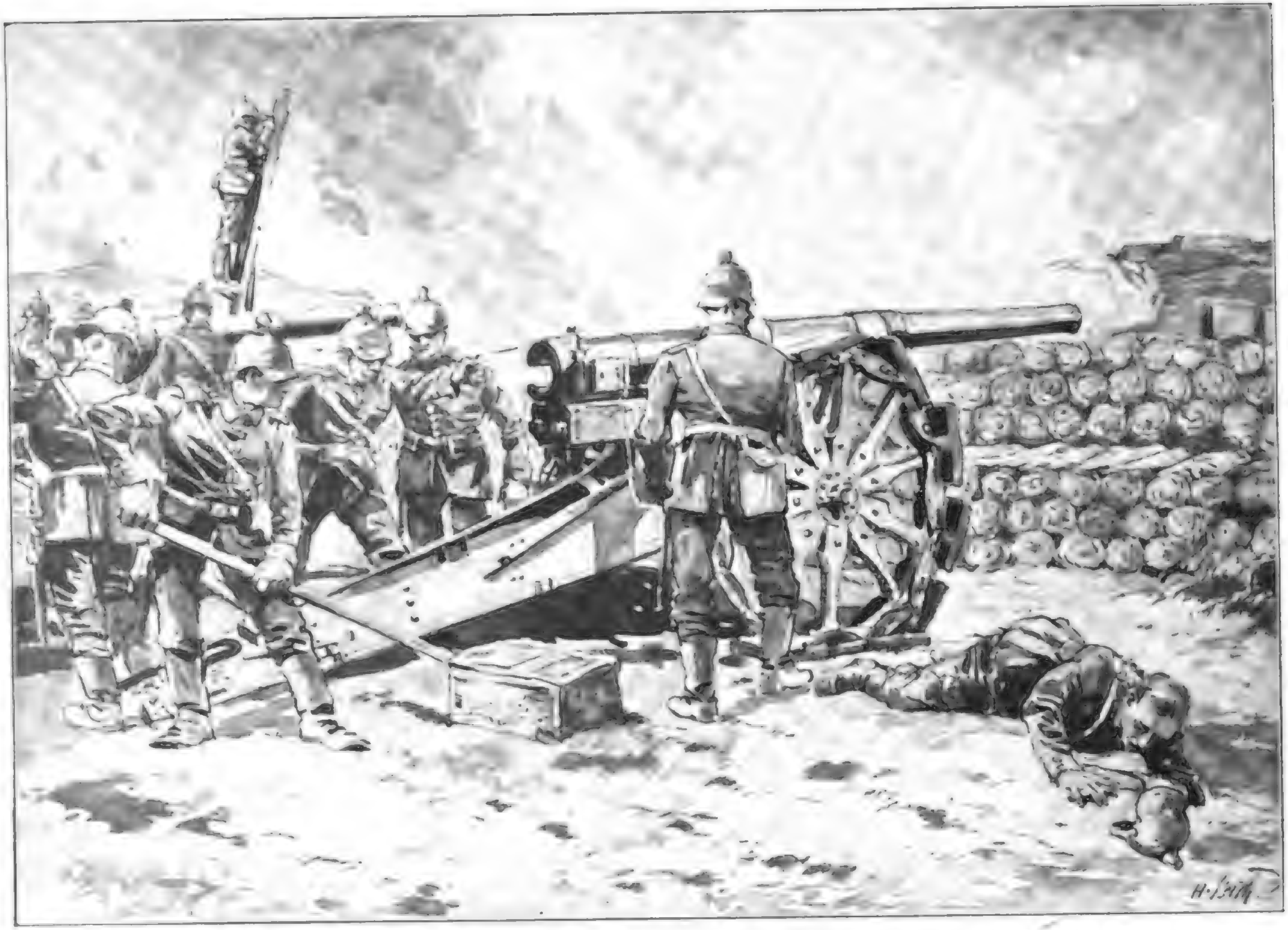
Galizien konnte sich ebensowenig wie das östlichste Kronland Bukowina aus eigener Kraft entwickeln und benötigte immer vor allem die materielle Hilfe Westösterreichs. So flossen auch diesmal von Wien aus reiche Spenden zur Bildung polnischer Freiwilligenlegionen, die neben den polnischen Jungschützen durchaus nationale und nicht etwa österreichisch-ungarische Organisationen darstellten. Zweifellos nahmen jene Jungschützen und Freiwilligen im Nationalkostüm und in den Nationalfarben nur deshalb den Kampf auf, weil sie hofften, daß die den Russen entrissene Provinz Polen mit Warschau dereinst ein selbständiges Königreich bilden wollte. Deutschfreundliche Absichten lagen ihrem Auftreten jedenfalls nicht zugrunde.

Im übrigen blieb die erwartete Volkserhebung der Polen in Rußland aus. Die Nachrichten von einer Revolution in Warschau erwiesen sich als fromme Wünsche. Im Gegenteil, die ersten polnischen Geschlechter Warschaus versicherten den Zaren ihrer treuen Ergebenheit und gaben lediglich der Hoffnung Ausdruck, von Petersburg aus die den Polen in Aussicht gestellten Freiheiten nach Schluß des Krieges wirklich zu erlangen.



Ein Feldgeistlicher der österreichisch-ungarischen Armee.

Unterzeichnet war diese Huldigungsadresse außer vom Führer der Nationaldemokraten von den Fürsten Franz und Michael Radziwill, dem Fürsten Michael Woroniecki, dem Grafen Moritz Zamoyski, kurz von den angesehensten Persönlichkeiten der Provinz Russisch-Polen. Einzig und allein die fortschrittlichen Demokraten, die sogenannte Sezession der Nationaldemokraten und die Sozialisten, also die Revolutionäre, lehnten die Unterschrift ab.



Beschießung befestigter Feldstellungen durch 15-cm-Haubitzen (mit Radgürtel).

Originalzeichnung von Albert Reich.

Zeigten so die Häupter des polnischen Volkes in den verschiedene Staaten ein verschiedenes Gesicht, so konnte man leider auf ein geschlossenes Auftreten der Ruthenen oder Ukrainer diesseits und jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle noch weniger rechnen.

Die Ukrainer bewohnen den größten Teil von Ostgalizien, den nördlichen Teil der Bukowina und Bessarabien bis ans Schwarze Meer. Sie haben mit den Russen zunächst die cyrillische Schrift gemeinsam. Sprachlich sind sie mit ihnen so verwandt wie etwa die Vlamen mit den Niederdeutschen. Religiös ist die Mehrheit orientalisch-orthodox, der Rest bekennt sich zur griechisch-katholischen, also zu der mit Rom vereinigten Kirche. Die griechisch-katholischen Ukrainer erkennen im Papst ihr kirchliches Oberhaupt an und genießen dafür das Vorrecht einer eigenen slawischen Liturgie. Ihre Priester dürfen heiraten. Nur ihre Bischöfe (in Lemberg, Przemysl und Stanislau) müssen ehelos bleiben.

Die österreichische Regierung hat diesem armen und vielfach orientalisch untätig dahinlebenden Volke aus den Steuergeldern der reichen deutschsprechenden Industriegebiete eine Unmenge von Schulen errichtet, ja sogar eine eigene ruthenische Universität in allernächste Aussicht gestellt und zur Durchführung dieses Planes bereits die nötigen Schritte unternommen. Man hätte also wohl darauf rechnen dürfen, daß nicht nur ein Teil der Ruthenen, sondern die gesamte Ukraine wie ein Mann schon aus dem einfachen Gefühle selbstverständlicher Dankbarkeit für die österreichisch-ungarische Monarchie eintreten werde. Es kam anders.

Nach den großen Schlachten auf dem galizischen Kriegsschauplatze wurden 1800 Ruthenen unter der Anklage des Hoch- und Landesverrats dem Grazer Kriegsgericht überwiesen. Ein Tiroler Offizier, der die Gefechte in der Bukowina durchgemacht hatte, erzählte, daß nach einem solchen ein Fähnrich und drei Soldaten Wasser aus einem Bache tranken, worauf sie von heftigen Krämpfen befallen wurden und bald darauf starben. Als man Nachschau hielt, fand man an verschiedenen Stellen des Baches eiserne Gefäße mit Gift. Sie waren von ruthenischen Verrätern aufgestellt worden. Immer wieder wurden die österreichischen Stellungen dem Feinde angezeigt. Und nicht bloß Bauern beteiligten sich an derartigen Verbrechen, sondern auch Intelligenzkreise. Selbst ein pensionierter Rittmeister ruthenischer Nationalität befand sich unter den Schandbuben. Diese Tatsachen redeten eine deutliche Sprache. Umgekehrt herrschte in den deutschsprachigen Alpenländern nach wie vor eine durch nichts erkaufte grenzenlose Begeisterung für den Krieg. Unter den

Deutschösterreichern gab es keinen einzigen Verräter, keinen einzigen Fahnenflüchtling, keinen einzigen Spion.

Von den im äußersten Osten wohnenden Völkerschaften stehen die Juden und Rumänen den Polen und Ruthenen an Volkszahl nach. Die Juden waren warme Freunde Österreich-Ungarns, setzten sich doch manche ihrer Gemeinden aus russischen Flüchtlingen zusammen. Nach jeder Judenverfolgung in Rußland waren Tausende herübergekommen, um unter dem Schutz des toleranten Doppelaars ihr Leben zu sichern und ihre Eigenart zu bewahren.



Ins Feld ziehende polnische Jungschützen,
bewiesen in den Kämpfen mit den Russen hervorragende Tapferkeit.

Leider besaßen die jüdischen Patrioten keinen Einfluß auf die ruthenische Bevölkerung und konnten deren Spionage kaum wirklich begegnen. Die armen Juden büßten die Sünden der durch Wucher und Erpressungen reich gewordenen Stammesgenossen. Man strafte sie in Friedenszeiten mit Verachtung und Haß, jetzt hielt man sich an ihnen schadlos, da man der Großgrundbesitzer, Großindustriellen und Großkaufleute, die sich nach Wien oder Berlin begeben hatten, nicht habhaft wurde. Russisches und ruthenisches Diebsgesindel plünderte brüderlich vereint mit Vorliebe jüdische Wohnungen und Geschäfte.

Gewiß betrachteten die Juden Galizien und die Bukowina als ihr gelobtes Land auf Erden, aber nur so lange, als es österreichisch blieb. Anderseits vermochten sie jedoch nichts dazu beizutragen, um diese Provinzen vor dem Einfall des Feindes zu schützen.

Sehr eigenartig war die Lage der Rumänen in Österreich-Ungarn. Das nationale Königreich im Süden, mehr als zwei Millionen geknechteter Brüder im russischen Südosten, so mußten sie neben der Stimme ihres Herzens auch die ihres Verstandes beachten. Und klug und vorsichtig, wie sie nun einmal waren, ließen sie sich von keiner augenblicklichen Stimmung hinreißen, sondern leisteten treu und willig dem Ruf zur Fahne Folge.

Die Bukowiner Abgeordneten rumänischer Nationalität riefen ihre Wähler zum Kampfe für das Haus Habsburg-Lothringen in begeisterten Worten auf und erinnerten an die Rumänen, die als Angehörige der ruhmreichen Armee auf allen Schlachtfeldern Europas, bei Arcole, Lissa, Custozza, Novara, in Bosnien usw. unvergängliche Lorbeeren geerntet hätten.

Ähnlich erklärte der Führer der ungarländischen Rumänenpartei Mihali öffentlich: „Die Rumänen sollen auf Gott vertrauen und gegenüber unkontrollierbaren Gerüchten allein auf ihr patriotisches Gewissen hören und alle üblen Versuchungen von sich weisen. Der greise Herrscher und das Vaterland sollen sich überzeugen von der Treue und Opferwilligkeit der unter dem Zepter der habsburgischen Monarchie lebenden Rumänen."

Ein anderer rumänischer Abgeordneter des ungarischen Reichstags, von Vajda-Voevod, erörterte im Bukarester Hauptorgan der radikal-rumänischen Partei „Adeverul" das Verhältnis der Nation zu den streitenden Großmächten. Die Siebenbürger Rumänen hätten gegen die Übergriffe der Madjaren gekämpft, aber ihre Liebe zur Dynastie und zum Vaterlande könne dadurch nicht beeinflußt werden; sie wären immer dafür, daß das Königreich Rumänien auf seiten des Dreibundes stehen und kämpfen müsse.

„Die Siebenbürger Rumänen wissen sehr gut, welche Gefahr das ganze Rumänentum und die gesamte Kultur bedroht, wenn Rußland aus dem Krieg siegreich hervorgeht. Wir wollen keine Vasallen Rußlands sein. Angesichts der von Rußland drohenden Gefahr sind die Streitigkeiten der Rumänen mit den Madjaren nichts weiter als ein Familienzwist. Wir hoffen, daß Rumänien bald aus seiner jetzigen Zurückhaltung heraustreten und sich auf die Seite der Monarchie stellen oder daß es wenigstens eine freundliche Neutralität einnehmen wird. Denn es wäre sehr tragisch, wenn die Siebenbürger Rumänen und das Königreich Rumänien im entscheidenden Augenblick in



Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen,
auf dem Felde der Ehre gefallen.

verschiedenen Lagern stehen würden. Wenn die Hälfte aller Rumänen für die Monarchie kämpfen würde, wäre es nicht zulässig, daß das rumänische Königreich gleichgültig bleiben oder an der Seite Rußlands gegen die Monarchie und folglich auch gegen uns kämpfte."

Vajda-Voevod schloß seine bemerkenswerten Ausführungen, er wolle Rumänien keine Ratschläge geben, wolle auch keine Prophezeiungen machen, aber er glaube, daß es im Interesse des Rumänentums liege, die Rumänen Bessarabiens zu retten, die sonst verloren seien. Die Siebenbürger Rumänen seien stark genug, um ihre Eigenart auch innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie aufrecht zu erhalten. Die in Rumänien verbreitete Ansicht, daß ein Sieg Frankreichs ein Sieg der Monarchie sein werde, sei falsch; denn wenn Frankreich und Rußland siegten, würden die Moskowiter die französische und die ganze europäische Demokratie ersticken. Auf Grund dieser Ansichten und im Hinweis auf das Beispiel des Jahres 1878 (im russisch-türkischen Krieg, wo Rußland die rumänische Hilfe gar schlecht bezahlte!) habe er die Hoffnung, daß in Rumänien das gesunde Urteil zum Durchbruch kommen und daß Rumänien für die Interessen des gesamten Rumänentums eintreten würde.

Diese wohlgemeinten Winke waren sicher nicht überflüssig. Denn die Rumänen fühlten sich als Stammverwandte der Franzosen immer mehr zu diesen als zu den Deutschen hingezogen. Und wenn sie auch in isolierter Stellung, von lauter slawischen Völkern umgeben, eine russische Vormacht nicht wünschen konnten, so waren die Angehörigen des Königreichs doch darauf bedacht, bei einem etwaigen Sieg der Russen nicht leer auszugehen. Und so wären sie mit ihrem leichtentzündlichen Charakter schließlich doch geneigt gewesen, zu Ungunsten Österreich-Ungarns einzugreifen, jedenfalls den von den Russen gewünschten Truppendurchmarsch zu gestatten, wenn nicht der beliebte und weise König Karol, als Hohenzollernsproß ein Deutscher von Geblüt, die eigene Nation vor jeder Voreiligkeit gewarnt und im Sinne einer unbedingten Neutralität beeinflußt hätte.

Nun noch ein Wort über die geographischen und militärischen Verhältnisse des der österreichischen Grenze zugekehrten Kriegsschauplatzes.

Für die Russen ergaben sich zwei große Einfallstore, das eine im Osten der Bukowina, das andere im Norden von Ostgalizien. Die wichtigste natürliche Befestigung für die österreichisch-ungarischen Truppen bildeten erst die Karpathen am Westrand der Bukowina und im Süden Galiziens, so daß diese beiden Länder im Kriegsfall dem Feind eigentlich schutzlos preisgegeben



Durch deutsche Artillerie zerstörtes Haus, aus dem auf deutsche Soldaten geschossen worden war.

waren. Um nun den russischen Vormarsch nach dem Westen wenigstens in einem Teil von Galizien aufzuhalten, wurden westwärts von Lemberg eine Reihe stärkster Festungen errichtet. Im übrigen glaubte man jedoch an eine russische Offensive nicht. Man nahm allgemein an, die Russen würden, zumal wegen der unsicheren Haltung der polnischen Staatsangehörigen, von vornherein auf einen Angriffskrieg verzichten und mehr dem Innern des eigenen Landes zugekehrte feste Stellungen beziehen.

Nun geschah das Unerwartete. Die Russen suchten nicht bloß in die Bukowina und Ostgalizien vorzudringen, sondern auch ihre Plätze in Russisch-Polen zu behaupten. Hier fanden sogar die ersten großen Schlachten statt.

Russisch-Polen zerfällt in drei große Landschaften und gehört zum Stromgebiet der Weichsel. Der in Österreichisch-Schlesien aus der Weißen, Kleinen und Schwarzen Weichsel entstehende größte Zufluß der Ostsee, der eine Strecke lang die Grenze gegen Preußisch-Schlesien bildet, geht an Krakau vorbei und trennt Rußland von Galizien. Unterhalb von Sandomir tritt er auf russisches Gebiet, bei der Festung Iwangorod in die polnische Tiefebene und bei Otloczyn auf preußischen Boden.

Die Weichsel trennt den Süden von Russisch-Polen in einen südöstlichen und einen südwestlichen Teil. Jener, zwischen Weichsel und Bug, von zahlreichen Sumpfgeländen durchsetzt, besteht aus einem großenteils von Gletscherschutt bedeckten Kreideland, mitunter über 300 Meter hoch. Die wichtigsten Städte dieser Gegend heißen Lublin und Cholm und gehören bereits zum russischen Befestigungsgürtel.

Im Südwesten der Provinz erheben sich zahlreiche Hügel. Nordwestlich von der Stelle, wo die galizische San in die Weichsel mündet, befindet sich die wichtigste Hügelkette, vielen deutschen Mittelgebirgen ähnlich. Der höchste Gipfel, die Lysa Gora, erreicht eine Höhe von 611 Metern. Nach Südwesten fällt das Tafelland ab. Hier setzt eine wichtige Industriegegend ein.

Der Norden, der sich bis zur baltischen Seenplatte hinaufzieht, wird von breiten sumpfigen und sandigen Tälern durchfurcht. Die Weichsel, nach Aufnahme des Bug ein Strom von etwa 1000 Meter Breite, neigt bereits bei Warschau, der volk- und industriereichen Hauptstadt (mit Vororten gegen 900 000 Einwohner) zu. In Warschau gibt es sehr viel Seiden- und Wollwebereien, Leder- und Zuckererzeugung. Die zweitgrößte Stadt heißt Lodz. Sie ist zwischen der Weichsel und Warthe gelegen, an der Bahnlie Sagan-Kalisch-Warschau, und umfaßt mehr als 350 000 Einwohner.

Ostgalizien und die Bukowina bildet ein im Südwesten von dem gewaltigen Karpathengebirge abgegrenztes, meist ebenes Gelände. Das benachbarte Rußland (Wolhynien, Podolien und Bessarabien) ist gegen Russisch-Polen durch die etwa 100 000 Quadratkilometer großen Sümpfe des Pripol, der in den Dnjepr einmündet, geschieden. Dieses Wald- und Sumpfland befindet sich innerhalb des Festungsdreiecks Brest-Litowsk, Mohilew und Kiew. Im Frühjahr, wenn die großen Überschwemmungen eintreten, gleicht die



Erzherzog Friedrich von Österreich,
Generalissimus der österreichisch-ungarischen Armee.

Landschaft von der österreichischen Grenze an, aber stellenweise auch schon in Ostgalizien, einem endlosen Binnensee mit zahlreichen Inseln. Dann stehen die dichten Urwälder vielfach unter Wasser und üben auf den Beschauer einen eigenartigen romantisch-grausigen Reiz aus.

Gegen Rumänien fließen Pruth und Dnjester. Am Pruth liegt die Hauptstadt des österreichischen Kronlands Bukowina, das gänzlich unbefestigte Czernowitz.

Weiter im Süden berührt der russische Kriegsschauplatz die Ufer des Schwarzen Meeres.

Vergleicht man die Länge des russischen Grenzlaufs im Westen mit der des französischen im Osten, so ergibt sich, daß dieser kaum mehr als ein Drittel von jenem ausmacht. Die deutsche Wacht an der Weichsel begegnete daher von vornherein größeren Schwierigkeiten als die Wacht am Rhein.

Die stärksten Festungen des russischen Reiches gegenüber der mittleren Westfront sind: Iwangorod, auf dem Wege von Sandomir nach Warschau, am Zusammenfluß der Weichsel mit dem Wjeposch, 28 Kilometer im Umfang Diese Festung verteidigt drei Bahnlinien. Ihr folgt im Norden die Dreiecksfestungsgruppe: Warschau, Nowogeorgijewsk und Segrshe. Warschau mit 50000 Mann Besatzung und 1400 Geschützen, 48 Kilometer im Umkreis befestigt, bildet den Hauptwaffenplatz des Landes. Die Werke sind jedoch an manchen Stellen veraltet. Tadellos modern dagegen repräsentiert sich die an der Mündung des Narew-Bug und der Wrkna in die Weichsel gelegene Gürtelfestung Nowogeorgijewsk mit dem Brückenkopf Kapune. Sie dient zum Schutz von zwei Bahnen und vier Straßen. Segrshe, 30 Kilometer oberhalb der Narewmündung, ebenfalls mit einem Brückenkopf ausgestattet, verfügt über 100 000 Mann Besatzung, mehr als 2500 Geschütze und eine neuerbaute Fortlinie, die den Ort einerseits mit Warschau, anderseits mit Nowogeorgijewsk verbindet. Das wertvolle Festungsdreieck mißt im Umfang rund 130 Kilometer.

In der sumpfreichen, dem Innern des Landes zugekehrten Gegend östlich von Warschau, an der Mündung der Tozne und Muchaviez in den Bug, erhebt sich die Festung Bresk-Litowsk. Sie ist als Haupt- und Knotenpunkt der ganzen westrussischen Befestigungsanlagen gedacht und zählt ungefähr 50 000 Mann Besatzung nebst 1000 Geschützen. Ihr vorgelagert erscheinen die festen Plätze Rowno am Ustje, Luzk am Styr und Dubno im Süden gegenüber der Ostgalizien zugewandten Grenze.

Der Norden Russisch-Polens wird durch die Festungen Ossowiez-Gonionos und eine Reihe von Brückenköpfen am Narew geschützt, die den etwaigen Einmarsch einer ostpreußischen Armee verhindern sollen.

Den unter dem Oberkommando des Erzherzogs Friedrich stehenden österreichisch-ungarischen Truppen war eine ungeheuer schwierige Aufgabe zugefallen. Sie sollten der Hauptmacht des Feindes im Osten widerstehen und ihn womöglich niederringen. Anderseits erheischte die bedrohliche Lage im Süden, nicht nur an der serbischen Grenze, sondern auch an der Adria, das Aufgebot großer Heeresmassen. Das Deutsche Reich sollte sich inzwischen mit ganzer Kraft und ungestört auf den westlichen Gegner werfen können. Daher stellte Preußen nur die notwendigsten Schutztruppen in seinen östlichen Pro-

vinzen auf. Als ernstliche Hilfe kamen sie für Österreich-Ungarn nicht in Betracht.

Nun ereignete sich zweierlei, was den günstigen Fortgang der Operationen verlangsamte und hemmte. Der tollkühne Widerstand Belgiens kostete den deutschen Heeren viel Zeit und Blut. Frankreich sank daher nicht so rasch zu Boden, als der Fall gewesen wäre ohne Belgiens feindselige



General Viktor von Dankl.

Haltung uns gegenüber. Auch die Bezwingung der Serben in dem schluchtenreichen Bergland, das dem Feind einen Kleinkrieg von Mann zu Mann ermöglichte wie Tirol den Seinigen 1809, ging nicht ohne weiters vor sich. Doch darüber hatten sich nur das Publikum und vielleicht die Mannschaften täuschen können, nicht aber die Heerführer, die mit diesen Schwierigkeiten rechneten. Mit einem rechnete jedoch kaum jemand. Daß Rußland selbst aus Asien Truppen hergeholt hatte, schien anfangs unglaublich. Aber es war dennoch wahr. Die Gefangennahme zahlreicher asiatischer Truppen in den ersten

Schlachten erhärtete das Gerücht zur Tatsache. Rußlands Mobilmachung war seit Monaten erfolgt, sein Überfall planmäßig vorbereitet.

Dadurch sah sich jedoch Österreich-Ungarn einem Feind gegenübergestellt, dessen Übermacht kolossaler war, als ursprünglich angenommen werden konnte. Die Offensive führte nicht zu dem erwünschten Ziele. Der anfänglich geringe Widerstand in Ostpreußen ermöglichte den Russen immer größere Massen, im ganzen dreiviertel ihrer gesamten Hauptmacht, gegen die österreichische Grenze zu werfen und unsere Offensive in eine Defensive zu verwandeln.

Das, was der Feind wollte, erreichte er allerdings nicht. Österreich-Ungarn im ersten Ansturm zu zerschmettern, blieb ein unerfüllter Wunsch. Und die mühselig und langsam erreichten Erfolge waren Pyrrhussiege, die Rußland bereits in den ersten Kriegswochen furchtbar schwächten, so daß es an eine Ausnutzung derselben nicht denken konnte.

Zunächst erging es ihm überhaupt übel. Die ersten Kämpfe in Russisch-Polen und jenseits der Pruth nordöstlich von Czernowitz endeten mit einem Vormarsch der österreichisch-ungarischen Armeen. Die Bukowina wurde von Feldmarschalleutnant Schmidt vortrefflich betreut und noch am 26. August fand an der Grenze ein für die Russen verlustreiches und in jeder Hinsicht unglückliches Gefecht statt. Daß am 2. September der größte Teil des Landes mit der Hauptstadt von den Unsrigen geräumt wurde, war nur eine Folge von Ereignissen auf anderen Stellen der Schlachtfront, die am Ende eine Ausdehnung von etwa 400 Kilometern erreicht hatte und in einem drei Wochen langen Millionenringen gipfelte.

Bereits im August fanden mehrere Kämpfe statt, die verrieten, daß in Russisch-Polen und in Ostgalizien das Schwergewicht der ersten Entscheidung liegen würde. In den dreitägigen siegreichen Schlachten bei Krasnik (22.—24. August) gelang es dem General der Kavallerie Viktor Dankl fast ein Drittel der russischen Armeen zu schlagen und für eine Offensive zunächst unfähig zu machen. Kielce wurde von den österreichisch-ungarischen Truppen besetzt. Und bereits am 24. August befanden sich diese, nachdem sie im Anschluß an die preußisch-schlesischen Regimenter unter kleinen Kämpfen die Lysa Gora überschritten hatten, auf dem Vormarsch nach Radom.

Über diesen ersten großen Sieg, der uns über 6000 Gefangene, 3 Fahnen, 28 Geschütze und viele Maschinengewehre verschaffte, erschienen bisher nur wenige episodenhafte Berichte. Darnach eröffneten die Russen am Nachmittag des 22. August mit einer an manchen Stellen zehnfach überlegenen Artillerie das Feuer. Die Maschinengewehre der Russen waren unausgesetzt in Tätigkeit. Mit Munition wurde hier wie auch auf den andern Schlacht-

feldern geradezu Verschwendung getrieben. Unsere Infanterie hatte sich sofort bei Beginn des russischen Feuers zu Boden geworfen und wartete kaltblütig die Attacke des Feindes ab. Dabei schoß sie auf diesen unablässig und richtete in seinen Reihen die größten Verheerungen an. Die heranstürmenden Dragoner wichen entsetzt zurück. Und schließlich ergriffen auch die dahinter befindlichen Truppen eine panikartige Flucht. Plötzlich sah man, wie die flüchtenden Russen kehrt machten, um die Attacke auf die österreichisch-ungarische Armee zu erneuern. Den flüchtenden Feinden war nämlich ein General entgegengeritten, der neuerdings das Kommando zum Angriff gab und selbst seiner Reiterei voranstürmte.



Erbeutete russische Geschütze und Proviantwagen.

Einige Schützen unserer Patrouille nahmen jedoch sofort den General aufs Korn, schossen, und wenige Sekunden nachher stürzte dieser, von mehreren Kugeln getroffen, zu Boden.

Es war der General Wameski, der, wie sich herausstellte, in seiner Rocktasche das Ernennungsdekret zum kaiserlich russischen Gouverneur von Lemberg mit sich führte, ein tapferer Haudegen. Bald nach seiner Überführung ins Lemberger Spital, wo er aufs sorgfältigste verpflegt wurde, erlag er seinen Wunden.

Der Fall des Generals war für die Russen das Zeichen zu einer durch nichts mehr gehemmten rasenden Rückwärtsbewegung. Der Kampf endete auf einem entscheidenden Punkte des Schlachtfelds mit einem vollen Sieg der

österreichisch-ungarischen Truppen, und zwei Tage später war er auf der ganzen Linie erkämpft.

In einem Trupp von Gefangenen befand sich ein junger Offizier, der in deutscher, fast berlinerischer Sprache ärgerlich fragte: „Ja, gibt's denn hier niemand, der d e u t s c h spricht?" — Ein Österreicher stand in der Nähe und antwortete sofort. „Aber genug gibt es solche, wir Offiziere sprechen alle



General von Auffenberg.

Deutsch." Darauf er: „Nu Gott sei Dank, daß ich 'mal wieder vernünftig sprechen kann. Na, wir haben heute ordentliche Dresche gekriegt." Es war ein als Reserveoffizier eingerückter Kurländer.

Westlich davon zwischen Wieprz und Bug operierte die Armee des früheren Kriegsministers Generals der Infanterie Ritter von Auffenberg mit großem Geschick. Am 25. August unternahm sie einen Angriff auf die aus dem Raum von Cholm gegen Süden vorrückenden russischen Kräfte. Hieraus entwickelte sich die Schlacht bei Zamosch und Komarow.

Am 28. August rückten Verstärkungen heran. Erzherzog Joseph Ferdinand befehligte in Person die neuen Truppen.

Aber auch die Russen wuchsen zu immer stärkeren Massen an und versuchten um jeden Preis in dem Raum von Komarow durchzustoßen.



Eroberte russische Feldgeschütze in Wien.

Noch immer wogte der Kampf unentschieden hin und her. Die Armee Auffenberg setzte die angebahnte Umfassung fort und der Feind erneuerte seine Durchbrechungsversuche.

Endlich am Nachmittag des 1. September wurden Komarow und die Höhen südlich von Tyszowze genommen. Die wackeren Mährer, Niederösterreicher und Tiroler hatten hier Wunder von Heldentaten verrichtet.

19 000 Gefangene, zahlloses Kriegsmaterial, darunter 200 Geschütze und viele Maschinengewehre, fielen den Siegern in die Hände.

Indessen war von der Armee Dankl die Verfolgung der zurückweichenden Russen bis in die Nähe von Lublin fortgesetzt worden, und auch auf dem ostgalizischen Kriegsschauplatz wurde unablässig schwer gekämpft. Hier focht der Feind mit einer noch größeren Übermacht und daher einigermaßen glücklich.

Denn schon am 28. August konnten die östlich von Lemberg operierenden österreichisch-ungarischen Heeresteile ein Zurückgehen in die unmittelbare Nähe der Stadt Lemberg nicht vermeiden.

Am 29. August erneuerten die Russen mit aller Wucht, Zähigkeit und Ausdauer ihren unerhört starken Frontalangriff und steigerten ihn womöglich am folgenden Tag.

Die Behörden der galizischen Hauptstadt trafen rechtzeitig alle Vorkehrungen zu einem Verlassen derselben. Gleichwohl konnte der größte Teil der weit über 200 000 Einwohner zählenden Bevölkerung nicht ohne weiters beruhigt oder weggeschafft werden. Denn jeder, sofern er nicht orientalisch-orthodox oder zumindest Ruthene war, fürchtete nicht bloß für sein Hab und Gut, sondern bangte auch um sein Leben. Flüchtlinge aus Ostgalizien berichteten schauerliche Vorkommnisse.

In Tarnopol hatten die Leute schon vor zehn Tagen den Einzug der Russen erwartet und beteten, in den Häusern eingeschlossen. Plötzlich, so berichtete ein glücklich Entronnener, ertönten russische Kanonen. Mehrere Geschosse vernichteten das Schulgebäude. Auf den Kanonendonner hin eilten viele auf die Straße, besonders zum Marktplatz drängte die Menge. Hier fand sich auch der Bürgermeister dieser vorwiegend von Juden bewohnten Stadt ein und sagte ungefähr folgendes: „Füchtet nichts, die Russen werden bloß die öffentliche Gebäude beschießen, jeder bleibe in seinem Heim und ertrage ruhig das Schicksal, das uns Gott auferlegt. Vertrauen wir auf Gott!“ In diesem Augenblick fiel eine Granate auf die Mitte des Platzes vor den Füßen des Bürgermeisters nieder. Mehrere Personen wurden verletzt. Der Kanonendonner wollte nun nicht mehr verstummen. Mehrere Häuser brannten nieder. Am Morgen ließ nun der Bürgermeister selbst alle Einwohner auffordern, die Stadt möglichst rasch zu verlassen. Der Eisenbahnverkehr war längst eingestellt. Und so mußten die Armen auf Handkarren ihre beste Habe und ihre Kinder vor sich herschieben, sofern sie nicht zu den wenigen Auserwählten gehörten, die eine abgetriebene Schindermähre ihrem schwerbepackten Wagen voranspannen konnten. Zudem gingen viele Familienangehörige in dem allgemeinen Wirrwar verloren. Manche

mögen von den immerfort einschlagenden Granaten getötet oder verwundet irgendwo liegen geblieben sein. Zeit, um lange nachzusehen, besaß niemand. Eiligst jagte einer den andern. Auf dem Wege nach der ungarischen Grenze, der die meisten zustrebten, schlossen sich den Tarnopolern un-



Kubankosaken. Originalzeichnung von Albert Reich.

zählige Bewohner von Dörfern an, die jedoch in der Nähe der Stadt Strij halt machten und die Verdrängung der Russen abzuwarten gedachten.

In Zaloſze und andern Orten, wo die Kosaken bereits eingedrungen waren, schoß der Feind in alle Häuser, brach in die Geschäftslokale ein und plünderte mit Hilfe der ihm ergebenen ruthenischen Bauern nach Räuberart.

In Monastrezica bereiteten jedoch die Österreicher den Kosaken ein grauses Blutbad. Diese hatten sich in dem Ort festgesetzt und brandschatzten

die jüdische Bevölkerung, als unsere Soldaten nahten. Die Juden meldeten sofort die Anwesenheit von Kosaken, die rasch in sämtliche Keller geflüchtet waren, und verließen ihre Häuser. Darauf wurden diese einfach niedergeschossen, und die ganze Kosakenbande fand ein jämmerliches Ende.

In Brzezany wieder griff eine Kosakenübermacht die Österreicher, die sich in der Stadt befanden, an. Als die Lage kritisch zu werden begann, unternahm eine kleinere Abteilung einen Ausfall, erreichte den hinter Brzezany befindlichen großen Fischteich und öffnete die Schleusen, wodurch die Russen unter Wasser gerieten, kampfunfähig wurden und sich ergeben mußten.

Lemberg, die Metropole des Königreichs, um die sich jetzt die Entscheidung drehte, polnisch „Low" geheißen, stammt noch aus dem Mittelalter, obwohl es infolge der verschiedenen Kriege und Brände, denen es ausgesetzt war, den altertümlichen Charakter zum größten Teil eingebüßt hat und vollkommen den Eindruck einer modernen Stadt macht. König Siegismund III. nannte Lemberg: Civitas finitima regni (des Königreichs äußerste Stadt) und diese Bezeichnung besteht eigentlich heute noch zu Recht. Denn Stanislau und Kolomea, die noch östlicher gelegen sind, erscheinen dem Westeuropäer als große Dörfer und als nichts mehr. Czernowitz dagegen, noch 1775 ein armseliges Türkennest, heute eine blühende Universitäts- und Handelsstadt, gehört bereits der Bukowina an.

Lemberg liegt in einer Mulde am Poltiewfluß. Die Hauptverkehrsader bildet der stattliche Ringplatz wie in allen alten slawischen Ansiedlungen. Ursprünglich eine deutsche Gründung wurde „Löwenberg" mit seinen gotischen Bauwerken 1527 ein Raub der Flammen. Der heutige Ring („Rynek") stammt in seinen ältesten Bestandteilen aus dem 18. Jahrhundert. Einflüsse deutscher, vornehmlicher schlesischer Architekten zeigen sich unverkennbar. Anderseits merkt man auch romanische Kunst. Die Bernhardikirche, vielleicht das schönste Architekturdenkmal des heutigen Lemberg, ist von einem Italiener und einem Schweizer erbaut.

Übrigens weist keine galizische Stadt so viele internationale Beziehungen auf wie gerade Lemberg. Die reizende walachische Kirche, die romantische Armeniergasse mit der von einem Deutschen erbauten uralten Armenierkirche, die Synagoge, „Goldene Rose" geheißen, inmitten des jüdischen Ghettos — sie alle haben ihre Kameraden und gewähren dem Besucher die mannigfachste Abwechslung.

Allerdings die modernen Bauten überwiegen weitaus. Die große Karl-Ludwig-Straße mit dem herrlichen Marienplatz erinnert an die Gegend „Unter den Linden" in Berlin. Im Norden erhebt sich der grüne Schloßberg,



Herabholen eines russischen Fliegers durch österreichische Vorposten bei Lemberg.

Zeichnung von: Fritz Neumann.



Ein feindliches Flugzeug wird aus einem deutschen Schützengraben beschossen.

von dem man eine Ausschau in das endlose, nach Rußland ziehende ruthenische Steppenland halten kann. Der nach Süden gerichtete Blick erkennt in der Ferne allerdings eine schönere Landschaft, die ungarischen Karpathen.

Eine Woche vor der Räumung der Stadt teilte die Militärbehörde dem Bürgermeister mit, daß strategische Gründe die bevorstehende Preisgabe Lembergs bedingten. Die Bevölkerung habe inzwischen Zeit, ihr Vermögen in Sicherheit zu bringen.

Daraufhin verkündete der Bürgermeister sofort, daß die Räumung bevorstehe. Es wurde angeordnet, daß die Banken bis Mitternacht offen bleiben und den Geldverkehr abwickeln sollten. Jeder konnte sein Geld bekommen. Der Bürgermeister traf Verfügungen, damit die wertvollen Mobilien ohne Störung weggeschafft würden. Außer den Wertgegenständen durfte man Kunstgegenstände, teure Gemälde, wertvolle Möbelstücke, Wäsche und Instrumente mitnehmen.

Es begann nun sofort eine große Wanderung. Jedermann erledigte seine schwebenden Angelegenheiten mit größter Hast und eilte zu Fuß nach dem entfernten Bahnhof, da es keine Personenwagen mehr gab.

Jeder Reisende sollte sich vor der Abfahrt einen Paß auf dem Generalkommando beschaffen. Doch dazu reichte die Zeit in den meisten Fällen nicht mehr.

Bürgermeister Neumann, der sich um die Schaffung der polnischen Freiwilligenlegionen lebhaft bemüht hatte und auf dessen Kopf ein hoher Preis stand, wandte sich gleichfalls zur Flucht.

Die Bahnverwaltung besaß, da die Räumung Lembergs auch für sie überraschend kam, nicht die nötige Menge von Verkehrsmitteln. Nur zwei Züge konnten den Abreisenden zur Verfügung gestellt werden. Beide fuhren nach Krakau. Die Fahrt dahin, die in normalen Zeiten sieben Schnellzugstunden ausmachte, währte jetzt dreißig Stunden.

Am 4. September mittags ging der letzte österreichische Verwundetentransport ab. Die 2000 im Garnisonsspital untergebrachten verletzten Soldaten hatten nämlich gedroht, sich umzubringen, falls man sie in die Hände der Russen fallen ließe. Da die Bahn schon auf 10 Kilometer Entfernung von den abziehenden Truppen zerstört war, mußten diese Ärmsten auf Leiterwagen mit Pferde- oder Ochsengespann befördert werden.

Auf der Strecke Lemberg-Zambor sah man Tausende und Abertausende von Menschen zu Fuß und in Wagen, mit der notwendigsten Habe bepackt, in dichten Massen sich vorwärts schieben.



Lemberg.

Die Furcht vor den Russen war zu groß, als daß mehr denn 40 000 Menschen fast ausschließlich Ruthenen in Lemberg zurückblieben. Auf dem Rathaus hißte man eine weiße Fahne. Die orthodoxen Einwohner befestigten orientalische Heiligenbilder vor ihren Wohnungen, um sich als Glaubensbrüder der Russen auszuweisen und von ihnen geschont zu werden.

Am 4. September um 10 Uhr abends zogen die ersten russischen Truppen unter General Ruski in Lemberg ein.

Die Neugruppierung der österreichisch-ungarischen Armee westlich von Lemberg erfolgte am gleichen Tag.

Über das Leben und Treiben der Russen in den besetzten Hauptstädten der Bukowina und Galiziens sickerten bald ein paar Nachrichten in die westeuropäische Öffentlichkeit. Sowohl Czernowitz wie Lemberg bewohnten Tausende von Ruthenen, die zum Teil wenigstens mit dem Feinde längst schon unter einer Decke steckten. Auch den Rumänen gegenüber, die in der Hauptstadt der Bukowina keinen geringen Bruchteil der Bevölkerung bilden, benahmen sich die Russen anfangs ungemein freundlich, erhofften sie doch eine angenehme Rückwirkung auf das benachbarte Rumänien. Täglich konzertierte auf dem Ringplatz eine Militärkapelle. Und abends bis spät in die Nacht hinein gab es Bälle, Gelage und andere Lustbarkeiten. So ausgelassen war es selbst unter der fidelen österreichischen Herrschaft niemals zugegangen. Als aber anfangs Oktober an der unbedingt neutralen Haltung Rumäniens nicht mehr gezweifelt werden konnte und der Vormarsch der Russen in den Karpathen bedenklich ins Stocken geriet, verwandelte sich ihre ursprünglich freundliche Gesinnung in namenlose Wut. Die Soldateska brandschatzte mit ruthenischen Bauern die Umgebung und selbst das Innere der Stadt. Die erzbischöfliche Residenz, nach der Wiener Hofburg und dem Prager Hradschin wohl der monumentalste Prachtbau Österreichs, wurde ein Raub der Flammen. Selbst das städtische Wasserwerk blieb von dem tollgewordenen Gesindel und seinen militärischen Befehlshabern nicht verschont. Die Häupter der deutschen, rumänischen und jüdischen Bevölkerung saßen längst schon als Geiseln in Kiew, nachdem man Czernowitz eine Kriegssteuer von 600 000 Kronen auferlegt hatte.

In Lemberg wieder dachte keiner der Russen an die Versprechungen, die offiziell den Polen ursprünglich gemacht worden waren. Die Eisenbahnlinien wurden instand gesetzt, breitspurig wie alle in Rußland, und das ganze Beamtenpersonal bestand aus Russen, die aus dem Innern des moskowitischen Reiches herbeigeholt wurden. Die Stationen wurden in russischer Sprache und Schrift bezeichnet. Und auf Anordnung des Oberkomman-

dierenden begann auch eine russische Zeitung „Wojennoje Slowo“ zu erscheinen.

Die unter dem Vorsitz des Oberprokurators des „Heiligen Synod“ amtierende Kommission in Petersburg wurde mit der Aufgabe betraut, „tüchtige“ orthodoxe Geistliche auszubilden, die ihr Augenmerk auf die Organisation der russischen Kirche in Galizien zu richten, das „moralische Bewußtsein“ im ruthenischen Volke zu wecken und zu diesem Zweck Bücher mit russisch-orthodoxer Tendenz zu verbreiten hätten. Bereits 35 solcher „Missionäre“ folgten dem an sie ergangenen Rufe in die Charkower Diözese, während man den romtreuen ruthenischen Erzbischof Grafen Szeptycki gefangen nach Nischninowgorod schleppte.



Russische Infanterie in Schützenlinie.

„Halicz und Lemberg“, verkündete ein in Kiew erlassenes Manifest, „die ältesten orthodoxen und russischen Städte, sind mit dem großen russischen Kaiserreich verbunden worden. Nach Jahrhunderten polnischer und katholischer Gefangenschaft wird Galizien Mutter Rußland einverleibt.“ . . .

Die Russen schienen nach ihrem Einzug in die ihnen kampflos überlassene Hauptstadt Galiziens einen Flankenstoß in der Richtung Lublin vorzuhaben, wobei sie ihren hinter die Grodeker Teichlinie zurückgegangenen Gegner vernachlässigen zu können glaubten. Jedenfalls erfolgte die Ablösung glatt.

An einen weiteren Vormarsch dachten sie einstweilen nicht. Sie waren so erschöpft, daß sie zunächst an nichts anderes als Ruhe und Pflege dachten. Im verlassenen Lemberg waren immerhin so viele Lebensmittel vorhanden, daß sie Hunger und Durst — diesen wohl mit dem famosen polnischen Schnaps — reichlich befriedigen konnten.

Am 7. September ergriffen jedoch die österreichisch-ungarischen Truppen die Offensive und zwangen die Russen zur Abwehr.

Am Morgen des 8. September begann auf der 70 Kilometer breiten Front Komarow-Rawaruska ein allgemeiner Angriff, der bis zum 11. September für die Unsrigen durchaus erfolgreich war, namentlich auf dem nahe an Lemberg vorrückenden südlichen Flügel.

Die Heldensöhne der Pußta kämpften an der Grodeker Reichsstraße geradezu verzweifelt mit der sie bedrohenden Übermacht und brachten diese zum Weichen. Dieser Einzelsieg, so erfreulich er war und so ruhmwürdig er in der Kriegsgeschichte ewig fortleben wird, besaß jedoch auf den Endausgang des großen Ringens nicht den erwünschten entscheidenden Einfluß.

Denn inzwischen hatte sich die Lage des nördlichen Flügels ungünstig verschoben. Ein Hauptteil der russischen Armee zog mit ungeheuren Verstärkungen dem General Auffenberg entgegen. Ebenso stießen die bisher siegreich vorgedrungenen Truppen des Generals Dankl vor Lublin auf immer stärker werdende neue russische Kräfte. Die feindliche Artillerie war der durch die vielen Verluste auf dem sumpfigen Boden Russisch-Polens geschwächten österreichischen weitaus überlegen, nicht nur der Zahl nach, sondern weil es sich um frische Truppen handelte, auch in bezug auf die Munition.

Deshalb mußte die Armee Dankl zurückgehen, um so mehr als Teilkräfte des Gegners sich in den Raum Rawaruska-Jaroslau einzuschieben suchten, um den Wiederanschluß des österreichischen Nordflügels an die vor Lemberg operierende Hauptarmee abzuschneiden.

Unter solchen Umständen konnte auch diese ihren Sieg bei Grodek (10. August) nicht ausnutzen und mußte auch diese zweite Riesenschlacht vor den Toren Lembergs abbrechen, um weiter im Westen eine neue für alle Armeeteile geeignete Verteidigungsstellung einzunehmen. Die starke Festung Przemysl bot dem österreichisch-ungarischen Heere einen neuen besseren Stützpunkt, ein sicheres Bollwerk.

Die Ursache für diesen Ausgang war lediglich in der gewaltigen zahlenmäßigen Überlegenheit der Russen, die mindestens 17 Divisionen, also gegen 400 000 Mann mehr ins Feld stellten als Österreich-Ungarn, und außerdem eine unvergleichlich stärkere Artillerie besaßen. Die Russen, die Dank ihrer



Beim Aufwerfen von Schützengräben.

falsch und verlogen schon vor Monaten inszenierten Mobilmachung selbst sibirische Soldaten in ihren Reihen hatten und fortwährend frische Nachschübe erhielten, waren von vornherein in gewaltigem Vorteil. Währenddem mußten die österreichisch-ungarischen Truppen drei Wochen lang mit Unterbrechung anstrengender Märsche in unausgesetzten verlustreichen Kämpfen standhalten und konnten sich nicht eine einzige Nacht ruhig ausschlafen, da sie bis auf den letzten Mann zur Abwehr des Feindes gebraucht wurden. Wahrhaft eine heroische Leistung!

Von der Schlacht bei Grodek brachte der „Corriere della Sera“ eine anschauliche Schilderung, zugleich ein prächtiges Stimmungsbild eines großen Kampfes überhaupt. Die folgende deutsche Übersetzung gibt diese Ausführungen in der Hauptsache wieder:

Es ist ein grauer, kalter Morgen. Wir befinden uns auf einer Art Hochplateau, das dünenartig bis auf 300—400 Meter ansteigt. Vielfach erinnert das kahle, trockene Gelände an die nordafrikanischen Dünenlandschaften. Nur gegen Norden breiten sich ausgedehnte Pinien- und Tannenwaldungen aus; kahl ist auch das nordöstliche Vorgelände, nur hie und da von einer kleinen Waldparzelle durchsetzt. Das Terrain eignet sich wenig zum Gefecht, da der Angreifer genötigt ist, ohne Deckung vorzugehen. Einzig die Dünen gewähren einigen Schutz. In der Morgenfrühe verschwinden die Vedetten in dem dichten, weißen Nebel, den die Sonne vergebens zu durchdringen sich anstrengt. Und in diesem Nebelmeer suchen die beiden Armeen miteinander Fühlung zu gewinnen. Um an die Front zu gelangen, waren wir genötigt, ungezählte Requisitionsfuhrwerke, die mit Munition und Proviant beladen waren, zu passieren. Deren Führer sind typische polnische Bauern von hoher Statur und starkknochig, mit weißen Wolljacken bekleidet, auf dem Haupt die charakteristische schwarze Mütze. Jeden Augenblick ertönt ein Trompetensignal: es ist ein Militärautomobil. Zurufe längs der Wagenkolonne; diese hält auf der linken Straßenseite an. Das Automobil passiert in einer Staubwolke. Bald sind es wieder Dragoner- oder Ulanenpatrouillen, die im Galopp vorbeireiten. Wohin gehen sie? Man weiß es nicht. Jedenfalls an die Front. Zu beiden Seiten der Straße stehen auf den Feldern und Wiesen die Parkkolonnen der verschiedenen Hilfsdienste. Über zahlreichen Sanitätsfuhrwerken flattert das Genfer Rote Kreuz. Weiter vorne kommen wir an einer Kriegsbrückenabteilung vorbei und stoßen dann auf lange Munitionszüge und fahrbare Feldküchen. Überall entrollt sich vor unsern Augen das Bild des großen Krieges.

Jetzt ertönt ein Kanonenschuß, ein zweiter folgt; dann setzt allgemein der Geschützdonner ein. Die gesamte Artillerie tritt in Funktion. Die Luft und der Nebel werden von den Projektilen zerteilt. Wir passieren bei strahlender Sonne Grodek, ein Dorf, das sich auf einer durch zwei Seen gebildeten, 270 Meter breiten Landzunge erhebt. Jene werden durch die Wereszyca, einen linksseitigen Zufluß des Dnjestr, gespeist. Die Ortschaft selbst besitzt mehrere ansehnliche Wohnhäuser. Doch da ist bereits eines in Trümmer gelegt, dort wieder eines. Wir sind in der Feuerzone angelangt. Die Ortschaft ist gedrängt voll von Soldaten. Das Gemeindehaus ist in ein Hospital umgewandelt; aus den Fenstern wehen Rotkreuzfahnen.



Österreichische Feldküche.

Wir umgehen den See und befinden uns nunmehr auf dem eigentlichen Gefechtsfeld. Unversehens setzt Geschützdonner ein: es sind die vorgeschobenen österreichischen Batterien, die den Gegner unter Feuer nehmen. Unmittelbar neben uns ist ein Drachenballon, der der Artillerie als Beobachtungsposten dient, niedergegangen. Unbeweglich liegt er jetzt da. Auf dem Wege, den wir zurücklegen, begegnen wir überall Spuren verlassener Stellungen: hier ein Schützengraben, angefüllt mit Patronenhülsen, dort verlorene oder vergessene Ausrüstungsgegenstände; an der Straße, die durch die Felder führt, steht ein durch Geschosse beschädigtes Haus; armseliger, zertrümmerter Hausrat ist sichtbar. Der Wind weht Papierblätter fort: es sind Schüleraufgaben.

Die Artillerie setzt ihr Feuer fort; man hört über sich die Geschosse pfeifen und vernimmt dann aus weiter Ferne, wie ein Echo, deren Explosion.

Im Norden erhebt sich ein Pinienwald, in dem gestern die österreichische Artillerie Stellung genommen, nachdem die Russen ihn geräumt hatten. Diese Waldung überschüttete die feindliche Artillerie mit einem wahren Hagel von Granaten und Schrapnels, der den Bäumen schwer zusetzte, die österreichische Batterie aber wenig belästigte. Jetzt ist es im Walde ruhig. Die Geschütze sind vorgegangen, die Russen um einige Kilometer zurückgewichen: aus den Stellungen, aus denen sie gestern ihre Geschosse schleuderten, feuern heute die österreichischen Batterien.

Wir schreiten rüstig vorwärts. Das Konzert setzt immer gewaltiger ein. Der Nebel ist gänzlich verschwunden. Das Gewehrfeuer wird intensiver: es kommt von der österreichischen Infanterie, die nunmehr vorgeht, nachdem ihr die Artillerie vorgearbeitet hat. Lange Schützenlinien werden auf einen Moment über einer Düne sichtbar, um dann am jenseitigen Hang zu verschwinden. Die feindliche Artillerie belästigt sie nicht, ein Beweis, daß sie weit zurückgegangen ist. Wir gelangen weiter und begegnen kleinen Abteilungen von Zersprengten, die ihre Einheiten aufsuchen. Wo befindet sich Regiment Nr. so und so? werden wir gefragt Wir geben, so gut wir es vermögen, Auskunft. Die Leute ordnen sich und marschieren mit bewundernswerter Ruhe vor, ihrem Regiment nach. Der Kanonendonner weist ihnen den Weg; ihm folgen sie, denn dort wütet die Schlacht. So erfüllen sie ihre Pflicht.

Die Schlacht ist auf ihrem Höhepunkt angelangt. Staub- und Rauchwolken erheben sich, wo eine Granate geplatzt ist. Kleine, weiße Wölklein zeigen in der Luft das Krepieren der Schrapnels an. Das gesamte Gelände gleicht einem Weihrauchfaß. Hinter einer Düne sind große Mengen Verbandstoff angehäuft; vor ihnen befindet sich ein Munitionspark. Die russische Artillerie sendet uns ohne Unterbruch ihre Geschosse entgegen; sie platzen in unserer unmittelbaren Nähe: eine Granate bohrt sich tief in das Erdreich ein, die Kugeln der Schrapnels überschütten die ganze Zone. Anfänglich schenkt man ihnen Aufmerksamkeit, bald aber interessiert der Gang der Schlacht mehr. Der Geschützdonner wird schwächer, das Infanteriefeuer ist nur noch aus der Ferne vernehmbar. Bereits begegnen wir den ersten Verwundetentransporten, die auf die nächsten Verbandplätze übergeführt werden. Eben führt eine Patrouille etwa zwanzig gefangene russische Soldaten vorbei: es sind alles junge Leute, keiner verletzt, alle wohl ausgerüstet, in grünlicher, kleidsamer Uniform.

Der Nachmittag wird schwül; der Wind hat aufgehört. Auf dem Schlachtfeld lagert eine graue Rauchwolke. Einige Kilometer im Osten entfernt stehen noch russische Abteilungen. Gewaltige Rauchmassen erheben sich aus jener Richtung. Vielleicht steht dort eine Ortschaft in Flammen. Gegen Abend mehren sich die Feuerzeichen. Der Gegner hat sich zurückgezogen, aber nur, um am nächsten Tage den Kampf von neuem aufzunehmen. Seine Widerstandskraft ist noch nicht gebrochen. Zu Tausenden liegen die Gefal-



Zerstörtes russisches Dorf an der russisch-österreichischen Grenze.

lenen auf dem Felde der Ehre. Hunderte von Verwundeten werden vorbeigeführt, unter ihnen zahlreiche Russen. Allen wird die nämliche Pflege zuteil; sie alle sind froh, diesem Höllenkessel entronnen zu sein. Doch morgen wird der Kampf seinen Fortgang nehmen . . .

Der Rückzug der Armeen Dankl und Auffenberg aus Russisch-Polen erfolgte glücklich, obwohl die Russen alles aufboten, um eine Umzingelung durchzuführen. Diese mißlang in jeder Hinsicht. Nicht einmal Teile der österreichisch-ungarischen Truppen im Norden wurden zersprengt.

Was hatte der russische Riese in sechs langen Wochen erreicht? Im Norden faßte ihn General Hindenburg beim Kragen, im Süden konnte er sich, wenn er wollte, seinen Kopf an den Wällen von Przemysl blutig rennen.

Wenn man bedenkt, was Rußland in die Wagschale warf, seine ganze Hauptmacht, und überlegt, wieviel das im Westen bedrohte Deutsche Reich und das im Süden beunruhigte Österreich-Ungarn an Kräften für den Osten erübrigen konnte, so dürfte man auf unserer Seite vorläufig zufrieden sein.

Die unablässige Arbeit der Spione, die selber wieder ein ganzes russisches Armeekorps im eigenen Lande darstellten, erschwerte zudem diesen Waffengang für uns in hohem Grade. Am Tag wurde der Feind durch verschiedenfarbige Rauchsäulen, nachts durch Lichtsignale verständigt, sobald die Unserigen eine wichtige Bewegung vornahmen. Auch Spiegelsignale gelangten in listiger Weise zur Anwendung. So faßte man eine ruthenische Prozession ab, der ein auf einen Spiegel gemaltes Heiligenbild vorangetragen wurde. Sobald es gelang, die Russen auf für sie gefährlichen Boden abzudrängen, rettete sie die ruthenische Spionage prompt und zuverlässig. Eine große Anzahl derartiger ukrainischer Vaterlandsverräter wurde zwar noch vor der Räumung Lembergs um den Preis ihrer Verbrechen gebracht und hingerichtet, aber wie viele brave Österreicher und Ungarn hatten um dieser Schurken willen schon früher bluten müssen?

Faßte man alles in allem zusammen, so war der in Berlin geprägte Ausdruck „Löwen von Lemberg“ für diese heldenhaften Verteidiger im Osten wohl am Platz. Die vielen großen und kleinen Leistungen übermenschlicher Tapferkeit hier anzuführen, fehlte Raum. Auch werden wohl niemals alle zur Kenntnis der Geschichtschreiber gelangen.

Einer freilich, der es binnen vier Tagen vom gemeinen Mann bis zum Feldwebel brachte, gehörte bereits, noch bevor das Riesenringen um Lemberg sein Ende erreichte, zum Tagesgespräch in ganz Österreich und Deutschland.

Der Infanterist Julius Reif zeichnete sich in einem Gefecht auf dem nördlichen Kriegsschauplatz dadurch aus, daß er die Mannschaft der dritten Kompagnie zunächst durch Worte anfeuerte, gleich darauf aber noch mehr durch sein Beispiel. Er sprang nämlich ganz allein ins feindliche Feuer vor und riß wie im Fluge die von den Russen eingeschlagenen Distanzpflöcke, die das Einschießen des Gegners erleichtern sollten, mit eigenen Händen aus dem Boden. An der Spitze seiner nachrückenden Kameraden stürmte er hierauf die Stellung des Feindes. Diese wurde sofort von der russischen Übermacht unter schweren Verlusten an Toten, Verwundeten



Gefangener ruthenischer Bauer, der als Spion verdächtigt ist.

und Gefangenen fluchtartig geräumt. Der junge Held bekam noch am gleichen Tag die Korporalscharge.

Drei Tage später harrte der neue Korporal mit seinen zwölf Mann, trotz heftigen Artillerie- und Gewehrfeuers, in einer vollständig ungedeckten Stellung aus, während die übrige Mannschaft derselben Kompagnie, fünfmal vorgeführt, vor dem mörderischen Geschützhagel immer wieder zurückwich.

Am 28. August brachte der mit einem Zugskommando betraute Korporal Reif seinen Trupp von fünfzig Mann taktisch richtig mit unerhörtem Wagemut gegen die feindliche Stellung vor und trug so wesentlich zur Zurückdrängung des Feindes bei. Im Verlauf des Gefechts bemerkte er an einer Waldblöße eine Schar Russen, die mit Verstärkungen etwa hundert Mann erreichte und sich anschickte, unsere vorrückenden Mannschaften von der Flanke anzugreifen und in Verwirrung zu bringen.

Reif brachte seinen Zug auf rund siebzig Mann und stürmte auf den etwa dreihundert Schritte entfernten Gegner los. Er selbst stach den feindlichen Kommandanten mit dem Bajonett nieder.

Als die Russen die Aufforderung zur Übergabe mit Feuer erwiderten, schoß die Abteilung Reifs nicht minder heftig zurück. Der Erfolg war jedoch dort ein anderer. Die Hälfte des Feindes fiel, der Rest entfloh.

Bald darauf bemerkte Korporal Reif auf einer nahen Anhöhe vier feindliche Maschinengewehrabteilungen, die unsere Truppen beschossen. Reif ließ die etwa vierzig Russen starke Bedienungsmannschaft durch sieben Mann aus der Flanke beschießen, stürmte mit seinen übrigen Leuten geradeaus die Höhe, erbeutete die Maschinengewehre und nahm den Feind bis auf den letzten Mann gefangen. Er wurde dafür sofort zum Feldwebel befördert und sowohl für die silberne wie für die goldene Tapferkeitsmedaille vorgeschlagen, die höchsten militärischen Auszeichnungen, die der Mannschaft in der österreichisch-ungarischen Wehrmacht verliehen werden.

Der Name Lemberg („Löwenberg") gewann zum zweiten Male symbolische Bedeutung. Und mit Recht konnte ein unbekannter Dichter „die Löwen von Lemberg" im Berliner „Tag" also besingen:

„Hinwallt übers Tal der Geschütze Dampf . . . .
Drei Wochen steh'n sie in hartem Kampf.

Bedrängt von der Russen Übermacht,
So schlagen sie ihre Riesenschlacht.

Hier wanken die Reih'n, von dem Feind erdrückt —
Schon sind sie wiederum vorgerückt.

Und drauf und dran mit Hurraschrein!
Vorwärts in die Russenkugeln hinein.

Und schlagen los und mähen den Feind —
Drei Wochen! Und keine Hilfe erscheint.

Um sie Verderben und Todesgraus! . . .
Immer neue Massen speit Rußland aus.

Um jeden Weg, jeden Streifen Land
Ist immer von neuem die Schlacht entbrannt.



Transport leichtverwundeter ungarischer Soldaten nach den Kämpfen bei Lemberg.

Der Feind — ein unübersehbares Meer — —
Wie ein Löwe so wehrt sich Österreichs Heer.

Aufglomm der Tag, und der Tag verblaßt',
Nicht kannte es Ruhe, nicht kannte es Rast.

Hinwallt übers Feld der Geschütze Dampf . . .
Drei Wochen! Welch ein Heldenkampf!"



10. Kapitel.

Des Deutschen Reiches Schutzgebiete. Die ersten Seegefechte und Kolonialkämpfe.

Viele Schwarzseher, die nun doch recht behielten, trauten dem europäischen Frieden nicht. Und diejenigen, die immer wieder mit neuen Flottenvorlagen kamen, erwiesen sich als weitsichtigere Politiker denn die zahlreichen Nörgler und Neinsager, die an einen Krieg mit England nicht glauben wollten.

Aber dieser Krieg kam doch. Und nicht nur die englische Weltmacht, sondern auch die gelbe Rasse hielt den Augenblick für gekommen, mit dem aufstrebenden, blühenden, jugendlichen deutschen Staate abzurechnen, der ihm nie etwas Böses angetan, der im Gegenteil die angelsächsische Rasse stets über Gebühr bewundert und die Japaner zu einem Kulturvolk erzogen hatte.

Dem deutschen Michel fehlte es nie an Warnern, die ungern zusahen, wie deutsche Dichter und Gelehrte, Kaufleute und Theaterdirektoren den Herrschaften jenseits des Kanals beständig Weihrauch streuten und unsere Nation anglisierten, wie unsere Hochschulen von mongolischen Jünglingen heimgesucht wurden, japanische Ingenieure unsere Flottenwerften und Militärfabriken durchmusterten, scheinbar friedlich gesinnte Freunde, im Herzen aber arglistige Späher, mißgünstige Neider.

Auf die deutschen Kolonien, vor allem aber auf den schwunghaften deutschen Exporthandel, eine steigende Quelle des Reichtums, hatten es die beiden sonst unter sich selbst uneinigen Genossen abgesehen.

Rußland und Frankreich wurden von ihnen in den Krieg gehetzt. Das Deutsche Reich sollte vernichtet werden, die Franzosen und Russen sollten bis zur Erschöpfung kämpfen. Deshalb erzwang England den Vertrag, daß keine Macht einen Einzelfrieden abschließen dürfe. Im Bunde mit Japan gedachte es dereinst den verbluteten Völkern Europas den Frieden zu diktieren, diesen die Taschen zu leeren und dann erst recht als die einzige Weltmacht zu regieren.

Für London war der Krieg nichts anderes als ein Geschäft, das Ergebnis von Handelsstreitigkeiten, ein Rechenexempel, bei dem allerdings nicht mora-



Der 15jährige Finkenwärder Fischersohn H. Braker,
der jüngste Seesoldat.

lische Qualitäten wie Vaterlandsliebe und Volkserhebung in die Wagschale fielen, sondern lediglich Geld, Geld und abermals Geld.

Wir wissen, wie hochmütig und gewalttätig die englische Hochkirche in den britischen Landen herrscht, wie schwer Irland seit Jahrhunderten unter dem Joch der Gewalthaber seufzt. Wilhelm Jensen hat einst dies Wesen voll Heuchelei, Perfidie und Niedertracht treffend gegeißelt in einem „Gebet der Engländer" betitelten Gedicht. Wir finden die Verse bezeichnender als manches dicke Buch über den gleichen Gegenstand, umschreiben sie doch vor allem den Charakter von Neu-England, der mit dem von Alt-England, dem

trotz seines immer vorhandenen stark ausgeprägten Egoismus verehrungswürdigen Reiche, wenig gemein mehr hat:

„'s ist Sonntag; zum Betsaal ergießen
Sich Mister, Mistreß und Miß,
Sie falten die Finger und schließen
Mit Gott einen Kompromiß:

O Lord, gib jeglichen Hafen
In *unsere* Fäuste nur!
Gib uns von allen Schafen
Auf Erden die erste Schur!

Laß unsre Gäule die besten
Bei jedem Rennen sein,
Laß unsere Hammel sich mästen
Und gib unseren Hähnen Gedeih'n!

Schreib' alle Maklerspesen
Auf unser Konto um,
Laß Indier und Chinesen
Vertieren im Opium!

Von jedem Erdengenusse
Gib uns den Hauptgewinn,
Und dann, erhalte zum Schlusse,
O Lord, die Königin!

Dann wollen wir dich verehren
Sonntäglich insgesamt,
Und alle Heiden bekehren
Zum anglikanischen Amt . . . .“

In einem denkwürdigen Artikel der „Bayerischen Staatszeitung“ suchte einer der besten Kenner des heutigen England, Kasimir Graf von Leyden, der 1876 als junger Botschaftsattaché in London gewesen war, den großen, sich damals vollziehenden weltpolitischen Umschwung darzulegen.

Großbritannien wurde vor vierzig Jahren von der konservativen Partei unter Lord Salisbury beherrscht. Dem jungen Deutschen Reich brachte man die vollsten Sympathien entgegen. Der deutsche Botschafter ging in den



Speisung der Mannschaften durch die Feldküche.

Häusern der Königin Viktoria und ihrer Minister ein und aus, ein stets willkommener Gast und Berater. Allmählich jedoch bereitete sich eine Wandlung vor.

Der Balkan lenkte wieder einmal die Aufmerksamkeit aller Politiker auf sich. Serbien, vom panslawistischen Rußland verhetzt, ließ sich zu einem Krieg gegen die Türkei drängen, zu der es damals noch im Verhältnis der Tributpflicht stand. Außerdem kam es zu einem Christenaufstand in Bulgarien.

Das altehrwürdige Symbol des Kreuzes wurde neuerdings mißbraucht. Rußland und seine Vasallen auf dem Balkan predigten einen Kreuzzug wider den grausam wütenden Halbmond und forderten Europas moralischen Beistand in diesem Kampfe, der in Wirklichkeit nur den Herrschgelüsten des pseudochristlichen Moskowitertums diente. Denn die in den letzten Jahrzehnten an Türken und unter Christen selbst verübten Grausamkeiten spotteten jeder Beschreibung und standen der türkischen Tyrannis in nichts nach, während der Zar in Petersburg nach immer weiteren Regionen seine Knute zu schwingen gedachte und allem, was nicht zum orthodoxen Glauben gehörte, Tod und Vernichtung schwor.

Gladstone, der Führer der liberalen Opposition in England, die hauptsächlich das radikale Bürgertum um sich scharte und gegen die „Partei der Herzoge" — so nannte man die Konservativen — zu Felde zog, begann mit dem radikalen Frankreich zu liebäugeln und nach Rußland zu schielen. In Rußland sah es zwar durchaus nicht liberal aus, aber nach der wahren Freiheit verlangte ja der englische Liberalismus im Grunde genommen gar nicht. Die alten Privilegien sollten entwertet, die Überlieferung gebrochen werden. Und in diesem Sinn mußte ihm das traditionslose moderne Rußland, das der deutschen Schule zu entlaufen suchte und auf die guten Beziehungen zu Deutschland keinen Wert mehr legte, nur willkommen sein.

Charlotte Lady Blennerhasset, die das viktorianische England aus eigener Anschauung kennen lernte, gab eine ausgezeichnete Charakteristik Gladstones und erzählte dabei folgende Episode. Es war in Lenbachs Atelier in München. Blennerhasset, der Gast aus England, der damals noch an der Spitze der gemäßigten Liberalen stand, besichtigten die Gemälde des Meisters und stießen dabei auf ein gerade in Arbeit befindliches Bismarckporträt. Gladstone sah es lange an, dann flüsterte er seiner Begleiterin ins Ohr: „Ich weiß, ich sollte das nicht sagen, aber ich denke, es ist der Teufel."

Auch Blennerhasset betonte Gladstones Hinneigung zum republikanischen Frankreich. Wo immer seine unberechenbaren Sympathien für geschädigte



Unsere Belagerungsgeschütze, aus gedeckter Stellung feuernd.

Nationalitäten zu Worte kamen, schwärmte er unterscheidungslos für ein befreites Italien und für die politische Emanzipation auf dem Sudan.

Gladstone rief für die von den Türken hingemordeten Bulgaren die öffentliche Meinung Europas auf, die Metzeleien von Mohammedanern durch entmenschte slawische Christen erweckten bei ihm keine Regung des Mitleids.

Ein richtiges Empfinden für die Forderungen nationaler Ehre konnte schwerlich bei dem Mann vorausgesetzt werden, der ein demütigendes Übereinkommen mit der Burenrepublik abschloß und General Gordon in Chartum opferte, im Wahne, dadurch Kriege zu vermeiden. Es ergab sich von selbst, daß einer derartigen Betrachtung der Dinge nichts antipathischer war als die Begründung des Deutschen Reichs und die Persönlichkeit desjenigen, in dem die Welt dessen Schöpfer erkannte.

Bismarck verkörperte für Gladstone den Militarismus, das Recht des Stärkeren, den Begriff der Autorität auf dynastischer Grundlage, den Widerstand gegen parlamentarische Regierungsformen.

Gladstone sah sich vor Übernahme des von ihm gebildeten Ministeriums verpflichtet, dem österreichisch-ungarischen Botschafter Abbitte zu leisten für die Angriffe, die er, wie er sagte, „in unverantwortlicher Stellung" gegen die Monarchie und ihren Herrscher Franz Joseph geschleudert hatte.

Von Gladstone ging die Losung „die Massen wider die Massen" aus; er war es, der im Widerspruch zur eigenen Vergangenheit das Zeichen zur Durchbrechung der ungeschriebenen Tradition gab. Er stürmte das Oberhaus und untergrub dessen Einfluß. Das Unterhaus bekam eine bis dahin unerhörte Macht. Und die seitherigen Parteiführer desselben wuchsen sich zu rücksichtslosen Despoten aus. Auf den Widerspruch der ohnmächtigen Lords achteten sie je länger, desto weniger. Die radikale Demokratie herrschte hierzulande bald ebenso ausschließlich wie im kulturkämpferischen Frankreich.

Der Grundstein zu der sogenannten Tripelentente oder dem Dreiverband zwischen England, Rußland und Frankreich wurde nicht etwa erst zur Zeit der Balkankriege gelegt, sondern bereits in den siebziger Jahren, als die Auflösung der altenglischen Geschlechterherrschaft, der überzeugungstreuen Aristokratie (Aristokratie im besten Wortsinn) beschlossene Sache war.

Eines Tages erschien eine elegante Russin, Madame Novikoff, in London und eröffnete in Claridges Hotels einen erstklassigen Salon. Sie stand in Diensten Rußlands, das sich seit jeher verführerischer Weiblichkeiten zu politischen Zwecken im Ausland gerne bediente. Wie viele abenteuerlustige Spioninnen tauchten später um 1900 in Österreich-Ungarn und im Deutschen



Deutsche Matrosen. Originalzeichnung von Albert Reich.

Reich auf! Diese Damen hatten es vor allem auf Offiziere und Politiker abgesehen. Und auch Madame Novikoff verstand ihr Handwerk.

In ihrem Zirkel entstand der Plan zu der großartigen Protestversammlung von St. James Hall, in der die türkischen Greueltaten auf dem Balkan, übertrieben dargestellt, die schärfste Verurteilung im Namen der gesitteten Menschheit erfuhren. Rußland erreichte auf diese Weise, was es wollte.

Mit diesem moralischen Erfolg begnügte es sich jedoch nicht. Bismarck und Andrassy stifteten den Dreibund zwischen dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn und Italien. Englands Mißtrauen erwachte. Und in Petersburg schürte man es.

Der gewaltige Aufstieg des deutschen Volkes, das Wachstum der deutschen Flotte, der Reichtum des deutschen Handels trugen das Ihrige dazu bei, Englands Verstimmung zu Mißgunst und Neid zu steigern.

Das noble altadelige England vertauschte seine Regierung, geriet unter die Diktatur des radikalen Klüngels und wurde ein gehässiger Beutestaat modernster Prägung. Der Manchesterliberalismus aber erblickte in einem starken Deutschland seinen gefährlichsten Nebenbuhler.

Der Premierminister Asquith, der Schatzkanzler Lloyd George, der Lordkanzler Haldane, die tonangebenden Politiker des Jahres 1914, lauter, wie man bei uns sagen würde, skrupellose Advokaten, kluge, gewandte Köpfe, von Vorurteilen nicht geplagt, mit der Fähigkeit ausgerüstet, jede, auch die schlechteste Sache zu verfechten, was unpatriotisch ist, patriotisch, was unehrlich, ehrlich, was unwahr, wahr erscheinen zu lassen, wurden noch übertroffen von ihrem spitzbübischen Herrn und Meister: Sir Edward Grey.

Um diesen geriebenen Diplomaten und seine Geringschätzung Deutschlands zu verstehen, muß man wissen, daß er außer Frankreich nie ein fremdes Land besucht hat und nur die englische Sprache beherrscht. Er ist eigentlich ein fanatischer, radikaler Parteimann, der in der ersten Zeit seiner Amtsführung, als alles ziemlich ruhig war, viel mehr auf Wahltribünen als in seinem Amtszimmer zu finden war. Während des letzten Balkankrieges gelang es ihm auf der Londoner Konferenz die erste Geige zu spielen.

Es fehlte nun in England nicht an Stimmen, und zwar sogar nach Ausbruch des Krieges, die den Kampf mit Deutschland nicht nur als verwerflich, sondern auch als im höchsten Grad töricht und verhängnisvoll bezeichneten. So hielt der ehemalige Minister John Burns, Mitglied des englischen Unter-



Englische Hilfe für Antwerpen.

hauses, am 14. August 1914 in der Albert-Hall in London eine Rede, in der er seine Stellungnahme gegen Grey zu rechtfertigen suchte.

John Burns sah sich, wie er erklärte, gezwungen, aus einem Kabinett auszutreten, das weit entfernt, der Kultur zu dienen, sich in ein Abenteuer begab, nur dazu geeignet, Englands natürliche Feinde zu stärken und die inneren wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse noch mehr zu zerklüften.

„Unsere natürliche Aufgabe," so führte der Redner aus, „wäre die Durchführung einer strengen Neutralität gewesen — nicht um unserer Volksverwandtschaft mit Deutschland willen, nicht wegen der freundschaftlichen Beziehungen, die wir uns bemühten, mit dem fleißigen deutschen Volke zu pflegen und zu kräftigen —, nein, um unser selbst willen, die wir mit allen unsern Nerven, mit allen unsern Lebensinteressen an einem friedlichen Europa hängen, und nicht zuletzt darum, weil nur die Neutralität imstande gewesen wäre, unser Land wirtschaftlich zu heben und es in die Lage zu versetzen, aus den Wirrnissen Vorteile zu ziehen."

John Burns ging in der geschichtlichen Entwicklung des verflossenen Jahrhunderts zurück und fand keine Logik in dem Vorgehen Sir Edward Greys. England habe seine Karte auf den russisch-französischen Sieg gesetzt. Wie aber, wenn Englands Truppen mit den Franzosen gemeinsam geschlagen würden? Wenn die Kunde von Englands Schwäche und Niederlage hinausdringe in die Kolonien, die fast nichts mehr gemeinsam hätten mit dem Mutterlande, die vielleicht nur auf irgend eine Gelegenheit warteten, um vom Mutterlande abzufallen? Wie, wenn Frankreich nicht siege? Ungeheure Werte gingen dann verloren und der Verlust an Einfluß auf die Politik des Festlands sei nie wieder, auch in Jahrhunderten nicht, einzubringen. Denn dann wäre Deutschlands Einfluß in Verbindung mit seinem österreichischen Bundesgenossen so ungeheuer gewachsen, daß es sich mit keiner Macht der Erde auf irgendwelche Verhaltungen über den Bau seiner Flotte einzulassen Anlaß hätte. Deutschlands Industrie sei stark und werde sich auch durch einen verlorenen Krieg nicht schwächen lassen. Ein so kräftiges, seines Wertes voll bewußtes Volk wie das deutsche sei nicht in Fesseln zu legen, die man ihm schmieden wolle.

John Burns verwies ferner auf die Folgen einer deutschen Niederlage, die Rußland und Frankreich in die gefährlichste Rivalität mit England drängen würde, auf die mohammedanische Gefahr, auf die drohende Lage Indiens und meinte am Schlusse: „England spielt das Spiel mit seiner Existenz, und dieses Spiel ruhig anzusehen, ohne auf die möglichen Folgen hinzuweisen, hieße zum Verräter werden an der englischen Nation."

Auf Grey und Genossen, die das Heft in Händen hielten, übte die Rede Burns allerdings keinen Einfluß aus. Die offizielle Politik änderte sich nicht. Aber für uns war es doch wertvoll zu wissen, daß nicht bloß im Parlament, sondern auch außerhalb desselben eine Opposition sich bemerkbar macht, stark, wenn nicht durch die Zahl der Anhänger, so doch durch die Wucht der Tatsachen, auf denen sie fußte.

Im Deutschen Reich dagegen gab es keine Opposition. Alles stand einig zusammen in diesem großen Ringen, der hier ein heiliger Volkskrieg, dort jedoch nur ein armseliger Söldnerkrieg war.

Über England und die Engländer, sowie über die Entstehung der modernen englischen Weltmacht werden die folgenden Kapitel handeln, in diesem, das sich lediglich mit den kleinen Seegefechten und Kolonialkämpfen der Monate August und September beschäftigt, genügt es, auf die Lage, Größe und Geschichte der deutschen Kolonien hinzuweisen, die zum Teil wenigstens dem Feinde preisgegeben werden mußten. Stand es doch von vornherein fest, daß der eigentliche Kampf in Europa ausgetragen werden würde, und da vor allem zu Lande, nicht zu Wasser. Der Feind konnte zwar auch auf den Meeren besiegt, kaum aber hier vernichtet werden. Zum Zerschmettern brauchte der deutsche Michel festen Grund und Boden unter seinen Füßen. Und darnach richtete er seinen Kriegsplan ein.

Daß Deutschland Kolonien besaß — es kam spät genug dazu, in den achtziger Jahren, da die Güter dieser Erde längst aufgeteilt waren — konnte England nie verschmerzen. Und wie wenig bedeuteten sie gegen die riesige Kolonialmacht Englands! Alle deutschen Schutzgebiete: Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Togo und das von den Chinesen gepachtete Kiautschau wogen insgesamt auch nicht im entferntesten das einzige Indien auf.

Deutsch-Ostafrika, dem Flächeninhalt nach nahezu doppelt so groß wie das Deutsche Reich, zählte 1914 rund 10 Millionen farbige Einwohner. Von Bodenerhebungen ist die bekannteste der über 6000 Meter hohe Kilimandscharo. Wichtig sind die Seen, besonders der Njassa-, Tanganjika- und Viktoriasee. An der Küste herrscht See-, sonst Tropenklima. Dort gedeihen Mangobäume und Kokospalmen, im Innern wieder Akazien, Lianen, Farne, Orchideen usw. Hirse, Zuckerrohr, Mais, Kakao, Reis, Kaffee, Kokosnüsse, Vanille, Bananen, Baumwolle bilden den Hauptertrag des Landes. In den Wäldern hausen außer allen möglichen Affengeschlechtern Löwen, Leoparden, Schakale, Wildkatzen, Hyänen, Elefanten, Stachelschweine, Nashorn, Zebra,

Flußpferd, Giraffe, Antilope, Strauß, Pfau, Papagei, Krokodil, Brillenschlange, Wanderheuschrecke, kurz die ganze Menagerie des tropischen Urwalds. Gefährliche Gäste sind die zahlreichen Moskitoschwärme.

Neben den Ureinwohnern, vornehmlich ackerbautreibenden Bantunegern, gab es 1912 etwa 4800 Weiße, darunter über 3000 Deutsche.

Die Gesamteinfuhr, besonders Baumwoll- und Eisenwaren, wurde 1910 mit 39 000 000 Millionen Mark bewertet, die Gesamtausfuhr (lebende Tiere, Häute, Elfenbein, Kautschuk, Baumwolle) mit 21 000 000 Millionen Mark.

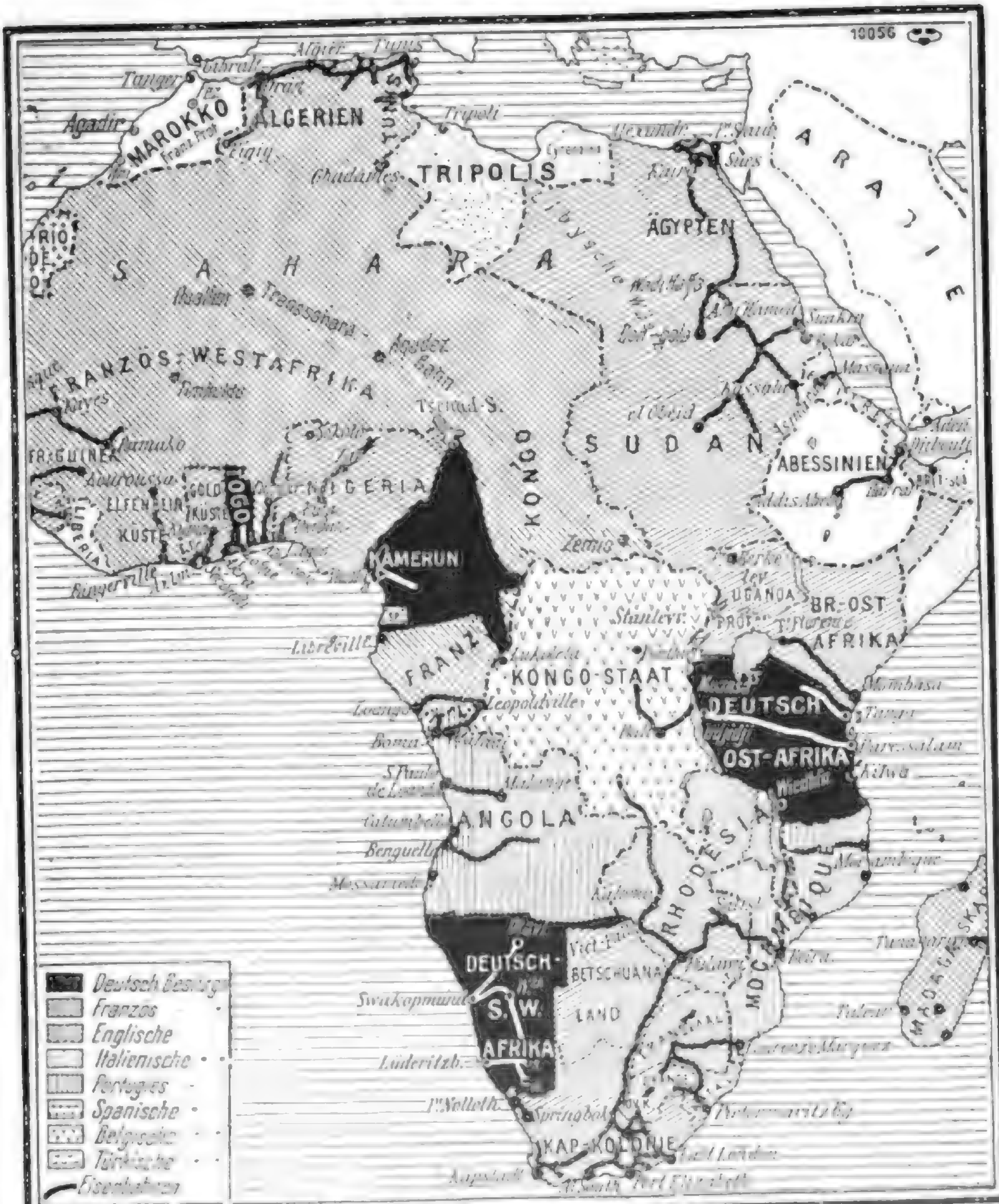
Den Verkehr vermittelten zwei Eisenbahnen, die Usambarabahn von Tango zum Kilimandscharogebiet und die Deutsch-Ostafrikanische Zentralbahn von Daressalam zum Tanganjikasee.

In der Hauptstadt Daressalam (21 000 Einwohner) residierte der deutsche Gouverneur, gleichzeitig Oberbefehlshaber der aus Farbigen und Weißen zusammengesetzten Schutz- und Polizeitruppen von insgesamt über 4000 Mann.

Das ganze Land gehörte früher den Portugiesen, schüttelte jedoch im achtzehnten Jahrhundert das fremde Joch ab. 1884 schlossen verschiedene Negerhäuptlinge mit der von Karl Peters begründeten Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft Verträge ab, die den Deutschen verschiedene Vorrechte sicherten. Zuerst erkannte dann Sansibar die deutsche Schutzherrschaft auch in Verwaltungsangelegenheiten an und trat Daressalam sowie Pangani ans Reich ab. Zahlreiche Kämpfe (besonders unter Wißmann 1890) führten zu weiteren Erfolgen. Im gleichen Jahr trafen die Deutschen mit den Engländern ein Abkommen, wonach sie für Witu und alle nördlichen Besitzungen in Afrika die Nordseeinsel Helgoland eintauschten.

1891 begann die deutsche Verwaltung ihre segensreiche Wirksamkeit. Leider kam es auch zu Aufständen. Doch wurden alle niedergeworfen. Selbst die üblichen Kinderkrankheiten konnten den blühenden Aufschwung der Kolonie nie hindern, die zwar immer noch einen verhältnismäßig kleinen materiellen Zuschuß vom Reich benötigte, aber für die Zukunft das Beste verhieß.

Im Umfang nicht viel kleiner stellte sich das Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika dar. Es zählte jedoch 1914 kaum 100 000 Einwohner, darunter allerdings rund 14 000 Weiße. Das Land hat eine flache, hafenarme Küste, ist nur in der Mitte gebirgig und senkt sich dann langsam nach der Kalaharisteppe. Heiße Quellen und meist ausgedörrte Flußläufe durchqueren den fruchtbaren Boden, der außer für Urwaldwild besonders für Straußzucht und Ackerbau geeignet erscheint. Denn neben dichten Wäldern liegen fruchtbare



Der afrikanische Kolonialbesitz der Großmächte.

Ebenen, alle von einem gesunden Klima begünstigt. An der Küste Guano wird viel Marmor zutage gefördert. Doch finden wir im Land auch Mineralien, besonders Kupfer und selbst Diamanten.

Die wilde Bevölkerung setzt sich aus Bantunegern, Hereros, Hottentotten und Buschmännern zusammen. Andere kleinere Stämme haben weniger Bedeutung.

Die Gesamteinfuhr beschränkte sich vorwiegend auf Gegenstände des europäischen Marktes (Getränke, Konserven, Kleidungsstücke, Baumaterial) und erreichte 1910 den Jahreswert von 44 Millionen Mark, während die Gesamtausfuhr im gleichen Jahr mit 35 Millionen Mark bewertet wurde.

Hauptbahnen sind die Otawibahn, die Bahn von Swakopmund nach Windhuk, die Lüderitzbuchtbahn und die Bahn von Kettmanshoop nach Windhuk. Kleinere Strecken (Otawi—Karabib, Otawi-Grootfontein) vervollständigen das Verkehrsnetz, das immer mehr an Ausbreitung gewinnt.

Deutsch-Südwestafrika besaß einen eigenen Gouverneur und seit 1909 Selbstverwaltung, indem ein Landesrat, Bezirksräte und Gemeindeverbände geschaffen wurden.

Die Geschichte des Landes reicht bis zum Jahre 1486 zurück, da Bartholomäus Diaz die Bucht Angra Pequena entdeckte. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts suchten deutsche Missionäre ihr Bekehrungswerk zu vollbringen.

1883 kaufte der Bremer Reedereibesitzer Franz Lüderitz die obenerwähnte Bucht, die seither seinen Namen trug, und zwar den ganzen Küstenstrich vom Oranjefluß bis zum 26. Breitegrad. Leider fand er plötzlich an der Stätte seines Erfolges einen geheimnisvollen Untergang.

Bald hernach kam die Gegend bis Kap Frio (ohne Walfischbai) unter deutschen Schutz. Grenzverträge mit Portugal und England, die Nachbarkolonien besaßen, ebenso Abmachungen mit verschiedenen Häuptlingen im Innern des Landes sicherten die Erstarkung und Erweiterung des deutschen Einflusses. Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika schloß mit den Hereros Bergwerksverträge ab. Handel und Wandel begannen zu blühen.

Doch störten die Hottentotten unter Witboi (1888 und 1894), sowie die Hereros (1897 und 1904) leider immer wieder die ruhige Entwicklung dieses Schutzgebietes. Erst 1907 gelang es nach zahlreichen, ebenso blutigen wie mühsamen Einzelkämpfen den Aufstand endgültig niederzuwerfen.

In Westafrika befand sich noch die deutsche Kolonie Kamerun am Golf von Guinea, bis an den Tsadsee und seit 1911 (Marokkoabkommen) nach Erwerbung von Teilen des französischen Äquatorialafrikas bis zum Kongo

reichend, mehr als doppelt so groß wie das Königreich Preußen, mit rund 4 Millionen Einwohnern (darunter bloß 1500 Weißen).

Auch hier ist die Küste flach und hafenarm. Im Norden und Nordosten erhebt sich das Kamerungebirge, dessen höchster Gipfel über 4000 Meter mißt.



Torpedo-Schulschiff „Blücher".

Der sogenannte Kamerunfluß, eigentlich die Mündung von vier kleineren Gewässern, führt zur Kamerunbucht, einem vortrefflichen Hafenplatz. Die anderen Flüsse besitzen geringere Bedeutung.

Das Klima des regenreichen Landes wirkt auf die Europäer äußerst ungünstig ein. In den insektenreichen Tropenwäldern trifft man außer allen Affenarten Leoparden, Löwen, Hyänen, Elefanten und Nashörner.

Wertvolle Nutzhölzer, Kautschuk, Kakao, Kaffee, Tabak bilden das Haupterträgnis des Landes (Wert der Gesamteinfuhr 1910: 25 Millionen, der Gesamtausfuhr 20 Millionen Mark).

Das Hauptkontingent der Bewohner stellen Bantuneger im Süden, Sudanneger im Norden. Sie beschäftigen sich vorwiegend mit Ackerbau, Viehzucht und Zwischenhandel.

An der Spitze der ganzen Kolonie stand ein kaiserlicher Gouverneur mit dem Sitz in Buea (9000 Einwohner). Hier befand sich auch das Obergericht und die bedeutendste Regierungsschule. Andere deutsche Schulen, ferner Missionsanstalten und drei Bezirksgerichte befanden sich in den Hauptorten der Stationsbezirke.

Die Kolonie erforderte vom Mutterland in der letzten Zeit immer noch einen Jahreszuschuß, etwas über 2 Millionen Mark und hatte drei Eisenbahnlinien: Viktoria—Soppo, Duala—Manengubaberge und Duala—Edea.

Die ersten Deutschen in Kamerun waren Hamburger Kaufherren, die hier Faktoreien errichteten und die erworbenen Hoheitsrechte an das Deutsche Reich übertrugen. Im Juli 1884 hißte der Forschungsreisende Gustav Nachtigal als kaiserlicher Kommissar die deutsche Flagge. In den folgenden Jahren wurde die Nordwestgrenze durch Verträge mit England, die Süd- und Ostgrenze durch solche mit Frankreich festgelegt. Spät erst (1911) kam das Gebiet Neukamerun hinzu.

Natürlich ging es auch in dieser Kolonie nicht ohne wiederholte Aufstände ab. Sie wurden jedoch alle niedergeworfen.

Das im Verhältnis zu den übrigen Schutzgebieten kleine Togo an der westafrikanischen Küste, der sogenannten Sklavenküste, etwas größer als das Königreich Bayern, zählte vor Ausbruch des Krieges über 1 Million Einwohner, darunter allerdings kaum ein halbes tausend Weiße. Die Grenzen liefen längs des Atlantischen Ozeans (Bucht von Benin), Französisch-Dahomé und Britisch-Goldküste.

Hinter der 70 Kilometer langen flachen Küste ruht der Togosee. Im Innern ist das Land hügelig und steigt im Apossogebirge bis zu einer Höhe von tausend Meter empor. Das ungemein feuchte und ungesunde Tropenklima vermag der Europäer kaum zu ertragen.

Die fleißige und geschickte Bevölkerung gehört dem Sprachstamme der friedlichen Eweneger an, die als Weber, Schmiede, Fischer und Plantagenarbeiter Verwendung finden. Neben ihnen kommen auch Haussa- und Aschantineger vor.

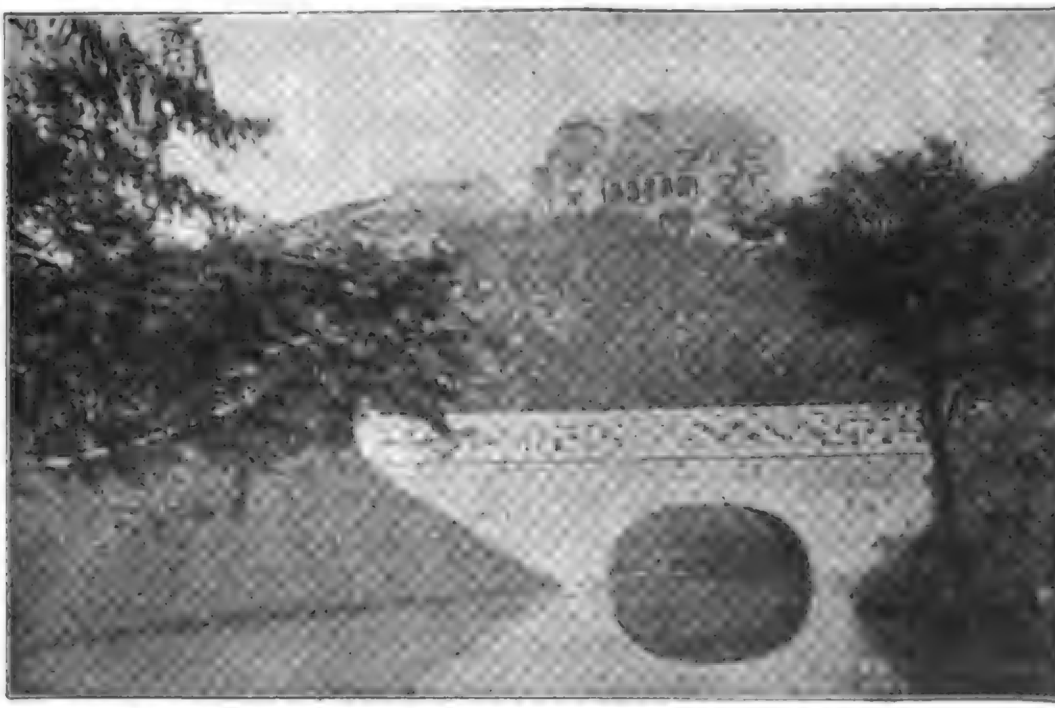


Preußische Ulanen schlagen russische Armeedragoner in die Flucht.

Der Einfuhrwert (besonders Baumwollgewebe und Eisenwaren) bezifferte sich 1911 auf 11 Millionen, der Ausfuhrwert (vornehmlich Palmöl und -kerne, Baumwolle und Kautschuk) auf 7 Millionen Mark.

Außer der Küstenbahn Lome—Aneko gehörten zum Hauptverkehrsnetz die Eisenbahnen Lome—Palime und Lome—Atakpame.

Der Sitz des deutschen Gouverneurs befand sich in Lome (Haupthafen Togos). Das Land selbst zerfiel in sieben Bezirke.



Das deutsche Gouvernementsgebäude in Tsingtau.

Die Kolonie wurde 1884 von Nachtigal unter deutschen Schutz gestellt. Die Abgrenzung gegen Frankreich erfolgte 1887, die gegen England in den Jahren 1899 und 1904.

Als letztes festländisches Kolonialgebiet kam Kiautschau an der Südküste der chinesischen Provinz Schantung 1898 durch einen für 99 Jahre abgeschlossenen Pachtvertrag mit China an das Deutsche Reich.

Das Land heißt so nach der Kiautschaubucht und der Stadt Kiautschau. Es umfaßte 501 Quadratkilometer und hatte 1910 rund 190 000 (darunter gegen 400 weiße) Einwohner.

Das Klima ist frisch und gesund, der Boden ertragreich (Weizen, Gerste, Mais, Reis, Hirse, Gemüse, Obst, Nüsse). Die Industrie (vornehmlich Salz

und Seide) blüht. Auch der Fischfang gewährt nicht unbedeutende Einnahmen.

Die Ausfuhr (Strohborten, Erdnußöl, Melonenkerne und Seide) betrug 1908/09 durchschnittlich 48 Millionen, die Einfuhr 96 Millionen Mark.

Der deutsche Gouverneur residierte in Tsingtau, woselbst wie im ganzen Land neben chinesischen Schulen auch deutsche, sowie eine bedeutende katholische Mission ihr wichtiges Kulturwerk ausübten. In die Verwaltung teilten sich der Gouverneur mit dem Gouvernementsrat und dem chinesischen Komitee für chinesische Angelegenheiten.

An Inseln in fremden Gewässern besaß das Deutsche Reich einen Teil von Neuguinea und den Bismarckarchipel, die Marshallinseln, Karolinen, Palau und Marianen, sowie Samoa, alle nordöstlich von Australien gelegen.

Neuguinea, eine Insel im Westen des Großen Ozeans, zerfiel vor Ausbruch des großen Krieges in Niederländisch-, Britisch- und Deutsch-Neuguinea. Zu dem letzterwähnten Schutzgebiet gehörten alle vorgenannten kleinen Inseln, mit Ausnahme von Samoa, während für Deutsch-Neuguinea im engern Sinn die Bezeichnung Kaiser-Wilhelms-Land im Gebrauch war. Der Sitz des deutschen Gouverneurs befand sich in Rabaul, früher in Herbertshöhe.

Die Bemühungen um Deutsch-Samao begannen schon 1879, vertragsmäßig erworben wurde diese Inselgruppe (Savaii, Upolu, Manono, Apolima), 2572 Quadratkilometer (1910 von 34 000 Einwohnern, darunter 500 Weißen bewohnt), erst 1900.

Deutsch-Samoa hat hauptsächlich Fischfang und Ackerbau und führt besonders Kopra, Kakao, Kawawurzeln und Kokosnüsse aus. Eine eigene Postverbindung führt nach San Francisco.

Diese Kolonie, deren Regierungssitz sich in Apia befand, rentierte sich so gut, daß seit 1908 kein Reichszuschuß mehr nötig war. Neben dem deutschen Gouverneur gab es noch einen heimischen, aber völlig einflußlosen samoanischen König. Die heitere, gastfreundliche, dabei freilich auch kriegerische Bevölkerung der Polynesier befreundete sich je länger, desto besser mit dem deutschen Mutterlande.

Deutsch-Neuguinea dagegen kostete das Reich selbst 1911 immer noch gegen 800 000 Mark. Die Gesamtbodenfläche entsprach im Umfang der kleinen Hälfte des Deutschen Reichs und wurde 1911 von rund 600 000 Menschen, darunter meist Papuanegern und über tausend Weißen, bewohnt.

Kaiser-Wilhelms-Land, im Westen vom holländischen, im Süden von englischem Besitz umgrenzt, hat eine reich gegliederte Küste (Hüongolf und Astrolabebai mit Friedrich-Wilhelms-Hafen, dem besten Ankerplatz des Schutz-



Landungsstelle in Herbertshöhe.

gebietes), viel Gebirge vulkanischen Ursprungs (Wilhelmsberg 4300 und Herbertberg 4000 Meter hoch), den schiffbaren großen Kaiserin-Augusta-Fluß und Tropenklima. Dieses ist jedoch feuchtwarm und daher äußerst gesundheitsschädlich. Malaria und Dysenterie hören dort niemals auf.

In den üppigen Urwäldern stehen Bäume, von Lianen umwunden. Farbenprächtige Schmetterlinge, Papageien, Paradiesvögel und Perlmuttermuscheln entzücken das menschliche Auge. Ackerbau, Fischfang und Jagd ernähren die einheimische Bevölkerung.

Die vulkanische, gleichfalls urwaldreiche Inselgruppe des Bismarckarchipels bildete mit den deutschen Salomoninseln einen besonderen Bezirk von Deutsch-Neuginea.

Die größten Inseln des eigentlichen Archipels bekamen nach der Erwerbung die Namen: Neupommern, Neumecklenburg, Neuhannover und Admiralitätsinseln.

Ein anderer Bezirk: Deutsch-Mikronesien zerfiel in die Karolinen mit den Bezirksämtern Ponape und Palau, die Marianen- und Marshallinsel.

Geschichtlich ist zu bemerken, daß Neuguinea ursprünglich von der Neuguinea-Kompanie ausgebeutet wurde, die 1881 gegründet, das Kaiser-Wilhelms-Land seit 1885, die Salomoninseln seit 1886 verwaltete und 1899 das ganze Schutzgebiet ans Deutsche Reich abgab. Die Neuguinea-Gesellschaft betrieb in der Folge ausschließlich Plantagenwirtschaft und Handel.

Das also waren die 1914 vorhandenen deutschen Schutzgebiete, auf die sich die politischen Wegelagerer England und Japan begierig stürzten.

Die ersten Monate August und September brachten keine entscheidende Seeschlacht, aber zahlreiche interessante kleine Gefechte, die von der qualitativen Überlegenheit der deutschen Flotte und der starken moralischen Macht der deutschen Kolonialtruppen ein glänzendes Zeugnis ablegten. Und nicht weniger gut schnitt auch die verbündete österreichisch-ungarische Marine ab, die zwar keine Kolonien, aber seine adriatische Küste gegen Franzosen und Engländer zu verteidigen hatte und selbst in den chinesischen Gewässern in treuer Waffenbrüderschaft zum Deutschen Reiche stand.

Die Feindseligkeiten begannen bald nach der Kriegserklärung Englands, die am 4. August erfolgte, und offenbar auch auf Japan solchen Eindruck machte, daß dieses am 19. August ein dreistes Ultimatum überreichen ließ. Das Reich des Mikado suchte sich deshalb Kiautschaus zu versichern, um damit neben Port Arthur die zweite Eingangspforte zu Nordchina zu gewinnen und sich gleichzeitig in der chinesischen Provinz Schantung einen Landstrich zu



Bayerischer Kavallerist.

sichern, der die in Japan selbst mangelnden Rohstoffe Eisen und Kohle in reichem Maße liefert.

Japan forderte in diesem Ultimatum vom Deutschen Reich nichts Geringeres als die bedingungslose Räumung bis spätestens 15. September 1914 und drohte, falls es binnen vier Tagen keine befriedigende Antwort bekäme, mit Krieg. So offenherzig schamlos war bisher noch kein Staat auf Raubbau ausgegangen wie Japan.

Aber selbst Ägypten und Marokko machte das englisch-französische Bündnis seinen feindlichen Absichten wider das Deutsche Reich und das mit diesem verbündete Österreich-Ungarn dienstbar. Den türkisch gesinnten Khedive drangsalierte es in jeder Weise und zwang ihn, ihrem Geheiß gefügig zu sein.



Der große Kreuzer „Gneisenau".

Allerdings erfuhr es gerade von diesem den lebhaftesten Widerspruch. Der Khedive begab sich nach Konstantinopel, um daselbst mit den Führern der mohammedanischen Welt die augenblickliche Lage zu beraten. Inzwischen erklärte der unter englischem Kommando stehende Ministerrat in Kairo den Kriegszustand zwischen Ägypten und vertraute das Land dem Schutze Großbritanniens an. Das bedeutete soviel, daß englische Kriegsschiffe fortan in ganz Ägypten, auch in den ägyptischen Häfen Kriegsrecht ausüben durften. Der Protest des Khediven fruchtete vorerst nichts.

Mehr Erfolg hatte England in Marokko. Am 19. August nämlich wurden den diplomatischen Vertretern des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns in Tanger die Pässe zugestellt und gleichzeitig die Angehörigen dieser beiden Staaten ausgewiesen.

Dieser brutale Überfall in der Hauptstadt der internationalen Zone Marokkos, in der die unterzeichneten Mächte der sogenannten Algecirasakte von 1911 noch heute die Kontrolle ausüben sollen, bedeutet seitens Marokkos und Frankreichs einen derartig unerhörten Bruch des Völkerrechts, wie er in der Geschichte ärger kaum vorgekommen sein dürfte.

Ehe wir im folgenden die wichtigsten Ereignisse zur See und in den Kolonien in einer chronologischen Übersicht festzuhalten versuchen, wenden wir uns den Oberbefehlshabern der größten feindlichen Flottenmächte zu.



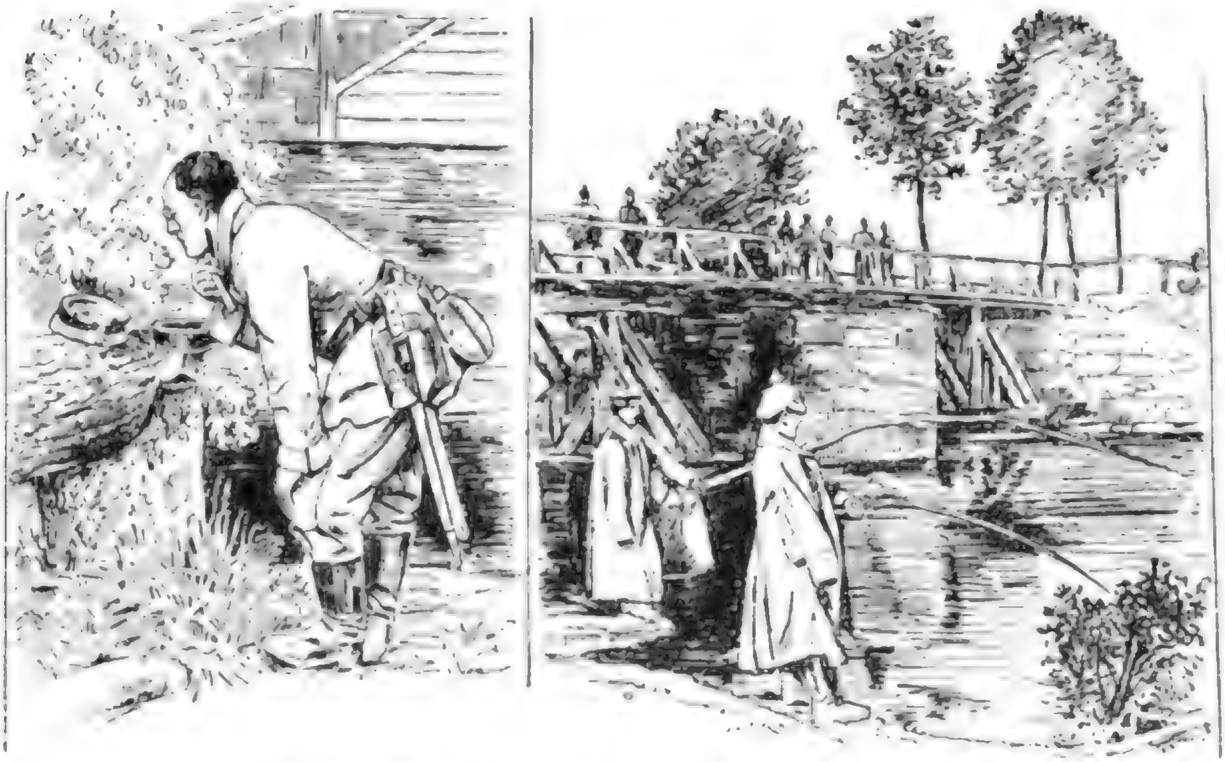
Staatssekretär des Reichsmarineamts v. Tirpitz.

Auf deutscher Seite kommandierte der Großadmiral Alfred Friedrich von Tirpitz, Staatsminister und Staatssekretär des Reichsmarineamtes, Bevollmächtigter zum Bundesrat, geboren 1849 zu Küstrin an der Oder. Sein Vater war Geheimer Justizrat und bürgerlich.

Tirpitz trat 1865 als Kadett in die preußische Marine ein, wurde 1890 Stabschef beim Kommando der Marinestation der Ostsee, 1895 Konteradmiral, 1899 Vizeadmiral, 1903 Admiral, 1911 Großadmiral. Bei hoch und nieder genoß er als Autorität und verkörperte Tatkraft allgemeines Vertrauen. Auch der verstorbene Erzherzog Franz Fedinand, der eine starke österreichisch-ungarische Flotte anstrebte, zog ihn zur Beratung.

Die englische Flotte befehligten Admiral Sir John Jellicoe als Oberstkommandierender und Admiral Madden als Chef des Marinekriegsstabes.

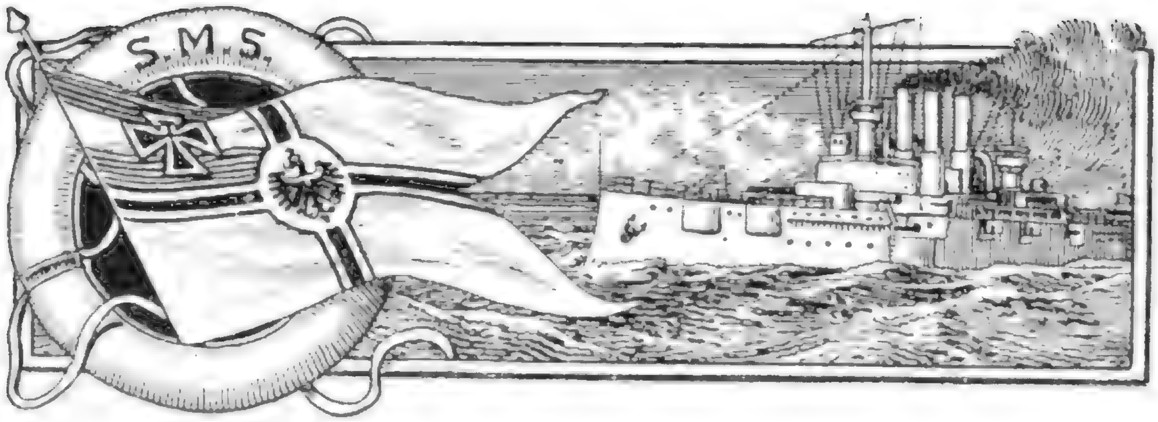
Vizeadmiral Jellicoe war seit 1912 zweiter Seelord und kommandierte eine der sich gegenüberstehenden Flotten bei den großen Seemanövern. Im Mai 1913 hielt er sich als Gast des deutschen Kaisers im Neuen Palais auf



Friedliche Bilder aus Feindesland

und kreuzte einige Stunden über der Umgebung Berlins im Zeppelin-Luftkreuzer „Hansa“.

Jellicoe wurde 1859 geboren und trat 1872 in die englische Flotte ein. Er machte den ägyptischen Feldzug mit und war drei Jahre (1898 bis 1901) in China. Für seine Verdienste bei der Unterdrückung der chinesischen Unruhen bekam er eine hohe preußische Auszeichnung.



10. Kapitel.

Des Deutschen Reiches Schutzgebiete. Die ersten Seegefechte und Kolonialkämpfe.

(Fortsetzung.)

Eine der ersten staunenswerten Taten der deutschen Flotte konnte England bereits anfangs August vernehmen. Der Panzerkreuzer „Goeben" und der kleine Kreuzer „Breslau" liefen nach einer erfolgreichen Unternehmung an der algerischen Küste am 5. August in den neutralen italienischen Hafen Messina ein und ergänzten dort aus deutschen Dampfern ihre Kohlenvorräte. Der Hafen wurde von englischen Streitkräften, die mit „Goeben" und „Breslau" bereits Fühlung genommen, aufs strengste bewacht. Gleichwohl gelang es den deutschen Kreuzern am Abend des 6. August aus Messina auszubrechen und die hohe See zu gewinnen.

Lange wußte man nicht, wieso es den beiden gelungen war, den Engländern zu entwischen. Endlich lüftete „Stockholms Dagblad" die Schleier von dem Geheimnis, indem es den Bericht eines schwedischen Augenzeugen wiedergab:

„Goeben" und „Breslau" hatten, wie bekannt, am 4. August die Stadt Bonne in Algier bombardiert, worauf sie den Kurs nach Osten einschlugen. Da sie von einem englischen Geschwader verfolgt wurden, liefen sie durch die Straße von Messina und später in den Hafen von Messina ein, wo sie von mehreren dort befindlichen deutschen Dampfern Kohlen nahmen. Das war am Morgen des 6. August. Beide Ausgangsstraßen von Messina wurden von englischen Kriegsschiffen scharf bewacht — im Norden auf der Höhe von Kap Faro lagen vier feindliche Kreuzer und im Süden dicht vor der Stadt Reggio sperrten drei Schlachtschiffe die Straße. „Goeben" und Breslau" lagen bis

zum Abend still im Hafen. Aber als die Dunkelheit hereinbrach, beschlossen sie, einen Versuch zu unternehmen, aus der Falle zu gelangen oder zum mindesten sich so teuer als möglich zu verkaufen. Es galt, sich die Nacht zunutze zu ziehen, denn am Tage darauf hätten die beiden deutschen Schiffe abrüsten müssen. Die Deutschen hatten tatsächlich eine List ausfindig gemacht.

In der Dunkelheit glitten die beiden Fahrzeuge aus dem Hafen, während die Musikkapellen auf den Schiffen die Wacht am Rhein spielten. Der Kurs wurde nordwärts durch die sehr schmale Fahrrinne genommen, die wegen

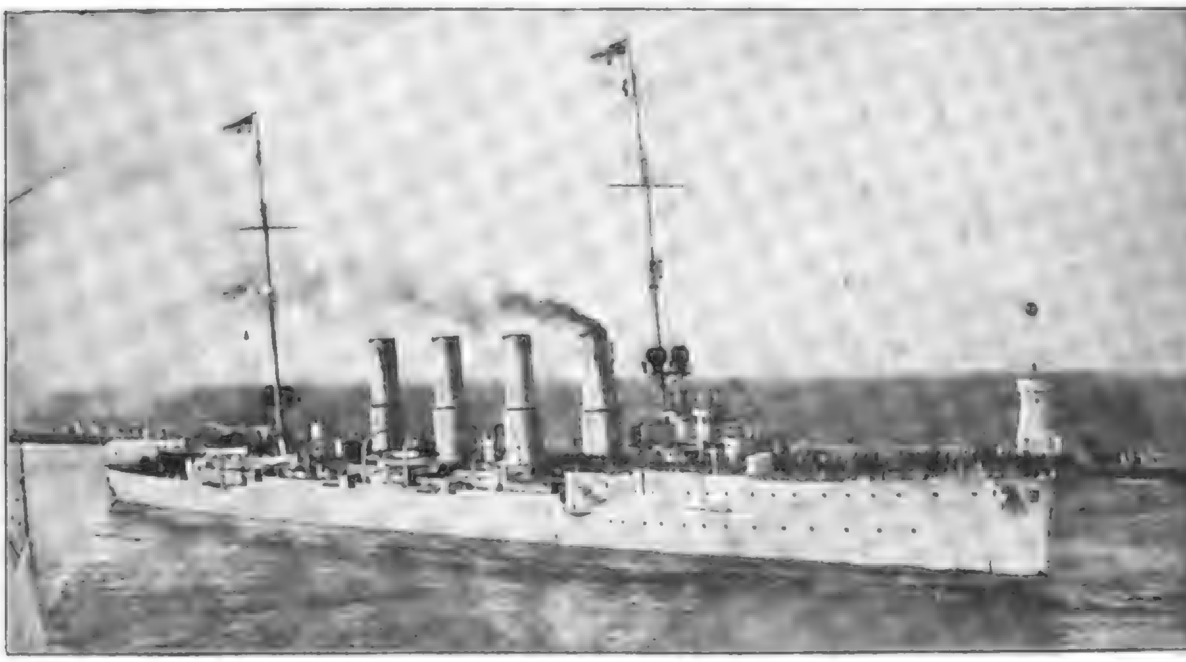


Der deutsche große Kreuzer „Goeben".

ihrer Schwierigkeiten für die Schiffahrt von allen Seeleuten gefürchtet ist. Die Klänge des deutschen Liedes tönten weit in die Nacht hinein und wurden auf den englischen Kreuzern gehört. Zur großen Verwunderung der Engländer kamen die Klänge immer näher. Auch die Schlachtschiffe im Süden vernahmen die Töne und spähten vorsichtig nach Norden, um den Deutschen den Rückzug abzuschneiden und möglicherweise den Kameraden zu Hilfe zu eilen. Auf einmal entfernte sich die Musik nach der westlichen Küste zu. Die Engländer begannen sofort ihre Scheinwerfer spielen zu lassen, um nach den beiden deutschen Kreuzern zu suchen — diese aber waren und blieben ver-

schwunden. Die List der deutschen Seeleute war gelungen. Als dies entdeckt wurde, befanden sie sich bereits ein gutes Stück aus dem Schußbereich der englischen Geschütze. Lautlos wie die Schatten waren sie mit abgeblendeten Lichtern durch die südliche Fahrstraße gegangen und zwar so dicht an den englischen Schlachtschiffen vorüber, daß sie in der stillen Nacht das Geräusch der Maschinen von den englischen Schlachtschiffen vernehmen konnten. Wie war das möglich gewesen?

Bald nach dem Verlassen des Hafens von Messina in nördlicher Richtung waren die Musikkorps der Kreuzer in eine Barkasse gestiegen und hatten, andauernd die Wacht am Rhein blasend, die Fahrt noch ein Stück nordwärts

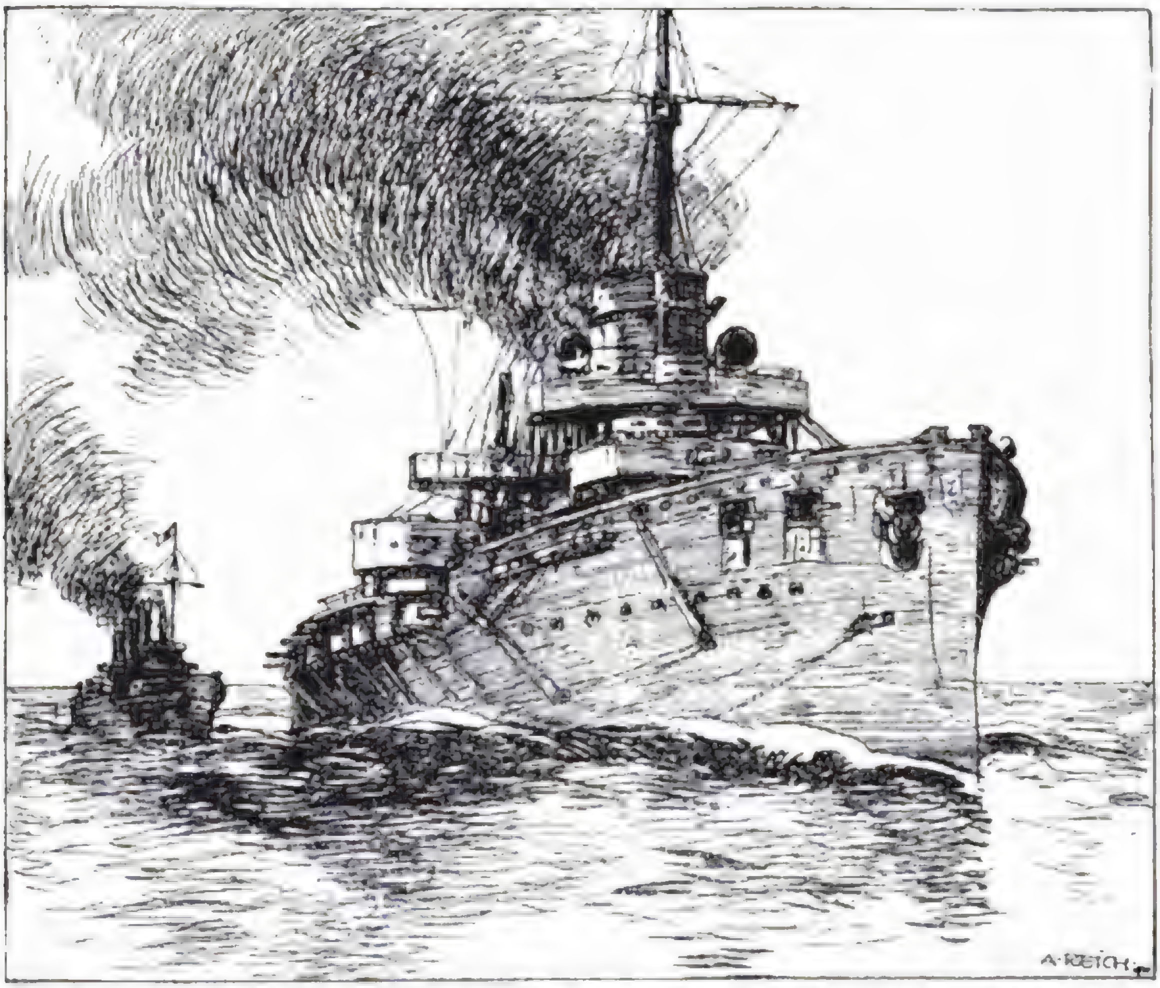


S. M. S. „Breslau", der treue Begleiter des „Goeben".

fortgesetzt. Nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß die Engländer auf die List hereingefallen waren und die beiden Kreuzer sich in Sicherheit befanden, gingen sie an einer anderen Stelle Siziliens wieder an Land. „Goeben" und „Breslau" aber hatten den Kurs geändert und den Weg nach Süden genommen durch eine vielen noch unbekannte gefahrvolle Rinne, die sich bei dem letzten großen Erdbeben in der Straße von Messina gebildet hatte. Unbemerkt hatten sie die drei englischen Schiffe passiert und darauf die Fahrt in die Nacht hinein angetreten.

Bald hernach verlautbarte eine offizielle Note der türkischen Regierung, daß die beiden deutschen Kriegsschiffe „Goeben" und Breslau" um den Preis

von 80 Millionen Mark angekauft worden seien. Sie trafen am 11. August am Dardanelleneingang ein, nahmen dort Kohle und setzten alsbald ihre Fahrt nach Konstantinopel fort. Hier wurden sie am 13. empfangen und auf die Namen „Yavouz Sultan Selim" und „Midilli" (Mytilene) umgetauft.



Die türkischen Kreuzer „Yavouz Sultan Selim" und „Midilli" (früher „Goeben" und „Breslau").

Originalzeichnung von Albert Reich.

„Goeben" besaß 23 000 Tonnen, 28 Seemeilen Geschwindigkeit, zehn 28-Zentimeter-Geschütze und eine Mittelartillerie von zwölf 15-Zentimeter- und hundertachtundzwanzig 8-Zentimeter-Geschützen nebst 1013 Mann Besatzung.

„Breslau" lief bei einem Tonnengehalt von 4550 mit einer fast ebenso großen Geschwindigkeit und führte zwölf Geschütze sowie 373 Mann.



Das erste Opfer.

Diese Kreuzer waren den beiden Linienschiffen der russischen Schwarzen-Meer-Flotte in jeder Hinsicht weit überlegen und sicherten so der Türkei die Herrschaft über die Dardanellen.

Natürlich schäumte die feindliche Welt vor Wut auf. Die Presse derselben protestierte heftig gegen den Verkauf der „Goeben" und „Breslau" und erklärte, man müsse hoffen, daß die Regierungen der Dreiverbands-Staaten sich diesem ganz einzigen Vorgang widersetzen würden. Es sei durchaus nicht



Eine gemütliche Versammlung von verwundeten Offizieren.

vorauszusetzen, daß Frankreich und England diese beiden Kreuzer, die Bona und Philippeville bombardiert hätten, nunmehr als der Türkei gehörig anerkennen würden. Der Verkauf sei nach dem Völkerrecht null und nichtig.

Der deutsche Michel pfiff etwas auf diesen papierenen Protest und fragte noch weniger nach einer Anerkennung seiner Handlungsweise von notorischen Völkerrechtsbrechern ....

Einen nicht minder kühnen Handstreich vollbrachte am 8. August der deutsche Bäderdampfer „Königin Luise", der sich in den englischen Kriegshafen begab, um dort Minen zu legen. Der Dampfer wurde dabei zwar selbst



Die „Königin Luise“, die beim Minenlegen an der Themsemündung zum Sinken gebracht wurde.

zerstört, aber auch der englische Kreuzer „Amphion“ fand durch Auflaufen auf eine Mine seinen Untergang.

„Amphion“ war der Führer einer englischen Flottille von Torpedobootszerstörern. Das Sinken des deutschen Kreuzers wurde nach einer feindlichen Meldung durch drei der Zerstörer zuwege gebracht. Kaum hatten diese das deutsche Schiff gesichtet, als es auch schon ihren Verdacht rege machte.

Ein erster Schuß wurde über den merkwürdigen Dampfer hinweg gefeuert. Und sofort ergab sich, daß man es mit keinem friedlichen Schiff zu tun habe.

Zwei Zerstörer eröffneten nun das Feuer auf die „Königin Luise“ und fügten ihr beträchtlichen Schaden zu. Dann gelang es dem einen, das Heck des deutschen Schiffes aufzureißen. Es legte sich daraufhin sofort auf die Seite und sank wie ein Stein.

Einige von der Mannschaft, Verwundete und Unverwundete, wurden gerettet und nach Harwich gebracht.

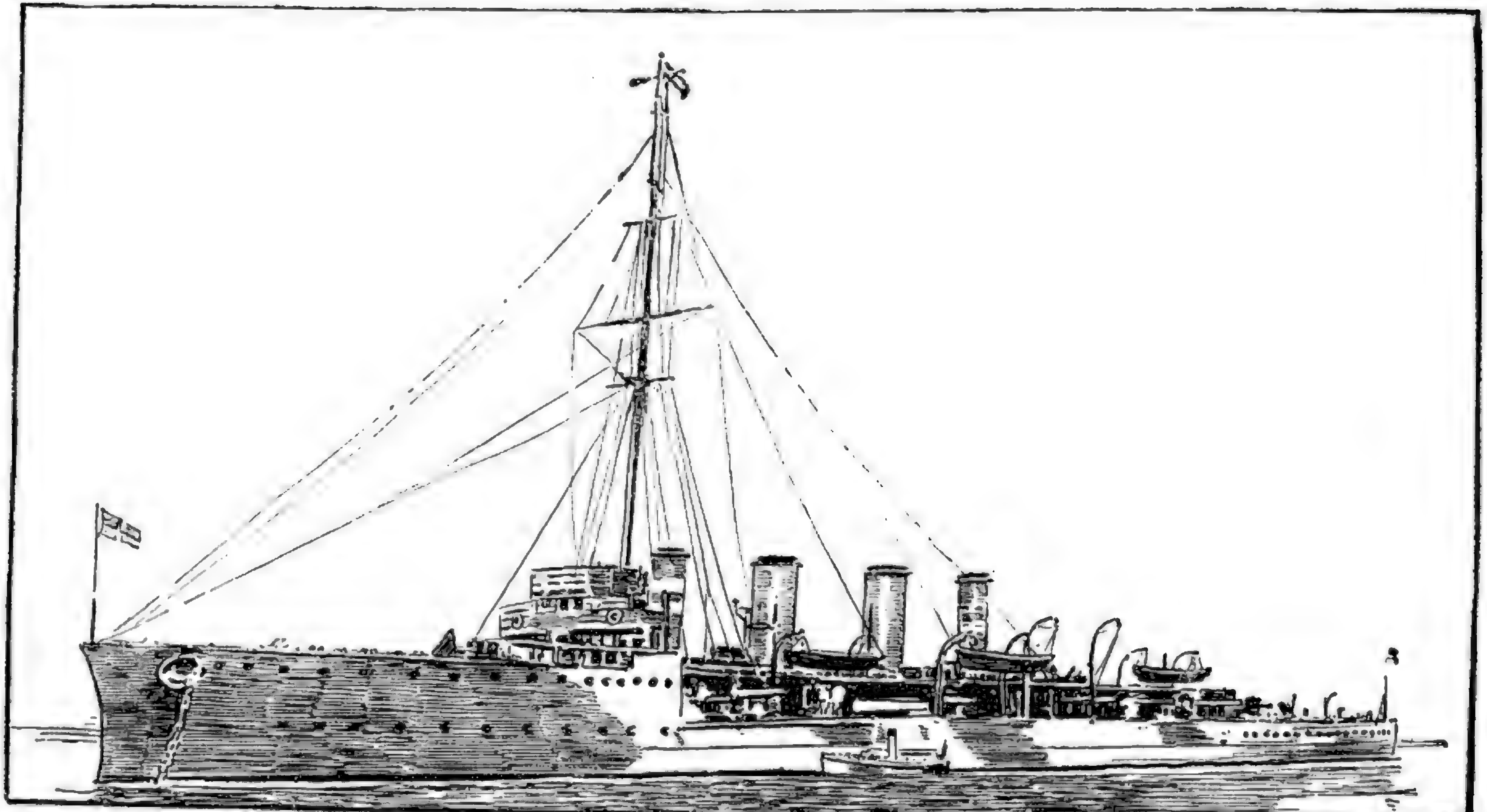
Später setzte der „Amphion“ seine Beobachtungsfahrt fort. Dabei hatte er jedoch das Pech, das Kabel zu berühren, das zwei von der „Königin Luise“ eben gelegte Minen verband. Augenblicklich wendeten sich die Minen auf das englische Schiff zu und explodierten. Das Vorderteil des „Amphion“ wurde einfach zerschmettert.

Die übrigen Zerstörer ließen jetzt ihre Boote herab und fischten die Mannschaft des untergehenden Schiffes auf. Der „Amphion“ hielt sich noch etwa zwanzig Minuten über Wasser. Dann sank er, mit dem Bug zuerst, in die Tiefe. Die Überlebenden wurden gleichfalls nach Harwich gebracht. So hatte die englische Flottille die Vernichtung eines einzigen deutschen Bäderdampfers teuer genug bezahlen müssen.

Inzwischen eröffnete auch die österreichisch-ungarische Flotte ihre Tätigkeit in der Adria. Am 9. August erschienen zwei Kreuzer vor der funkentelegraphischen Station des montenegrinischen Haupthafens Antivari und bombardierten ihn. Nachdem sie beträchtlichen Schaden angerichtet und die Situation erkundet hatten, setzten sie ihre Fahrt weiter fort.

Bedeutender war der Heldenkampf der „Zenta“ am 16. August längs der montenegrinischen Küste. Dem einen veralteten österreichisch-ungarischen Schlachtschiff standen 16 große Panzer und 12 kleinere französische Kreuzer gegenüber.

Über den Hergang des Gefechts wußte die „Reichspost“ nach den Mitteilungen eines Augenzeugen zu berichten.



Der englische Kreuzer „Amphion", der durch eine deutsche Mine vor der Themsemündung zum Sinken gebracht wurde.

Es war ein wunderschöner Sommervormittag. Endlos dehnte sich das Blau der Adria, vom gleißenden Strahl der Augustsonne durchflammt, ein Bild des tiefsten Friedens. Das Meer war ruhig, es herrschte flauer Südwind. Ein einziger Kreuzer, begleitet von einem Torpedobootszerstörer, zog auf und nieder, Auslug haltend nach der hohen See, damit kein Feind diesen scheinbaren Frieden störe, der in Wirklichkeit blutiger Krieg war.

Plötzlich legte sich dichter Qualm auf das Wasser, der schwarze Dampf wurde immer stärker und fern am Horizont erschienen die Umrisse von mächtigen Dampfern, eine lange Linie von schwer bestückten Kolossen.

Nächtlicherweile, knapp außerhalb der italienischen Küstengewässer, unter dem Schutze der Dunkelheit waren sie in die Adria gekommen. Bis zu dem weithin ins Meer leuchtenden Monte Angelo, das schroff die Punta Manfredonia bildet, waren die französischen Panzerschiffe und Kreuzer nach Nordosten gedampft, dann von dort nach Osten abbiegend bis etwa eine Seemeile vom Eingang zur Bucht von Cattaro weitergefahren und hatten sich schließlich wieder nach Süden gewandt.

Immer näher kamen die Geschwader. Darunter die zwei neuesten Dreadnougths der französischen Republik „Jean Bart" und „Courbet", hinter ihnen die sieben Schiffe der Dantonklasse, lauter erstklassige Fahrzeuge, schwimmende Festungen gewaltigen Kalibers.

Hilflos stand der kleine Kreuzer „Zenta" da. Kapitulation oder Vernichtung, ein Drittes zu wählen war unmöglich. Aber der Kommandant stammte aus Marburg an der Drau, wo einst der berühmte Seeheld Tegethoff das Licht der Welt erblickt hatte, und zögerte keine Sekunde. Er wandte mit kühnem Mut den Bug seines Schiffes dem Feind entgegen, der schon in einer Entfernung von drei Seemeilen allerdings zunächst vergeblich seine Granaten gegen das kleine Fahrzeug sandte.

Als der Kommandant der „Zenta" die letzte Gefahr als unmittelbar bevorstehend erkannte, gab er radiographisch Kunde. Sein Funkspruch lautete: „Ich nehme den Kampf mit der feindlichen Flotte auf."

Dann eröffnete unser Kreuzer das Feuer. Jeder Schuß bedeutete einen Treffer in die hohen Aufbauten des französischen Panzerkreuzers „Edgar Quinet" und dreier anderer Schiffe, die auf diese Weise kampfunfähig wurden.

Auf der „Zenta" sah man, welch ungeheure Verwüstung die österreichischen Geschosse beim Gegner anrichteten. Wie durchsiebt war das Deck des nächsten Franzosen, Platten stürzten ins Wasser, weithin Spritzer werfend, und bald war der französische Kreuzer gleichsam abrasiert.

Fünfzehn Minuten dauerte das Gefecht. Da riß ein Treffer aus dem 19=Zentimeter=Geschütz des nächsten französischen Schiffes die „Zenta" einfach entzwei. Sie mußte mit ihrem Untergang den Heldenkampf wider die feindliche Übermacht büßen. Mit flatternder Fahne und unter Hochrufen der Mannschaft auf Kaiser Franz Joseph verschwand das Schiff in den Fluten, gegrüßt von dem Trommelwirbel und der auf Halbmast fallenden Flagge der Franzosen. Gegen 200 Offiziere und Matrosen retteten sich auf mon=



Kapitän Meyer=Waldeck,
Gouverneur von Kiautschau.

tenegrinischen Boden. Dem Torpedobootszerstörer „Ulan" gelang es in die Bucht von Cattaro zu entkommen.

Wohl hatte Österreich=Ungarns Seemacht einen Kreuzer verloren und fast die Hälfte der Mannschaft, aber der Kampf der „Zenta", die so oft des Vaterlandes Ehre im Ausland vertreten und deren Bemannung seinerzeit auch in Ostasien an der heldenmütigen Verteidigung von Peking teilgenommen hatte, war nicht nutzlos gewesen. Bewies er doch die Tapferkeit und Stärke der Wacht an der Adria . . .

Zwei Tage später bot sich einem deutschen Schiff an der Nordsee Gelegenheit zu kühnem Handstreich. Am 18. August morgens bestand der kleine deutsche Kreuzer „Stralsund", begleitet und unterstützt vom Kreuzer „Straßburg", sein erstes Treffen.

Die „Stralsund" war nach dem Kanal bis vor die Themse gefahren und hatte um Mitternacht die Vorpostenlinien der englischen Flotte durchbrochen.

In der Frühe sichtete das Schiff rechts und links je sechs englische Zerstörer und einen englischen Kreuzer. Die Engländer waren offenbar sehr erstaunt darüber, daß ein ihnen unbekanntes Fahrzeug von Westen kam und verlangten ein Erkennungszeichen.

Darauf hißte die „Stralsund" die deutsche Flagge und eröffnete das Feuer, das vom Feind alsbald erwidert wurde. Der englische Kreuzer machte aber auf einmal kehrt, riß aus und überließ die Fortsetzung des Kampfes den Zerstörern.

Drei dieser feindlichen Schiffe wurden kampfunfähig gemacht, von einem die Kommandobrücke glatt heruntergeschossen und ein Unterseeboot in den Grund gebohrt. Das Gefecht dauerte anderthalb Stunden. Die englischen Zerstörer feuerten vier Torpedos auf die Deutschen ab, doch gingen alle Schüsse vorbei. Auch andere Geschosse schlugen mehrere Meter vor der „Stralsund" ins Wasser und konnten dem glückhaften Schiff nichts anhaben. Es blieb vollkommen unversehrt und dampfte, nachdem es den Engländern ordentlich eins aufgebrannt hatte, gleich der „Straßburg" schließlich wieder ab. Die Engländer mußten erfahren, daß sie selbst an der eigenen Küste nicht mehr sicher waren.

Leider hatte die deutsche Flotte in der unmittelbaren Folgezeit gleichfalls Verluste. Am 26. August geriet der kleine Kreuzer „Magdeburg" im Nebel bei der Insel Odensholm im Finnischen Meerbusen auf Grund. Hilfeleistung der Schiffe war bei dem dicken Nebel unmöglich. Der Versuch, die Fahrt ohne Führer fortzusetzen, endete mit dem Auffahren auf ein Riff. Der Kommandant verlor die Fassung nicht und blieb mit den Seinen standhaft auf Posten. Da es nicht gelang, das Schiff abzubringen, wurde es beim Eintreffen überlegener russischer Streitkräfte von der eigenen Besatzung in die Luft gesprengt, nachdem es dem Feind durch seine Geschosse schweren Schaden zugefügt hatte, und fand so einen ehrenvollen Untergang.

Unter dem feindlichen Feuer der Russen suchte das deutsche Torpedoboot „V 26" die Mannschaft der „Magdeburg" zu retten, was auch zum größten Teil gelang.



Angriff deutscher Kavallerie auf englische Hochländer.

Zeichnung von Walter Graf von Looz-Corswarem.

Verlustreicher war ein schweres Seegefecht bei Helgoland. Die kleinen deutschen Kreuzer „Ariadne“, „Köln“, „Mainz“ und das Torpedoboot „V 187“ wurden bei teilweise unsichtigem Wetter von mehreren modernen englischen Kreuzern und zwei englischen Zerstörerflottillen (von etwa 40 Fahrzeugen) in der deutschen Bucht der Nordsee angegriffen und schließlich vernichtet.

Am Morgen des 28. August stand „V 187“ in naher Entfernung von Helgoland auf Vorposten. Es erhielt das Signal von einem anderen Torpedoboot: „Werde von feindlichem Torpedobootszerstörer gejagt.“ „V 187“ ver-



Der kleine Kreuzer „Magdeburg“, welcher im finnischen Meerbusen ehrenvoll unterging.

suchte, dem Kameraden zu Hilfe zu kommen, fand ihn aber des plötzlich dichter werdenden Nebels wegen nicht, sondern sah sich nach kurzer Zeit auch zwei feindlichen Torpedobootszerstörern gegenüber. Bald darauf kamen noch vier nicht genau bestimmbare feindliche Schiffe in Sicht.

„V 187“ versuchte, sich angesichts dieser Übermacht auf Helgoland zurückzuziehen, sah aber den Weg nach Helgoland durch vier neue, in Sicht kommende feindliche Torpedobootszerstörer verlegt. Diese eröffneten auf nahe Entfernung das Feuer. Das Boot versuchte nunmehr seitlich durch Kursänderung an den Feinden vorbeizukommen, fand aber auch diesen Kurs verlegt durch

einen feindlichen Kreuzer. Von allen Seiten gestellt, entschloß sich der Kommandant von „V 187", auf die verfolgenden Feinde zuzudrehen. Die feindlichen Zerstörer stutzten zunächst auf dieses unerwartete Manöver hin, dann eröffneten sie sämtlich — zehn an der Zahl und außerdem der Kreuzer — ein konzentrisches vernichtendes Geschützfeuer auf das deutsche Torpedoboot. Dieses erlitt schwere Beschädigungen. Seine Geschütze wurden nacheinander außer Gefecht gesetzt. Der Kommandant wurde durch ein Sprengstück verletzt. In unabsehbarer Folge mehrten sich die Treffer. Das Boot war vollständig in Rauch und Qualm gehüllt, ein großer Teil des Personals tot. „V 187" konnte nur noch ganz geringe Fahrt laufen. Der schwerverwundete Kommandant befahl unter diesen Umständen, das Schiff zu versenken. Aber noch im Untergehen feuerte das hintere Geschütz auf die Zerstörer. Beinahe unmittelbar darauf ging „V 187" mit dem Bug zuerst unter.

Währenddem und bis zum letzten Augenblick standen die Leute an ihren noch brauchbaren Geschützen, treu ihrer Pflicht. Mit dem Schiff versank auch ein großer Teil der Bemannung. Der Flottillenchef Korvettenkapitän Wallis, sowie der Kommandant Kapitänleutnant Lochler fanden hiebei den Heldentod.

Nicht weniger tragisch gestaltete sich das Ende der „Ariadne".

Auf die Nachricht, daß feindliche Torpedobootszerstörer nördlich von Helgoland gesehen worden seien, ging der deutsche Kreuzer sofort in Richtung auf den Geschützdonner vor, suchte aber in dem immer unsichtiger werdenden Wetter zunächst vergebens nach dem Feind. Das Geschützfeuer verstummte und die „Ariadne" ging in abwartende Stellung zurück, dann aber wieder vor, als erneut Geschützfeuer ertönte. Da erblickte sie im Nebel einen großen englischen Schlachtkreuzer der „Lion"-Klasse, der sich sofort auf die „Ariadne" warf. Kurz darauf gesellte sich ein zweiter Kreuzer derselben Klasse zu ihm und beide beschossen die kleine „Ariadne" über eine halbe Stunde lang auf geringe Entfernungen mit 34-Zentimeter-Geschützen, wogegen die Deutschen nur mit 10½-Zentimeter-Geschützen erwidern konnten. „Ariadne" erhielt eine große Anzahl Treffer. Bald brannte das Achterschiff. Das Vorderschiff wurde durchlöchert und zerstört, der Verbandplatz mit dem dort befindlichen Personal vernichtet. Die „Ariadne" wurde auf diese Weise bald in ihrer Bewegungsfähigkeit beeinträchtigt und die verfolgenden Gegner konnten sie bequem aufs Korn nehmen. Trotz dieses fürchterlichen Feuers wurden auf der „Ariadne" die noch gefechtsbrauchbaren Geschütze weiter bedient. Plötzlich drehten die feindlichen Panzerkreuzer nach Westen und stellten das Feuer ein. Das Feuer hatte inzwischen schon so weit um sich gegriffen, daß an ein Löschen nicht mehr

zu denken war. Der Aufenthalt auf dem Schiff wurde unerträglich. In der höchsten Not näherte sich ein deutscher Kreuzer und schickte Boote, in welche die Besatzung, vor allem die Verwundeten aufgenommen wurden. Der Kommandant der „Ariadne" versuchte noch sein Schiff in Schlepp nehmen zu lassen, aber die „Ariadne" legte sich, nachdem sie beinahe ganz ausgebrannt war, auf die Seite und kenterte.



Transport eines Verwundeten mittels Flaschenzugs auf das Oberdeck.

Die Haltung der Besatzung und der Offiziere war bewunderungswert. Unmittelbar vor dem Untergang des Schiffes versammelten sich alle auf dem Oberdeck und brachten ihrem obersten Kriegsherrn, treu uralter Überlieferung, mit einem dreifachen Hurra ihren Scheidegruß dar. Und dann plötzlich, ohne Aufforderung, aber an den unvergeßlichen Heldenkampf der „Iltis" in fernen Gewässern denkend, stimmte die todesmutige Besatzung das deutsche Flottenlied und zum Schluß den Sang „Deutschland, Deutschland über alles" an.

Der Feind war fort, zwei deutsche Schiffe nahten, um mit den Rettungsarbeiten zu beginnen. Alle freilich konnten nicht geborgen werden. Mehrere Offiziere, darunter der Korvettenkapitän Franck, und 70 Mann gingen gleichzeitig mit der „Ariadne" für immer unter.

Noch ein paar weitere Erfolge hatte das allgewaltige England in den nächsten Tagen zu verzeichnen, bis das Blatt sich zu wenden begann und Schlag auf Schlag folgen sollte.

Am 26. August nämlich wurde der als Hilfskreuzer ausgerüstete Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd „Kaiser Wilhelm der Große" entgegen den Grundsätzen des Völkerrechts beim Kohlennehmen in dem neutralen spanischen Hafen von Rio del Oro (Westafrika) durch den englischen Kreuzer „Highflyer" zum Sinken gebracht.

Der Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große" war seinerzeit als neuestes Ozeanschiff 1897 in Gegenwart des deutschen Kaisers vom Stapel gelaufen. Er verkörperte in seinem Ausbau des Oberdecks und in seiner inneren Ausgestaltung einen völlig neuen Typ und war jahrelang der schnellste Ozeandampfer überhaupt. In der letzten Zeit ein wenig veraltet, fand er Verwendung als Auswandererschiff und wurde schließlich als Hilfskreuzer der deutschen Flotte armiert. Sein Untergang vollzog sich nicht weniger heldenhaft als der seiner bereits geopferten Kameraden. Die Presse wußte darüber folgendes zu berichten:

Am 26. August lag „Kaiser Wilhelm der Große" in dem spanischen Hafen Rio del Oro mit zwei Kohlendampfern längsseits, während ein dritter deutscher Dampfer etwa 500 Meter weiter seewärts zu ankerte. Die gesamte Besatzung war seit Tagen mit der Kohlenübernahme beschäftigt. Die Bunker waren noch nicht zur Hälfte aufgefüllt, als gegen Mittag ein Schiff in Sicht kam, das sich später als der geschützte englische Kreuzer „Highflyer" herausstellte. Zwischen den beiden Schiffen fand alsbald folgender Signalverkehr statt:

Highflyer: Ergeben Sie sich!

Kaiser Wilhelm der Große: Keine Antwort.

H.: Ich fordere Sie auf, sich zu ergeben!

K. W. d. Gr.: Deutsche Kriegsschiffe ergeben sich nicht. Ich ersuche Sie, die spanische Neutralität zu achten.

H.: Sie kohlen zum zweiten Male in diesem Hafen. Ich fordere Sie auf, sich zu ergeben. Wenn nicht, werde ich sofort auf Sie feuern.

K. W. d. Gr.: Ich kohle hier zum ersten Male; im übrigen ist das eine spanische Angelegenheit.



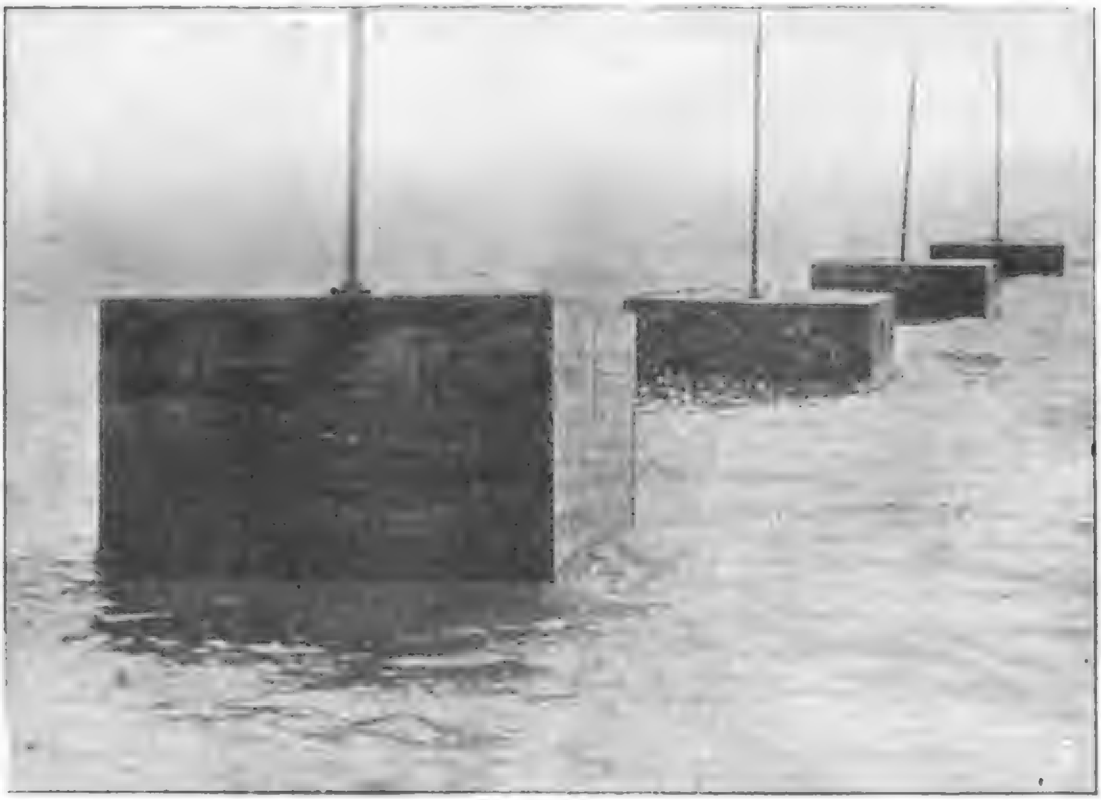
Ein Schiffsgeschütz wird geladen.

H.: Ergeben Sie sich sofort!

K. W. d. Gr.: Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.

Hierauf eröffnete um 1 Uhr 16 Min. „Highflyer“ das Feuer, das vom „Kaiser Wilhelm dem Großen“ sofort erwidert wurde. Der Kampf wurde von letzterem geführt, während das Schiff etwa 2000 Meter von der Küste vor Anker lag. Um unnötige schwere Verluste zu vermeiden, ließ der Kommandant des Hilfskreuzers das nicht auf den Gefechtsstationen gebrauchte Personal auf die beiden längsseits liegenden Kohlendampfer übersteigen, ebenso die an Bord befindlichen englischen Besatzungen der früher aufgebrachten englischen Schiffe. Sobald die Dampfer vom Hilfskreuzer frei waren, zogen sie sich nach Süden zurück. Inzwischen hatte „Highflyer“ das Feuer auf beträchtliche Entfernung — etwa 9000 Meter — unterhalten und zog sich dann unter gleichmäßiger Annäherung von der Steuerbord- auf die Backbordseite des Hilfskreuzers hinüber, entfernte sich jedoch wieder, als er eine Anzahl von Treffern erhalten hatte. Nach etwa eineinhalbstündigem Gefecht kam das Feuer des „Kaiser Wilhelm dem Großen“ zum Schweigen, und zwar wegen vollständigem Munitionsmangel. Gleich bei Beginn des Gefechtes hatten zwei Schüsse den vorderen Laderaum dieses Schiffes getroffen, wo die Hälfte der Munition verstaut war, so daß der Raum voll Wasser lief und die Förderung der Munition unmöglich wurde. Als daher die Munition der Achterngeschütze verbraucht war, befahl der Kommandant, das Schiff zu versenken, um es nicht in Feindeshand fallen zu lassen. Das geschah durch 12 Sprengpatronen, sowie durch Öffnen der Lenzschieber. Der deutsche Hilfskreuzer hatte im ganzen 10 Treffer erhalten, die ihn aber nicht zum Sinken gebracht hätten. Beim Verstummen der Geschütze des „Kaiser Wilhelm des Großen“ stellte auch „Highflyer“ sein Feuer ein und näherte sich langsam bis auf 5600 Meter. Als er dann aus dem einzigen deutschen Geschütz, das noch Munition hatte — eine Revolverkanone — beschossen wurde, begann auch der Engländer wieder zu feuern, um wieder abzubrechen, nachdem auch das Revolvergeschütz aus Mangel an weiterer Munition hatte verstummen müssen. Der Munitionsverbrauch des englischen Schiffes wird vom deutschen Kommandanten auf 4—600 Schüsse geschätzt; das Treffergebnis mit etwa 2 Prozent gegen ein sehr großes und hohes Schiff, das noch dazu still vor Anker lag, war also herzlich schlecht. Als der „Kaiser Wilhelm der Große“ anfing, sich infolge des eindringenden Wassers überzulegen, begab sich die Besatzung in die Boote. Der Kommandant verließ als letzter das Schiff, als dieses schon mit der Seite auf dem Grund auflag und die Masten verschwunden waren. Drei Hurra aus den Booten brachten dem sinkenden Schiff den letzten Gruß, und es erklang „Deutschland, Deutschland,

über alles!" In drei Rettungsbooten landete der Teil der Besatzung, der an dem Gefecht teilgenommen hatte — außer dem Kommandanten 7 Offiziere, 2 Vizesteuerleute und 72 Unteroffiziere und Mannschaften — an der spanischen Küste von Rio del Oro. Unter Mitnahme von zwei auf schnell hergestellten Tragbahren mitgeführten Verwundeten gelangten sie nach 2¼stündigem Marsche zum spanischen Fort. Der englische Kreuzer hatte sich inzwischen dem deutschen Hilfskreuzer auf 3—4000 Meter genähert und zwei



Seeminen, bevor sie versenkt werden.

Boote ausgesetzt, die den deutschen Booten folgten, jedoch erst landeten, als die deutsche Besatzung bereits den Marsch nach dem Fort angetreten hatte. Die englischen Boote kehrten dann auf ein Signal hin an Bord ihres Schiffes zurück.

Die Engländer begnügten sich überhaupt mit billigen Triumphen. Am 9. August hatten sie das wehrlose Lome im deutschen Schutzgebiet Togo besetzt und am 11. die deutsche Funkspruchstation in Daressalam zerstört. Am 29. nahmen sie Samoa ohne Kampf.

Dagegen mußte sich Großbritannien gefallen lassen, daß die Deutschen Südwestafrikas Ende des Monats einen Einfall in die Kapkolonie machten. Die aufgerufenen Buren wollten im Kampf gegen Deutschland nicht recht anbeißen. Und die anfangs September erfolgte Besetzung von Herbertshöhe im Bismarckarchipel, wo sie heftigen Widerstand fanden, mußten sie mit dem Verlust an Menschenleben teuer erkaufen.

Jedenfalls scheute sich die überlegene englische Weltmacht, die deutsche Flotte und die deutsche Küste irgendwo anzugreifen. Nicht ein deutscher Hafen wurde blockiert. Der Schiffsverkehr mit dem Deutschen Reich stand allen Neutralen nach wie vor offen. Mit der Vernichtung des verspotteten Nachbars zur See hatte es also gute Weile.

Dagegen erlebte Großbritannien vorerst eine Reihe schmerzlicher Enttäuschungen, die das Vertrauen in die eigene Unüberwindlichkeit allmählich erschüttern mußte.

Zwei große Gefahren drohten unablässig: die deutschen Minen, mit denen die Gewässer der Nordsee überfüllt waren, und die deutschen Unterseeboote, die sich durch nichts und durch niemand schrecken ließen.

Über das Wesen der Kriegsminen herrschen im Publikum bisweilen recht falsche Vorstellungen. Wir benutzen daher die Ausführungen eines Fachmanns, Harald Nehbel, um diese vor allem im modernen Seekrieg vielbenutzte gefährliche Waffe unsern Lesern einigermaßen zu veranschaulichen.

Es gibt zwei Hauptarten von Minen, nämlich die Treibminen und die verankerten Minen. Während jene frei im Meer umherschwimmen, sind diese durch ein Kabel mit einer Landstation verbunden.

Hinsichtlich der Zündung gibt es auch einige Unterschiede. Da wären zu erwähnen die mechanischen Minen, bei denen durch den Anstoß des Fahrzeugs ein Mechanismus ausgelöst wird, der seinerseits einen Schlag oder Stoß auf die Sprengkapsel ausübt und dadurch die Explosion herbeiführt. Bei den mechanisch-elektrischen Minen wird durch den Anstoß des Fahrzeuges eine elektrische Zündung ausgelöst, indem nämlich einige herausragende Glasröhrchen abbrechen und die in ihnen befindliche Chromsäure sich in ein Kohlenzinkelement ergießt; der entstehende elektrische Strom bzw. Funke führt die Explosion herbei (Konktaktzündung). Früher waren die Glasröhren mit Schwefelsäure gefüllt, und diese ergoß sich in die Zündmasse, Kaliumkügelchen mit Zucker. Die Elektrokontaktminen stehen durch Kabel mit einer Station am Lande in kontinuierlicher Leitungsverbindung, und in ihnen wird durch den Anstoß des Fahrzeuges der Zündstrom automatisch eingeleitet, während die elektrischen Beobachtungsminen durch zwei Beobachter (an Land) zur



Wirkung einer explodierenden Mine.

Explosion gebracht werden, sobald ein feindliches Schiff in ihre Sprengsphäre gelangt.

Eine Abart der Stoßminen ist die Streumine. Bei dieser ruht der Minenkörper auf einem mit dem Anker festverbundenen Gestell; der Anker, der nicht massiv ist, nimmt eine Trommel in sich auf, um die das Ankertau gerollt ist. Eine Zange, deren kurze Arme geschlossen sind, wenn die langen auseinanderstehen, hält die Mine durch einen an dieser sitzenden Ring fest. Zwischen die langen Arme wird ein Salzstück geklemmt, und so wird die Mine mittels der Zange auf ihrem Gestell am Anker festgehalten. Beim Ausstreuen der Minen durch besondere Dampfer, sinkt die Mine infolge der Schwere des Ankers naturgemäß bis auf den Grund. Nach etwa einer halben Stunde ist das eingeklemmte Salzstück geschmolzen, die obern Zangenarme öffnen sich, und die Mine steigt nach oben, indem sie das Ankertau nach sich zieht. Durch einen besonderen Tiefenapparat stellt sich die Mine selbsttätig auf eine bestimmte Entfernung unter der Wasseroberfläche ein.

Vier bis sechs Reihen schachbrettartig verankerte Seeminen werden mit kleinen Dampfern, sogenannten Minenlegern, zu Minensperren verwendet.

Auch findet man Streuminen, die durch Streuminenkreuzern in feindliche Gewässer gelangen.

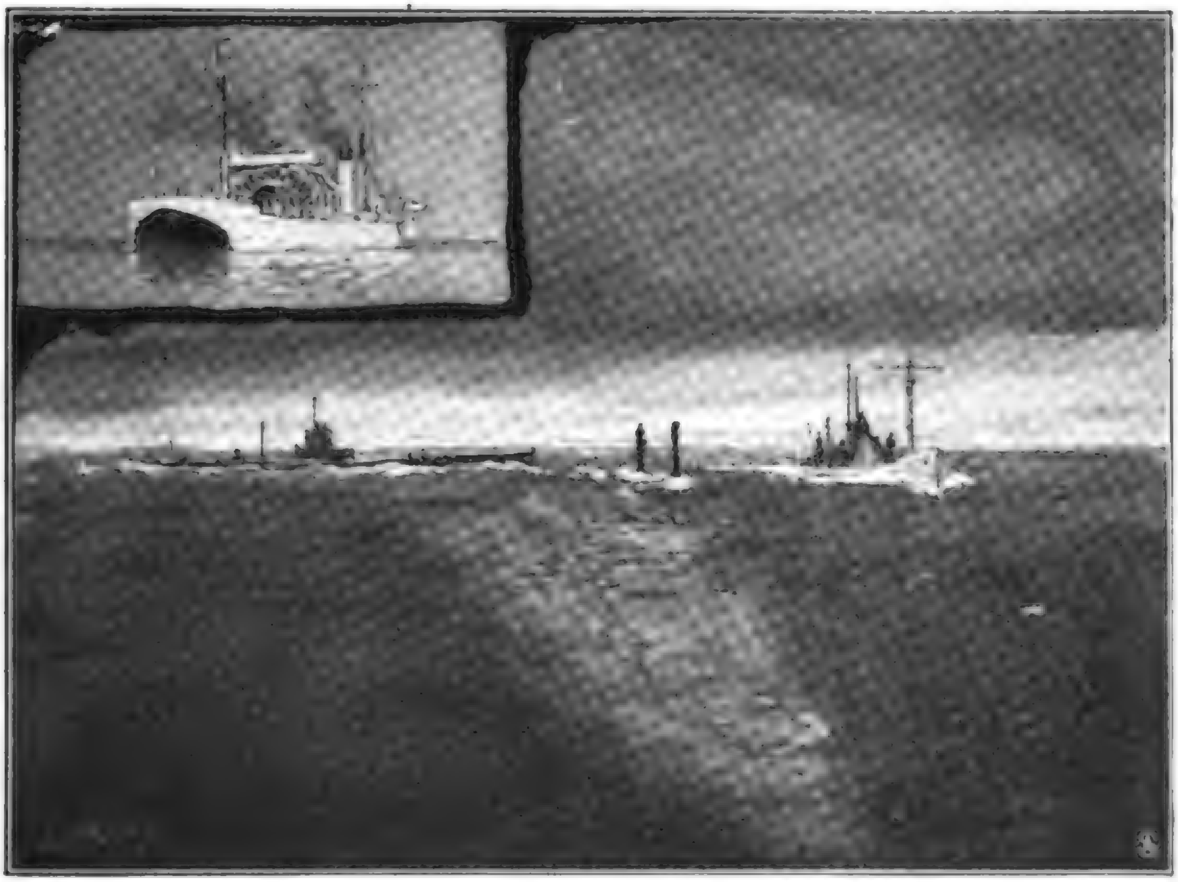
Zum Aufräumen oder Zerstören von Seeminen dienen Stahltrossen, von zwei Torpedobooten geschleppt, oder starke Gegenminen (Quetschminen), die nahe der Sperre entzündet werden.

Die veralteten Schlepp-, Pfahl- und Treibminen benutzt man kaum mehr. Auch die Landminen, die hauptsächlich zur Verteidigung im Festungskrieg dienen, spielen nicht die große Rolle der oben erwähnten modernen Seeminen.

Die deutsche Flotte verfügt über mehrere Minensuchdivisionen aus alten Torpedobooten, um feindlichen Absichten wirksam entgegen arbeiten zu können. Diese Divisionen leisteten in dem großen Krieg unter zahllosen Gefahren eine höchst ersprießliche Arbeit und retteten uns manches Kriegsschiff, das sonst ahnungslos auf eine Mine aufgelaufen wäre.

Die Haager Friedenskonferenz verlangte seinerzeit, daß losgerissene Seeminen unschädlich gemacht würden. Es ist nicht bekannt, ob die Feinde diesen humanen Wunsch erfüllten. Denn England und Frankreich suchten nicht bloß die deutsch-österreichische, sondern auch die neutrale Flotte zu schädigen und freuten sich am Ende selbst über einen Verlust des eigenen Bundesgenossen. Im Grunde genommen haßte der Engländer den Franzosen und umgekehrt. Nur der größere Haß wider Deutschland hielt sie zusammen.

Auch das gefürchtete Unterseeboot, eine neuzeitliche Errungenschaft der allerjüngsten Vergangenheit, konnte, das wußte der Feind, von einer todverachtenden Mannschaft wie der Deutschen bedient, unsäglichen Schaden anrichten. Und der feige Krämer jenseits des Kanals zitterte nicht nur um sein Leben, sondern auch um jeden Schilling, den ihm der Verlust eines englischen Schiffes kostete.



Unterseeboote, oben links das Hebeschiff „Vulkan".

In Deutschland selbst war man zwar von dem zweifellosen Wert des Unterseeboots überzeugt, aber deren Höhe schätzten die wenigsten richtig ein. Selbst Konteradmiral Eduard Holzhauer, dessen ausgezeichnete Erklärung des Unterseeboots wir uns zu eigen machen, äußerte sich vor kurzem noch etwas zurückhaltend, im Seekriege sei dieses Fahrzeug nicht ausprobiert, die Erfahrung, die man in den Manövern damit gemacht habe, lasse jedoch erkennen, daß es, wenn es nicht vereinzelt, sondern in Scharen angreife, sicherlich schöne Erfolge zu erringen vermöge.

Das heutige moderne Unterseeboot ist allgemein das sogenannte Tauchboot, ein Fahrzeug, das eine doppelte Umwandung, also eine Innen- und Außenhaut besitzt. In den Raum zwischen Innen- und Außenhaut wird das zur Beschwerung des Bootes für das Untertauchen notwendige Tauchwasser eingelassen. Die Unterseeboote haben zwei verschiedene Fortbewegungsmaschinen, eine Motoranlage für die Fahrt an der Oberfläche des Wassers und eine elektrische mittelst Akkumulatoren betriebene Maschine für die Unterwasserfahrt. Die Elektrizität wird hergestellt während der Fahrt an der Oberfläche durch eine kleine Dynamomaschine und aufgespeichert in Akkumulatoren. Alle an Bord befindlichen Hilfsmaschinen werden elektrisch betrieben; die Akkumulatoren beanspruchen, weil sie in großer Zahl vorhanden sein müssen, viel Raum und stellen eine große Gewichtsbelastung dar.

Das Untertauchen der Boote geschieht, nachdem die Vorbereitungen hierzu getroffen sind, während der Fahrt mit Hilfe von Seitenrudern, einer Art von horizontal liegenden und beweglichen Flossen, die paarweise hinten und vorne an den Außenseiten des Bootes angebracht sind, derart, daß das beim Vorwärtsfahren gegenströmende Wasser gegen die geneigten Ebenen der Seitenruder drückt und so den Bug des Bootes nach unten und das Heck nach oben preßt. Die Fahrt unter Wasser auf der gewünschten Tauchtiefe, die man an Tiefenmessern genau ablesen kann, geschieht ebenfalls mit Hilfe der Seitenruder, die sich hierbei andauernd hin und her bewegen wie bei einem Fisch die Seitenflossen.

Damit die untergetauchten Unterseeboote auch die Oberfläche übersehen können, haben sie lange stählerne Sehrohre, die fest mit den Booten verbunden und so eingerichtet sind, daß man sie ohne weiters teleskopartig zusammenzuschieben und auseinanderzuziehen vermag; dies geschieht auf den deutschen Fahrzeugen mittelst einer kleinen elektrischen Maschine. Am obersten Ende der Sehrohre, die beim untergetauchten Boot noch gerade über die Oberfläche des Wassers hinausragen, befindet sich ein Spiegelapparat, der das gespiegelte Bild von einem Sektor des Horizonts — so wie wir ihn beim Sehen mit unserm Auge erfassen — in das Innere der hohlen stählernen Sehrohre hineinwirft. Hier wird dieses Bild durch eine sinnreiche Anordnung vom Prismen im Innern der Sehrohre bis an das Auge des unten im Boote befindlichen Beobachters reflektiert, so daß dieser in den Stand gesetzt wird, bis zu einer Tauchtiefe von 7 bis 8 Metern einen bestimmten Teil des Horizonts zu übersehen. Will der Beobachter einen andern Teil des Horizontes absehen, dann braucht er die Sehrohre nur entsprechend umzudrehen.

Der äußerst sinnreichen Einrichtung haftet leider noch eine Reihe von Übelständen an, die der Kriegsbrauchbarkeit der Unterseeboote nicht zuträglich sind. Zunächst können diese Boote nur am Tage etwas sehen und auch nur bei verhältnismäßig annehmbarem Wetter, infolgedessen ist ihre Gefechtsmöglichkeit absolut bloß für den Tageskampf bei halbwegs gutem Seegang vorhanden. Eine Reihe von Unglücksfällen, wie der bekannte von U 3 am 17. Januar 1911, wobei einige Menschen ums Leben kamen, läßt sich auf die Beschränkung des Gesichtsfeldes beim Unterwasserfahren zurückführen.

Die Unterseeboote haben hinten und vorn ihre Torpedoausstoßrohre, meistens je zwei. Die Größe der Fahrzeuge schwankt zwischen 200 und 500 Tonnen; sie laufen unter Wasser fahrend bis zu 11 Seemeilen und an der Oberfläche bis zu 15 Seemeilen, das sind 20 bzw. 28 Kilometer in der Stunde; man hofft in Zukunft diese Geschwindigkeiten noch steigern zu können. Die Stärke der Besatzung beziffert sich für jedes Schiff auf 20 bis 25 Mann.

Der Dienst auf den Unterseebooten ist wohl der schwerste, den es in der Kriegsmarine gibt. Die Mannschaft leidet, wenn das Boot untergetaucht fährt, unter zu geringer Bewegungsfreiheit, Feuchtigkeit und übergroßer Anspannung der Nerven; fährt es an der Oberfläche, so gehen schon bei leichtem Seegang die Wellen über das Fahrzeug hinweg. Die Art der Unterbringung und Verpflegung von Offizieren und Mannschaften läßt wegen der beschränkten Raumverhältnisse manches zu wünschen übrig. Zu alledem kommt noch, daß jeder Mann genau weiß, welche schweren Folgen, ja unter Umständen Katastrophen durch Bedienungsfehler und geringe Versehen beim Beobachten der zahlreichen Apparate und Instrumente entstehen können.

In Anbetracht dieser Gründe werden Offiziere und Matrosen immer nur freiwillig auf diese Fahrzeuge kommandiert, und es ist gewiß ein schönes Zeichen, daß sich immer viel mehr Freiwillige melden, als Verwendung finden können ....

Der eigentliche Erfinder des Unterseeboots war ein Deutscher namens Wilhelm Bauer. Sein Schiff, in den fünfziger Jahren erbaut, hatte allerdings mit ungeheueren Schwierigkeiten zu kämpfen. Der österreichische Minister von Baumgarten, an den Bauer herantrat, nannte die überraschende Idee einen „Schwindel, der den Naturgesetzen widerspreche“. Niemand in Deutschland wollte an die ernstliche Ausführbarkeit derselben glauben. Da wandte sich der Erfinder nach Rußland, wo er im Großfürsten Konstantin einen bedeutenden Förderer gewann. Tatsächlich wurde hier 1855

in der Petersburger Fabrik von Leuchtenberg das erste seebrauchbare Unterseeboot fertiggestellt und von der russischen Regierung angekauft.

Dieses erste Unterseeboot hatte die Gestalt eines Seehundes und war 52 Fuß lang, 12½ Fuß hoch und 11 Fuß breit. Die Kraft zum Antrieb wurde durch Treträder geliefert. Die Lufterneuerung, die bereits damals vorgesehen war, erfolgte durch eine geistvoll erdachte Regenpumpe. Das Sinken und das Steigen des Unterseeboots wurde ähnlich den heutigen Luftballons durch Wasserballast bewirkt.

Die ersten Fahrten des Bauerschen Fahrzeugs, die im Hafen von Kronstadt vor sich gingen, gelangen über alles Erwarten gut. Der Erfinder selbst



Der kleine englische Kreuzer „Pathfinder".

nahm die Fahrten in Begleitung eines Offiziers und mehrerer Matrosen vor. Hier wurde auch das berühmte erste Konzert im Unterseeboot am 6. September 1856 abgehalten. Das Schiff machte im Lauf der Zeit noch eine Reihe sehr glücklich verlaufender Fahrten, die den vollen Kriegswert dieses neuen Kampfmittels ergaben. Bei der 134. Fahrt verunglückte es infolge von Schießübungen.

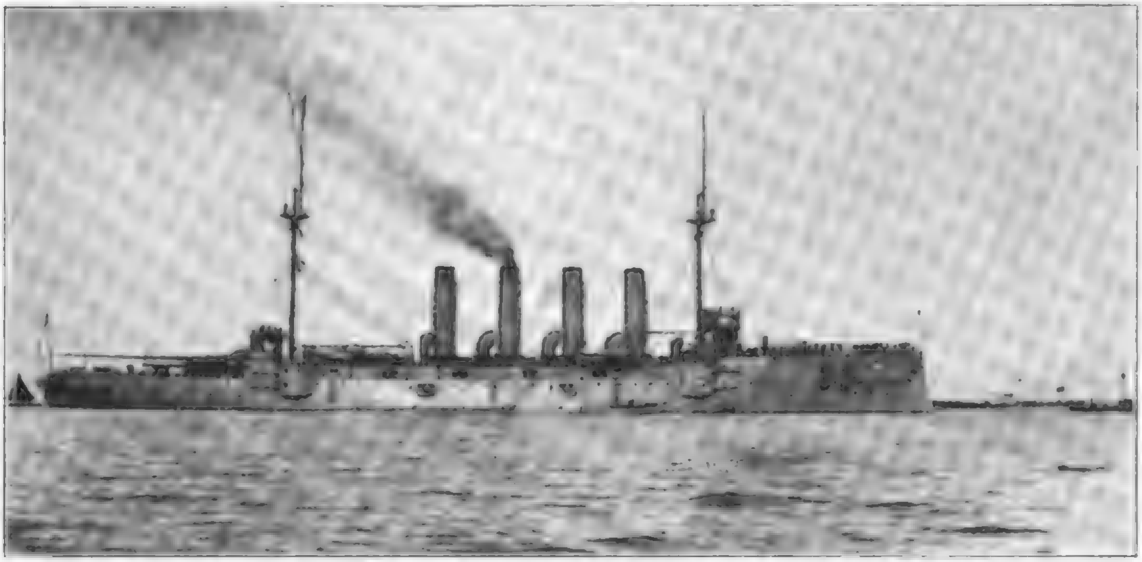
Später griff der Amerikaner John P. Holland die Idee auf und schuf das jetzt in Verwendung stehende verbesserte moderne Unterseeboot.

Wie recht die Engländer hatten, sich vor deutschen Minen und deutschen Unterseebooten zu fürchten, zeigten die folgenden Ereignisse.

Am 5. September nachmittags befand sich der geschützte englische Kreuzer „Pathfinder", ein erst zehn Jahre altes Schiff, zehn Meilen nördlich von

St. Abbs Head. Die Besatzung saß eben beim Mittagessen, als sie plötzlich eine überaus heftige Erschütterung wahrnahm. „Pathfinder" neigte sich nach vorn, und einen Augenblick später erfolgte eine furchtbare Explosion, die das Schiff sprengte. Nach vier Minuten war der Kreuzer untergegangen und nur Trümmerhaufen und Menschenleiber schwammen auf dem Meere.

Kriegsschiffe und ein Rettungsboot von St. Abbs Head eilten herbei und retteten den Kommandanten nebst einer kleinen Anzahl seiner Leute. Über 200 Mann, also nahezu die ganze Besatzung, fand ihren Tod in den Wellen. Das deutsche Unterseeboot „U 21" unter dem Kommando des Oberleutnants zur See Hersing hatte die Heldentat vollbracht.



Der englische Panzerkreuzer „Abukir".

Noch empfindlicher wurde England am Morgen des 22. September geschlagen. Zugleich erprobte das vielumstrittene Unterseeboot seine enorme Kriegstüchtigkeit für alle Zeiten.

Klares Wetter herrschte nordwestlich von Hoek van Holland, als das deutsche Fahrzeug „U 9" unter Führung des Kapitänleutnants Otto Weddigen gegen 6 Uhr früh auf seiner Patrouillenfahrt die drei englischen Panzerkreuzer „Abukir", „Hogue" und „Cressy" auftauchen sah. Die Gelegenheit war günstig, dem anscheinend nichts ahnenden Feind beizukommen und die Macht der Deutschen zur See recht eindringlich zu beweisen.

„Klar zum Gefecht!", „Ran an den Feind!", erscholl es aus dem Munde des Kommandanten. Das erste Schiff das daran glauben mußte, war

der „Abukir". Ein Druck am Abzughebel von „U 9" und der Torpedo sauste los. Ein dumpfes Donnergetöse! Und ein paar Minuten hernach neigte sich der stolze Kreuzer und sank.

Die beiden Schwesterschiffe vermuteten sofort eine Mine, setzten Boote aus und suchten die Überlebenden aufzufischen. Nur zu bald jedoch wurden sie in ihrer Tätigkeit gestört. „U 9" war auch schon dem zweiten Schiff „Hogue" nahegekommen, um ihm den Todesstoß zu versetzen. In kaum drei Minuten berührte der stolze Mast das nasse Grab.

Die Mannschaft von „Cressy" wurde stutzig. Niemand aber konnte etwas bemerken. Und ohne daß auch dieser Panzerkreuzer einen Schuß abzufeuern imstande war, ereilte ihn das Schicksal der gesunkenen Genossen.

Englische Schlepper eilten herbei, und Torpedoboote suchten einerseits die Rettungsarbeit zu beschleunigen, anderseits dem geheimnisvollen Zerstörungsgrund auf die Spur zu kommen. Bald zweifelte niemand mehr, daß man es mit einem deutschen Unterseeboot zu tun hatte. Aber wo es finden? Es war keine Spur zu sehen. Die wilde Jagd nach ihm währte Stunden. Inzwischen entkam es, ohne den geringsten Schaden zu nehmen.

Die Gesamtbesatzung der drei Panzerkreuzer betrug rund 2200 Mann, davon büßten über 1400 ihr Leben ein. Den Rest konnte der holländische Frachtdampfer „Flora", der auf der Fahrt von Leith nach Rotterdam begriffen die Unglücksstelle passierte, an Bord nehmen und nach Ymuiden bringen.

Die Nachricht vom Untergang der drei Panzerkreuzer rief in London eine furchtbare Aufregung hervor. Man schätzte dort den materiellen Schaden allein auf 60 Millionen Mark.

Ganz Deutschland aber jubelte auf. Das war wieder eine Ruhmestat, um das uns andere Völker beneiden konnten. Und staunend fragt alle Welt nach den Helden, die solches vollbracht. Der Führer der wackeren Schar hieß Otto Weddigen und stammte aus Herford in Westfalen. Trotz seiner Jugend, er zählte erst 32 Jahre, bereits Kapitänleutnant, hatte er schon früher seinem Namen Ehre gemacht.

Als er einmal vor Helgoland lag, fiel ein Maat seines Schiffes über Bord. Die See war bewegt. Aber ohne Besinnen sprang Weddigen in das Meer und rettete den Matrosen. Die Rettungsmedaille am Band zeugt von dieser Tat. Seine seemännische Begabung wieder fand ihre Anerkennung in der Verleihung des Roten-Adler-Ordens. Jetzt wurde er von den verbündeten Kaisern und dem König von Sachsen ausgezeichnet. Noch mehr aber ehrte ihn vielleicht die begeisterte Dankbarkeit des ganzen deutschen Volkes von den Gestaden der Nordsee bis zur Adria und darüber hinaus.



Originalzeichnung von Albert Reich.

U 9 und die drei Engländer.

Hoch klang das Lied vom braven Mann. Und Ludwig Ganghofer sang Millionen aus der Seele in dem schönen Lied „Held U neun", dessen letzte Strophen lauten:

„Drei stolze Worte sind verklungen:
Crecy, La Hogue und Abukir —
England, die See, die du ‚bezwungen',
Nimmt ‚Silberkugeln' nicht von dir!
Was du als unbesiegbar kanntest,
Sank taumelnd in die grüne Nacht —
Das Meer, das du das ‚Deine' nanntest,
Verschlang drei Riesen deiner Macht!

U neun! Du deutschbeseelter Hirte!
Du unser David! Junger Held!
Der Wurf, der deiner Faust entschwirrte,
Erfüllt mit Staunen alle Welt!
U neun! Du kleiner kühner Schwimmer!
Von Ruhmesrosen blüht dein Deck,
Und deiner Großtat Sonnenschimmer
Umleuchtet Englands blassen Schreck!" . . . .

Noch andere deutsche Erfolge zur See erregten Aufsehen bei Freund und Feind. So wurde der englische Kreuzer „Pegasus" von der deutschen „Königsberg" vor Kapstadt zusammengeschossen. So stießen die englischen Schiffe „Spleedy" und „Lindsdell" auf eine Mine und sanken. So fiel der englische Dampfer „Revigo" dem gleichen Schicksal zum Opfer u. dgl. m.

Aber diese letzterwähnten Ereignisse wurden weit in den Schatten gerückt durch die Husarenstücke des kleinen Kreuzers Emden, der am 10. September im Golf von Bengalen sechs Handelsschiffe kaperte und am 24. Madras bombardierte. Kein englisches Schiff konnte seiner habhaft werden. Das buchtenreiche Operationsfeld im Indischen Ozean bot ihm immer neue Schlupfwinkel, währenddem er feindlichen Kohlen- und Proviantschiffen abnahm, was er selber brauchen konnte.

Der „Emden" war in den Sommermonaten des Jahres 1913 die Aufgabe zugefallen, auf einer Strombereisung des Yangtse in Ostasien das Feuer einiger von Rebellen besetzter chinesischer Fort zum Schweigen zu bringen. Und das Schiff hatte diese Aufgabe zum Schutz unserer Handelsschiffahrt glänzend gelöst.

Die jetzigen Leistungen der „Emden" fanden selbst in England Bewunderer. Der „Daily Telegraph", ein großes Londoner Blatt, beglückwünschte den



Der Kreuzer „Emden", der den Feinden in den asiatischen Gewässern schon vielen Schaden angetan hat.

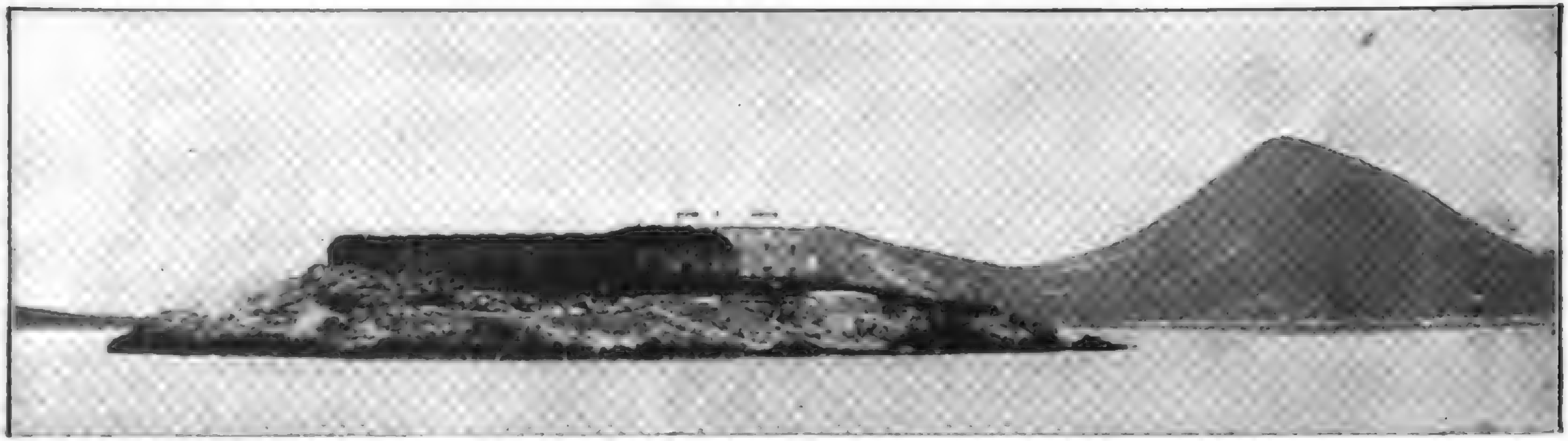
gefürchteten Fregattenkapitän Karl v. Müller zu seinem Unternehmungsgeist, weil er nicht nur mit Menschlichkeit, sondern auch mit Rücksicht gegen die britische Mannschaft verfahre. Dieser Seeoffizier müsse als De Wet des Meeres bezeichnet werden, seine Politik sei ganz eigenartig. In keinem Seekriege der alten und neuen Zeit habe ein feindliches Schiff die Taktik des berühmten Guerillaführers verfolgt, nämlich von der Beute zu leben und die Gefangenen freizulassen. Gerade der Erfolg der „Emden“ mache es schwer, sie zur Strecke zu bringen. In diesem Falle werde es nichts nutzen, verdächtige Kohlenschiffe zu verfolgen, die „Emden“ könne die Kohlen umsonst bekommen. Sie nehmen natürlich, so viel sie führen können. . . . .



Das Tätigkeitsfeld der „Emden“.

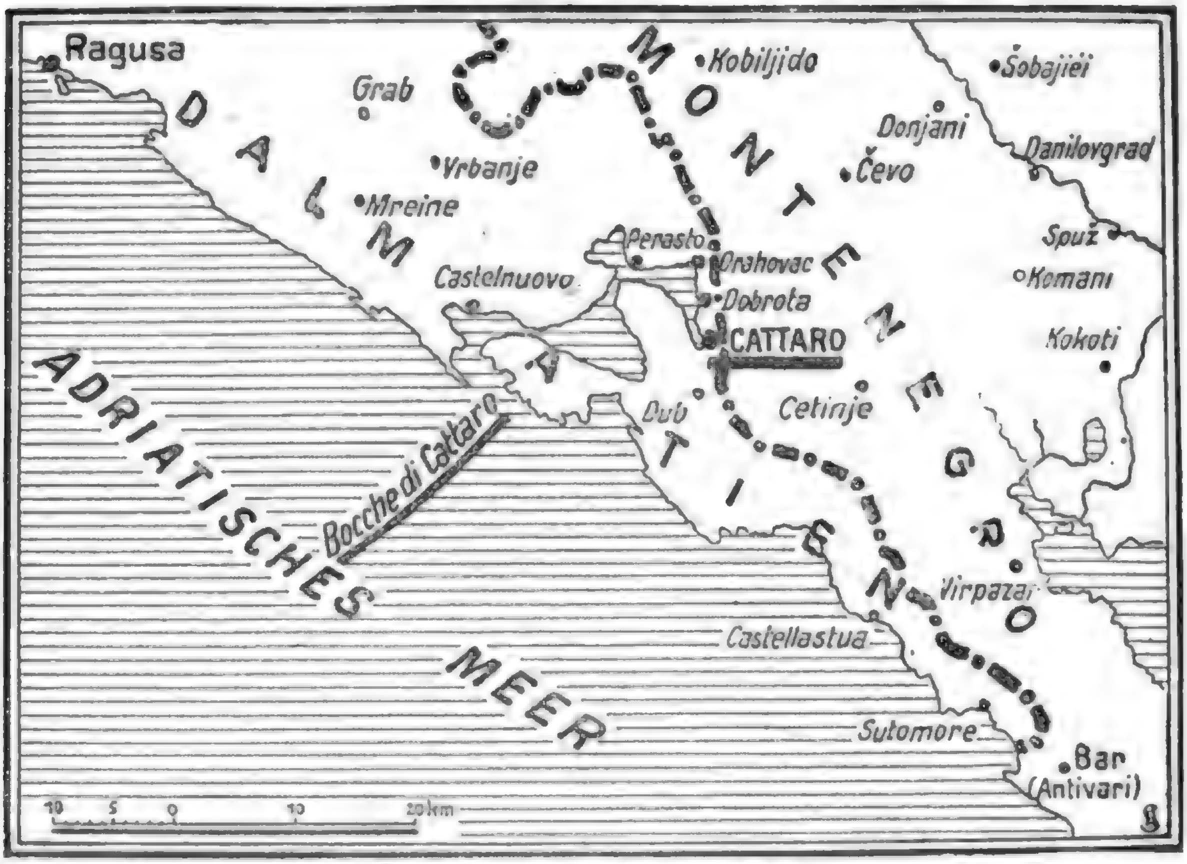
Auch im Adriatischen Meer hatte der Feind kein Glück. Vergeblich bemühten sich die Franzosen im Monat September die Bucht von Cattaro zu erobern und dadurch den Montenegrinern wirksam unter die Arme zu greifen. Immer wieder mußte die aus Schlachtschiffen, Panzerkreuzern und zahlreichen Torpedofahrzeugen bestehende feindliche Mittelmeerflotte das Weite suchen, sobald sie, ohne selbst nennenswerten Schaden angerichtet zu haben, entweder von Österreich-Ungarn bedroht war oder aus Mangel an Vorräten an eine Fortsetzung des Kampfes nicht denken konnte.

Cattaro, am Südzipfel der österreichisch-ungarischen Monarchie gelegen, ist Grenzfestung und Kriegshafen zugleich. Die schöne, wildromantische Stadt zählt etwa 4000 Einwohner, meist Serbokroaten.



Das von der französischen Mittelmeerflotte erfolglos beschossene Fort Punta d'Ostro
am Eingang der Bucht von Cattaro.

Die Bucht wird umspült vom Adriatischen Meer und zwei Kilometer weiter im Lande steht der erste montenegrinische Grenzstein. In zahlreichen kühnen Schlangenwindungen zieht sich eine Straße die steile Höhe des Lovzen hinein ins kleine Reich der Schwarzen Berge. Der Lovzen, bereits montenegrinischer Besitz, ist mit ein paar Geschützen armiert und blickt drohend auf das zu seinen Füßen liegende Cattaro. Die feindlichen Kugeln freilich haben bisher noch keinen ernstlichen Schaden zufügen können.



Zum Seegefecht vor Cattaro.

Hafen und Festung bedeuten zugleich einen wichtigen Knotenpunkt für den gesamten Dampfer- und Eisenbahnverkehr nach Triest, Fiume, Dalmatien, Bosnien und weiter nordwärts nach Wien.

Die tiefeingeschnittene Meeresbucht kann zahlreiche Schiffe bergen und erleichtert so die Küstenverteidigung durch die natürliche Lage wesentlich. Die Befestigungen liegen zumeist verdeckt und können von einer im offenen Meer stehenden Flotte gar nicht beobachtet werden. Daher gelang den Franzosen so selten ein Treffer. Im Gegenteil, sie mußten froh sein, möglichst glimpflich davon zu kommen.



Die von den Montenegrinern beschossene Bucht von Cattaro mit der österreichischen Stadt und Festung Cattaro.

Im Vordergrund die Kunststraße von Cattaro nach Cetinje, der Hauptstadt Montenegros.

Am 18. September und an den folgenden Tagen fanden in der Gegend eine Reihe wichtigster Gefechte statt. Österreichisch-ungarische Kriegsschiffe bombardierten Antivari in Montenegro und vernichteten dabei eine größere feindliche Abteilung. Bei dieser Gelegenheit fingen die verbündeten Blau-



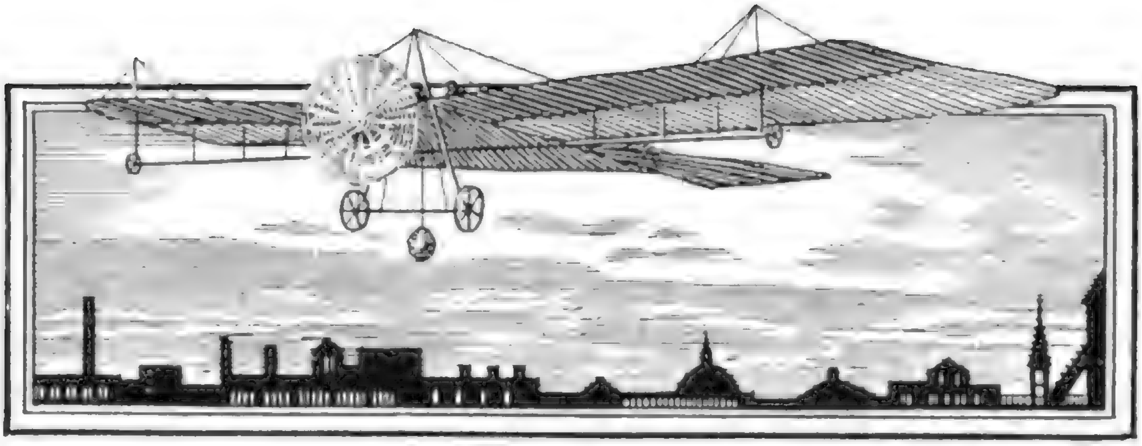
Montenegros Kriegshafen Antivari, der von den Österreichern mit gutem Erfolg bombardiert wurde.

Unser Bild zeigt den Hafen, im Hintergrunde die „schwarzen Berge" mit den montenegrinischen Befestigungen.

jacken eine drahtlose Depesche der französischen Flotte an die Montenegriner ab, wornach ein gemeinsamer Angriff auf die Bucht von Cattaro für den 19. verabredet wurde. Österreich-Ungarn traf sofort die nötigen Vorkehrungen. Und als der Morgen des nächsten Tages und mit ihm das feindliche Ge-

schwader nahte, begann die Kanonade der Festungsgeschütze. Die Wirkung blieb nicht aus. Denn gleich die erste Salve zerstörte einen großen französischen Panzerkreuzer (wahrscheinlich „Edgar Quinet"). Dann folgte eine Feuersäule. Und als der Rauch verflüchtigt war, sah man den Feind mit den geretteten Resten seiner Macht bereits in weiter Ferne. Auf unserer Seite gab es nur einen Verwundeten. Die Franzosen aber mochten weiter darüber nachstudieren, wie Cattaro, das unüberwindliche, einzunehmen sei.





11. Kapitel.

Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert.

Unter diesem Titel veröffentlichte Professor Wilhelm Langenbeck eine vortreffliche übersicht der englischen Geschichte in den letzten drei Jahrhunderten (Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt 174. Bändchen, 2. Auflage, Leipzig und Berlin 1913), indem er versuchte sich gleich frei zu halten von blinder Vorliebe und ungerechter Voreingenommenheit, bedauernd, daß Anglomanie und Anglophobie in Deutschland noch ziemlich unvermittelt einander gegenüber stünden. Das war vor dem großen Kriege. Heute dürfte man allgemein den „Anglophoben" recht geben, das heißt denjenigen, die unablässig und in schärfster Weise vor England warnten.

Freilich soll unser Volk dem schlimmsten Todfeind der deutschen Machtentfaltung nicht nur mit den Waffen des Krieges gerüstet entgegentreten, es soll ihn auch möglichst genau und gründlich kennen, und zu diesem Zweck können wir populäre und dabei sachkundige Schriften wie die obige jederzeit brauchen.

Zum Unterschied von den Weltreichen des Altertums, die wesentlich auf dem Festland gefußt haben, stellt England als Weltmacht vorwiegend einen Kolonialstaat dar. Das britische Mutterland in Europa gewährt scheinbar allen Angehörigen dieses gewaltigen Staatengebildes große Freiheit bei Wahrung der indivduellen Eigenart, indem es auf die straffe Zentralisierung etwa des alten Rom verzichtet und den einzelnen Kolonien eine gewisse Selbstverwaltung zugesteht. In der Tat aber sucht es sie um jeden Preis aus-

zubeuten. Wie die verschiedenen Länder verwaltet werden, ob darin Zucht und Ordnung herrschen, ob ihre Kultur gehoben wird, das alles ist den Stockengländern von heutzutage gleichgültig. Die ganze Kolonisation läuft nur auf das eine Endziel hinaus, möglichst gute Geschäfte zu machen und die eigenen Taschen zu füllen.

Wir müssen die insulare Lage Großbritanniens, die merkwürdige Blutmischung seiner Bewohner, seine politische und wirtschaftliche Entwicklung



Zerschossene Silbermünzen.

bereits im Mittelalter betrachten, um den Aufschwung seiner Machtstellung in den letzten Jahrhunderten zu begreifen.

Die Einheit der nordeuropäischen Inselgruppe, die wir unter dem Namen Großbritannien zusammenfassen, beruht in der Hauptsache auf ihrer räumlichen Trennung vom Kontinent, während die einzelnen Teile mit benachbarten Gebieten dieses Festlands größere Verwandtschaft aufweisen als untereinander. Durch seine geographische Lage vom eigentlichen Europa abgeschnitten, sah sich England frühzeitig auf das Meer und nur auf dieses an=

gewiesen, falls es sich vergrößern und bereichern, mit einem Wort, falls es sich entwickeln wollte.

Die ältesten Bewohner gehörten dem keltischen Sprachstamm an. Einwanderungen und Eroberungszüge germanischer Stämme vom Festland her führten zwar nicht zur Unterjochung des Landes unter fremde Botmäßigkeit, wohl aber zu einer immer stärkeren Blutmischung. Angeln und Sachsen von der deutschen Nordseeküste, Dänen und Norweger vom Ostrand der See, schließlich Normannen von der Nordküste Frankreichs ließen sich auf den Inseln nieder. Es entstand allmählich ein von dem ursprünglich keltischen verschiedenes Volk, das angelsächsische und schließlich das englische.

Frankreich entwickelte sich zum Einheitsstaat, indem es immer mehr absolutes Königtum wurde; der Wille des Herrschers fiel hier mit dem Willen des Staates zusammen, andere hatten nichts dareinzureden. Im Deutschen Reich wieder lockerte sich die königliche Zentralgewalt durch Bildung möglichst selbständiger territorialer Fürstentümer, die Entwicklung des englischen Staates dagegen ging zwar auch auf Beschränkung der absoluten Macht des Herrschers, aber ohne Schädigung der Staatseinheit; die dem König abgerungene Magna charta libertatum bildete (seit 1215) den Grund- und Eckstein der englischen Verfassung. Die wichtigsten Artikel darin sicherten jedem Untertan persönliche Freiheit und Schutz gegen Willkürakte obrigkeitlicher Funktionäre.

Der furchtbare Bürgerkrieg der roten und der weißen Rose, der in Wirklichkeit ein Kampf um die Königskrone zwischen den Häusern Lancaster und York war, drohte am Ausgang des Mittelalters das frisch aufblühende Staatswesen zu vernichten. Aber seine gesunde Natur überwand die Schrecken des langen Krieges mit der unbekümmerten Lebensbejahung einer urwüchsigen Jugend.

An die Stelle des früher mit dem König regierenden Hochadels trat der niedere oder Landadel, die sogenannte Gentry. Aus ihren Kreisen rekrutierten sich die wichtigsten Organe der Selbstverwaltung, namentlich die Friedensrichter; zahlreiche unbesoldete Ehrenämter, die der Verwaltung des Landes dienten, ruhten auf ihren Schultern.

England war bisher ein rein ackerbautreibendes Land. Aber mit der gesteigerten Blüte der Schafzucht erwachte schließlich auch das Bedürfnis nach einem ausgebreiteten Handel. Zunächst gab es mehr ausländische als einheimische Kaufleute. Niederländer und Deutsche, besonders Kölner, besaßen allerhand Privilegien für ihre Geschäfte. Seit dem Ausgang des 15. Jahr-

hunderts eroberten sich die deutschen Hansestädte den Handelsbetrieb des Festlandes mit dem englischen Reich.

Um nun der bodenständigen Industrie auf die Beine zu helfen und sie selbständig zu machen, wurde ein Ausfuhrverbot englischer Wolle und Einfuhrverbot fremder Tuche erlassen. An diese zunächst noch recht hilflosen Versuche knüpfte sich die Entstehung der später den Weltmarkt beherrschenden englischen Tuchindustrie, die schon zu Beginn der Neuzeit alle europäischen Konkurrenten zu überflügeln begann.



Zeltlager englischer Infanteristen.

Damit verbunden war die Forderung nach einer eigenen englischen Handelsflotte. Sie setzte sich durch und brachte im Laufe der Zeit auch die zu ihrem Schutz nötige heimische Kriegsmarine zu immer stärkerer Machtentfaltung. Im 16. Jahrhundert hatte sich der alte Agrarstaat zu einem stolzen Handelsstaat entwickelt, der nicht bloß den deutschen Hansestädten, sondern ganz Holland gefährlich wurde.

Im Zeitalter der Königin Elisabeth, die vom Glück begünstigt war, allein keineswegs zu den großen Charakteren zählte, eine würdige Vorläuferin der lasterhaften Katharina von Rußland, im 17. Jahrhundert also, wurden in

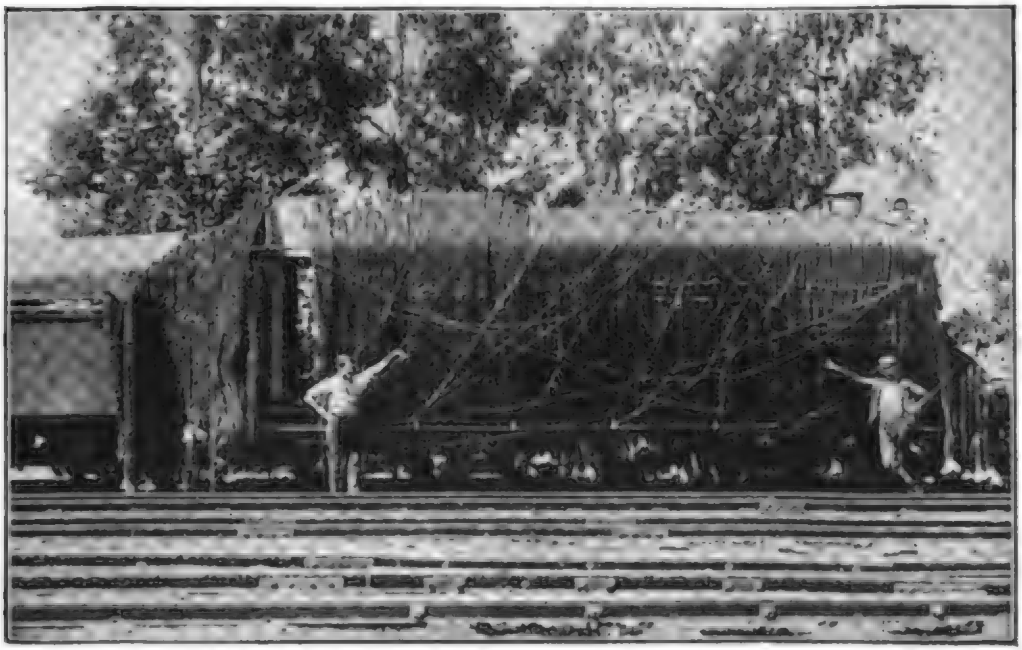
Amerika, Asien und Afrika die Grundlagen des englischen Kolonialreichs gelegt. Kühne Entdecker hatten einen dunklen Erdteil um den andern der europäischen Menschheit erschlossen. Freilich hielt mit ihnen nicht die Kultur des Abendlandes, sondern die schamloseste Beutegier ihren Einzug. Spanier, Portugiesen, Franzosen, Engländer, Italiener und Holländer bemächtigten sich der lockenden Schätze in fernen Zonen, machten deren ursprüngliche Besitzer zu entrechteten Sklaven und hausten wie die schlimmsten Blutsauger des heidnischen Altertums.

Es bedeutet einen ewigen Ruhmestitel des deutschen Volkes, leider freilich auch ein Zeichen politischer Ohnmacht, daß es bei diesem Treiben abseits stand und lieber mit eigener, ehrlich erworbener Arbeit als mit armen farbigen Völkern handelte und feilschte. Hätte es doch damals, statt sich selbst zu zerfleischen, statt in einem endlosen Dreißigjährigen Krieg die politisch-konfessionellen Parteileidenschaften zu einer Siedehitze zu bringen, einig und zielbewußt seinen Gewerbefleiß, seine Gesittung, seine angebornen Tugenden in die fremden Länder getragen, diesen zum Heil, sich selbst zum Gewinn! Niemals wären dann England und Frankreich so aufgestiegen wie in der Folgezeit, und mancher blutige Wettstreit, vor allem aber der allzu selbstische Raubbau der genannten Mächte in Amerika, Afrika und Asien wäre unmöglich gewesen! Doch kritisieren wir nicht die Weltgeschichte! Es wohnt ihr ein tieferer Sinn zugrunde, als wir alle ahnen. Und auch das deutsche Volk mußte zu seiner erdumspannenden Sendung erst heranreifen.

Unter den Beratern der Königin Elisabeth, die der anglikanischen Landeskirche schon deshalb einen unumschränkten Einfluß auf alle Seelen einräumte, weil sie ihr als weiblicher Papst präsidierte und weil diese Religion England von allen andern Europas abschloß, saßen ein paar bedeutende Männer am Steuerruder des Staates. Sir Thomas Gresham, ein hervorragender Kaufmann, auch mit den Verhältnissen fremder Länder wohl vertraut, bekleidete das Amt eines, heute würden wir sagen, Handelsministers, Sir Walter Raleigh, Sir William Cecils u. a. bildeten ihre Stütze.

Greshams Augenmerk richtete sich in erster Linie auf eine Niederringung der deutschen Hanse. Zu diesem Zweck, um den gefährlichsten Nebenbuhler der englischen Volkswirtschaft aus dem Wege zu räumen, setzte er zweierlei durch, die Aufhebung ihrer Handelsprivilegien in England und die Schaffung eigener Exportmärkte an der deutschen Nord- und Ostseeküste. Aber in weiterer Ferne, in Amerika und Afrika, das man gleichfalls bereits in den Umkreis seiner Betrachtungen zog, erwuchsen dem britischen Unternehmungsgeist noch stärkere Rivalen als die Hanseaten von ehedem.

Gestützt von mächtigen europäischen Staatswesen, hatten die beiden Entdeckervölker, Spanier und Portugiesen, die Neue Welt unter sich verteilt. Eine scharfe Grenzlinie, die später auf 370 Seemeilen westlich der Kapverdischen Inseln festgesetzt wurde, bezeichnete von Pol zu Pol alles westlich davon gelegene Kolonialland als spanischen, alles östliche als portugiesischen Besitz. Bei der Rücksichtslosigkeit, mit der die Kolonialtyrannen ihr Handelsmonopol auf den Weltmeeren behaupteten und auswirkten, schien die Möglichkeit eines selbständigen Verkehrs für andere Völker ausgeschlossen.



Wie die Engländer in den Kolonien ihre Lokomotiven mit Tauen „panzern".

England sann daher auf eine von Portugal und Spanien unabhängige Straße nach Ostasien, indem seine Seefahrer die Nordküste Nordamerikas zu umschiffen hofften. Diese Hoffnung trügte, aber sie belebte den Wagemut der kühnen Heimat. Und großartige Piraten wie Francis Drake, der erste englische Weltumsegler (1577—1580), brachten köstliche Beute in Edelmetallen und begehrten Waren Indiens nach Hause, ohne die sonst gefürchteten, schier allmächtigen Rivalen der Pyrenäenhalbinsel darum zu fragen.

Cecils, der erste moderne englische Staatsmann, begann eine erfolgreiche Auslandspolitik. Und sieh da! Was niemand geglaubt hätte, die größte Seemacht der damaligen Zeit unterlag dem aufstrebenden Inselreiche. Die gewaltige spanische Armada wurde geschlagen und vernichtet.

Bald hernach gelang es Raleigh in Nordamerika festen Fuß zu fassen. 1584 vollzog sich die erste tatsächliche englische Besitzergreifung an der Ostküste der Neuen Welt. Den Namen Virginia („Jungfrau") soll die Königin Elisabeth selbst, die sich gern „jungfräuliche Königin" heißen ließ, der neuen Kolonie gegeben haben. Da man jedoch die ersehnten Edelmetalle dort nicht fand, ließ man sie schon nach sechs Jahren wieder eingehen.

Mit größerer Zähigkeit operierte England im Indischen Ozean. Lancaster und Middleton gründeten die berühmte Ostindische Handelskompagnie, die bestimmt war, eine der reichsten Unternehmungen des Erdballs zu werden, wenn sie auch zunächst nicht zu dauernden festen Niederlassungen kam.



Der deutsche Landsturm in Brüssel.

Mit der inneren Entwicklung Englands, die nach dem Tode der Königin Elisabeth einsetzte, ging die Ausbildung des englischen Nationalcharakters Hand in Hand. Das Haus der unglücklichen Maria Stuart kam auf den Thron und suchte das Volk wieder mit Rom zu versöhnen. Wenn es auch töricht ist und arge Befangenheit zeigt, den offenen Übertritt zur katholischen Kirche, die kirchliche Restauration Englands als eine „große Sünde" zu bezeichnen, wie dies Langenbeck zu behaupten wagt, sicherlich führte sie zum Sturz des regierenden Geschlechtes. Denn zu sehr war die anglikanische Hochkirche mit der englischen Selbstsucht verwachsen, als daß diese eine andere Religion im Reiche geduldet hätte.

Auf Karl I., der 1649 das Schafott bestieg, und auf Jakob II., den Katholischen, folgten der puritanische Republikaner Oliver Cromwell und Wilhelm III. von Oranien. Dieser mußte das Grundgesetz der modernen



Eroberung einer französischen Fahne. Zeichnung von Walter Heubach.

englischen Verfassung, die sogenannte Declaration of rights 1689 unterschreiben, als man ihm die Krone übertrug. Damit wurde die gesetzgebende und richterliche Gewalt dem Parlament unmittelbar in die Hände gegeben und auch das Heer von dessen Willen abhängig gemacht. 1711 ging auch die ausführende Gewalt mittelbar ans Parlament über, so daß dieses den Inbegriff der Staatshoheit bildete und nun auch als maßgebender Faktor der Außen-



Englische Werber durchziehen mit Musikkapelle und Freiwilligen die Straßen Londons.

politik in Erscheinung trat. Der König besaß fortan mehr oder weniger bloß die Rechte eines Repräsentativorgans. Und von seiner persönlichen Bedeutung hing es ab, ob sein Einfluß größer war, als ihm die Verfassung im Grund genommen zugestand.

In den beiden Kammern, dem adeligen Oberhaus und dem bürgerlichen Unterhaus, bildeten sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts immer stärker zwei Parteien heraus, die abwechselnd das Reich beherrschten, die Tories und die

Whigs; jene im wesentlichen die agrarischen Interessen der alten Gentry umfassend, konservativ, diese hauptsächlich aus dem neuen Geldadel der industriellen und Handelskreise hervorgewachsen, also mehr liberal. Nur dürfen wir die festländischen Begriffe konservativ und liberal nicht ohne weiters auf England übertragen, dessen Verfassung, wie wir gesehen haben, eine weitaus ältere ist als die französische oder gar die deutsche, die eigentlich erst auf eine Vergangenheit von zwei Menschenaltern zurückblicken kann.

Dadurch nun, daß die Parteien der Tories und Whigs — eine dritte gab es nicht — in nicht zu langen Perioden in der parlamentarischen Regierung einander abwechselten und die gerade herrschende Partei auf die starke

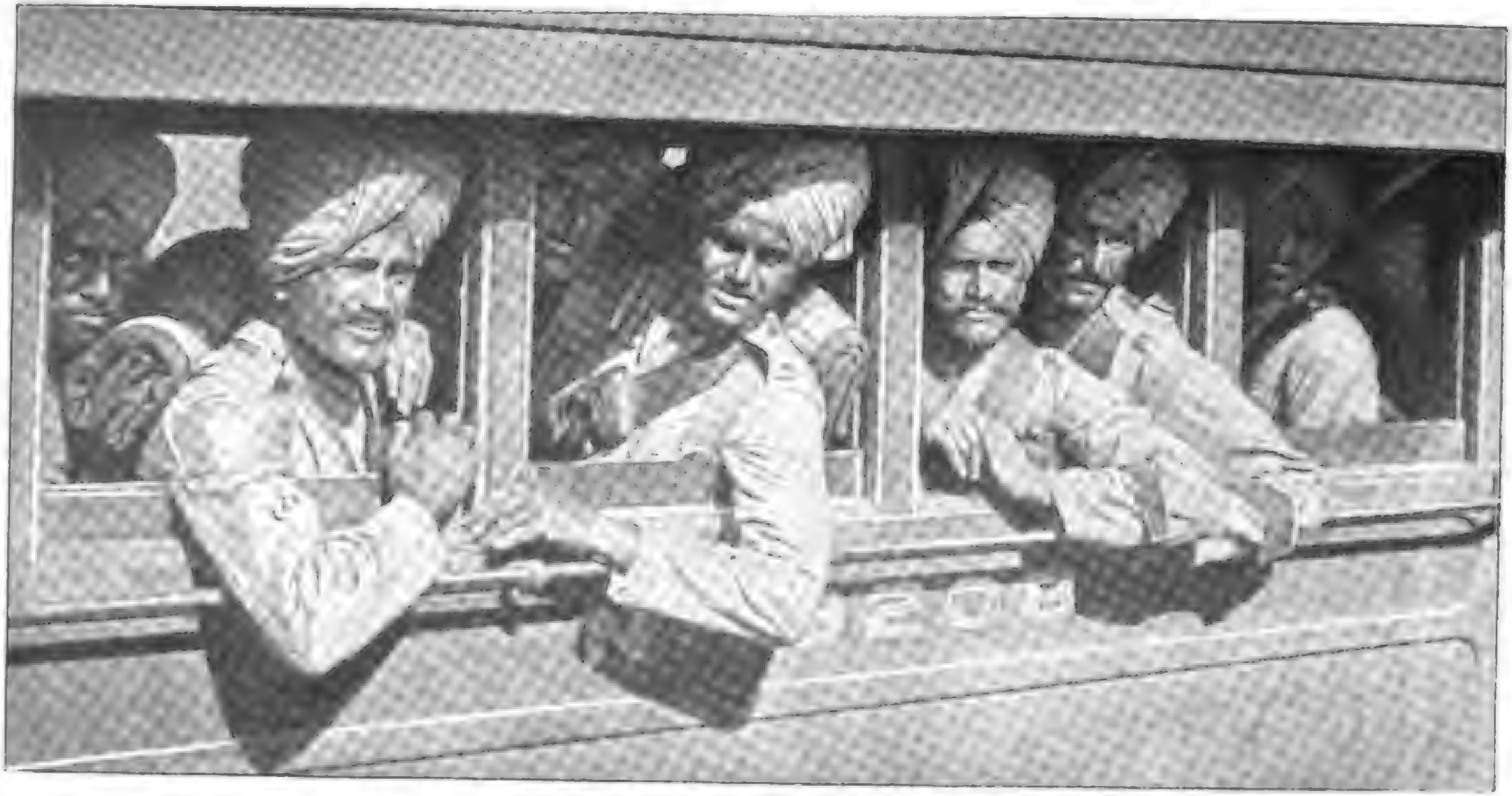


Feldmarschall Lord Kitchener.

Minderheit doch stets Rücksicht nehmen mußte, ist England im wesentlichen vor einseitiger Interessenpolitik bewahrt geblieben und hat auf Industrie und Ackerbau in gleicher Weise Rücksicht genommen.

Mit dem Ausbau der englischen Verfassung ergab sich eine Vertiefung des englischen Nationalcharakters von selbst. Das Mischvolk, das die größere Insel bewohnte und auch in Irland, wo sich Reste der Kelten erhielten, die herrschende Klasse darstellte, war zäh und beharrlich, aber auch nüchtern, ideallos, mehr auf das Materielle gerichtet.

Mit ihrem ausgesprochenen Nationalstolz, den sie frühzeitig zum Chauvinismus, zur Unterschätzung, ja zur Verachtung anderer Völker steigerten, verbanden die Engländer Tatkraft und Unternehmungslust, sowie eine rasche



Transport indischer Truppen.

Auffassungsgabe. Diese befähigte sie, die Geschicklichkeit fremder Nationen sich überraschend schnell anzueignen, während sie doch anderseits das Gute, das sie selbst besaßen, mit größter Zähigkeit festhielten und überhaupt schon durch ihr kühles Temperament, durch die nüchterne Art ihres Denkens vor Übereilungen gesichert waren.

Durch die Loslösung von der mittelalterlichen Kirche verstärkte sich der englische Egoismus, der fortan keinen Herrn außerhalb der Heimaterde kannte und Gott selbst zu dieser niederzog. Daraus erwuchs der kapitalistische



Englische Feldartillerie in Stellung.

Geist von selbst und endigte als praktischer Materialismus. Die Frömmigkeit der Engländer wirkte näher betrachtet eigentlich bloß als Dekoration, als Parademantel für das gewinnsüchtige Leben und Treiben des Alltags. Shakespeare war der letzte große Alt-Engländer. Im 18. Jahrhundert nahm der englische Nationalcharakter bereits die oben angedeuteten Eigenschaften des typischen Krämers an.

Auch die Philosophie eines Locke, der alle menschliche Erkenntnis auf sinnliche oder auf innere Wahrnehmung begründete, oder eines Isaak Newton, der die Welt als System von Bewegungen auf Grundlage mathematisch-for-

mulierbarer Gesetze der Mechanik zu betrachten lehrte, gab einen weitern Beweis dafür.

Der Rationalismus, die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, besaß in England seine Heimat. Und wenn diese nicht zu den tragischen Folgen wie in



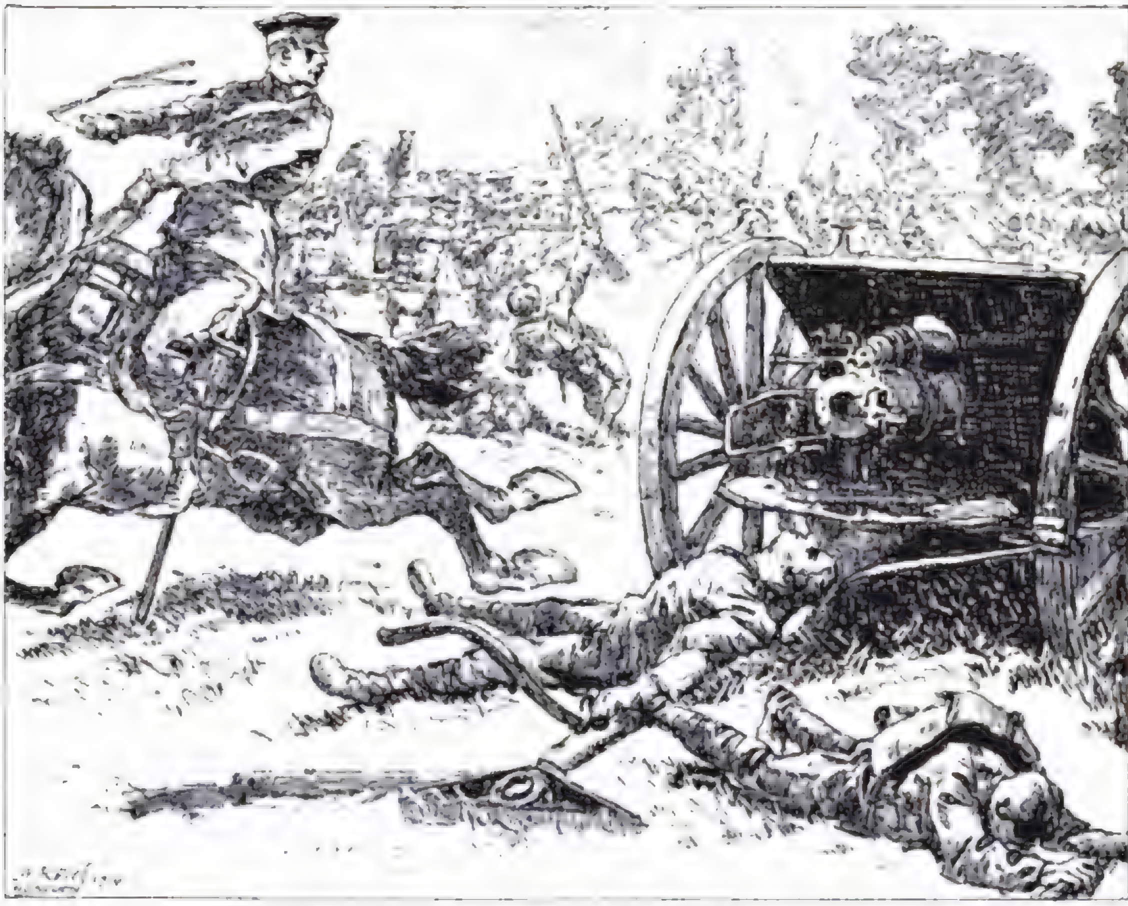
Der englische Höchstkommandierende auf dem Kontinent General French (×) nach seiner Landung in Boulogne sur Mer (Frankreich).

Frankreich führte, so war lediglich die angeborene ruhige Beharrlichkeit der englischen Rasse und die ererbte treffliche Verfassung Ursache davon.

Im Kampfe gegen Spanien, die Niederlande und Frankreich stieg England zur meerbeherrschenden Weltmacht empor. Die Zeit von der Mitte des 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, die Periode der großen euro-

päischen Allianzen, stellte es vor die schwere Aufgabe, das europäische Gleichgewicht zu wahren. Indem es bald das Zünglein an der Wage bildete, zog es seine gewaltigen Vorteile aus dieser Stellung und avancierte schließlich zum entscheidenden Oberkommandanten des europäischen Schicksals.

Portugal war in Spanien aufgegangen, aber dieses gehörte bereits seit Anfang des 17. Jahrhunderts nicht mehr zu den Hauptrivalen Englands. Und



Flucht der Engländer bei Maubeuge.
Originalzeichnung von Albert Reich.

nach dem Übergang der englischen Krone auf Wilhelm III. von Oranien (1688) geriet auch die niederländische Politik in eine gewisse Abhängigkeit von dem Inselreiche. Es blieb also noch Frankreich übrig.

Hier freilich sah sich England einem Nebenbuhler gegenüber, der ihm an Volkszahl, militärischen und finanziellen Hilfsmitteln zweifellos überlegen war. Der Kampf konzentrierte sich hauptsächlich in zwei Ländern: in Nordamerika und Vorderindien; die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte die letzten und wichtigsten Phasen dieses Ringens; die ersten Kriege gegen

Ludwig XIV. waren nicht bloß auf europäischem Boden ausgefochten worden, in den Friedensschlüssen von Nymwegen (1678), Ryswick (1697) und Utrecht (1713) handelte es sich auch um maritime und koloniale Fragen; Gibraltar, die Eingangspforte ins Mittelmeer, blieb in Englands Händen, ferner erhielt sein nordamerikanischer Kolonialbesitz räumlich wenigstens durch Neufundland und die Hudsonbailänder eine nicht unerhebliche Ausdehnung.



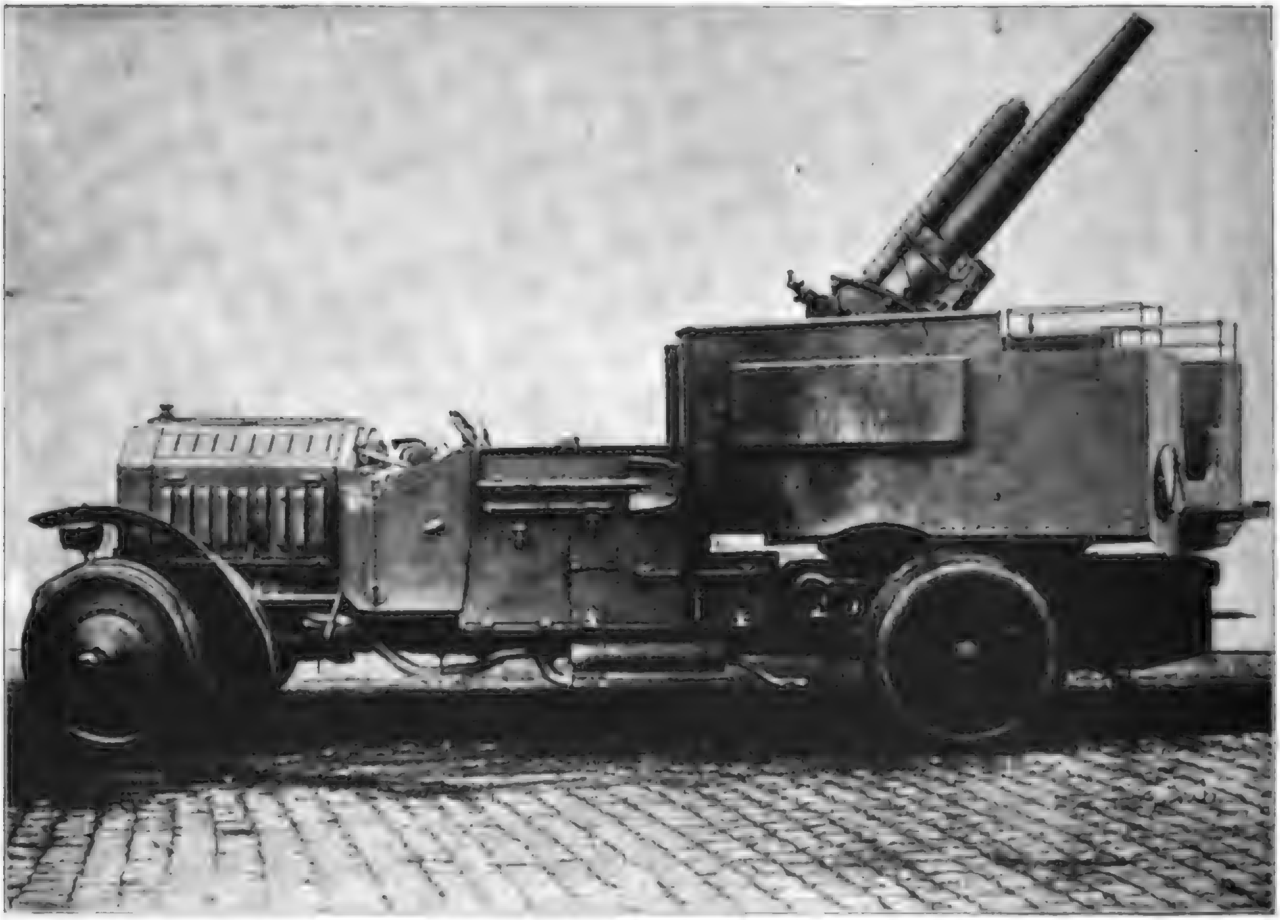
Unsere Truppen im Schützengraben bei der Belagerung einer feindlichen Festung.

Jetzt aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann der große Entscheidungskampf.

Die Neuenglandstaaten, Maryland, Carolina und Georgia, Pennsylvania — alle diese blühenden neuen Kolonien, die in den letzten Jahrzehnten auf nordamerikanischem Boden eine prächtige Entwicklung genommen hatten, waren Frankreich längst ein Dorn im Auge. Umgekehrt betrachtete auch England die Gründung von Louisiana am Mississippi und den Gedanken eines französischen Kolonialreichs vom Golf von Mexiko bis zur Mündung des Lorenzstromes gleichfalls nur mit Argwohn und Mißgunst. 1754 kam es zu

dem großen Kolonialkrieg zwischen den beiden Mächten, der mit einer Niederlage Ludwigs XV. und Frankreichs enden sollte.

William Pitt, der große englische Staatsmann, gut beraten durch Benjamin Franklin, der aus den Kolonien nach England überging, führte den Kampf mit dem Aufgebot aller Kräfte. 1762 erfolgte der Friedensschluß.



Das Kruppsche gepanzerte Automobilgeschütz gegen Luftfahrzeuge.

Frankreich verzichtete darin auf Kanada und den östlichen Teil Louisianas bis zum Mississippi. Das französische Kolonialreich in Amerika war völlig zusammengebrochen.

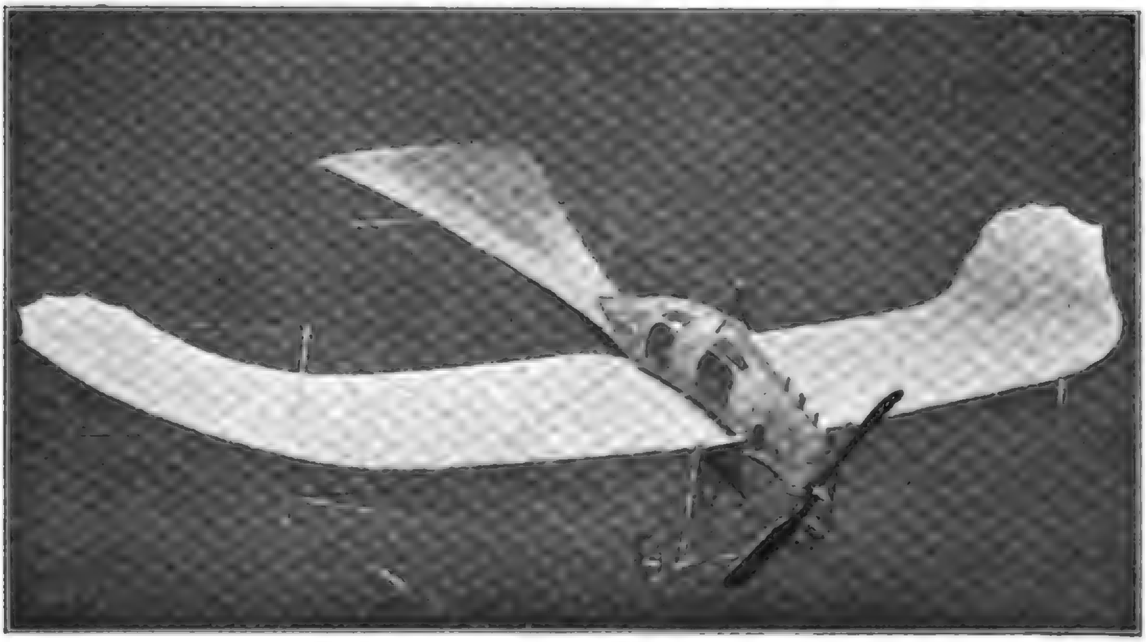
Aber die Freude Englands währte nicht lange. Denn zwei Jahrzehnte später, 1783, mußte es zu Paris 13 Staaten seiner amerikanischen Kolonien die Unabhängigkeit zuerkennen und damit auf den wichtigsten und hoffnungsreichsten Teil seines amerikanischen Kolonisationsgebiets verzichten.

England hatte seit Menschenaltern alle Unterschleife, ja selbst den Schmuggel in den seinem Schutz anvertrauten Ländern ruhig geduldet, um-

gekehrt aber möglichst viel Geld aus ihnen herauszupressen gesucht. Auf diese Weise verlor es allmählich jeden moralischen Kredit. Aufrechte Männer wie George Washington stellten sich an die Spitze einer republikanischen Bewegung, die es sich zum Ziel setzte, die nordamerikanischen Kolonien selbständig zu machen und gleichwohl unter einen Hut zu bringen.

In dem ganzen Krieg, der damals entbrannte, zeigte sich die innere Armseligkeit Englands deutlich genug. Denn nicht englische Soldaten ließ es für seine Fahne fechten, sondern Deutsche, die schamlos zusammengekauft waren.

Mehr Glück hatte England mit seinen Niederlassungen in Ostindien. Hier war um 1700 Kalkutta entstanden, innerhalb zweier Menschenalter eine



Eine Rumplertaube mit geschlossener Karosserie.

Stadt von nahezu einer halben Million Einwohner, bald der wichtigste Hafen des Indischen Ozeans.

Robert Clive und Warren Hastings, geniale Kolonisatoren, gewannen Schritt um Schritt neue Gebiete für die englische Krone und drängten die Franzosen allenthalben zurück. So wurde England in Indien für seine Verluste in Nordamerika entschädigt. Der Schwerpunkt des Britischen Reiches wanderte damit aus der westlichen nach der östlichen Halbkugel. Zur Ruhe freilich sollte die englische Politik auch jetzt nicht kommen.

Der jüngere Pitt (Ministerium 1783—1802) war durchaus Gegner einer Eroberungspolitik; er strebte vielmehr lediglich darnach, das Erworbene zu

befestigen. Allein jetzt wollten wieder die Machthaber des französischen Revolutionszeitalters den Frieden nicht. In Napoleon erstand dem Britischen Reich sein gefährlichster Feind.

Es war sowohl das politische wie das wirtschaftliche Übergewicht Englands, das der gewaltige Würgengel Europas zu brechen unternahm.

Zunächst hielt es Napoleon nicht für ausgeschlossen, den Gegner unmittelbar im eigenen Lande anzugreifen; als dieser Plan wegen der Übermacht Englands zur See aufgegeben wurde, richteten sich die Ideen Bonapartes auf eine Schädigung der britischen See- und Kolonialmacht an andern Punkten. Napoleons Mittelmeerpolitik: die Besetzung Maltas, der Jonischen Inseln, endlich die großangelegte Expedition nach Ägypten hatte nichts anderes als dieses Ziel vor Augen. Noch mußte England seine Hauptstreitkräfte zur See in den europäischen Gewässern festlegen, und so war der Riesenplan nicht aussichtslos, nach der Besetzung Ägyptens das Britische Reich an seiner empfindlichsten Stelle, in Indien, zu treffen. Allein das Scheitern dieser Expedition, die Vernichtung der französischen Flotten bei Abukir, einige Jahre später bei Trafalgar durch den großen Admiral Nelson, der sich dadurch ein unvergängliches Verdienst um Englands Weltmachtstellung erwarb, mußten es Napoleon klarmachen, daß an eine wirksame Bekämpfung Großbritanniens zur See nicht mehr zu denken war.

England bemächtigte sich in der Folge ungestraft der niederländischen Kolonien. Es galt hier einmal durch die Besitznahme des Kaplandes diesen Hauptstützpunkt für die Straße nach Indien zu gewinnen, sodann aber die britische Alleinherrschaft im Indischen Ozean herzustellen.

Nach dem Mißlingen der auf die Bekämpfung von Englands Kolonial- und Seemacht gerichteten Pläne hoffte Napoleon mit den Waffen der Wirtschaftspolitik seinen verhaßten Gegner niederringen zu können; 1806 verhängte er daher die sogenannte Kontinentalsperre. Aber es gelang ihm nicht, diese Absperrung Englands vom Festland vollständig durchzuführen; erlitt der britische Handel mit den europäischen Staaten auch schwere Einbuße, so vernichtete es dafür auch seinerseits die fremden Flotten und behauptete unumstritten alle überseeischen Häfen. Beim Wiener Kongreß, Napoleons Leichenschmaus, ging England erst recht als gesättigt und gestärkt hervor, obwohl es den Holländern ihren Besitz im Malaiischen Archipel zurückgab und damit auf den östlichen Eckpfeiler des Indischen Ozeans verzichtete. Dagegen blieb ihm nämlich das wertvolle Ceylon und vor allem die Kapkolonie.

Auch in Australien, das eigentlich erst durch James Cook im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts Europa erschlossen worden war, nistete sich

Großbritannien inzwischen ein. 750 Sträflinge unter der nötigen militärischen Bedeckung bildeten die ersten englischen Ansiedler, die 1788 in



Englischer Ordonnanzoffizier von einem französischen Pfadfinder geleitet, der als Führer und Dolmetscher dienen muß.

Botanybai landeten. Allerdings sollten noch ein paar Jahrzehnte vergehen, bis auch diese Saat ihre Frucht trug.

Das 19. Jahrhundert, in dem durch die Dampfkraft eine völlige Umwälzung auf dem Gebiet des Verkehrs und der Industrie erfolgte, ließ England, das eisen- und kohlenreiche, seine eigentlichen Triumphe erleben. Der englische Stahl erlangte bald Weltruf. Und Liverpool wurde zum Zentrum der Textilindustrie überhaupt. 1870 umfaßte es in etwa 2800 Fabriken rund zwei Drittel der gesamten Weltproduktion.

Unter den veränderten Umständen kam eine neue volkswirtschaftliche Richtung in England auf, die in den Kreisen der großen Baumwollerzeuger Manchesters ihre Hauptvertreter besaß und daher den Namen Manchestertum erhielt. Richard Cobden, ihr Apostel, predigte als ihr Ziel das vollständig freie Spiel aller wirtschaftlichen Kräfte und vertrat ein unbeschränktes Freihandelssystem.

In der Tat steigerten sich nun Export und Import, Ausfuhr und Einfuhr in hohem Grad sowohl dem Umfang als auch dem Wert nach. Und mit dem kolossal entwickelten Handel vergrößerte sich auch die Seemacht. Rücksichtslos diktierte es jetzt selbst ein Seekriegsrecht der ganzen Erde, indem es natürlich nur die eigenen Interessen zu fördern bestrebt war.

In seiner auswärtigen Politik konnte sich England bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts herauf in seiner gegen das revolutionäre und dann kaiserliche Frankreich gewonnenen Stellung stützen; es bildete den Garanten für die durch den Wiener Kongreß geschaffenen Verhältnisse der Kontinentalmächte. Von der aktiven Beteiligung an der europäischen Politik zog es sich scheinbar zurück, ganz den Aufgaben einer friedlichen Weltpolitik dienend, heimlich freilich ohne Unterlaß die Karten mischend, immer bereit, das letzte Aß auszuspielen.

Rußland lauerte im Hintergrund. Und der neue Gegner wurde allmählich gefahrdrohend, um so mehr, je mehr er auf Asien sein Augenmerk richtete. Die Gegnerschaft trat anfangs zutage in einer Frage der europäischen Politik, bei der Ausdehnung Rußlands über die Balkanhalbinsel mit Konstantinopel als letztem Ziel.

Großbritannien balancierte. Bald hielt es mit der einen, bald mit der andern europäischen Macht. Hauptsache war ihm dabei, die Uneinigkeit Europas beständig anzuzetteln, Verwicklungen heraufzubeschwören und dann als lachender Dritter den vollen Gewinn daraus einzuheimsen.

Manchmal schien es, als ob die genarrten Staaten des Festlands den Schwindel merkten und sich nicht mehr nasführen lassen wollten. Eine Zeitlang befürchtete man in London ernstlich vollkommen isoliert zu werden. Und diesem Gefühl gab Robert Cecil, der nachmalige Marquis of Salisbury,



Eroberung eines französischen Feldgeschützes durch deutsche Infanterie.

in den sechziger Jahren unverhohlen Ausdruck, indem er sagte: „Englands Einfluß hat den tiefstmöglichen Stand erreicht; es ist ohne einen einzigen Bundesgenossen und ohne einen Schatten von Einfluß gelassen."

Der Ausbau des englischen Kolonialreichs erfolgte auch nicht so klaglos, wie ihn die Staatsmänner Großbritanniens gewünscht hätten. Bei dem Ver-



Ankunft von Feldpostsendungen im Feindesland.

such, Afghanistan, das zwischen Russisch- und Britisch-Asien sich einschiebende Gebirgsland, zu besetzen, ging 1841 eine ganze Armee zugrunde, und nur mühsam wurde durch einen zweiten Zug das stark beeinträchtigte Ansehen der Engländer wiederhergestellt. Und auch im Induslande gelang es ihnen nur schwer Boden zu fassen.

Ein gewaltiger Aufstand der Sepoys bedrohte die englische Herrschaft in Indien. Erst nach seiner Niederwerfung, die blutige Opfer kostete, 1858, voll-



Originalzeichnung von Albert Reich.

Belgischer Lancier — Garnison Brügge.

zog dann Königin Viktoria den wichtigen Parlamentsbeschluß, durch den die ostindische Kompagnie, die ursprüngliche Ausbeuterin des Landes, aufgelöst und die indischen Besitzungen unter die Krone Englands gestellt wurden. Ein Gebiet von $3^3/_4$ Millionen Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von damals über 250 Millionen Einwohnern, der Fläche und auch nahezu der Einwohnerzahl nach das Zehnfache des Mutterlandes ausmachend, war damit dem Britischen Reiche einverleibt.

1877 wurde Indien selbst zum Kaiserreich erhoben und Englands König nahm den Titel eines Kaisers von Indien an. Ein Vizekönig übernahm die ständige Vertretung und schlug seinen Wohnsitz im Lande auf.

1885 kam ganz Barma, schließlich auch ganz Beludschistan zum indischen Kolonialbesitz. Nur Afghanistan verstand es, durch eine geschickte Benutzung seiner Lage zwischen russischer und englischer Erde seine Unabhängigkeit bis auf weiteres zu bewahren.

Neben diesem großartigen Besitz traten die übrigen Erwerbungen Englands auf asiatischen Gewässern natürlich in den Hintergrund; die meisten von ihnen erhielten ihre Bedeutung durch ihren Wert für die britische See- und Handelspolitik. Losgelöst, auf sich selbst gestellt, wären sie zum Teil wenigstens recht bedeutungslos.

Durch Aden am Südausgang des Roten Meers nahm England das neue zukünftige Tor des Indischen Ozeans unter seine Kontrolle. Durch seine Niederlassungen auf der Halbinsel Malakka und durch die Besitzergreifung der dieser Halbinsel vorgelagerten Inselgruppen, der Adamanen und Nikobaren, (1869) bemächtigte es sich der wichtigsten Verkehrsstraße zwischen Indischem und Großem Ozean. Aber selbst auf der Südküste Chinas, auf Hongkong, legte es seine eiserne Hand. Und in den achtziger Jahren besetzte es den nördlichen Teil der Insel Borneo.

Inzwischen hatte auch das Kolonisationswerk der Engländer in Australien äußerlich wenigstens einen glänzenden Aufschwung genommen. Die ursprüngliche Sträflingsniederlassung Neu-Südwales an der Botanybai, wo später Sidney emporwuchs, entwickelte sich aus einem Land der lasterhaftesten Roheit und korruptesten Verwaltung zu einer zivilisierten Kolonie. Gouverneur Macquaries (1809—1821) brachte reguläres Militär nach Neu-Südwales, schuf Ordnung und Sicherheit, erweckte durch Anlage von Straßen, Bauten, Sparbanken den Unternehmungsgeist und veranlaßte auch ein weiteres Vordringen in das Innere nach den blauen Bergen.

Zunächst wurde Vandiemensland von hier aus besiedelt. Dann kam es zur Gründung der Hafenstadt Melbourne, die 1850 unter dem Namen Viktoria

den Charakter einer selbständigen Kolonie erhielt. 1859 schloß man Queensland an.



Von Landsturmleuten ausstaffierte Strohpuppe eines fliehenden Franzosen.

Westaustralien gelangte allerdings erst in den sechziger Jahren zu leidlicher wirtschaftlicher Blüte und wurde 1890 den übrigen Kolonien gleichgestellt, während Südaustralien bereits seit 1850 sich deren Rechte erfreute. Die Besiedlung der beiden letztgenannten Gebiete erfolgte nicht wie die der

übrigen von Neu-Südwales oder einer andern Urkolonie, sondern unmittelbar von England selbst.

Die wirtschaftliche Entwicklung der australischen Kolonien war lange Zeit von einer glücklichen Lösung der schwierigen Bevölkerungsfrage und der nicht minder schwierigen Landfrage bedingt. 1836 gab es in Neu-Südwales gegen 28 000, in Vandiemensland rund 17 000 Sträflinge, darunter viele gemeingefährliche Verbrecher, daneben allerdings auch eine Menge freiwillig Eingewanderter. Von diesen ging nun eine starke Bewegung gegen die Deportation aus; sie führte zuerst 1840 in Neu-Südwales zu deren Beseitigung; 28 Jahre später war sie für die gesamten australischen Besiedelungsgebiete aufgehoben. Mitunter traten infolgedessen wirtschaftliche Krisen ein, weil nicht überall die nötigen Arbeitskräfte als Ersatz zur Verfügung standen. Dafür hoben sich die moralischen Qualitäten der Bevölkerung in allen Schichten, und mit der Zeit schwanden auch die letzten Schwierigkeiten. — Eine andere Frage hing mit der vielfach unerlaubten Ausnutzung des Bodens durch die sogenannten Squatters, selbständige weiße Ansiedler, aufs engste zusammen. Diese ließen tausende Schafherden, ohne die Regierung zu fragen, auf australischer Erde weiden, so daß sie geradezu eine Landplage wurden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts nahmen z. B. in einem Bezirk allein neun Squatters zusammen ein Gebiet etwa von der Größe der Schweiz für sich in Anspruch. Da sie für ihren Weidebetrieb nur weniger Hilfskräfte bedurften, so wirkten sie einer zielbewußten und ausgiebigen Besiedelung vornehmlich der besten Gebiete geradezu entgegen. Dazu gesellte sich noch eine zeitweilig recht wilde Spekulation mit Grund und Boden. Und auch jetzt noch, nach der Erringung der politischen Selbstverwaltung unter englischer Oberaufsicht, also nach dem Inslebentreten geordneterer Verhältnisse kämpft der Kleinbauer dort mit dem Großgrundbesitzer unaufhörlich und mit Leidenschaft.

Eine starke Zunahme der Einwanderung und eine bedeutende Verbesserung der wirtschaftlichen Lage ist seit der Erschließung der australischen Mineralquellen deutlich wahrnehmbar. Außer ergiebigen Goldfeldern gibt es in Australien viel Kohle, Kupfer und Zinn.

Seit 1899 kennt man eine eigene australische Verfassung. An der Spitze der gesamten Kolonie steht der vom englischen König ernannte Generalgouverneur, ihm zur Seite ein Ministerium. Die gesetzgebenden Körperschaften zerfallen in einen Senat, zu dem jede Kolonie sechs ernannte Mitglieder sendet, und in ein Abgeordnetenhaus, dessen Mitglieder nach dem Bevölkerungsverhältnis von den einzelnen Kolonien gewählt werden.

Unter den ozeanischen Inseln, die England gehören, ragt als die wichtigste Neuseeland hervor (1814 besetzt). Die Besitzergreifung von Britisch-Neuguinea erfolgte erst, als man Kolonisationsversuche des Deutschen Reichs befürchtete.

In Amerika erfuhr der tropische Kolonialbesitz Englands seit einem Jahrhundert keine Veränderung mehr. Er besteht außer Guyana aus der Insel Trinidad, einer Reihe von Inseln aus der Gruppe der Kleinen Antillen, aus Jamaika, einem recht fragwürdigen Schatz, den Bahamainseln und



Deutsche und österreichische Verwundete Arm in Arm.

Honduras. Dagegen erweiterte sich Britisch-Nordamerika im Laufe des 19. Jahrhunderts über das gesamte Gebiet nördlich des 49. Breitegrades zwischen Atlantischem und Stillem Ozean. Die politische Entwicklung dieser Kolonie, Kanada, litt lange Zeit unter dem Gegensatz zwischen französischer und englischer Bevölkerung. Es gab Aufstände und Bürgerkriege von bedeutender Stärke und Ausdehnung. Der Krieg gegen Deutschland 1914 vereinigte jedoch auch die widerstrebendsten Elemente, dank dem gemeinsamen Haß.

Zur Ausbeutung Afrikas bildete sich 1788 die Londoner Afrika-Gesellschaft. In den folgenden Jahrzehnten gingen Forschungsreisende und kluge

Kaufleute Hand in Hand, um hier Boden zu gewinnen. Aber erst die Eröffnung des Suezkanals und der Beginn der deutschen Kolonialerwerbungen gaben der englischen Afrikapolitik einen kräftigeren Anstoß. Die Entdeckung des Kongoflußlaufes durch Stanley (1877) bedeutete für deren Geschichte ein neues Kapitel.

Nur mühsam glückte die Kolonisation. Der große Aschantiaufstand des Jahres 1873 zog sich über ein Jahr lang hin. Und auch sonst flackerte bald da, bald dort die Flamme der Revolution empor.

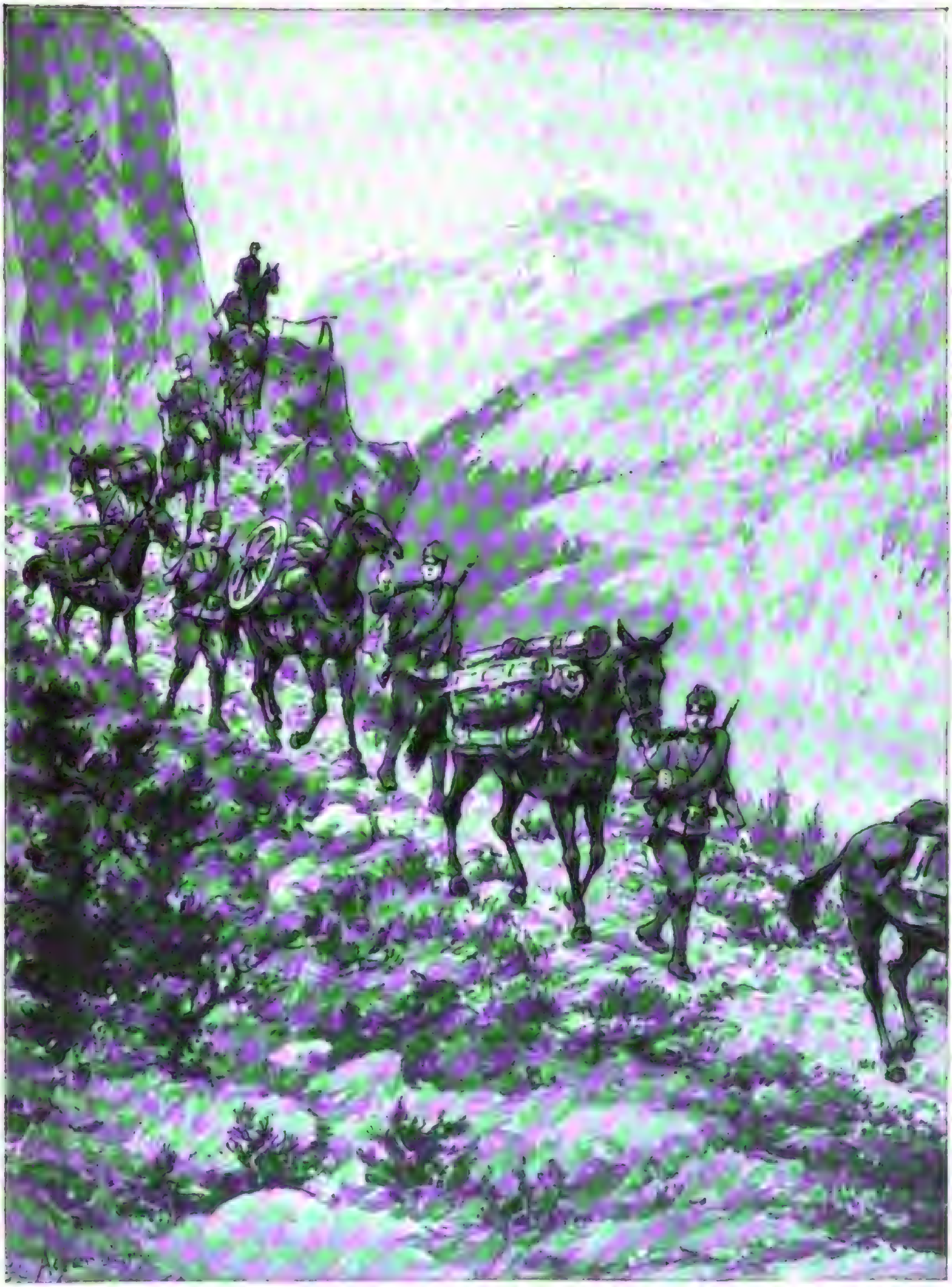
Mit den Buren im Kapland hatte England unaufhörlich zu tun. Transvaal- und Natalburen erfreuten sich lange Zeit politischer Selbständigkeit. Aber die britische Kapkolonie wollte sich vergrößern oder vielmehr die Gewinnsucht der Engländer, die keinen Diamanten der Benachbarten in eine andere Tasche als die ihrige wandern lassen mochten, gab keine Ruhe.

Ein Versuch der Engländer, bei Gelegenheit eines Krieges der Transvaalburen gegen die kriegerischen Zulu, sich in den Besitz der Transvaalrepublik zu setzen, führte zu einer schweren Niederlage der eigenen Truppen. Nachdem diese endlich 1877 die Transvaalrepublik dem englischen Besitz einverleibt hatten, mußten sie 1881 notgedrungen die Unabhängigkeit des Burenstaates neuerdings anerkennen.

Gegen Ende des Jahrhunderts schwoll den Engländern der Kamm abermals. Es wurde das Schlagwort ausgegeben: Afrika britisch vom Kap bis zum Nil! Der charakteristische Vertreter dieser Raubbaupolitik hieß Cecil Rhodes. In einem blutigen Krieg wurden die Buren unterjocht. Der einflußreichste Burenführer, Botha, durch englisches Gold und schimmernde Ehren erkauft, schloß 1910 mit Großbritannien Frieden, indem Südafrika mit dem formellen Zugeständnis weitgehender Selbstverwaltung seine politische Freiheit aufgab.

Auch im Westen und Osten Afrikas hatte England inzwischen rücksichtslos aufgeräumt. Britisch-Ostafrika und Ägypten, dieses scheinbar unter der Regierung des Khediven belassend, wurde jetzt systematisch ausgebeutet und wie ein Sklavenland behandelt.

Bei Ausbruch des Völkerkriegs besaß England die meisten, ausgedehntesten und reichsten Kolonien des Erdballs. Ein Viertel der gesamten Erdoberfläche gehörte ihm. Die Bevölkerung in den Kolonien umfaßte rund 355 Millionen Menschen, während in Großbritannien selbst bloß 45 Millionen wohnten. Jene imponierende Zahl enthielt aber auch eine stete Gefahr für das kleine Mutterland. Wie, wenn eines Tages das stolze Kolonialgebäude abzubröckeln anfangen sollte?!



Österreichische Gebirgsartillerie auf dem Marsch.

Langenbeck wirft am Ende seines Werkes die Frage auf: Was bedeuten nun die Kolonien weltwirtschaftlich durch ihre Eigenproduktion? und beantwortet sie in der Hauptsache folgendermaßen:

Australien ist dank seinen riesigen Schafherden der Hauptwollfabrikant der ganzen Erde geworden, daneben spielt noch sein Gold eine große Rolle. Auch in Südafrika stehen Gold und Wolle unter den Haupterzeugnissen, nur verschiebt sich hier das Verhältnis stark zu ungunsten der Wolle, und neben das Gold tritt der Diamant. Der Wert des britischen Nordamerika beruht ganz wesentlich auf seinem Waldreichtum, demgegenüber andere Ausfuhrprodukte der Landwirtschaft wie Getreide und Vieh und der Jagd (Pelze) immer mehr in den Hintergrund treten; schon jetzt exportiert Kanada jährlich für 130 bis 140 Millionen Mark Holz.

Die in den tropischen Gegenden befindlichen Kolonien pflegt man als Plantagenkolonien zu bezeichnen, nach der Hauptform, in der hier der Anbau der Nutzpflanzen (Reis, Kaffee, Zuckerrohr usw.) geschieht. Unter diesen Ländern sind jedoch einige, die infolge ihrer starken Bevölkerungsdichte und des dadurch bedingten Eigenverbrauchs als Rohstofflieferanten kaum in Frage kommen. Dazu gehört Vorderindien.

Aber nicht nur seinen Zucker und Reis, auch seine Baumwolle braucht Vorderindien selbst. Als wichtige Plantagenkolonie kann dagegen das britische Hinterindien betrachtet werden. Dieses Land, das regenreichste Gebiet der Erde, gewährt die günstigsten Bedingungen für den Anbau tropischer Gewächse, namentlich von Reis, während die wesentlich dünnere Bevölkerung nur einen geringen Prozentsatz der Erzeugnisse für den Eigenverbrauch benötigt.

Wichtig für England ist es natürlich, in den Kolonien gerade das zu pflegen, was es selbst am dringendsten braucht. Ein besonders lehrreiches Beispiel dafür, wie der Bedarf des Mutterlandes auf die Bodenkultur einer Plantagenkolonie einwirkt, bietet die kleine Insel Mauritius, östlich von Madagaskar. Hier hat die starke britische Nachfrage nach Zucker einen Zuckerrohranbau hervorgerufen, dessen jetzige Erträge für das Quadratkilometer des Flächeninhalts der Insel 60 000 Kilogramm betragen und 6 Prozent der gesamten Weltproduktion ausmachen.

In Ostafrika dürfte allein das Uganda-Protektorat eine bedeutendere Zukunft haben, während das eigentliche Britisch-Ostafrika mit dem steppenartigen Charakter in den tiefern Regionen, den kühleren Landstrichen in dem höher gelegenen Teil wenig wirtschaftlichen Nutzen verspricht.

Britisch-Zentralafrika dagegen könnte vielleicht durch seinen Waldreichtum für das holzarme Südafrika von Bedeutung werden.

Den westafrikanischen Kolonien endlich sichert bereits ihr Reichtum an Ölpalmen und Kautschukpflanzen eine hervorragende wirtschaftliche Stellung auf dem Weltmarkt.

Britische Besitzungen aller Zonen liefern dem Mutterland alles, was es braucht: nicht nur Tee und Kaffee, Reis und Gewürze, Zucker und Tabak, sondern auch Butter, Fleisch, Obst und Gemüse. Und zu seinem gewaltigen Reichtum tragen die Schätze der Kolonien das Meiste bei. Perlen, Diamanten und Gold spenden ihm Indien, Australien und Afrika. In seinen Fabriken wird die Wolle der Viehzüchter Australiens und Afrikas verarbeitet, die Baumwolle aus den Tropengebieten der Erde.

Die einzigartige Stellung Englands als Handelsmacht beruht jedoch zunächst auf seiner eigenen Produktion. Seine Gesamtförderung von Kohlen beträgt an 300 Millionen Tonnen jährlich im Gesamtwert von weit über 2000 Millionen Mark. An Roheisen erzeugt es im Jahr über 10 Millionen Tonnen, ist jedoch hier schon von den Vereinigten Staaten mit nahezu 30 Millionen und dem Deutschen Reich mit rund 15 Millionen Tonnen geschlagen.

Um so trauriger und abschreckender wirkt dagegen das Kontrastbild der schnödesten, verbrecherischen Selbstsucht, beleuchtet durch die Tatsache, daß in England nach den neuesten Erhebungen nicht weniger als 577 321 Kinder unter 14 Jahren in Fabriken beschäftigt werden. Etwa 60 000 Kinder zwischen 13 und 14 Jahren sind mit Billigung durch das Fabrikgesetz täglich voll beschäftigt. In den Textilfabriken arbeiten sie 10, in den anderen Fabriken 10½ Stunden täglich. Die fabrikmäßige Kinderbeschäftigung fällt in England noch unter das 13. Jahr. In englischen Fabriken sind 34 535 12 Jahre alte Kinder täglich 6½ Stunden beschäftigt. In englischen Bergwerken arbeiten 4824 13 Jahre alte Kinder. Außerhalb des Geltungsbereichs der Fabrik- und Berggesetze, also in kleineren Betrieben, sind noch 164 520 Kinder vom zwölften Jahre ab voll beschäftigt. In Irland ist eine solche Ausbeutung sogar vom elften Jahre ab gestattet. Nicht weniger als 304 000 schulpflichtige Kinder sind nach dem Unterricht in den verschiedensten Betrieben als Arbeiter tätig. Um solch traurigen Zuständen in etwa den Weg zu verlegen, hat kürzlich der Abgeordnete Denmann im Unterhause leider ohne Erfolg beantragt, das schulpflichtige Alter von 12 auf 13 Jahre heraufzusetzen. Derartige Zustände herrschen in keinem andern Kulturlande. Allerdings handelt es sich bei Großbritannien in jeder Hinsicht um einzigartige Verhältnisse.

Englands Schiffbau hat vor dem europäischen Krieg kein Staat der Welt an Zahl übertroffen. Auch seine Ausfuhr in der Textilindustrie steht bis heute unerreicht da. Das britische Nationalvermögen beträgt nach einer Schätzung von 1908 ungefähr 130 Milliarden Mark, also fast das Doppelte des deutschen, wobei außerdem der Unterschied in der Bevölkerungszahl Berücksichtigung erheischt.

So ist Englands Weltmacht nicht zuletzt Geldmacht. Und das Inselreich hat in der letzten Zeit auch wirklich den Übergang vom Handels- und Industriestaat zu vollziehen begonnen.

Aber glänzender noch als der Aufstieg Englands, schon vor einem Jahrhundert eine Weltmacht ersten Ranges, ist das Deutsche Reich, vor fünfzig Jahren das verspottete Hirngespinst einiger patriotischer Phantasten, vorwärts marschiert.

König Eduard VII. von England, der Vorgänger des jetzt regierenden Königs Georg, suchte sein Land politisch zu stärken, den Fortschritt Deutschlands zu hemmen, indem er die bekannte Einkreisungspolitik erfand und den widernatürlichen Bund zwischen Großbritannien, Rußland und Frankreich, den sogenannten Dreiverband, zur Isolierung des Deutschen Reichs in die Wege leitete. Aber dieses ließ sich weder zurückwerfen noch bange machen.

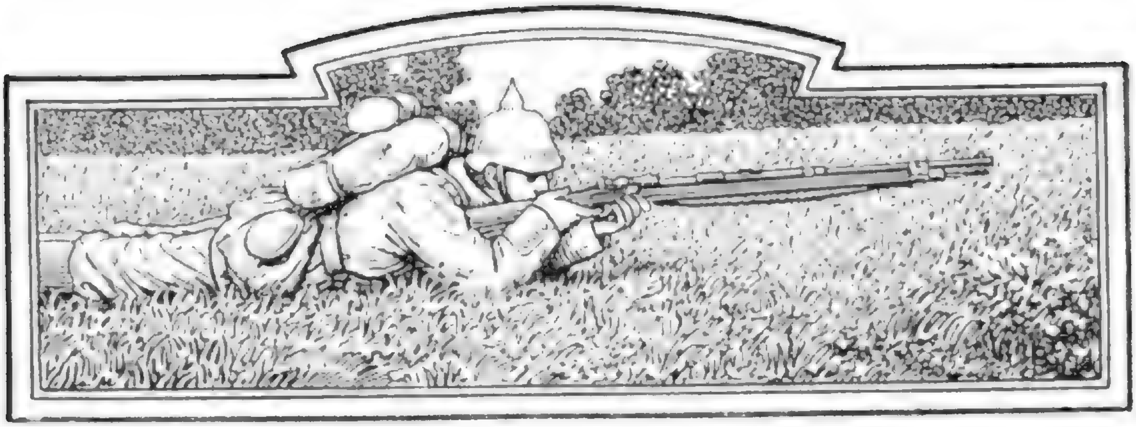
Noch einige Jahrzehnte oder auch nur Jahre in diesem Tempo weiter, und Deutschland ist von selbst, ohne einen Eroberungskrieg zu gewinnen, die führende Macht Europas! So kalkulierte man in England sehr richtig. Und weil man sich dort nicht mehr anders zu helfen wußte, eine friedliche Konkurrenz auf die Dauer aussichtslos erschien, entfesselte man in London den Weltbrand. Warten wir ab, ob der britische Neidhammel seiner froh werden wird!





Zeichnung von Walter Heubach.

Deutscher Angriff gegen eine französische Stellung.



12. Kapitel.

John Bull bei Ausbruch des Krieges.

John Bull bedeutet für England dasselbe was der deutsche Michel für unser Volk. Er gilt als die verkörperte Seele desselben. Vernehmen wir nun die Charakteristik John Bulls aus der Feder eines Angehörigen der englischen Rasse! Wer zwischen den folgenden Zeilen, die der Amerikaner Irving vor einem Halbjahrhundert verfaßt hat, richtig zu lesen, vor allem aber ein paar allzufreundliche Züge der Abkunft des Verfassers zu Gute zu halten vermag, wird ein typisches Abbild englischen Wesens vor sich haben.

Die Engländer, meint Irving, hätten den Namen John Bull selber für sich gewählt. Man sollte zwar denken, daß eine Nation, wenn sie sich selber personifizierte, sich als etwas Großes, Heroisches und Imposantes darstellen würde; allein es sei für die seltsame Laune der Engländer und für ihre Neigung zu allem Derben, Komischen und Familiären charakteristisch, daß sie ihre nationalen Wunderlichkeiten in der Figur eines stämmigen, wohlbeleibten alten Mannes mit dreieckigem Hute, roter Weste, ledernen Beinkleidern und dickem eichenem Knüttel verkörpert hätten. So fanden sie ein besonderes Vergnügen daran, ihre geheimsten Schwächen in ein lächerliches Licht zu setzen, und ihre Umrisse seien ihnen so gelungen, daß kaum ein in der Wirklichkeit vorhandenes Wesen dem Publikum im Geiste lebhafter vorschwebt als jene originelle Persönlichkeit: John Bull.

Vielleicht habe, meint Irving, die fortwährende Betrachtung des so von ihnen John Bull gegebenen Charakters dazu beigetragen, diesen Charakter dem Volke selbst aufzuprägen und auf diese Weise dem Wirklichkeit verliehen, was anfangs zum großen Teil aus der Phantasie geschöpft sein mochte.

Sei doch der Mensch leicht geneigt, Eigentümlichkeiten, welche man ihm ununterbrochen zuschreibt, wirklich anzunehmen.

John Bull ist eine geschäftige, umsichtige Persönlichkeit, welche nicht bloß an sich und ihre Familie, sondern auch an alles, was die ganze Gegend umher betrifft, denkt und mit dem größten Edelmut sich geneigt zeigt, jedermanns Verfechter zu sein. Er bietet fortwährend freiwillig seine Dienste an, die Angelegenheiten seiner Nachbarn zu schlichten, und vermerkt es höchst übel,



General French,
der Oberkommandierende des englischen Landungskorps.

wenn sie irgendetwas von Bedeutung unternehmen, ohne ihn um Rat zu fragen, obschon er selten sich in irgendwelche freundliche Gefälligkeit derart einläßt, die nicht damit endete, daß er mit sämtlichen Parteien in Händel gerät und sich bitter über ihre Undankbarkeit beschwert. Unglücklicherweise nahm er in seiner Jugend Unterricht in der edlen Fechtkunst; und nachdem er sich im Gebrauche seiner Glieder und seiner Waffen vervollkommnet hatte und im Boxen und im Spiel mit Stöcken ein vollendeter Meister geworden, hat er seitdem immer ein beunruhigtes Leben dadurch gehabt. Er kann von keinem Streite zwischen seinen entferntesten Nachbarn hören, wo er nicht anfängt, unablässig mit der Spitze seines Knüttels durch die Luft zu hauen und

zu überlegen, ob es sein Interesse oder seine Ehre nicht erfordert, sich in den Lärm zu mischen. In der Tat hat er seine verwandtschaftlichen Beziehungen im Hinblick auf Stolz und Politik über die ganze Gegend so vollständig ausgebreitet, daß kein Ereignis eintreten kann, ohne in einzelne seiner fein aus-



Feldbäckerei.

gesponnenen Rechte und Würden einzugreifen. In seiner kleinen Wohnung hockend, gleicht er mit diesen nach jeder Richtung hin sich ausspannenden Fäden einer zornigen, dickleibigen alten Spinne, welche ihre Gewebe über eine ganze Kammer erstreckt hat, so daß keine Fliege summen, kein Lüftchen sich regen darf, ohne ihre Ruhe zu stören und sie zornig aus ihrem Schlupfwinkel herauszunötigen.

Obwohl im Grunde ein gutherziger alter Bursche, liebt er es doch einzig gern, da zugegen zu sein, wo ein Streit stattfindet. Es gehört indessen zu seinen Eigentümlichkeiten, daß er bloß am Anfang eines Handgemenges sich ergötzt, er geht immer mit Freudigkeit ins Gefecht, kommt aber immer mürrisch daraus zurück. Ist aber die Schlacht vorüber und kommt es zur Versöhnung, so ist er mit Händeschütteln und Freundschaftschließen schnell bei der Hand.

Karl Peters, der bekannte Afrikaforscher und Kolonisator, war während der ersten beiden Kriegsmonate gezwungen, in London zu bleiben und konnte



Blick auf das Zeltlager englischer Gefangener.

so die interessantesten Beobachtungen John Bulls machen, worüber er später im Berliner „Tag" dem deutschen Publikum Auskunft gab.

Darnach war sofort zu merken, daß der entfesselte Völkerstreit für England keinen Kabinetts- sondern einen wirklich nationalen Krieg bedeutete. Der Haß gegen das Deutsche Reich war dort ganz allgemein, und alles jubelte Grey zu. Selbst nach dem siegreichen Vordringen der Deutschen in Belgien und Frankreich glaubte die Mehrzahl der Engländer fest daran, daß die Verbündeten um Weihnachten siegreich in Berlin einziehen würden.

Als der Krieg seinen Anfang nahm, wurden andauernd deutsche Niederlagen in den Londoner Zeitungen gemeldet; alles befand sich in einem großen Siegesjubel, voran die „Times" und die „Daily Mail". Die Journale waren voll von erfundenen britischen Bravourstücken.

Ein besonderes Kapitel bildeten stets die deutschen Grausamkeiten. Eine Blütenlese genüge! So finden wir in der alten „St. James Gazette" vom 18. September folgendes: „Im Marnegebiet verzehrten die Deutschen Mengen von Champagner, besonders in Epernay, wo sie sich dermaßen betranken, daß, als die Franzosen die Stadt wieder besetzten, sie zahlreiche Offiziere und Soldaten im Zustande bewußtloser Betrunkenheit vorfanden. Der deutsche Oberst, welcher dem Bürgermeister erklärt hatte, die Stadt würde



Bayerische Landwehr auf dem Marsche.

in 14 Tagen deutsch sein, wurde besinnungslos neben einem Fasse gefunden." Dasselbe Blatt meldet unter dem 18. September unter der Überschrift Mehr Brutalitäten, folgendes: „Die Deutschen nahmen in Dendermonde zwei Zivilisten gefangen, stachen ihnen die Augen aus, schnitten ihnen die Arme ab und erschossen sie dann." (Durch den Kölner Bahnhof kam am Mittwoch, 23. September, ein Verwundeter, dem die Belgier die Augen ausgestochen hatten. Das ist k e i n Märchen, bemerkt die „Kölnische Volkszeitung", der wir diese Zusammenstellung entnehmen, sehr richtig.) Weiter berichtet die



Die erste Rast im Feindesland.

„St. James Gazette" aus Amsterdam am gleichen Tage über einen angeblichen Vorgang in Aerschot folgendes: „Ein Telegramm aus Antwerpen stellt fest, daß auf Grund von Untersuchungen in Aerschot gemeldet wird, einen Monat vorher (!) seien die Deutschen auf dem Marsch längs der Straße nach Averbode von 12 belgischen Soldaten überrascht worden, die mit vier



Reiterattacke. Verfolgung bei Dieuze.
Originalzeichnung von Albert Reich.

Mitrailleusen im Hinterhalt standen. Die Deutschen wurden dezimiert (!) und verloren 400 Tote, 1 General eingeschlossen. Ganz beschämt, daß sie sich von 12 Belgiern hatten schlagen lassen, brachten die Deutschen in aller Heimlichkeit die Leiche des Generals in das Haus des Bürgermeisters und erklärten nun, der Sohn des Bürgermeisters habe den General ermordet. Daraufhin wurde der Bürgermeister, sein Sohn, sein Vater und sein Bruder festgenommen und vor den Augen von 300 Bürgern, die Gefangene waren, erschossen.

Der Kommandant hatte den Bürgern befohlen, selber den eigenen Bürgermeister zu erschießen, doch hatten sie sich geweigert." — Die „Daily News" vom 19. September bringt unter der Überschrift Organisierte Infamie einen Bericht über Dendermonde, in dem es heißt: „Die Soldateska des Generals Sommerfeld stahl, raubte und trank alles, was ihr in die Hände fiel. Zeugen dafür gibt es zahlreiche und unwiderlegliche." Weiter heißt es dann: „Ein Bürger von Dendermonde, der selbst als Geisel festgenommen war, sagte mir, als er inmitten der Ruinen seiner Stadt stand: Auch unter den Deutschen gibt es menschliches Gefühl. Ich sah manchen Offizier in Tränen, ein Leutnant kam zu mir, faßte mich bei der Hand und rief: Es ist nicht unsere Schuld." Selbstverständlich meinte der deutsche Offizier damit die Zerstörung der Stadt, um die mehrfach gekämpft worden ist und deren Zerstörung wohl mehr der belgischen Artillerie als der deutschen zuzuschreiben ist, wie man sich ja auch erinnert, daß der Militärgouverneur von Antwerpen die Zusammenschießung der Stadt Mecheln ins Auge gefaßt hatte, da er ja deren Räumung durch die Einwohner befahl. In der Morning Post vom 19. September ist eine längere drahtliche Mitteilung des eigenen Berichterstatters des genannten Blattes in St. Petersburg enthalten, der seine Reise von England nach St. Petersburg über das norwegische Bergen beschreibt und in Bergen eine Anzahl Engländer gefunden haben will, die dort auf Angehörige warteten, die aus Deutschland kommen sollten. Der Berichterstatter vergießt Krokodilstränen über die furchtbare Seelenpein, der diese armen wartenden Engländer ausgesetzt seien angesichts der „deutschen Brutalitäten gegenüber Flüchtlingen". Weiter schreibt er: „Die Kenntnis, daß Gatte, Bruder oder Sohn vielleicht schon lange hingeschlachtet (!) sind oder jetzt unter den Hunnen als gefesselte Sklaven leben, ist schon schlimm genug, aber die Gefühle mancher Väter, deren junge Töchter niemals aus den deutschen Kurorten heimgekehrt sind, die sie vor Kriegsausbruch zum Ferienaufenthalt gewählt hatten, sind noch schrecklicher. Diplomatische Vermittelung ist machtlos, denn seit dem Ausbruch des Krieges hat man in Deutschland kein Gefühl mehr für vernünftige Behandlung!" Schauerlich! Allem setzt aber die Krone auf die „St. James Gazette" vom 17. September mit der Veröffentlichung einer schwerfälligen Schmähreimerei gegen den deutschen Kaiser. Mit dieser Reimerei dürfte das Blatt wohl den tiefsten Tiefstand der Gesinnung erreicht haben.

Wie grausam dagegen kämpfte der edle John Bull auf den Schlachtfeldern des Westens?

Zwei der in deutsche Kriegsgefangenschaft geratenen englischen Offiziere haben sich vor kurzem bei einer amtlichen Vernehmung über die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen in der englischen Armee geäußert. Die Vernom-

menen sind der Oberst Gordon vom Gordon Highländer-Regiment, Adjutant des Königs von England, und der Oberstleutnant Neish vom 1. Gordon Highländer-Regiment.

Aus der nachstehend in einer Photographie des Originals und in deutscher Übersetzung wiedergegebenen Niederschrift der beglaubigten Aussagen dieser Offiziere geht hervor, daß beiden von der englischen Regierung Revolverpatronen mit abgeplattetem Geschoß geliefert worden sind.

Die historisch denkwürdigen Aktenstücke lauten in wortgetreuer Verdeutschung:

„In Plymouth erhielt ich die Revolvermunition. Sie war vorne abgeplattet. Da ich im Zweifel war, ob die Munition völkerrechtlich einwandfrei war und keinen bestimmten Aufschluß von meiner vorgesetzten Behörde hierüber erhalten konnte, vergrub ich meine Revolvermunition.

Vier Tage vor der Schlacht bei Mons, woselbst ich zum ersten Male mit der deutschen Armee zusammenstieß, verstaute ich meinen Revolver bei meiner schweren Bagage und habe ihn niemals wieder getragen. Die Revolvermunition war dieselbe, wie sie mir und den anderen Offizieren des Gordon-Highländer-Regiments im letzten Juni zur Erledigung des jährlichen Revolverübungsschießens ausgehändigt worden war.

19. 9. 14.

W. E. Gordon Colonel,
Gordon Highländers
A. D. C. to the King.

Geschrieben in meiner Gegenwart:

Frhr. v. Lersner,
Lt. d. Res.-Hus.-Regt. Nr. 7.

Frhr. v. Berckheim,
Lt. d. Res. 2. G.-Drag.-Regt."

„Was die Revolvermunition anbetrifft, so war das gelieferte Geschoß vorne abgeplattet. Ich habe zum ersten Male dieses Geschoß während dieses Sommers bei den jährlichen Gefechtsübungen gesehen.

Auf Veranlassung des Frhrn. v. Lersner gebe ich obenstehende summarische Antwort schriftlich ab auf mündliche Fragen, welche er mir vorgelegt hat.

Torgau, 19. September 1914.

F. H. Neish Lt Col.
1st. Gordon Highländers.

Geschrieben in meiner Gegenwart:

Frhr. v. Lersner,
Lt. d. Res.-Hus.-Regt. Nr. 7.

Frhr. v. Berckheim,
Lt. d. Res. 2. G.-Drag.-Regt."

„Bei meiner Gefangennahme am 27. August in Bertrix? um 3 Uhr morgens hatte ich nur 3 spitze Revolverpatronen im Besitz. Ich hatte mir dieselben von einem andern Offizier geborgt. Ich besaß keine anderen vorne abgeplatteten Patronen als die mir ausgehändigten, welche ich vergraben hatte. Ich kann mich nicht erinnern, wo ich die Patronen vergrub, aber es war sicherlich einige Tage vor dem Beginn der Schlacht bei Mons am 23. August.

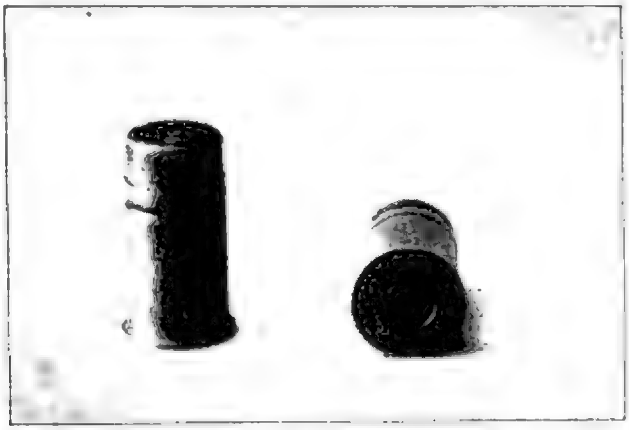
Torgau, 19. September 1914.

F. H. Neish Lt Col.
1st. Gordon Highlanders.

Geschrieben in meiner Gegenwart:

Frhr. v. Lersner, Lt. d. Res.-Hus.-Regt. Nr. 7.

Frhr. v. Berckheim, Lt. d. Res. 2. G.-Drag.-Regt."



Die bei den Engländern beschlagnahmten Dum-Dum-Geschosse.

Derartige Geschosse können gar keinen anderen Zweck haben als den, möglichst grausame Verwundungen zu erzeugen. Die Offiziere geben zu, daß sie selbst an der völkerrechtlichen Zulässigkeit dieser Munition gezweifelt und sie deshalb vergraben haben. Von anderen Angehörigen des englischen Heeres sind jedoch die erwähnten Patronen, deren Photographie hierunter folgt, auch im Kampfe benutzt worden. Den Beweis dafür liefert die in erbeuteten englischen Revolvern vorgefundene Munition.

Angesichts dieser Tatsachen wird es der englischen Regierung schwer fallen mit der Behauptung Glauben zu finden, daß die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen durch ihre Truppen nichts weiter als eine Erfindung sei.

Peters hatte sich mit den übrigen deutschen Einwohnern Londons nach der Kriegserklärung registrieren und eine Polizeierlaubnis einholen lassen

müssen, auf Grund der Bewegungsfreiheit in einem Umkreis von fünf englischen Meilen gestattet war.

Sämtliche Angestellte aus dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn wurden überdies sofort auf Befehl der Regierung, mochten ihre Herren dies wünschen oder nicht, entlassen und brotlos gemacht. Jüngere Leute, auch wenn sie bereits die Fahrkarten zur Abreise gelöst hatten, hielt man gewaltsam zurück, indem man sie einfach verhaftete. Alle militärpflichtigen „Feinde“ wurden auf Verfügung Lord Kitcheners in sogenannte „Concentration Camps“ gesperrt, wesentlich in die Olympia oder nach Aldershot oder auch nach Horsham und schließlich auf die Isle of Man. Dort erhielten sie eine Wolldecke, in der sie auf bloßer Erde ohne Matratze schlafen müssen, und Käse und Brot als tägliche Nahrung. Ihr bares Geld wurde ihnen bis auf zwei Pfund Sterling weggenommen.

Das „Hamburger Fremdenblatt“ führt auf Grund tatsächlicher Feststellungen einen besonders krassen Fall an. Ein Landsmann, Emil Selcke, Kuhberg 15 wohnhaft, hatte Gelegenheit, über die unerhörten Roheiten bei der Behandlung der in England eingeschlossenen Deutschen persönlich zu berichten.

Der Herr war mit vielen anderen Deutschen auf einem holländischen Dampfer aus Brasilien zurückgekehrt, wurde mit den übrigen gefangen genommen und in das Lager Newbury eingesperrt. Herr Selcke ist — weil schon 60 Jahre — auf Einspruch der amerikanischen Botschaft in London freigelassen worden und spät genug endlich in Hamburg angekommen. Nur unter Tränen konnte er der Redaktion folgende Mitteilungen machen. „Die aus Brasilien heimgekehrten Deutschen sind, zusammen 1340 Mann, in einem Rennstall untergebracht. Acht bis zehn liegen in einer Pferdebox zusammen auf altem Stroh. Sie erhalten jeder zwei dünne Decken, weiter nichts. Auch keinen Tisch, keine Sitzgelegenheit, überhaupt nicht das Geringste. Der ungeheizte Stall hat unter dem Dach offene Lüftungslucken, irgendwelche Beleuchtung wird nicht verabfolgt. Um 5 Uhr nachmittags muß alles ins Stroh kriechen. Die Gefangenen müssen sich ihr Essen selbst im Freien kochen. Der Feuerherd besteht aus einem Graben und zwei Reihen Ziegelsteinen, darauf vier große Asphaltkessel, die ständig unbedeckt stehen und mittels einfacher Ausgüsse abwechselnd zum Kochen von Tee und von Wassersuppe benutzt werden. Der Tee wird durch alte Säcke gegossen, so daß er völlig schmutzig ist. Die Wassersuppe, mit einem geringen Zusatz von Fett, enthält vielleicht für jeden Gefangenen einen Kubikzoll Fleisch. Die Gesamtnahrung besteht: morgens 7 Uhr 1 Tasse Tee und 1 Stück trockenes Brot, mittags 1 Napf Wassersuppe, pro Mann 2 Kartoffeln und 1 Stück trockenes Brot, abends wieder Tee und



Maschinengewehrkompagnie des bayer. 20. Infanterie-Regiments in Feuerstellung.

trockenes Brot. Da selbst dieses Essen oft nicht reicht, sind Beschwerden erfolgt, auf die hin die Beschwerdesteller in einem besonderen Fall auf drei Tage bei Wasser und Brot eingesperrt wurden. Die entrüstete Beschwerde zweier Deutschen wurde mit drei Tagen strengem, vierzehn Tagen Mittelarrest und neun Monaten Festung bestraft."

In einem anderen deutschen Blatte hieß es:

„Soeben dem englischen Boden entronnen, treffe ich hier in einer der Berliner Hauptstraßen noch lustig umherspazierende Engländer und Franzosen. Es fällt mir sofort die ungenierte Art und Weise auf, wie diese Herrschaften sich hier noch breit zu machen belieben, ohne daß die Behörde oder das Publikum irgendwie dagegen einschreitet. Wie werden da hingegen unsere Landsleute im Herzen des englischen Landes behandelt? Mächtige Plakate sind dort fast in allen Hauptstraßen angebracht, des Inhalts: „Bitte, nicht Deutsch zu sprechen!" Wie sehr man sich diese Warnung im eigenen Interesse zu Herzen nehmen sollte, zeigt die Tatsache, daß vor einigen Tagen ein englischer Soldat auf offener Straße einem deutschen Herrn, der durch harmlose Äußerungen seine Nationalität verraten hatte, in das Gesicht spie und ruhig seinen Weg weiter spazierte ... Der englische „Gentleman" kann sich zurzeit nicht genug tun in namenlosen und sinnlosen Schimpfereien und Besudelungen unseres Kaisers sowie seiner Armee ... Der Umstand, daß in meiner Privatwohnung das Bild eines preußischen Gardesoldaten in Uniform, nämlich das meines Schwagers, gelegentlich einer Haussuchung vom Auge des Gesetzes entdeckt wurde, hatte zur Folge, daß ich einen ganzen Tag auf der Polizeistation in einem kleinen Raum mit vergitterten Fenstern ohne jegliche Sitzgelegenheit und Nahrung zubringen mußte. Die Gattin eines deutschen Obersten, welche über die Notwendigkeit der Anmeldung eines Fernsprechers nicht unterrichtet war, erhielt für diese Unterlassungssünde 12 Wochen Gefängnis . . ."

Bei den armseligen sanitären Einrichtungen dieser „Concentration Camps" war es nicht zu verwundern, daß alsogleich böse Seuchen ausbrachen und über 300 unserer Landsleute auf diese Weise ums Leben kamen.

In Dundee und anderen Städten wurden fast sämtliche Deutsche, nicht etwa die Kriegsgefangenen, ins Gefängnis gesperrt, und von dem Rest ward verlangt, daß sie sich alle paar Stunden auf der Polizeistation meldeten.

Und wie nahm man die deutschen Siegesbotschaften auf! Besonders belustigend wirkte die Verlogenheit der englischen Presse bei der Einnahme von Lüttich. Zunächst taugten die deutschen Soldaten gar nichts, sie konnten nicht schießen und hatten eine miserable Artillerie. Überhaupt kennzeichnet Hohn gegen den Feind die Haltung der englischen Presse. Plötzlich waren die Deutschen in der Stadt Lüttich, hielten daselbst sogar zweimal täglich Militär-

konzerte ab. Aber die Forts hielten aus. Als ob die Forts einer Festung nicht dazu da wären, eine Stadt zu schützen, und als ob man sie nicht besser verbrennte, wenn sie aushalten und die Stadt doch genommen wird. Schließlich marschierten die Deutschen weiter, und von der peinlichen Sache wurde nicht mehr gesprochen.

Das ist überhaupt so recht englische Taktik: zunächst werden Lügen über den Feind ausgesprengt, dann plötzlich ist alles ruhig. Der naive Leser bleibt natürlich unter dem Eindruck der Lügen, welche nicht zurückgenommen werden.



Rast der bayerischen Elfer vor dem Torhaus in Dieuze.

Dagegen konnte man in London wochenlang von großartigen russischen Siegen lesen. „Die russische Dampfwalze beginnt über Deutschland hinzurollen," hieß es. „Wenn auch die Deutschen," führte eine besonders pfiffige Zeitung aus, „Paris in ihren Griff bekommen sollten, so werden die Russen doch bald Berlin noch viel fester in ihrem Griff haben." Von einer russischen Niederlage oder gar vom General Hindenburg bekam man nichts zu hören.

Aber sogar die Flugblattliteratur entblödete sich nicht, das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn in gemeinster Weise anzuflegeln, weit entfernt von dem berechtigten aristophanischen Witz, wie er in bewegten Zeiten unter

zivilisierten Völkern üblich war. Wir zitieren ein derartiges Pamphlet in wörtlicher Übersetzung:

„Letzter Wille und Testament des Kaisers. (Da er sein Ende herbeikommen sieht, macht er sein Testament.) (Von unserem Spezialkorrespondenten in Berlin.)



Andacht in einer Dorfkapelle in den Vogesen.

Dies ist der letzte Wille von Uns, Wilhelm, dem Großtuer und Beherrscher der Wurstfresser, da Wir einsehen, daß Wir bald eine Schlappe kriegen und jederzeit erwarten müssen, eines gewaltsamen Todes durch einen tapferen John Bull zu sterben. Wir setzen den Kaiser von Österreich als Testamentsvollstrecker ein (mit gütiger Erlaubnis der Verbündeten). 1. An Frankreich geben Wir Elsaß-Lothringen (womit Wir nur gestohlenes Eigentum zurückerstatten, was Uns nicht hoch genug angerechnet werden kann).

2. An Serbien geben Wir Österreich. 3. An Rußland geben Wir die Türkei. 4. Belgien vermachen wir alle blauen Flecken, Beulen ꝛc., mit denen es Uns überschüttete, als Wir widerrechtlich das Land betraten. 5. An Admiral Jellicoe geben Wir alle Unsere Torpedos, Unterseeboote und Unsere ganze Flotte der Auskneifer, d. h. was davon übrig bleibt, denn schließlich muß er sie ja doch alle kriegen. 6. Dem John Bull geben Wir den Rest Unserer Armee. Da sein General French Unsere Soldaten so prompt in Wurstfülle umwandelt, muß ich annehmen, daß Kitchener, der Preiswurstkoch, dem



Kronprinz Rupprecht (×) von Bayern im Feld.

Ganzen bald ein Ende machen wird. 7. Dem Britischen Museum vermache ich Meinen berühmten Schnurrbart als Erinnerung an den größten Großtuer aller Zeiten. 8. Mrs. Pankhurst und den wilden Weibern hinterlassen Wir Unsere gepanzerte Faust; sie werden sie sehr gut brauchen können, sobald sie ihre kriegerische Tätigkeit wieder aufnehmen. 9. Dem Sir Ernst Shackleton vermachen Wir den Pol, den Wir ja längst als Unser Allerhöchstes Eigentum betrachtet haben. (Unterzeichnet) Wilhelm, Beherrscher des Landes, der Meere und Lüfte — nicht zu vergessen der Würste und des Lagerbieres. Baron von Sauerkraut. Graf von Munichlagerbier."

Um nun für alle Fälle sicher zu gehen, zwang John Bull bald nach Kriegsausbruch die von ihm geleimten Vögel auf dem Festland, den gallischen Hahn und den russischen Adler, auszuharren bis ans Ende, das heißt, es wurde in London ein Abkommen getroffen, demzufolge keine der kriegführenden Mächte einen Sonderfrieden mit Deutschland schließen dürfe. Dieser Vertrag bot eigentlich bloß England Vorteile. Denn verlor der Dreiverband, so sicherte er Großbritannien vor einem Einzelkampf mit dem Deutschen Reich; verlor jedoch der Feind, so gewährte er der englischen Diplomatie eine maßgebende Stimme beim Friedensschluß, eventuell gegen die eigenen Verbündeten, um diese nicht mächtig werden zu lassen. Forderungen Rußlands und Frankreichs, die auf eine Verstümmelung des Deutschen Reiches hinausliefen, konnte es dann in seinem höchstpersönlichen Machtinteresse erfolgreich widersprechen.

Da John Bull die allgemeine Wehrpflicht nicht kennt, ließ er Söldner werben und Hilfstruppen aus Indien und Kanada kommen. Feile Gesellen sollten sein Land retten, weil er selbst zu feig war, es ausreichend zu beschützen, weil er den Begriff eines h e i l i g e n Volkskriegs wie die Deutschen eben nicht kannte.

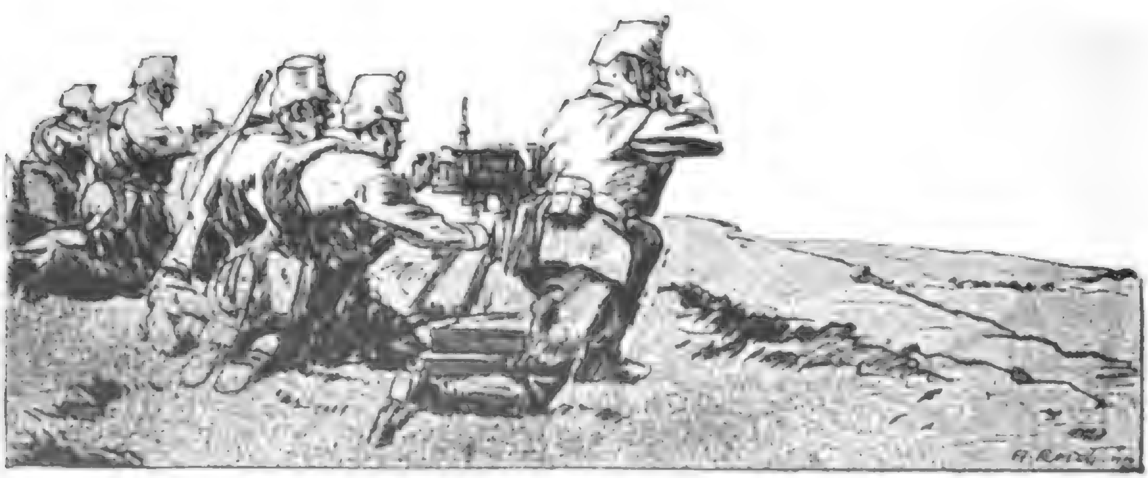
Dem deutschen Michel bereitete das eifervolle Tun und Treiben John Bulls keine Sorgen. Er wußte, daß in diesem Riesenkampf jeder vorzeitige Friede nur ein fauler Friede sein würde, daß er daher durchzuhalten habe, komme was kommen mag, bis zum letzten Hauch von Mann und Roß, getreu der Parole seines großen Kaisers. Auch zur See wollte er John Bull beweisen, daß er auch noch existiere.

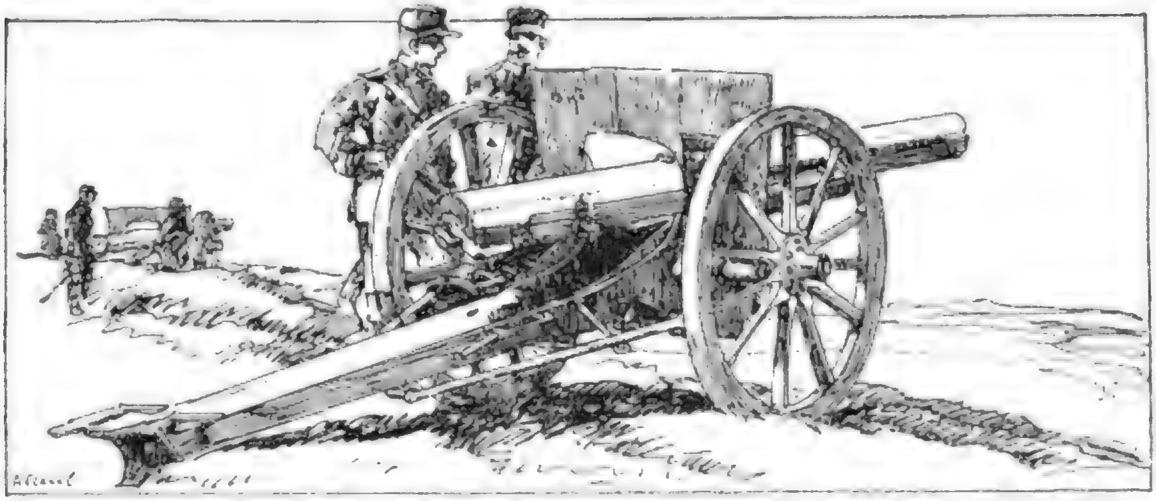
Darum drückte kein Trübsinn seine Seele nieder, er stimmte vielmehr heiter und siegesfroh das deutsche Matrosenlied an, das dem leider im Heldenkampfe so früh gefallenen Niedersachsen Hermann Löns einst gelungen war:

Heute wollen wir ein Liedlein singen,
Trinken wollen wir den kühlen Wein,
Und die Gläser sollen dazu klingen,
Denn es muß, es muß geschieden sein.
Gib mir deine Hand, deine liebe Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl;
Denn wir fahren gegen Engeland.

Unsre Flagge und die wehet auf dem Maste,
Sie verkündet unsres Reiches Macht;
Denn wir wollen es nicht länger leiden,
Daß der Englischmann darüber lacht.
Gib mir deine Hand, deine liebe Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl;
Denn wir fahren gegen Engeland.

Kommt die Kunde, daß ich bin gefallen,
Daß ich schlafe in der Meeresflut;
Weine nicht um mich, mein Schatz, und denke,
Für das Vaterland, da floß mein Blut.
Gib mir deine Hand, deine liebe Hand,
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl;
Denn wir fahren gegen Engeland.





13. Kapitel.

Der deutsche Vormarsch in Belgien.

Die Erstürmung Lüttichs war das erste große Ereignis des Krieges auf belgischem Boden. Bald folgten weitere. Schlag auf Schlag fielen den Deutschen weitere befestigte Plätze in die Hände. Eine Stadt um die andere ward ihr Besitz. Und was der deutsche Aar in seinen Krallen hatte, das gab er nimmer los. Es galt ein Land dem Deutschen Reich wiederzugewinnen, das einst im Mittelalter, ja noch später unter kaiserlicher Oberhoheit gestanden war. Zeugnis davon geben schon die vielen deutschen Ortsnamen (Mecheln für Malines, Bergen für Mons, Namen für Namur, Thienen für Tirlemont usw.), die jetzt durch die neueingerichtete deutsche Postverwaltung endlich auch amtlichen Charakter gewinnen sollten.

Daß Belgien von vornherein nicht die Absicht hatte, seine Neutralität zu wahren, sondern den Franzosen Handlangerdienste leisten wollte, geht aus verschiedenen Tatsachen hervor. Eine bekannte französische Autorität, der General Maitrot, der lange Zeit Generalstabschef beim 6. Armeekorps in Chalons war, äußerte sich bereits vor einiger Zeit in einer bemerkenswerten Broschüre über einen Einmarsch französischer Steitkräfte in Belgien. Indem er annahm, daß Lothringen selbst vor einem feindlichen Vorstoß durch seinen verstärkten Festungsgürtel geschützt werde, verlegte er den Aufmarsch der strategischen Hauptmacht von Lothringen in die Linie Verdun-Lille, also parallel der belgischen Grenze. Er nahm dann weiter eine Offensive der französischen Armee an und erwartete die erste Entscheidungsschlacht auf dem

wohlbekannten Schlachtfeld südlich von Brüssel. Die Achtung der belgischen Neutralität zog er gar nicht in Rechnung, und einen Widerstand der belgischen Armee ebensowenig. Bereits damals hätte es der belgischen Heeresleitung nicht entgehen können, daß ein französischer General von der Bedeutung Maitrots einem Durchzug feindlicher Truppen durch Belgien das Wort redete, wodurch den Deutschen entsprechende Gegenmaßregeln aufgezwungen würden. Es geht hieraus hervor, daß seitens der Franzosen jeden-



König Albert von Belgien.

falls die belgische Neutralität in weitestem Umfang verletzt werden sollte, was jedoch, wie die Ereignisse lehrten, von der Heeresleitung rechtzeitig erkannt worden ist.

Viel kompromittierender noch waren gewisse Dokumente, die nach der Besetzung von Brüssel in den dortigen Archiven des Generalstabs aufgefunden wurden. Aus dem Inhalt einer Mappe mit der Aufschrift „Interventions anglaises en Belgique" (Einschreiten der Engländer in Belgien) ging unzweideutig hervor, daß schon im Jahr 1906 die Entsendung eines englischen Ex-

peditionskorps für den Fall eines deutsch-französischen Krieges in Aussicht genommen war.

Nach einem hier entdeckten Schreiben an den belgischen Kriegsminister vom 10. April 1906 hat der Chef des belgischen Generalstabs mit dem



Feldmarschmäßige Belgier.

Originalzeichnung von Albert Reich.

damaligen englischen Militärattaché in Brüssel, Oberstleutnant Barnardiston, auf dessen Anregung in wiederholten Beratungen einen eingehenden Plan für gemeinsame Operationen eines englischen Expeditionskorps von hunderttausend Mann mit der belgischen Armee gegen Deutschland ausgearbeitet. Der Plan fand die Billigung des englischen Generalstabschefs Gierson.

Dem belgischen Generalstab wurden hierauf alle Angaben über Stärke und Gliederung der englischen Truppenteile, über die Zusammensetzung des Expeditionskorps, die Ausschiffungspunkte, eine genaue Zeitberechnung für den Abtransport und dergleichen geliefert. Auf Grund dieser Nachrichten hat der belgische Generalstab den Transport der englischen Truppen über das belgische Aufnahmegebiet, ihre Unterbringung und Ernährung dort eingehend vorbereitet; bis in alle Einzelheiten ist das Zusammenwirken vollständig ausgearbeitet worden.



Überfall durch belgische Franktireure (Landschaft Naturstudie).
Originalzeichnung von Albert Reich.

Es sollten der englischen Armee eine große Anzahl Dolmetscher und belgische Gendarmen zur Verfügung gestellt und die nötigen Karten geliefert werden. Selbst an die Versorgung englischer Verwundeter war bereits gedacht worden. Dünkirchen, Calais und Boulogne waren als Ausschiffungspunkte für die englischen Truppen vorgesehen. Von hier aus sollten sie mit belgischem Eisenbahnmaterial in das Aufmarschgebiet gebracht werden.

Den Geheimakten war auch eine genaue Karte des französischen Aufmarsches beigegeben, ebenso ein Bericht des langjährigen belgischen Ge-

sandten in Berlin, Baron Greindl, an den belgischen Minister des Äußern, in dem überaus scharfsinnig die dem englischen Angebot zugrunde liegenden Grundgedanken enthüllt werden und in dem der belgische Gesandte zugleich auf das Bedenkliche der Situation hinweist. Eine einseitige Parteinahme zugunsten des Dreiverbands habe auch ihre Schattenseiten.

Dieser Bericht Baron Greindls, datiert vom 23. September 1911, führt unter anderem folgendes aus:



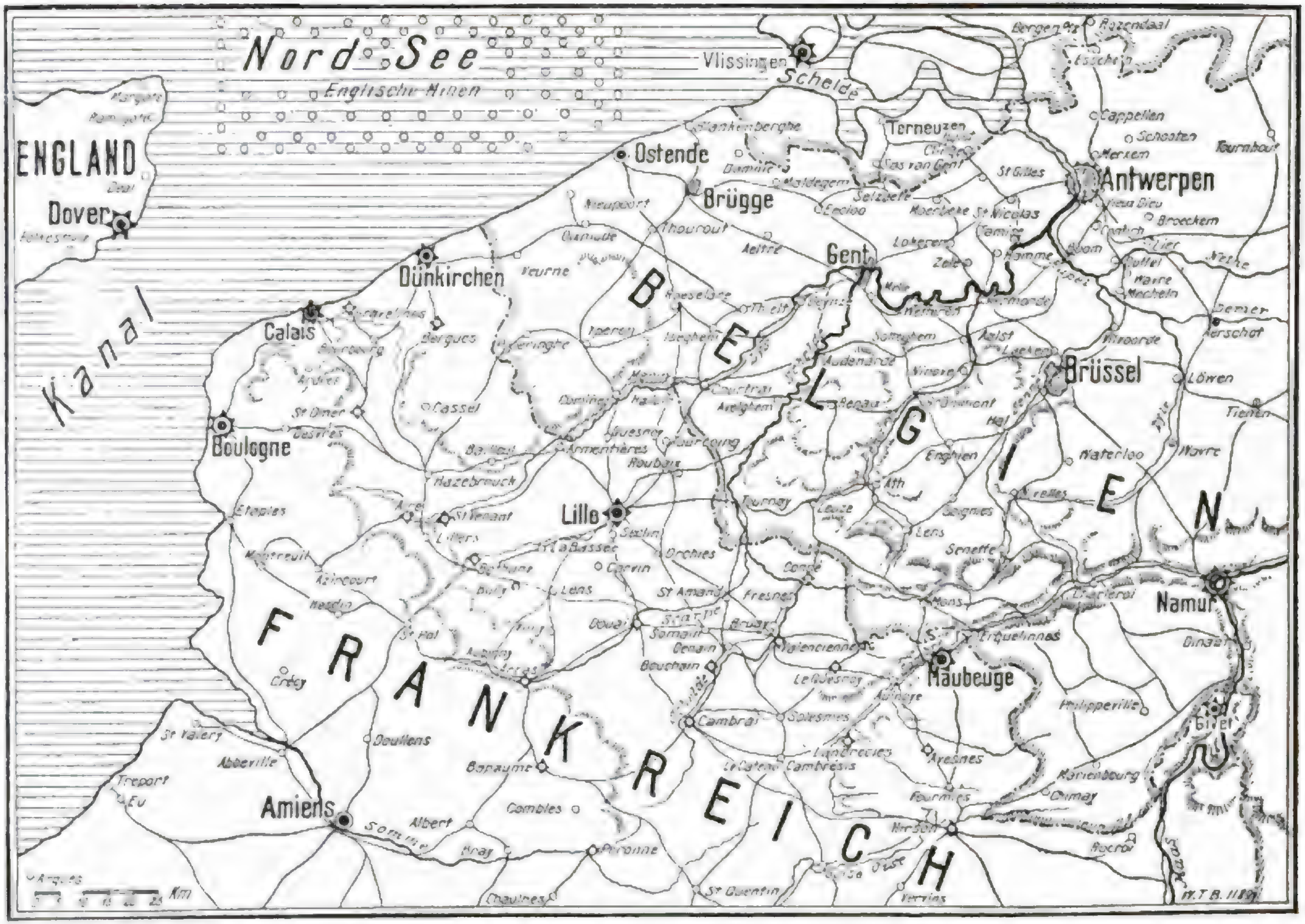
Gruppe der Grenzsteine zwischen Deutschland, Belgien und Holland bei Moresnet, wo die deutschen Truppen in der Richtung Lüttich über die Grenze zogen.

„Von der französischen Seite her droht die Gefahr, nicht nur im Süden von Luxemburg, sie droht uns auf unserer ganzen gemeinsamen Grenze. Für diese Behauptung sind wir nicht nur auf Mutmaßungen angewiesen. Wir haben dafür positive Anhaltspunkte. Der Gedanke einer Umfassungsbewegung von Norden gehört zweifellos zu den Kombinationen der Entente cordiale. Wenn das nicht der Fall wäre, so hätte der Plan, Vlissingen zu befestigen, nicht ein solches Geschrei in Paris und London hervorgerufen. Man hat dort den Grund gar nicht verheimlicht, aus dem man wünschte, daß die Schelde ohne Verteidigung bliebe. Man verfolgte dabei den Zweck, unbehindert eine englische Garnison nach Antwerpen überführen zu können; also den Zweck, sich

bei uns eine Operationsbasis für eine Offensive in der Richtung nach dem Niederrhein und Westfalen zu schaffen und uns dann mit fortzureißen, was nicht schwer gewesen wäre. Denn nach der Preisgabe unseres nationalen Zufluchtsortes hätten wir durch unsere eigene Schuld uns jeder Möglichkeit begeben, den Forderungen unserer zweifelhaften Beschützer Widerstand zu leisten, nachdem wir so unklug gewesen waren, sie dort zuzulassen. Die ebenso perfiden wie naiven Eröffnungen der Entente cordiale haben uns deutlich gezeigt, um was es sich handelte. Als es sich herausstellte, daß wir uns durch die angeblich drohende Gefahr einer Schließung der Schelde nicht einschüchtern lassen, wurde der Plan zwar nicht aufgegeben, aber dahin abgeändert, daß die englische Hilfsarmee nicht an der belgischen Küste, sondern in den nächstliegenden französischen Häfen gelandet werden sollte. Hierfür zeugen auch die Enthüllungen des Kapitäns Fabre, die ebensowenig dementiert worden sind wie die Nachrichten der Zeitungen, die sie bestätigten oder in einzelnen Punkten ergänzten. Diese in Calais und Dünkirchen gelandete englische Armee würde nicht an unserer Grenze entlang nach Longwy marschieren, um Deutschland zu erreichen, sie würde sofort bei uns von Nordwesten her eindringen. Das würde ihr den Vorteil verschaffen, sofort in Aktion treten zu können und die Belgier in einer Gegend zu treffen, in der wir uns auf keine Festung stützen können, falls wir eine Schlacht riskieren wollen. Es würde ihr ermöglichen, eine an Ressourcen aller Art reiche Provinz zu besetzen, auf alle Fälle aber unsere Mobilmachung zu behindern oder sie nur zuzulassen, nachdem wir uns formell verpflichtet hätten, die Mobilmachung nur zum Vorteil Englands und seines Bundesgenossen durchzuführen. Es ist dringend geboten, im voraus einen Schlachtplan für die belgische Armee auch für diese Eventualität aufzustellen. Das gebietet sowohl das Interesse an unserer militärischen Verteidigung als auch die Führung unserer auswärtigen Politik im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich."

Diese Ausführungen, von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erstmals mitgeteilt und erläutert, stellen in überzeugender Weise die Tatsache fest, daß dasselbe England, das sich nach Kriegsausbruch als Schirmherr der belgischen Neutralität gebärdete, Belgien zu einer einseitigen Parteinahme zugunsten des Dreiverbands bestimmt und daß es einen Augenblick sogar an eine Verletzung der holländischen Neutralität gedacht hat. Ferner erhellt daraus, daß die belgische Regierung, indem sie den englischen Einflüsterungen Gehör schenkte, sich eine schwere Verletzung der ihr als neutrale Macht obliegenden Pflichten hat zuschulden kommen lassen.

Die Erfüllung dieser Pflichten hätte erheischt, daß die belgische Regierung in ihren Verteidigungsplänen auch die Verletzung der belgischen Neutra-



Situationskarte.

lität durch Frankreich vorausgesehen und daß sie für diesen Fall entsprechende Vereinbarungen mit dem Deutschen Reich getroffen hätte wie mit Frankreich und England.

Die aufgefundenen Schriftstücke bildeten einen dokumentarischen Beweis für die den maßgebenden deutschen Stellen lange vor Kriegsausbruch bekannte Tatsache des belgischen Einverständnisses mit dem Dreiverband. Sie dienten als eine Rechtfertigung für das militärische Vorgehen des Deutschen Reichs in den ersten Augusttagen, das selbst in neutralen Staaten mißverstanden und mißgedeutet wurde. Das Deutsche Reich handelte wirklich nicht aus Respektlosigkeit vor der Neutralität Belgiens und aus bloßem Eigennutz, sondern in der Überzeugung, daß das Recht gebrochen war — von anderer Seite und daß es aus Notwehr so und nicht anders handeln mußte.

Zur rechten Stunde ließ übrigens John Bull die Maske von seinem heimtückischen Antlitz fallen, indem das führende Londoner Weltblatt, die „Times", am 14. Oktober 1914 auf die erwähnte Entdeckung der Schriftstücke in Brüssel zu sprechen kam, ihre Echtheit zugab und ganz unverfroren bemerkte: „Die Dokumente bekräftigen die der deutschen Regierung längst vor dem Krieg wohlbekannte Tatsache, daß die Belgier ein Einvernehmen mit dem Dreiverband geschlossen hatten."

Im neutralen Ausland mußte dieses frivole englische Zugeständnis selbst dem Blinden die Augen öffnen. Leider hatten nicht alle Neutralen den Mut und die Ehrlichkeit der „Neuen Zürcher Nachrichten", die dem falschen John Bull recht deutlich einen Spiegel vor die kecke Nase hielten und schrieben:

„„Wie hat nun Deutschland darum gewußt, wenn dies überhaupt der Fall war. Sicherlich nicht durch amtliche Mitteilungen von seiten einer der Mächte des Dreiverbandes oder gar Belgiens. Wenn dies dem Deutschen Reiche davon Kenntnis gegeben hätte, würde das letztere nicht ermangelt haben, Belgien darauf aufmerksam zu machen, daß es mit diesem Schritte die Voraussetzung über den Haufen werfe, unter der Deutschland nicht bloß seine Neutralität, sondern auch seinen staatlichen Bestand garantierte, und nun die gegebenen Folgen für den Ernstfall zu tragen habe.

Wenn Deutschland vom Einvernehmen wußte, ist ihm diese Kenntnis durch einen Akt des Verrates von seiten einer belgischen oder Dreiverbandsstelle geworden oder durch vertraulichen Wink von Freundesseite. Der „Times" wird nicht entgehen, daß das eine wie das andere nicht zu einer Kriegserklärung berechtigt — weil es nicht völlig beweiskräftig ist — sondern nur zur Rüstung auf alle Fälle und zum demgemäßen Verhalten im eintretenden



Auf einem belgischen Schlachtfeld.

Ernstfalle. „Wir befinden uns in Notwehr," sagte Herr von Bethmann-Hollweg. Man versteht erst jetzt diesen Satz völlig. Sofern Deutschland um die Sache wußte, beweist sein Verhalten nur, wie korrekt es sich verhielt vom Tage dieses Wissens an bis und mit Kriegsausbruch.

Noch mehr. Eine alte Geschichte, um die auch Deutschland wußte, sagt ungefähr die „Times". In welches Licht stellt sie damit die englische Regierung, in welches insbesondere Sir Edward Grey, die feierlich erklärten, daß der Neutralitätsbruch Deutschlands gegenüber Belgien England zum Kriege gegen das letztere zwinge. Sie gaben diese Beteuerung ab, trotzdem sie wußten, daß Belgien im Einvernehmen mit ihnen seine Neutralität bereits preisgegeben hatte und daß nach der „Times" auch Deutschland dies wisse.

Wie man im Privatleben eine solche Haltung taxieren würde, gehört nicht hierher. Man hat dem deutschen Reichskanzler den Satz zum Vorwurf gemacht: „Not kennt kein Gebot." Wir kennen einen schlimmeren und der lautet: „In der Politik ist alles erlaubt."

Die „Times" ist offenbar dieser Ansicht.""

Vergeblich bemühte sich die deutsche Reichsregierung noch einmal, und zwar nach dem Fall von Lüttich, mit Belgien ein gütliches Einvernehmen zu erzielen. Nur Hohn und Spott war die Antwort. Freischärler wurden mit Zustimmung der Behörden organisiert und eröffneten einen ebenso tückischen wie verzweifelten Kampf wider die Deutschen. Dieser Kleinkrieg zeitigte die wildesten Blüten. Schändliche Grausamkeiten erhielten den Deckmantel mannhafter Vaterlandsverteidigung. Schandbuben, gemeine Dirnen, Verbrecher und jegliches Gesindel, das aus dem Hinterhalt ehrliche deutsche Soldaten beschoß, empfing von dem toll gewordenen Belgien die Gloriole des Heldentums. Furchtbar ging die von England und Frankreich gestreute Saat auf.

In Lüttich selbst wollten die Straßenkämpfe kein Ende nehmen. Ein Feldgeistlicher schilderte die Vorfälle, von denen er meinte, daß hauptsächlich der Pöbel aus Stadt und Land daran beteiligt sei. Eines Abends entstand am Maasübergang ein entsetzliches Getümmel. Als nun von den in der Universität einquartierten deutschen Kompagnien Unterstützung geholt werden sollte, wurde auf das Hauptportal, aus dem sie heraustreten mußten, ein wahrer Feuerüberfall aus den gegenüberliegenden Häusern eingeleitet. Daß das nicht, wie viele behaupteten, aus versehentlich abgefeuerten deutschen Gewehren kam, ist einwandfrei festgestellt worden. Leider geschah das wohl in dem sich nun entspinnenden mörderischen Straßenkampf. Von den feindlichen Schützen war natürlich nichts zu sehen, einen offenen Kampf wagten sie nicht.

Aber ihr Lohn blieb nicht aus. Die verdächtigen Häuser wurden gestürmt und in Brand gelegt, so gründlich, daß die nach einer halben Stunde herbeigerufene Feuerwehr nichts mehr retten konnte. Außerdem wurden fünfzehn Belgier standrechtlich erschossen. Es war ein schauerliches Bild: im Hintergrunde die lichterloh brennenden Häuser, davor die Leichen mit fast zerschossenen Köpfen. Man mochte dies Vorgehen grausam nennen, aber es war die einzige Möglichkeit, um über den Mob Herr zu werden und zu bleiben.



Partie aus Namur.

So sah sich denn die deutsche Reichsregierung am 13. August veranlaßt, Belgien durch Vermittlung einer neutralen Macht folgendes mitzuteilen: „Die königlich belgische Regierung hat Deutschlands aufrichtig gemeintes Anerbieten, ihrem Lande die Schrecken des Krieges zu ersparen, zurückgewiesen. Sie hat dem deutschen, durch die Maßnahmen der Gegner Deutschlands gebotenen Einmarsch bewaffneten Widerstand entgegengesetzt. Sie hat den Krieg gewollt. Trotz der Note vom 8. August, in der die belgische Regierung mitteilt, daß sie gemäß dem Kriegsgebrauch den Krieg nur mit uniformierten Mannschaften führen werde, haben in den Kämpfen um Lüttich

zahlreiche Leute unter dem Schutze bürgerlicher Kleider teilgenommen. Sie haben nicht nur auf deutsche Truppen geschossen, sie haben in grausamer Weise Verwundete erschlagen und Ärzte, die ihren Beruf erfüllten, niedergeschossen. Gleichzeitig hat in Antwerpen der Pöbel deutsches Eigentum barbarisch verwüstet, deutsche Frauen und Kinder in bestialischer Weise niedergemetzelt. Deutschland fordert von der ganzen gesittteten Welt Rechenschaft für das Blut dieser Unschuldigen, für die jeder Zivilisation hohnsprechende Art der Kriegführung Belgiens. Wenn der Krieg von nun an einen grausamen Charakter



Aus einem belgischen Fort während der Beschießung durch die Deutschen: Artilleristen genießen eine kurze Ruhepause zwischen zwei Bombardements.

annimmt, trägt Belgien die Schuld. Um die deutschen Truppen vor der entfesselten Volksleidenschaft zu schützen, wird von nun an jeder Nichtuniformierte, der nicht durch deutlich erkennbares Abzeichen als zur Teilnahme am Kampf berechtigt bezeichnet ist, als außerhalb des Völkerrechts stehend behandelt werden, wenn er sich am Kampfe beteiligt, die deutschen rückwärtigen Verbindungen stört, Telegraphendrähte durchschneidet, Sprengungen vornimmt, kurz in irgend einer Weise unberechtigt an der Kriegshandlung teilnimmt. Er wird als Franktireur behandelt und sofort standrechtlich erschossen werden."

Leider fruchtete auch diese Erklärung, die unbeantwortet blieb, gar nichts, im Gegenteil, das Freischärlerunwesen nahm von Tag zu Tag immer schrecklichere Formen und einen immer größeren Umfang an.

Die deutschen Truppen räumten rasch und entschieden auf, in unablässigem Vormarsch begriffen. Am 15. August wurde der gesamte deutsche Landsturm einberufen, damit die im Reichsinnern zurückgebliebenen Reste der mobilen Armee sich mit den außerhalb des Landes kämpfenden Armeekorps vereinigen könnten.

Die Verstärkung machte sich sofort bemerkbar. Bereits am 19. August, also fast gleichzeitig mit dem glänzenden Sieg im Wasgenwald, errangen die Deutschen nächst Namur Erfolge. Bei Perwez, nördlich dieser Stadt, erfuhr die 5. französische Kavalleriedivision eine vernichtende Niederlage. Daraufhin übersiedelte die belgische Königsfamilie mit allen Spitzen der Behörden von Brüssel nach Antwerpen, die Gefahr der Stunde erkennend. Und schon am folgenden Tag zogen mehrere deutsche Regimenter in der Haupt- und Residenzstadt ein, während andere Truppen bei Thienen (Tirlemont) eine Feldbatterie, eine schwere Batterie, eine Fahne in siegreichem Gefecht erbeuteten und 600 Gefangene machten.

Der Bürgermeister von Brüssel, ein geriebener Volksaufwiegler und Kulissenschieber namens Max, hatte in der vergangenen Nacht Proklamationen anschlagen lassen, daß die Besetzung Brüssels durch die Deutschen bevorstehe. Er mahnte nach Außen zu vollkommener Ruhe. Die Stadtverwaltung blieb auf dem Posten. Die Bürgerwehr wurde entwaffnet. Die Waffen selbst konnte man noch rechtzeitig nach Antwerpen fortschaffen.

Der Bevölkerung, der das Vorrücken der Deutschen bis zum letzten Augenblick verheimlicht worden war, bemächtigte sich natürlich ein panischer Schrecken. Selbst in den Nachbarorten zeigte sich eine namenlose Aufregung. Die Landstraßen waren voll Wagen, bepackt mit Menschen und Hausgerät. Wie fassungslos man war, geht schon daraus hervor, daß z. B. ein englischer Kinematograph Entsetzen und Geheul hervorrief, als er seinen Apparat auf die Flüchtenden richtete. Diese glaubten nämlich, es sei eine feindliche Mitrailleuse.

Allmählich, als die Hauptmasse der Deutschen heranrückte, glich Brüssel selbst jedoch einem Friedhof, so ausgestorben waren jetzt alle Straßen. Es herrschte nämlich auch deshalb große Angst, weil man fürchtete, die Deutschen würden für die Zerstörung einiger deutscher Wirtschaften und Geschäftshäuser Strafmaßregeln treffen und Vergeltung üben. Die Barrikaden, die von der Bürgergarde in den letzten Tagen erstellt und mit Stacheldraht-

sperren versehen worden waren, hatte man natürlich in aller Eile bereits entfernt.

Am 20. August also, um elf Uhr vormittags, kamen die ersten Abteilungen deutscher Reiter durch die Löwenerstraße, wo ehedem das Tor stand, in



Bürgermeister Max,
der die deutschen Truppen vor den Toren Brüssels empfing.

die Stadt Brüssel. Der Bürgermeister begrüßte sie, im Schutz einer deutschen Fahne, die das Zeichen der Übergabe darstellte. Der befehlshabende Offizier ritt vor und gab dem Bürgermeister die leutselige Versicherung, die Stadt würde keinen Schaden leiden, wenn die Einwohner sich ruhig verhielten und zu keinen Feindseligkeiten sich hinreißen ließen. Der Bürgermeister versprach es.



Nach einem Originalgemälde von Ritterbach, Düsseldorf.

Zeppelin über Antwerpen, vom Rathaus aus gesehen.

Hierauf fuhren Offiziere in Kraftwagen zum Rathaus, Patrouillen besetzten die Bahnhöfe, die Banken, die Post, die Börse, den großen Markt, kurz Brüssel bekam jetzt ein ganz anderes, ein militärisches Gesicht. Deutsche Zucht



Ulanenpatrouille auf dem Großen Platz in Brüssel.

Originalzeichnung von Albert Reich.

und Ordnung traten an Stelle des kopflosen Getümmels der letzten Tage. Jeder konnte, wenn er wollte, in Ruhe und Sicherheit seinem Geschäfte nachgehen. Und merkwürdig! Das Publikum führte sich zum Unterschied von anderen Städten im allgemeinen ganz vernünftig und anständig auf. Es

fand keine Protestkundgebung statt. Es fiel kein Schuß. Die international gefärbte Weltstadt wollte offenbar zeigen, daß sie nobel war.

Der Telegraph natürlich war für den Privatverkehr gesperrt. Auch die Eisenbahn verkehrte vorläufig nur für Militärpersonen. Und die Brüsseler Zeitungen erschienen jetzt in Antwerpen.

Mit der Besetzung von Brüssel konnten die Deutschen wirklich zufrieden sein. Die wunderbare Stadt, in ihrer Art ein zweites Paris, mit gegen



Bayerische und preußische Eisenbahnbeamte in Belgien.

700 000 Einwohnern, zeichnet sich ja nicht nur durch Schönheit ihres Bildes sondern auch durch Reichtum aus.

In Brüssel kreuzen sich zahlreiche wichtige Hauptlinien des westeuropäischen Verkehrs; außerdem ist die Stadt durch einen Kanal mit der Schelde verbunden, hat also auch ihren bedeutenden Seeweg.

Infolge dieser außerordentlich günstigen Lage entwickelte sich frühzeitig eine glänzende Industrie. Die Brüsseler Spitzen erlangten Weltruf und geben heute über tausend Familien das tägliche Brot. Und wie viel anderes wird nicht dort erzeugt? Kutschen-, Glas-, Seide-, Papier-, Fayence-, Leder-

und Drahtfabriken arbeiten in Brüssel neben bedeutenden Wollverarbeitungsniederlagen. Handel und Gewerbe blühen. Getreide, Kleesamen und Leinwand bilden wichtige Artikel des Geschäftsverkehrs. Große Banken, wie die Nationalbank und die Belgische Bank, haben gewaltige Kapitalmassen hinter sich stehen. Und stark besuchte Pferde- und Viehmärkte bringen wieder unter die Landbevölkerung einen mächtigen Geldumsatz.



Ein deutscher Kavallerist mit einem belgischen Schutzmann.

Altberühmte Bauwerke verbreiten den Ruhm Brüssels als Kunststadt. Das herrliche Rathaus, die wundervolle Jakobskirche, die Kathedrale von St. Gudula (im 12. Jahrhundert begonnen, im 17. vollendet), die ehrwürdigen Patrizierhäuser bergen auch in ihrem Innern manchen Schatz, und zwar Gemälde von unersetzbarem Wert.

Unter den weltlichen Prachtbauten ragt der moderne Justizpalast (vollendet 1883) hervor, vielleicht der schönste der Welt.

Stattliche Boulevards nach Art der Wiener Ringstraße umschließen an Stelle des früheren Festungsgürtels, in einer Ausdehnung von sechs Kilometern, die wirkungsvolle Altstadt. Zahlreiche Parkanlagen dienen hüben wie drüben der Erholung und lassen vergessen, daß einem die Stickluft eines Industriezentrums nahe ist.

Weniger bedeutsam erscheinen die freie Universität, eine Schöpfung des freisinnigen Revolutionszeitalters (1834), und die fast gleichzeitig begründete Königliche Bibliothek, die nicht ganz 400 000 Bände und Handschriften umfaßt, die Akademie der Wissenschaften und das Konservatorium, wenn man etwa deutsche Verhältnisse dagegen heranzieht. Reich wieder ist die Skulpturen- und Gemäldesammlung. Und auch die acht Theater der Stadt Brüssel stehen auf einer hohen Stufe der Kunst.

Im Grunde genommen besteht Brüssel aus zwei verschiedenen Städten, die national und gesellschaftlich große Unterschiede aufweisen. Die vornehme elegante Oberstadt ist französisch-wallonisch, die arme Unterstadt wird von flämischen Kleinbürgern und Arbeitern bewohnt. Der starke Fremdenverkehr und manches andere lassen freilich diesen Gegensatz auf den ersten Blick nicht so kraß in Erscheinung treten, wie er der Wirklichkeit entspricht.

Hier unten in stillen Wohnvierteln kann man noch den echten Alt-Brüsseler antreffen und kennen lernen. Er hat eine gewisse Verwandtschaft mit dem niederdeutschen Mann aus dem Volk. Er setzt sich gern in altväterische, rauchige, mehr gemütlich als geschmackvolle Kaffeehäuser und „Estaminets“ und läßt sich dort von der „Meisje“ seine Lieblingsgerichte vorsetzen und vom „Baes“, der hinter dem Schenktisch hantiert, sein Glas Bier einschenken. Bier, und zwar echt, wird in Brüssel mit Vorliebe getrunken. Daher machen die Münchener Exportbrauereien kaum in einer andern fremden Stadt so gute Geschäfte wie gerade hier. Nun hatten die Deutschen Gelegenheit, als Sieger in Brüssel gar manches Fäßlein zu leeren . . .

Einige Tage nach der Besetzung Brüssels ergab sich die belgische Festung Namur. Am 25. August befanden sich bereits fünf Forts und die Stadt selbst in deutschem Besitz, vier Forts wurden noch beschossen; am folgenden Tag fielen die letzten fünf. Namur hatte aufgehört einen Stützpunkt für die verbündeten Feinde zu bilden. Im ganzen waren 26 000 Mann in der Festung, darunter eine Legion schwarzer Kongosoldaten. Der Fall Namurs kostete den Belgiern nach ihrem eigenen Geständnis 14 000 Mann. Für eine kleine Armee ein empfindlicher Verlust!

Augenzeugen, die den Sturm auf die Festung mitgemacht hatten, schilderten die militärischen Ereignisse vor dem Fall in brennenden Farben: Die ganze Nacht wurde an Schützengräben gearbeitet, Drahtverhaue hergestellt und abwechselnd im Schützengraben geruht. Die ersten Nachtpatrouillen traten ihren Gang an, die Parole wurde ausgegeben.

Plötzlich tauchten drei riesige Scheinwerfer aus verschiedenen Forts von Namur im Dunkel der Nacht auf und beleuchteten mit unheimlicher Ruhe die deutschen Stellungen. Jetzt ging es erst richtig los. „Hinlegen", hieß es,



Namur: Blick auf die alte Zitadelle.

„wenn der Lichtstrahl kommt!" Sſſſ . . . . bum, Sſſſ . . . . bum, Sſſſ . . . . bum sangen die Granaten hüben und drüben in ununterbrochener Folge, denn schon am Nachmittag hatten die Batterien sich eingeschossen. Mehrere Dörfer, von den brillanten Belagerungsgeschützen, denen die stürmisch begrüßten österreichischen Mörser zur Seite standen, in Brand gesteckt, boten dem Zuschauer einen schaurig-schönen Anblick. Helle Flammen ringsum verkündeten das Ergebnis des deutsch-österreichischen Geschützdonners. Dazu vielfaches nächtliches Schießen von Patrouillen oder kleinen Infanterieabteilungen auf beiden Seiten! An den Geschützdonner gewöhnten sich die Mannschaften unschwer,

trotz des Riesengetöses, weil man auf dem Kampfplatz das Summen des Geschosses auf der ganzen Flugbahn hört und immer das Gefühl hat, daß die Geschosse hoch über den Köpfen hinweggehen. Wenn man hinter dem Geschütz steht, kann man die Flugbahn sogar verfolgen. Infanteriefeuer ist viel beunruhigender, einmal die große Masse der ganz unsichtbaren Geschosse und dann das unheimliche Pst ... Pst ... Pst ... dicht über den Köpfen.



Namur: Blick in die „Rue de l'Ange".

Am folgenden Tag hatten die Deutschen ihre Stellung noch immer besetzt, aber wesentlich schwächer, da der Feind offenbar keinen ernsten Vorstoß wagte und die Deutschen daher den größeren Teil ihrer Truppen ruhen lassen konnten. Man hörte in der Hauptsache nur noch eigenen Geschützdonner. Die Erwiderungen aus dem feindlichen Lager wurden sichtlich dünner. Der Tod hielt schon seine Ernte in den furchtbaren Massengräbern. Denn die deutsch-österreichischen Geschütze, von den in Tätigkeit befindlichen 42-Zentimeter-Mörsern ganz zu schweigen, richteten furchtbare Verheerungen an. Solche Erscheinungen belebten jedoch und feuerten die Unsrigen nur noch an.

Als wieder die Nacht hereinbrach, reckten bereits die Scheinwerfer in den feindlichen Forts nicht mehr ihre Hälse aus. Die Forts waren meistenteils



Patrouille in Flandern (Belgien).

Originalzeichnung von Albert Reich.

schon nach dem 8. bis 10. Treffer Trümmerhaufen. Die Besatzung rannte kopflos hin und her und suchte verzweifelt, betäubt und fassungslos, geistig und körperlich vollständig erschöpft, neue Deckungen.

Natürlich schoß auch die deutsche Artillerie nicht mehr nach den zerstörten Forts, wo die Arbeit bereits getan war, sondern auf andere Ziele. Manches Dorf war noch dem Erdboden gleichzumachen, um dem Feind jeden Stützpunkt auch für die Zukunft zu entziehen. Vereinzelt sauste eine Granate herüber. Dann war's wieder still. Namur lag offenbar in den letzten Zügen.

Dann ging es am folgenden Tage auf der ganzen Linie vorwärts. Auch die deutsche Artillerie schob sich weiter vor und erledigte unaufhörlich ihr wichtiges Geschäft. Schon hißten die Forts die weiße Flagge. Der Tod, der Tod überall in Tätigkeit!

Bis zum Abend hatte sich die deutsche Infanterie dicht vor Namur wieder eingegraben. Die Türme, die Zitadelle der Stadt grüßten bereits herüber und abermals tobte am Tag ein furchtbarer Artilleriekampf; denn um einen solchen handelte es sich bei der Belagerung nach wie vor in erster Reihe. Von Namur her flogen gleichfalls Granaten und Schrapnells. Und mancher brave Deutsche fiel ihnen zum Opfer. Die ersten größeren Verluste machten sich nun auch auf Seite der Unsrigen bemerkbar.

Eine Kompagnie besonders stand mitten im feindlichen Schrapnellfeuer. Die Leute fielen in Mengen, ehe die Züge auseinandergetrieben werden konnten. Die Krankenträger kamen mit ihren Tragbahren. Der Verbandplatz wurde vorverlegt und bekanntgegeben. Der Kampf hatte eine Siedehitze erreicht.

Die Nacht, die abermals in Schützengräben verbracht wurde, war taghell erleuchtet. Überall brannten die Dörfer lichterloh. Wer etwa von einem Kameraden abgelöst in einem Hause für ein paar Stunden Ruhe suchte, konnte sie nicht finden. Denn alle Fenster klirrten, die Wände zitterten und das Holz krachte in den Fugen. So laut machte sich selbst hier die Wirkung der Artilleriegeschosse, die an entfernteren Zielen einschlugen, bemerkbar. Es war jetzt hauptsächlich ein Schrapnellfeuer. Unaufhörlich platzten die Bomben in der Luft, am Waldesrand und streuten ihren Kugelregen wohlgezielt herunter.

In manchem Walde konnte man Hunderte von Belgiern und Franzosen als Leichen auf dem Boden sehen.

Plötzlich erschien ein feindlicher Flieger. Frech zog er seine Kreise, kaum 300 Meter über den Deutschen, um deren Aufstellung zu erkunden und den Kampfplan möglichst durcheinanderzubringen. Hunderte von Gewehren über-

schütteten ihn sofort mit einem Kugelregen von unten aus. Auch die Schrapnells platzten davor, dahinter, darunter. Leider traf kein Geschoß richtig. Unbeschädigt entkam der Flieger nach Namur. Es sollte ihm aber dennoch nichts nützen, wie die nächsten Tage lehrten.

Schließlich verließen die Deutschen ihre so schön ausgebauten Stellungen, um bald zum letzten Sturm gegen die widerstandslustige Festung auszuholen. Vorwärts! Vorwärts! Dieser Wunsch sprach jedem deutschen Krieger brennend aus den sehnsuchtsvollen Augen.



Wirkung einer deutschen Granate in einer belgischen Stadt.

In Marschkolonnen mit Spitze ging es eine Schlucht entlang. Der Feind eröffnete ein heftiges Feuer. Vielleicht der letzte Widerstand?! „Mit Gruppen rechts schwenkt marsch, marsch!“ dröhnte es durch die Luft. Mitten im Hagel der Geschosse stürmte ein Bataillon den Berg mit größter Mühe. Falle, wer falle, hinauf müssen wir!, sagte sich ein jeder.

„Seitengewehr pflanzt auf!“ scholl es. Die Hornisten bliesen, und unaufhaltsam brachen unsere Linien durch den Wald. „Hurra!“ tönte es durch die Luft, und das konnte der Feind nicht ertragen. Er rückte aus. Niemand war mehr da, der sich den Bajonetten der Unsrigen stellte. Aber von rechts, von links, von hinten schoß der Feind wieder.

Weiter ging's nun mit erhöhter Aufmerksamkeit. Bald zeigte sich, daß sich viele Feinde tot stellten und dann von hinten nach Meuchelmörderart losknatterten. Um diese Leute war's jetzt aber geschehen.

Auch die Hände erhob mancher Belgier, um sich zu ergeben. Kam man jedoch auf ihn zu, so ergriff er schnell das Gewehr, um weiterzuschießen. Dann schlug man solch einen Helden oft mit bloßem Gewehrkolben nieder. Eine Kugel wäre zu schade gewesen.

Leichen lagen in Massen umher, Turkos, Franzosen, Belgier, auf diesem Teil des Kampffeldes fast nur Feinde zum Glück, meist mit entsetzlichen Artillerieverletzungen.

Und weiter ging der Vorstoß über Drahtverhaue mit nie geahnter Schnelligkeit hinweg. Durch das letzte Dorf! „Schüsse aus diesem Hause!", schwirrte es durch die Luft. Die Fenster gingen in Stücke, und im nächsten Augenblick standen die Gardinen und Scheunen in Flammen.

Und ähnliche Bilder zeigten sich dem mitkämpfenden Beobachter auch an anderen Orten. Rauchschwaden quollen aus zerschossenen Häuserfronten. Gehöfte brannten lichterloh. Leichen gefallener Belgier lagen am Waldrand mit ihren Mänteln so zugedeckt, daß man sie kaum bemerkte. Etwas weiter wieder schaufelten Dorfbewohner unter Aufsicht eines Landwehrmannes eine Grube für ein erschossenes Pferd.

Eine Straße weiter bis kurz vor Namur! Hier war die Flucht der im übrigen tapfern belgischen Soldaten infolge der überlegenen deutschen Stoßkraft in Panik ausgeartet. Die ganze Straße und ihre Wald- und Wiesenränder waren dicht mit belgischen Ausrüstungsgegenständen jeder Art bedeckt, mit Tausenden von Gewehren, Säbeln, Bajonetten, Tornistern, Kochtöpfen, Sattelzeug, Mützen, Trinkflaschen, Tschakos und Waffenröcken aller Gattungen, sowie selbst Fahrrädern, als ob hier ein ganzes belgisches Arsenal ausgeschüttet worden wäre. Wo die Straße unter Leitung deutscher Posten von den Einwohnern schon aufgeräumt worden war, bildeten diese Beutestücke förmliche Wälle zu ihren beiden Seiten.

So sah es bis zu den ersten Vorortshäusern von Namur aus, wo schon alles von starken deutschen Truppen besetzt erschien. Hier gab es Regimenter, die schon seit Lüttich bei allen Gefechten der Kampflinie bis Namur im Feuer gestanden und namentlich viel Offiziere eingebüßt hatten. Aber straff und sauber, als ob es eine Parade vor dem Kaiser galt, zogen die Sieger auf der Straße von Namur dahin.

Die Zitadelle der Stadt zeigte die weiße Fahne. Inzwischen war auch die große Maasbrücke von der Besatzung gesprengt worden, gerade als ein Par-

lamentär oben war, allein die deutschen Pioniere zeigten schnell, was sie vermochten.



Eine von den Belgiern gesprengte Eisenbahnbrücke, die die Deutschen provisorisch wiederhergestellt haben.

Leider verzögerte sich der Einzug noch einen ganzen Tag, teils dadurch, daß sämtliche Truppen, auch die im weiten Gelände verstreuten Reserven, verständigt werden mußten, teils deswegen, weil die Zitadelle trotz der weißen Flagge noch weiter schoß. Die Unsrigen waren gezwungen, diese Burg

erst ganz zum Schweigen zu bringen. Dann brauchten sie die weiße Flagge nicht mehr.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages, an dem erst sich alle als richtige Soldaten fühlten, sammelten sich zunächst die Truppen vor Namur. Die in Kraftwagen vorbeifahrenden höheren Offiziere wurden mit stürmischem Hurra begrüßt.

Unter den Gefangenen befanden sich viele Freischärler, von denen die Wälder durchseucht waren. Die Säuberung des Geländes von diesen Schandbuben bildete für manche Kompagnie einen Sonderauftrag.

Während eine Kompagnie die massenhaft Gefangenen, zum Teil Offiziere und vor allem viel Verwundete auf freiem Felde die ganze Nacht hindurch scharf bewachte, zog das Hauptheer in Namur ein, selbstverständlich in fröhlicher, begeisterter Stimmung. Anderen Truppenteilen war dieser glanzvolle Siegespreis schon etwas früher vergönnt gewesen, weil diese weiter vorgeschoben standen. Schließlich kam keiner zu spät.

Die mittelalterlich engen Straßen hallten seit Vormittag wider von deutschen Marschliedern der einziehenden Sieger. Den Kommandanten hatte man als Kriegsgefangenen nach Brüssel fortgeschafft.

Die Stadt selbst blieb so gut wie unversehrt. Nur mitten auf dem Marktplatz war eine Granate geplatzt und hatte Schaden angerichtet. Weit im Umkreis war hier das Pflaster aufgerissen. Die Fensterscheiben der benachbarten Häuser lagen zersprungen auf dem Boden weitverstreut.

Auf einer von den deutschen Truppen geschlagenen Schiffsbrücke konnte man nach dem rechten Maasufer fahren. Auf der Straße nach Huy allerdings sah es furchtbar aus, wie bereits früher berichtet wurde.

Die Bewohner schauten verdutzt drein, meist ergeben in ihr Schicksal. Es mußte so kommen, stand auf jedem Gesicht geschrieben. Man hatte ihnen in den ersten Tagen des Krieges vorgelogen, der deutsche Soldat sei müde, demoralisiert, leide Hunger und lasse sich gefangen nehmen, um zu essen zu bekommen. Seine Schuhe hielten keine vierzehn Tage, die Pferde hätten kein Hufeisen mehr usw. Und nichts davon war zu sehen. Mit einem stummen Fluch auf den Lippen trat wohl mancher wieder in sein Haus zurück, überzeugt, daß alles anders gekommen wäre, hätte die belgische Regierung ein Einsehen gehabt, ohne den französisch-englischen Lockvögeln auf den Leim zu gehen.

Im übrigen hofften alle auf baldigen Frieden, da Hungersnot drohte und Brot kaum mehr vorhanden war. Viele hatten geglaubt, daß die Deutschen zwischen den schwächern Forts eindringen würden. Unsere Truppen

umgingen jedoch die starken Forts und griffen den Feind im Rücken an. Nun war seine stolze Macht dahin.

Die Festung galt seit Menschengedenken als wichtiges Einfallstor aus Frankreich nach den Niederlanden. Die Stadt war schon in frühester Zeit befestigt. Im Zeitalter Ludwigs XIV. spielte sie eine große militärische Rolle. Der König in Person belagerte sie mit 46 000 Mann im Jahre 1692. Namur hielt sich damals mehrere Wochen. Und nur durch die Treulosigkeit der Engländer, deren König Wilhelm III. nichts Ernstliches zum Entsatz dieses festen Platzes tat, kam er zu Fall.

1715 wurde Namur zum Barriereplatz erklärt und von den Niederländern vertragsmäßig neuerdings besetzt, blieb jedoch auch fernerhin eine stete Versuchung für Frankreich.

Mehrmals kamen Stadt und Festung in der Folge unter französische Herrschaft. Und als 1794 die Verbündeten den allgemeinen Rückzug gegen die Revolutionsarmee antreten mußten, übergab die schwache, damals österreichische Besatzung, die Zitadelle von Namur den Franzosen, ohne Widerstand zu leisten, in entscheidender Schicksalsstunde. Die Sieger schleiften jetzt nämlich alle Festungswerke und machten es für zwanzig Jahre zur Hauptstadt eines eigenen französischen Departements.

1815 anläßlich der Schlacht bei Waterloo war Namur zum letztenmal Schauplatz kriegerischer Ereignisse, erfreute sich also nahezu hundert Jahre des Friedens. In dieser Zeit entwickelte es sich neuerdings zu einer starken, immer wieder modern ausgestalteten Festung.

Heute ist Namur (flämisch Namen) der Hauptort der belgischen Provinz gleichen Namens und zählte vor Ausbruch des Krieges mit den Vororten Jambes und Saint-Servais rund 45 000 Einwohner. Außer dem 1772 eingeweihten schönen Dom gewährt es auch landschaftlich reizende Bilder, da es am Einfluß der Sambre in die Maas gelegen ist, von lieblichen Höhen und Waldungen umrahmt. Die bedeutende Stahlwarenerzeugung Namurs bedarf an dieser Stelle keiner besonderen Würdigung.

Bald nach dem Fall von Namur veröffentlichte ein Schweizer Blatt, die „Zürcher Post“, interessante Enthüllungen über ein bisher streng gewahrtes deutsches „Kriegsgeheimnis“, einen sagenhaften 42-Zentimeter-Mörser.

Als am 8. und 9. August dieses Jahres, einen Tag nach dem Fall der Festung Lüttich, die Kunde durch die Welt ging: die Deutschen haben ein lange geheimgehaltenes Geschütz vor die Forts der Stadt gefahren und diese mit 6—8 Schüssen so zugerichtet, daß es unmöglich war, sie noch länger zu verteidigen, da ging wohl ein geheimes Grausen vor dieser Mordwaffe durch die Welt.

Tatsache ist, daß der 42-Zentimeter-Mörser außer den wenigen Ingenieuren und Arbeitern der Firma Krupp und nur einer ganz geringen Anzahl von Offizieren und Mannschaften der Schießschule, die darauf vereidigt waren, in der ganzen Armee und im Deutschen Reich vollständig unbekannt



Ein von den deutschen 42-cm-Geschossen zerstörtes Fort.
Zur richtigen Beurteilung der Massen beachte man die auf den Trümmern stehenden Personen.

war. Man hat von seiner Existenz nicht eher etwas erfahren, als bis sein eherner Mund das Schweigen, das ihm auferlegt war, selbst brach.

Der große „Brummer" oder „die dicke Berta" ähnelt in vielen Teilen den in der deutschen Armee schon vorhandenen Rohrrücklaufgeschützen; nur daß er schwer transportierbar ist und daher soweit als möglich mit Eisenbahnen befördert wird. Muß der Mörser oder „die dicke Berta" auf der Straße transportiert werden, so wird er zerlegt und auf eigens hierzu konstruierten Wagen verladen. Das Rohr allein auf dem Rohrwagen, einem langen festen Schienengestell, auf denen das Rohr mit seinen Klauen gleitet. Die Lafette allein, Ersatz- und Zubehörteile allein und die Gürtel allein.

Diese Gürtel sind eine Reihe von Holzplatten und Eisenschuhen, die vor dem Schießen aus dem Gürtelwagen genommen und um den Radkranz gelegt werden, damit das Geschütz auch auf nicht chaussiertem Unterboden nicht versinkt. Es ist eine mächtige Last, die auf den Gürteln ruht, und sie bewähren sich großartig. Wir sind über extra tief und frisch gepflügten Acker gefahren, und das Geschütz rollte gleich einer mächtigen Dampfwalze genau wie auf der Landstraße dahin.

Wie schon gesagt, wird das Geschütz zerlegt gefahren. Kommt nun von der obersten Leitung der Befehl, das Geschütz fertig zu machen — die Kanoniere nennen es „die Berta poussieren" — so hält die ganze kilometerlange Kolonne auf der Landstraße, das Rohr wird durch die ganzen Bedienungsmannschaften auf die Lafette gezogen und die Gürtel um die Räder gelegt. Nun geht's mit einem mächtig klappernden Getöse in die für das Geschütz oder die ganze Batterie ausgesuchte Stellung, die der Sicht des Feindes gänzlich entzogen ist. Hört man dieses ohrenbetäubende Getöse, dann wird's einem schon bange, und nun erst der gewaltige Knall beim Abfeuern des Geschützes. Man ist fast unfähig für die nächste Zeit zu hören.

Abgefeuert wird das Geschütz auf elektrischem Wege und zwar in einer Entfernung von über 400 Meter. Der Luftdruck beim Abfeuern ist so gewaltig, daß sich ein Mensch in der Nähe nicht auf den Beinen halten kann. Der Durchmesser, 42 Zentimeter, ist ja bekannt, und nun umhüllt ein ebenso dicker Eisenmantel das Seelenrohr, das bis zu neun Zehntel der Länge rund, dann viereckig zuläuft und sich noch mehr verstärkt. Wie groß das Gewicht der Pulverladung ist, ist mir nicht gestattet, mitzuteilen.

Der Mörser ist ein Rohrrücklaufgeschütz. Ein Mann der Bedienung behandelt mit der größten Sorgfalt den Rücklauf, damit seine Funktion beim Schuß auf keinen Fall beeinträchtigt wird. Das Rohr hat eine Länge von etwa 21 Meter.

Die Schußweite des 42-Zentimeter-Mörsers ist etwa 44 000 Meter. Die Entfernung von Dover nach Calais ist 33 000 Meter. Man mache sich davon ein Bild, wenn ein Eisenkoloß von den bekannten, in Bildern gezeigten Granaten, die nebenbei bemerkt genau sind, durch die Luft brummt und dann aus einer Höhe von 400—500 Meter, wenn er den übrigen Teil der Flugbahn in ziemlich hohem Bogen zurückgelegt hat, auf einen Betonklotz oder Panzer schlägt. Die stärksten Panzer- und Betondecken, und wenn sie eine Dicke von fünf Meter überschreiten, zertrümmern unter der Aufschlagskraft wie Scherben. Die einschlagenden Granaten kehren ganze Forts um, dringen tief in Erde und Gestein ein und bringen was unten war nach oben.

Immerhin geht man mit der „dicken Berta“ sehr sparsam und vorsichtig um. Die Abnutzung des Geschützes steht im Verhältnis zur Reibung des Geschosses und der aufeinanderliegenden Teile und kostet ein Schuß wohl die hübsche Summe von etwa 48 000 Mark. Irrig ist es, wenn gesagt wird, man könne aus dem Geschütz nur eine bestimmte, geringe Anzahl — etwa 150 — Granaten verschießen. Der „Brummer“ überlebt gewiß den Feldzug.

Ehe nun ein Schuß abgefeuert wird, wird genau die Entfernung berechnet, nachgerichtet und nochmals gerechnet, gezielt und geprüft und, saust das Geschoß durch die Luft, ist auch der Kanonier des Erfolges sicher. Erst ist eine mächtige hohe Feuersäule bemerkbar, dann eine gelb und schwarz sich ballende Rauchwolke, wohl über hundert Meter hoch mit Eisenbeton, Erde und sonst allem vermischt, und dann ganz spät ein von weit her schallendes dumpfes Krollen: der Knall.

Das Geschoß dringt bei nicht allzu felsigem Boden etwa 8—10 Meter tief in die Erde ein, krepiert und reißt einen Trichter von ungefähr 15—18 Meter Durchmesser.

Niemals marschiert die deutsche schwere Artillerie und vor allem die mit der „dicken Berta“ ausgerüsteten Bataillone allein. Vorne und hinten, rechts und links, überall starke Infanterie- und Kavalleriedeckung, Maschinengewehre und leichte Artillerie zum Schutz gegen Überrumpelungen auf dem Marsch. Und außerdem bleibt ja das Geschütz auch so weit hinter der fechtenden Truppe, daß ein Überfall ausgeschlossen ist. Erreichbar sind die Mörser in ihrer Gefechtsstellung vom Gegner nie. Nun möchte ich noch einfügen, daß wohl die Schußweite und Treffsicherheit 44 000 Meter beträgt, man jedoch auf diese Entfernung niemals Schüsse abfeuern wird. Es wäre eine Verschwendung der kostbaren Munition und eine große Anforderung an die Stabilität des Geschützes, weil man auf diese Entfernung den Schuß nicht beobachten kann. Wenn das Geschütz auch etwa 44 000 Meter weit trägt, wird man doch wohl nur in den seltensten Fällen über 20 000 Meter schießen, und das will für die heutige Taktik schon etwas sagen.

Freistehend wird das Geschütz auch nie verwendet werden. In der dem Schießtage vorangehenden Nacht wird es so eingedeckt, daß nichts von ihm zu sehen ist. Den Namen „Brummer“ haben dem 42-Zentimeter-Mörser die Belgier gegeben. Dagegen haben die deutschen Kanoniere das Geschütz „die dicke Berta“ getauft zu Ehren der Gattin des Herrn von Krupp, die bekanntlich Berta heißt.

Man wollte zuerst, um nicht ungalant zu erscheinen, den Ausdruck „fleißige Berta“ einbürgern, aber der ungeschlachte Volksmund blieb bei der sinnfälligeren und jedenfalls geläufigeren Bezeichnung „dicke Berta“. Unter diesem Namen ist der 42-Zentimeter-Mörser in der ganzen deutschen Armee bekannt.



Deutsches schweres Feldgeschütz in Feuerstellung.

Ehe wir den Siegeslauf der deutschen Waffen weiterverfolgen, sei noch der Heldentat eines blutjungen Leutnants gedacht, der als erster preußischer Offizier seines Ranges seit 1866 den Orden „Pour le mérite“ erwarb, indem er durch einen Handstreich am 24. August das Fort Malonne mit nur vier Mann zur Übergabe veranlaßte. Wie dieser feste Platz, der zum Fortgürtel von Namur gehörte und völlig unbeschossen war, in deutschen Besitz kam, berichtete der kühne Held selber in einem Brief an seine Eltern:

„Ich mußte mit 500 Mann auf ungedecktem Gelände auf das Fort losgehen. Überall starrten mir Schießscharten entgegen, aus denen es jede Sekunde losknallen konnte, und wenn das nicht, so konnte ich auf eine der vielen Minen, die ringsherum lagen, treten. Von allen Offizieren, die sich freiwillig dazu gemeldet hatten, wurde ich ausgesucht. Ich nahm von meinem Zug nur vier Mann mit, und im Gänsemarsch näherten wir uns dem Fort. Heran konnte ich selbst nicht, weil die Brücke über den großen Wassergraben zurückgezogen war. Als der Kommandant uns bemerkte, rief ich ihn an und redete ihm vor, daß ein ganzes Regiment und Artillerie draußen im Walde stünde und das Feuer sofort eröffnet würde, wenn noch eine Minute mit der Übergabe gewartet würde. Der Kommandant ließ die Brücke herunter und wir betraten das stark befestigte Fort. Ich ließ jeden einzelnen vortreten. Wir untersuchten sie. Die Waffen mußten sie im Fort lassen. Meine Leute hatten das Gewehr im Anschlag. Der Kommandant vom Fort Malonne übergab mir seinen Säbel. Dann ließ ich die Belgier in eine Ecke treten, damit sie nicht sehen konnten, wer heran käme. Neben dem Kommandanten nahm ich 5 Offiziere und 20 Mann gefangen; die übrigen 400 waren schon geflohen. Ich ließ nun meinen Zug nachkommen. Die Gesichter der belgischen Offiziere hättet Ihr sehen sollen, als sie nachher unsere geringe Anzahl sahen. Ich holte die belgische Flagge herunter und meine Leute verfertigten aus einer belgischen Hose, einem Hemd und einer französischen Bauchbinde eine deutsche Fahne und hißten sie. Vorher hatten wir den Weinkeller aufgemacht und ließen beim Aufziehen der Fahne ein paar Sektflaschen knallen. Bis zur Ablösung mußte ich das Fort, das gänzlich unbeschossen war, besetzt halten. Ich erbeutete vier schwere 21-Zentimeter-Kanonen und eine Anzahl kleinerer Kaliber, über 100 Gewehre und Pistolen, 500 Granaten und mehrere Tausend Gewehrpatronen. Ich wurde erst am nächsten Morgen abgelöst. Wir schwelgten inzwischen in den großen Mengen aufgestapelter Vorräte."

Leutnant von der Linde hat seinen Eltern den Degen des Kommandanten und die Fahne des Forts Malonne als Siegestrophäe geschickt . . .

Österreichische Truppen standen bereits in Belgien, die famosen Artilleriegeschosse der Pilsener Skodawerke spien längst schon Tod und Verderben wider die Mauern Namurs, als endlich die formelle Kriegserklärung erfolgte. Am 27. August wurden dem belgischen Gesandten in Wien die Pässe zugestellt. Die Kriegserklärung selbst wurde damit begründet, daß Belgien den Feinden der Monarchie, Frankreich, England und Rußland, Hilfe leiste, sowie mit der schlechten Behandlung, die österreichisch-ungarischen Beamten und Staatsbürgern unter den Augen von Mitgliedern des Königshauses zuteil geworden

sei. Den Schutz der österreichisch-ungarischen Angehörigen in Belgien übernahm der Botschafter der Vereinigten Staaten. Eine Tätigkeit in dieser Hinsicht brauchte er allerdings kaum zu entwickeln. Denn bald sorgten unsere siegreichen verbündeten Truppen dafür, die ganz Belgien im Sturmlauf nahmen, daß ihren Landsleuten fortan kein Haar gekrümmt wurde.

Zunächst wurde in Brüssel für die besetzten Gebiete des Königreichs eine eigene deutsche Verwaltung eingerichtet. Den Posten eines Generalgouverneurs übernahm der Generalfeldmarschall Kolmar Freiherr von der Goltz (geboren 1843 zu Bielkenfeld bei Labiau). Der alte Herr hatte trotz seines arbeits- und wechselreichen Lebens das Zeug dazu, mit starker Hand die Zügel eines aufgereizten, durch den Wahnsinn der Mitbürger zerrüttetes Land zu führen.

1861 war von der Goltz in die preußische Armee eingetreten, 1866 bei Trautenau verwundet worden, arbeitete dann bei der Topographischen Abteilung des Großen Generalstabs und nahm 1870/71 als Generalstabsoffizier an zahlreichen Schlachten teil. 1878 trat er in die kriegsgeschichtliche Abteilung des Großen Generalstabs ein. Von 1883 bis 1895 wirkte er in türkischen Diensten. 1896 wurde er Generalleutnant und Kommandeur der 5. Infanteriedivision in Frankfurt an der Oder. 1899 trat er als Chef an die Spitze des Ingenieur- und Pionierkorps und erhielt die Generalinspektion der Festungen. Rasch erklomm nun von der Goltz die höchsten militärischen Rangstellen. 1900 wurde er General der Infanterie, 1902 kommandierender General des 1. Armeekorps, 1907 Generalinspekteur, 1908 Mitglied des preußischen Herrenhauses und Generaloberst, 1911 Generalfeldmarschall. Wiederholt hielt er sich inzwischen in Konstantinopel auf. Seine Verdienste um die Reorganisation der türkischen Armee ehrte der Sultan durch Ernennung zum Pascha.

Von der Goltz, seit 1907 auch Ritter des Schwarzen-Adler-Ordens, zeichnete sich jedoch nicht weniger auf literarischem Gebiet aus. Ein militärisches und Verwaltungsgenie ersten Ranges ist er zugleich ein Held der Feder. Als Schriftsteller begann er mit einem Werk über die Operationen der zweiten Armee bis zur Kapitulation von Metz (1874). In den folgenden Jahren gab er zahlreiche andere Arbeiten heraus, die ihm ebenso als Kriegshistoriker wie als Feuilletonisten einen ersten Platz in unserm Schrifttum anweisen. Wir nennen da nur „Anatolische Ausflüge“ (1902) und die zweibändige „Kriegsgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert“ (1910 und 1913).

Die Zivilverwaltung Belgiens wurde dem Regierungspräsidenten von Sandt in Aachen anvertraut. Außerdem erhielten eine Berufung nach

Brüssel der Kasseler Oberregierungsrat von Wussow, der Euskirchener Landrat Kaufmann, der Kölner Justizrat Trimborn, ein hervorragendes Mitglied der Zentrumspartei, der bisherige Konsul in der belgischen Hauptstadt Legationsrat Kämpf und der Oranienburger Bürgermeister von Loebell. Die Berufung weiterer Beamter, insbesondere Techniker der Berg- und Bauverwaltung, wurde in Aussicht genommen. Der Generalgouverneur begab sich zur Übernahme der neuen Tätigkeit sofort auf seinen Posten.

Die belgische Regierung amtierte inzwischen in Antwerpen, wo viele Gasthöfe bereits als Spitäler in Verwendung standen. Die Deputiertenkammern und der Senat hielten in den Theatern ihre Sitzungen ab.

Die Erbitterung darüber, daß die Verbündeten den Belgiern nicht ausreichend geholfen hatten, machten sich hier immer stärker Luft und kam selbst in der streng zensierten Presse zumindest zwischen den Zeilen zum Ausdruck.

In Brüssel selbst vereinbarte die deutsche Heeresleitung mit dem dortigen Bürgermeister Max, den sie im Amte beließ, den freien Durchzug unserer Truppen. Dreitausend Mann Besatzung sollten in der Hauptstadt verbleiben. Die Requisitionen würden bar bezahlt, privates und öffentliches Eigentum geschont werden. Die Gemeindeverwaltung bekäme unter diesen Umständen keine weitere Kontrolle. Die Oberleitung der städtischen Polizei behielte der Bürgermeister.

Max versprach zunächst alles Schöne und Gute, im Ernste jedoch gedachte der bodenlose Schlaumeier die Deutschen nur zu täuschen, wie sich bald zeigen wird, indem er alle Weisungen der deutschen Verwaltung von vornherein zu durchkreuzen suchte, was schließlich zu seiner Verhaftung und Absetzung führen sollte.

Die Deutschen stellten den Dienst der Brüsseler Straßenbahn, der Post und des Telephons sofort wieder her, ebenso den Eisenbahndienst mit Lüttich und die telegraphische Verbindung mit dem Deutschen Reich. Überhaupt erwiesen sie sich hier als Meister, rechtzeitig der Zucht und Ordnung zur Herrschaft zu verhelfen. Die Kaffeehäuser und andere öffentliche Lokale mußten um neun Uhr abends geschlossen werden. Und es erhob sich denn auch in der nächsten Zeit kein irgendwie nennenswerter Widerstand in ganz Brüssel. Im geheimen allerdings loderte die Brandfackel des Hasses weiter.

Dagegen meuterte man offen auf dem Lande und in Provinzstädten wie Löwen. Diese altberühmte Kulturstätte war denn auch derjenige Ort, der die Verbrechen der Freischärlerbanden am schwersten büßte.

Löwen (vlämisch Leuven, französisch Louvain = Waldsumpf) erinnert im Namen an seinen Ursprung. Eine mehr als tausendjährige Geschichte erscheint mit ihm verknüpft.

Im neunten Jahrhundert wurden hier die Normannen geschlagen, die sengend und brennend die Küsten der Nordsee unsicher machten. Im elften Jahrhundert entwickelte sich Löwen, der Sitz eines mächtig blühenden Reichsgrafengeschlechts, zur Hauptstadt von Brabant. Ihre Herren nannten sich bald Herzöge und wetteiferten mit den ersten Fürsten ihrer Zeit.

Am Ausgang des Mittelalters hatte die Stadt über 150 000 Einwohner und galt als einer der bedeutendsten niederländischen Handelsplätze, wohl als die wichtigste an der Straße zwischen Brügge und Köln. Großartige Tuchwirkereien verschafften ihr Weltruf.

Leider kam es infolge des heißblütigen Temperaments der Bewohner wiederholt zu leidenschaftlich erregten Aufständen. 1378 fielen zwölf miß-



Panorama der Stadt Löwen.

liebige Ratsherren den aufrührerischen Tuchwirkern zum Opfer, indem sie aus den Fenstern des Stadthauses auf die Hellebarden der unten wartenden Empörer gestürzt wurden. Der Herzog von Brabant nahm blutige Rache. Die meisten Weber wanderten hierauf nach England aus. Löwens Industrie verfiel. Und bald war die glänzende Stadt von ehedem nur ein Schatten ihrer Herrlichkeit.

Um sie neuerdings zu heben, gründete Philipp der Gute von Burgund eine Universität daselbst, die im sechzehnten Jahrhundert von vielen als die erste Hochschule Europas betrachtet wurde. Auf der Höhe ihrer Blüte zählte diese 6000 Studenten aus aller Herren Länder, und niemand durfte in den spanischen oder österreichischen Niederlanden ein öffentliches Amt bekleiden, der nicht in Löwen promoviert hatte.

Im Revolutionszeitalter litt die Stadt abermals sehr. Auch die Universität wurde ihr von den Franzosen genommen. Und erst 1817 erfolgte ihre Wiedereröffnung.

Das in den Wehen der Julirevolution geborene Königreich Belgien stieß sich jedoch an ihrem flämischen Charakter und verfügte 1834 die Schließung der Hochschule, die dann im folgenden Jahr als freie katholische Universität ihre Auferstehung feierte und in dieser Eigenschaft bis heute segensreich wirkte, zuletzt alljährlich von etwa 2000 Hörern besucht.

Die über 42 000 Einwohner umfassende Stadt selbst huldigte jedoch politisch in ihrer überwiegenden Mehrheit nach wie vor dem liberalen Gedanken und kokettierte daher mit dem französischen Jakobinertum. Und diese Bevölkerung, nicht die katholische Hochschule und nicht die katholische Geistlichkeit, die bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen treu und unablässig mahnend und tröstend, helfend und beruhigend auf ihrem Posten stand, war schuld an der Zerstörung eines Teils ihrer Vaterstadt.

Wir geben die Vorgänge nach einem in der „Kölnischen Volkszeitung" mitgeteilten Bericht belgischer Dominikaner wieder:

„Die belgische Regierung erließ (nach dem Einzug der deutschen Truppen) eine Bekanntmachung, die zur Ruhe aufforderte und besonders vor dem Schießen warnte, da sonst schwere Strafen verhängt würden. Die Geistlichen wurden angewiesen, die Kundmachung am Sonntag, dem 23., zu verkündigen und dem Volke einzuschärfen. Von dem deutschen Militär waren Geiseln festgenommen worden, die, da alles ruhig blieb, am 24. abends wieder freigelassen wurden. Am Dienstag, dem 25., morgens wurde noch einmal in allen Kirchen zur Ruhe und Besonnenheit ermahnt.

Am Nachmittag dieses Tagen kamen um 5 Uhr neue deutsche Truppen an, die, wie auch die vorhergehenden, die mittlerweile Löwen wieder verlassen hatten, in der Stadt einquartiert wurden. Bald darauf verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, Engländer und Franzosen seien von zwei Seiten im Anzug. Man hörte um diese Zeit Kanonendonner und Gewehrfeuer. Alsbald wurden schon aus den Häusern vereinzelte Schüsse auf die Soldaten abgegeben, was zur Folge hatte, daß um 7 Uhr 30 Minuten abends die Soldaten unter die Waffen gerufen wurden. Da begannen die Bürger in größerer Zahl aus den Häusern auf die Deutschen zu schießen. Die Truppen antworteten mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Der Kampf dauerte die ganze Nacht hindurch. Schon gingen Häuser in Flammen auf, besonders in der Bahnhofstraße. Die große Peterskirche, in der man Waffen gefunden hatte, wurde zusammengeschossen. Jeder, der sich am Fenster zeigte, wurde beschossen.

Die Geiseln wurden von neuem eingezogen und aufs Rathaus verbracht. Darunter befanden sich der Vizerektor der Universität, Coenraets, der Subprior der Dominikaner und noch zwei Priester. Vom Rathaus wurden diese Geiseln unter militärischer Begleitung durch die Straßen geführt, damit sie an den Straßenecken die Bewohnerschaft in Französisch und Flämisch zur Ruhe mahnten. Das dauerte bis 4 Uhr nachts. Gleichwohl wurde während dieser Zeit aus den Häusern geschossen. Die Soldaten erwiderten das Feuer und die Brände mehrten sich.



Husaren bringen zwei Franktireure ein.

Am Mittwoch mittag wurden die Geiseln von neuem durch die Straßen geführt, und sie verkündeten in beiden Sprachen, daß sie selbst erschossen würden, wenn der Widerstand nicht eingestellt werde. Es nützt nichts; selbst während dieses Rundganges wurde das Feuern nicht eingestellt; man schoß sogar auf die Soldaten, die die Geiseln begleiteten, ebenso auf den Arzt. Die ganze Nacht auf Donnerstag setzten sich diese Schändlichkeiten fort. Besonders auf dem Boulevard gingen nun immer mehr Häuser in Flammen auf.

Am Donnerstag, 27. August, um $^1/_2$9 Uhr vormittags kommt ein deutscher Offizier in Begleitung einiger Soldaten in das Kloster und fordert einige Patres auf, überall zu verkünden, daß die Stadt nun bombardiert werden würde. Es wurde den Bewohnern geraten, alles stehen und liegen zu lassen und sich nach dem Bahnhof zu begeben. Kurz darauf begann das Bom-

bardement der Stadt. Um 9 Uhr waren die Patres am Bahnhof. Man hatte die Verwundeten, belgische und deutsche, die sie im Kloster, wo sich eine Station vom Roten Kreuz befand, verpflegt hatten, dorthin gebracht und in den Wartesaal gebettet. Die Patres bekamen die Erlaubnis, um 2 Uhr abzufahren, und zwar einen Zug mit Gefangenen zu benutzen. Bis Lüttich brauchten sie 14 Stunden, bis Köln weitere 10 Stunden. Bei ihrer Abfahrt brannten die „Hallen“, die Gebäude der katholischen Universität und die Bibliothek ....

Die feindliche Presse des Auslands verbreitete bald hernach die erlogensten Schauermären, wonach die Deutschen schlimmer als die Hunnen in der armen wehrlosen Stadt gehaust hätten und ganz Löwen einem rauchenden Trümmerhaufen gliche. Der Wahrheit auch hier die Ehre!

Der Sonderberichterstatter der „Kölnischen Volkszeitung“, der Löwen sofort nach der Beschießung in Augenschein nehmen konnte, stellte fest, daß die Deutschen nur in Notwehr gehandelt hatten und nur ein kleiner Teil der Stadt zusammengeschossen sei. Seine Ausführungen bestätigten und ergänzten jene der Dominikaner:

Das deutsche Bataillon, das den Bahnschutz bis einschließlich Löwen übernehmen sollte, traf am 24. August nachmittags in Thienen ein. Der Kommandeur mit Adjutant und Bataillonsarzt fuhr im Kraftwagen in das benachbarte Löwen voraus. Die ersten Schwierigkeiten machte bereits die Verpflegung des Bataillons. Um die Bestände für andere Zeiten zurückzubehalten, ordnete der Bataillonskommandeur am Abend des Eintreffens Beitreibungen an, die jedoch auf erheblichen Widerstand beim Bürgermeister von Löwen stießen. Der Kommandeur ließ ihn sofort holen und so lange bewachen, bis alles im Alarmquartier vorschriftsmäßig abgeliefert worden war.

Bei Beginn des 25. August erfolgte auf dem Bahnhof Löwen die Ausladung der Truppenteile des 9. Reserve-Armeekorps, die durch die Stadt in der Richtung auf Herent-Bucken in Marsch gesetzt wurden.

Schon vom Mittag dieses Tages an hörte man heftigen Kanonendonner aus nordwestlicher Richtung. Wie es hieß, waren unsere Truppen mit feindlichen Kräften, die einen Ausfall aus Antwerpen machten, in der Gegend von Bucken zusammengestoßen. Alles was noch an Militär in Löwen war, bekam nunmehr Marschbefehl, auch eine Landsturmkompagnie wurde gegen Abend alarmiert und an den nordwestlichen Ausgang der Stadt vorgeschickt. Sie kam indes dort nicht zur Verwendung und rückte nach sieben Uhr abends wieder zum Platz vor dem Bahnhof zurück, wo inzwischen die Bagage des Bataillons aufgefahren war.

Die Kompagnie war gerade kurz vor acht Uhr dort eingetroffen, als in der Nähe des Bahnhofsplatzes eine blaue Rakete hochging. In diesem Augenblick wurde plötzlich aus all den Häusern, welche den Bahnhofsplatz umgaben, von den Fenstern, Dachluken und Kellerfenstern her ein wütendes Feuer auf das Bataillon gerichtet. Mit großer Ruhe ordneten die Kompagnieführer die Feuerleitung auf die zum Glück schlecht schießenden Feinde an, und es gelang in diesem Kampfe, an dem sämtliche Offiziere persönlich mit Gewehr teilnahmen, den Versuch der Gegner, sich in den Besitz des Bahnhofs zu setzen, zurückzuweisen.

Der Kampf dauerte mit geringen Unterbrechungen die ganze Nacht. Tags darauf, 26. August, aber brach das Strafgericht über die Stadt herein.



Deutsche „Feldwurstfabrik" in Gent.

Durch starke Patrouillen wurden die Häuser auch in weiter Entfernung des Bahnhofs abgesucht und die Insassen dorthin abgeführt. Ein sofort eingesetztes Feldgericht sprach kurz sein Urteil. Gegen hundert Gefangene, deren Schuld erwiesen war, wurden am Denkmal vor dem Bahnhof erschossen. Gleichzeitig wurden die Alleen, welche die Stadt in der Nähe des Bahnhofs umgeben, abgesucht und die noch in den Bäumen versteckt sitzenden Franktireure heruntergeschossen.

Ein vom Kommandanten erbetener Zug Artillerie beschoß darauf diejenigen Häuser, aus welchen auf unsere Truppen gefeuert worden war. Den Bemühungen des Bataillonskommandeurs, des Etappenkommandanten von Löwen, sowie des Bataillonsarztes ist es zu verdanken, daß alle die berühmten Kulturwerke, wie Rathaus, Peterskirche, Klöster und Denkmäler der

Stadt erhalten geblieben sind. Ebenso gelang es den Mitgliedern der dort ansässigen Orden, sich unter dem besonderen Schutze des Bataillonarztes in Sicherheit zu bringen.

Trotz der brennenden Häuser beunruhigten die Aufständischen noch einige Nächte hindurch durch ihr Feuer die inzwischen verstärkte Besatzung des Bahnhofs, ohne jedoch irgendwelchen Schaden anzurichten.

Im übrigen ließ sich das leichtlebige Völkchen der Belgier nicht niederdrücken. Ganze Scharen strömten aus Brüssel nach Löwen, um sich die Folgen des Strafgerichts anzusehen, und ergötzten sich dabei wie in einem Zirkus. Ein holländischer Journalist berichtet über Löwen, es wäre keine tote Stadt mehr. Es war wirklich fröhlich und gemütlich darin, mitten in dem Elend der ausgebrannten Häuserviertel. Denn die Brüsseler waren erschienen, auf Fahrrädern, in offenen Kutschen und Jagdwägelchen, auch zu Fuß; und in dichten Gruppen wanderten sie daher, ein Butterbrot und eine Flasche oder sonst was in der Hand, und auf den Schutthaufen von Löwen wurde ein heiteres Picknick veranstaltet. Auf dem ganzen Weg zwischen Tervueren, der Brüsseler Vorstadt, und Löwen merkte man nichts vom Krieg. Jedermann scherzte und unterhielt sich, als ob Festtag sei. Zwanzig Franken wurden für einen Wagen geboten. Ja, man überbot sich; zwanzig, dreißig Franken, und wer am meisten zahlte, der durfte im eleganten Gummiradler nach Löwen zum Picknick. War das nicht unterhaltsam? Endlich einmal eine Abwechslung in dem ewigen Einerlei! Nur die Deutschen schauten erstaunt und ernst drein. Bei ihnen daheim gab es keine Freischärler und patriotische Meuchelmörder, dafür lachte aber auch niemand, denn das Vaterland blutete . . .

Leider glaubten nicht nur in Löwen, sondern auch in andern Orten organisierte und nichtorganisierte Mordbuben unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe ahnungslose deutsche Soldaten überfallen und plündern zu dürfen. Die Strafe folgte allerdings fast immer gleich auf dem Fuße.

So wurde die zwischen Lüttich und Namur gelegene Stadt Andenne gleichfalls stark mitgenommen. Die deutschen Truppen hatten hier mehrere Tage friedlich gelagert und wollten gerade mit ihren letzten Munitions- und Proviantkolonnen die Maasbrücke daselbst passieren, als sie von allen Seiten heimtückisch aus den Häusern der Stadt beschossen wurden. Die ganze Division machte alsbald kehrt. Und in dem sich nun entspinnenden furchtbaren Straßenkampf ging ein großer Teil der Stadt zugrunde. Das war am 20. August.

Drei Tage später ging es in Dinant, einer Sommerfrische der vornehmen Welt von Brüssel und Paris, ähnlich zu. Als unsere Truppen, nach

einem heftigen Höhengefecht der Franzosen, die Stadt erreicht hatten, schlossen sich einem deutschen Bericht zufolge die Bürger Dinants dem Kampfe an. Die Bürgerwehr in toller Vermessenheit stellte sich bereits der deutschen Vorhut entgegen und schoß in die blinkenden Reihen. Aus allen Häusern unterstützten die Einwohner dieses törichte Feuer. So mußten sich unsere Truppen den Weg bahnen. Von den jenseitigen Bergen und Hügeln sprühten



Requirierter „Hammelbraten".

die Geschütze ihr verheerendes Feuer. Aus Gassen und winkligen Wegen zischten die Freikugeln der Bürger Dinants. Die Häuser stürzten, getroffen von den Granaten, krachend zusammen. Zugleich zischten die deutschen Bomben über die Stadt und schlugen auf dem linken Maasufer alles kurz und klein. Flammen züngelten empor. Überführte Freischärler wurden in Reihen an die Wand gestellt und mit pfeifender Kugel gerichtet. Die Kirche brannte. Mit dröhnendem Krachen stürzten die drei Glocken aus ihrer Höhe, im Sturze noch klingend. Und über all dem Schrecken und Kampf brüllten von den

Bergen die Kanonen das Lied der Schlachten. Als der Abend sich senkte, räumten die Franzosen ihre Stellung am linken Ufer und zogen sich in eilender Flucht westwärts zurück. Nach einem letzten Versuch der Franktireure und der mit ihnen verbündeten, in der Stadt zurückgebliebenen Franzosen, der natürlich gleichfalls keinen Erfolg hatte, kehrte auch in Dinant die Ruhe ein.

Der Franktireurkrieg wurde von den belgischen Behörden, die sich viel von ihm versprochen, gegen alles Völkerrecht nicht bloß geduldet, sondern vielmehr planmäßig unterstützt. Ein Kriegsberichterstatter sah mit eigenen Augen, wie man den Bürgermeister von Clermont einbrachte, wo die Weiber wie Bestien nachts über schlafende Verwundete hergefallen waren und diese geradezu viehisch gemartert hatten. Belgier erzählten, daß der Bürgermeister, trotz dem dringendsten Abraten des Ortspfarrers, die Bevölkerung zum Über-fall auf die deutschen Soldaten aufgefordert und mit Waffen versehen habe.

Man kann sich über alles das nicht weiter wundern, gingen doch sogar in Brüssel, das sich verhältnismäßig ruhig verhielt, hektographierte Zettel von Hand zu Hand. Diese fliegenden Blätter, mit den tollsten Anschuldigungen und phantasievollsten Hoffnungen ausgeschmückt, wurden dort im Einver-ständnis mit dem Bürgermeister Max verbreitet. War bisher das Erscheinen von Zeitungen in nichtdeutscher Sprache oder ohne gleichzeitige deutsche Über-setzung verboten gewesen, so steuerte man jetzt auch dem Mißbrauch von Fahr-rädern und Kraftwagen. Niemand durfte solche fortan benutzen, da sich herausgestellt hatte, daß ein organisierter Stafettendienst vorhanden war, der die Expedition verbotener Blätter sicherte und selbst Antwerpen mit Nach-richten versah.

Als Ersatz für die Zeitungen verkündeten Maueranschläge die deutschen Siege. Selbstverständlich wurden derartige Meldungen nur mit ungläu-bigem Lächeln aufgenommen. Die Franzosen standen ja vor der Türe, das große englische Expeditionsheer müßte täglich erscheinen, um den deutschen Spuk zum Teufel zu jagen.

Dagegen schenkte man den nach wie vor eingeschmuggelten belgischen, französischen und englischen Blättern, von denen jedes Stück mit einem Franken und noch mehr bezahlt wurde, vollstes Vertrauen. Die Meldungen des Havas- und des Reuterbureaus nahm man mit stillem oder lautem Jubel, je nach der augenblicklichen Situation, auf und verbreitete sie eifrig weiter.

Inzwischen hatte die deutsche Verwaltung, die keine Miene machte, vor den drohenden Gespenstern zu verschwinden, der Stadt Brüssel eine Kriegs-steuer von 45 Millionen Franken auferlegt. Die Stadt Lüttich sollte

10 Millionen, die Provinz Lüttich 50 Millionen erlegen. Das war im Hinblick auf den großen Reichtum dieser Gebiete gewiß nicht viel. Aber die Deutschen wollten ja Belgien nicht wie eine Zitrone auspressen, sondern das



Brotausgabe an die Bevölkerung von Mecheln.

Land betriebsfähig erhalten und ihm nur soviel nehmen, als zur Deckung der eigenen Auslagen jetzt unbedingt nötig war.

Allein auch das wurde von den Unterworfenen verweigert. Bürgermeister Max erklärte, die Brüsseler Gemeindekasse sei nach Antwerpen gebracht worden, nicht einmal die erste Kriegsrate könne mithin bezahlt werden. In=

folgedessen nahm man den Großindustriellen Solvay und Baron Lambert Rothschild, zwei Multimillionäre, als Geiseln in feste Verwahrung.

Gleichzeitig bewilligte die Bank von England die Ausgabe neuer Schuldscheine für Belgien in der Höhe von zehn Millionen Pfund. Und Frankreich gewährte ein Darlehen von einer Viertel Million Franken. Mit Geld waren die Bundesgenossen also etwas freigebiger als mit Mannschaften.

Dem Vorgehen der Deutschen in Brüssel mußte selbst die deutschfeindliche englische Zeitung „Daily News“ Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die 3000 deutschen Soldaten der Besatzung behandelten nach dieser englischen Quelle die Bevölkerung mit aller Menschlichkeit und enthielten sich jeden herausfordernden Benehmens. Die deutschen Offiziere logierten in den großen Gasthöfen, die Soldaten quartierten sich in Kasernen, auf Bahnhöfen und in Eisenbahnschuppen ein. Die großen Vorräte von Konserven, die angekauft wurden, brauchten nur gegen Barzahlung ausgefolgt zu werden, während man für die übrigen Massenankäufe Requisitionsscheine erlegte. Die unentbehrlichsten Lebensmittel erfuhren keine bemerkenswerte Preissteigerung Den Polizeidienst übernahmen belgische Zivilgardisten. Die Stadt nahm allmählich ihr gewöhnliches Aussehen wieder an. Und auch zur Zahlung der Kriegssteuer bequemte man sich.

Von dem verbissenen Fanatismus der amtlich verhetzten Einwohner zeugte jedoch die von der deutschen Presse vermerkte Tatsache, daß trotz der herrschenden Arbeitslosigkeit und Not die heimischen Arbeiter es lange verschmähten, auf das Angebot von Arbeit, das vom Gouvernement öffentlich unter Zusicherung außerordentlich hoher Löhne (7 Franken im Tag) erlassen wurde, einzugehen.

Wenn an manchen Stellen des Landes Not und Elend Platz griffen, so war Belgien selber schuld daran. Der König hatte sein Volk verraten und die Ruhe, das Glück, die Zukunft seines Staates in Eitelkeit und Selbstverblendung an den englischen Vetter verschachert. Albert fühlte sich mehr als Agent des Dreiverbandes, denn als König eines selbständigen Reiches.

Nach sehr glaubwürdigen Mitteilungen der „Frankfurter Zeitung“ wurde der belgische Herrscher von Paris aus für die Pläne Frankreichs und Englands gewonnen. Sein Vertrauter war in diesen Dingen General Jungbluth, sein militärischer Erzieher, Freund und Berater, der zwar von deutscher Abkunft war, aber die Deutschen haßte wie nur irgend jemand. Von englischer Seite trat später Lord Curzon, der frühere Vizekönig von Indien hinzu, auf dessen Besitzungen die belgischen Königskinder bald nach Kriegsausbruch gebracht wurden.

Sowohl in Paris als auch in London hatte König Albert zu verstehen gegeben, daß er die politischen Ansichten seines Onkels Leopold hinsichtlich der Haltung Belgiens gegenüber Frankreich und England nicht teile und daß er sich seine eigene Kolonialpolitik zurecht gelegt habe. Hier nun setzten die französisch-englischen Versprechungen alsbald ein.

Der König der Belgier hatte nicht geringe Mühe, sein Ministerium zu dem „neuen" Programm zu bekehren, das bewußt auf einem Bruch der bisherigen Neutralität aufgebaut war. Das gelang ihm daher auch erst im



Deutsche Briefmarken für Belgien.

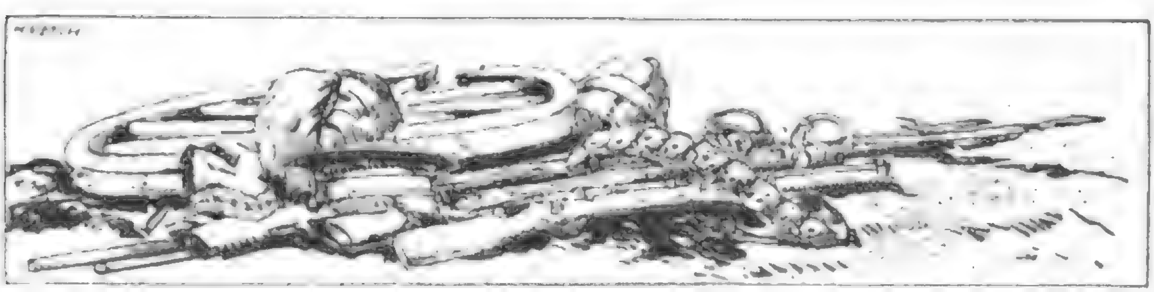
Frühjahr 1914, wo mit Frankreich und England eine Art Militärkonvention geschlossen wurde. Zur gleichen Zeit suchte König Albert als Agent des Dreiverbandes einen Bund der „neutralen" Europastaaten zu gründen, um den Dreibund, oder vielmehr das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn, vollständig zu isolieren.

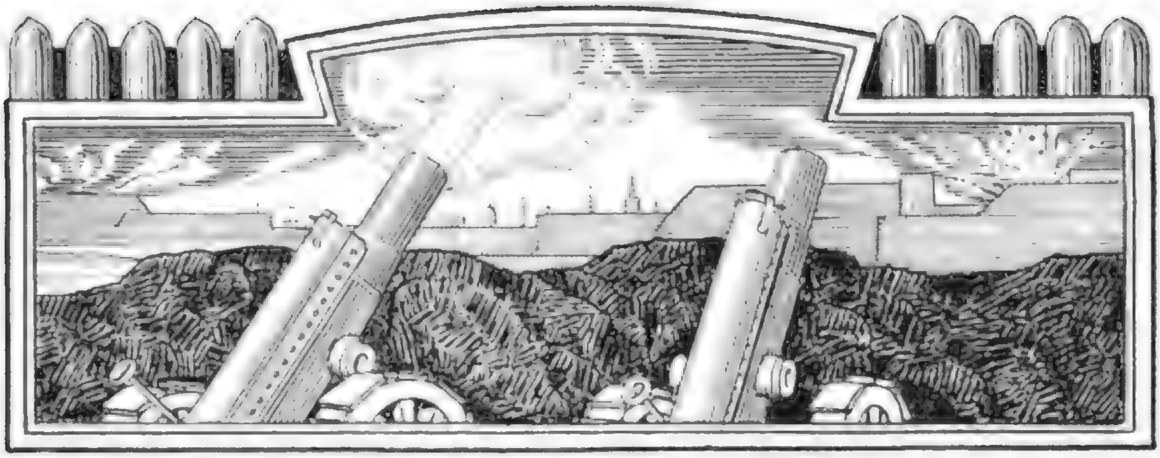
Das kluge Holland wurde zuerst mißtrauisch und roch den Braten, bevor er aufgetischt war, und dieser Umstand ließ den ganzen Plan scheitern.

Als Ende Juli 1914 die politische Lage sich außerordentlich verschärft hatte, schreckte das belgische Ministerium vor der drohenden Verantwortung zurück.

Hinter dem Rücken seiner Regierung sandte infolgedessen König Albert die bereits mit Lord Curzon vereinbarte Depesche an den König von England, mit der Bitte, die „Neutralität“ Belgiens zu schützen!

Aber für alles kam der Zahltag auch in diesem Falle! Bald war Albert König — ohne Land.





14. Kapitel.

Der Fall von Antwerpen.

Es schien zunächst ungewiß, ob sich die Deutschen mit der Besetzung von Süd-Belgien begnügen oder zur Sicherung ihres Hauptzweckes, des Vormarsches in Frankreich und der Bedrohung Englands, in der unmittelbaren Folge sich auch Nord-Belgiens bemächtigen würden. Allmählich ergab sich jedoch die deutliche Absicht der deutschen Heeresleitung, Antwerpen zu Fall zu bringen. Und diese Absicht wurde mit größter Umsicht und Zähigkeit verfolgt.

Blättern wir in der Chronik der nächsten Wochen, so stoßen wir auf wichtige Ereignisse: In der Nacht vom 24. zum 25. August erschien ein Zeppelin-Luftschiff über Antwerpen und warf sieben Bomben, wodurch zehn Personen getötet, fünfundzwanzig verletzt und eine Anzahl Gebäude zerstört wurden. In der Nähe des königlichen Schlosses explodierten Granaten, sie richteten jedoch nur geringen Schaden an.

Am 25. und 26. August unternahmen vier belgische Divisionen einen Angriff gegen die deutsche Verbindung in der Richtung Brüssel. Die zur Abschließung Antwerpens zurückgelassenen Kräfte brachten den Belgiern neue Niederlagen bei und erbeuteten viele Gefangene, sowie Geschütze.

Am 2. September erschien morgens wiederum ein Zeppelin-Luftschiff und eröffnete ein heftiges Bombardement, das großen Schaden stiftete. Es gab viele Tode. 19 Häuser wurden schwer beschädigt. Vergeblich bemühte sich der Feind, es mit Gewehren und Kanonen erfolgreich zu beschießen.

Um diese Zeit steigerte sich die Gefahr für Antwerpen so sehr, daß die Königin der Belgier die Stadt verließ, um ihre Kinder nach London zu

bringen. Die Deutschen beschossen bereits Mecheln, dessen Besatzung sich zurückzog. Das Bombardement auf den uralten Bischofssitz, der vom Feinde hartnäckig behauptet wurde, richtete großen Schaden an. Der König selbst empfing durch ein Granatstück eine leichte Verwundung an der Hand. Er befand sich als Kommandant seiner Truppen sogar im Kugelregen, darauf bedacht, ihren Rückzug ordnungsgemäß zu leiten.



Preußischer Kriegsminister v. Falkenhayn,
wurde mit der Vertretung des erkrankten Generalstabschefs Moltke betraut.

Am 4. September fiel die schwach besetzte Stadt Dendermonde den Deutschen in die Hände. Die Besatzung, Reste des aus Namur entkommenen kleinen Heeres, marschierten in der Richtung auf die Schelde ab, ohne ernstlichen Widerstand zu leisten, in fluchtartiger Hast.

Tags darauf durchstachen die Belgier den Löwenkanal in der Absicht, die ganze Gegend unter Wasser zu setzen.

Am 6. September gingen die Deutschen nordwestlich von Brüssel zwischen Gent und Antwerpen vor, störten jede Verbindung zwischen diesen beiden Städten und nahmen die erste bald hernach ohne Kampf, nachdem ein Gefecht

bei Oordeghem in der Nähe von Wetteren, südöstlich von Gent, für die Belgier unglücklich geendigt hatte.

Die Königin der Belgier kehrte zwar zu ihrem Gemahl zurück und begab sich nach Antwerpen, doch wurde die Lage hier von Tag zu Tag bedrohlicher und man war froh, wenigstens die Königskinder in Sicherheit gebracht zu haben.

Die Deutschen rückten unaufhaltsam vorwärts. Ein siegreiches Bombardement und Gefecht bei Melle ermöglichte weitere Fortschritte. Bereits am 9. September befanden sich sämtliche nach Antwerpen führende Eisenbahnen in deutschem Besitz. Alles Gold der belgischen Nationalbank wurde von Antwerpen nach London gebracht. Englische Hilfe machte sich auch anderweitig bemerkbar. Um ein besseres militärisches Zusammenwirken zu erzielen, traten zwei englische Offiziere dem Generalstab der Belgier zur Seite.

Die immer enger werdende Umklammerung der belgischen Hafenstadt wies mit fast mathematischer Sicherheit darauf hin, daß sie verloren war. Gleichwohl unternahmen am 11. September drei Divisionen einen heftigen Ausfall, wurden jedoch nach dreitägigen Kämpfen entschieden zurückgewiesen.

Der eiserne Ring der Deutschen ließ sich nicht sprengen. Unter fortgesetzten Gefechten bei Mecheln und Aloſt rückte auch ihre Hauptmacht immer näher heran.

Am 28. September wurden die 42-Zentimeter-Geschütze und österreichischen Motorbatterien in Aktion gesetzt. Ein Teil der Forts von Antwerpen stand nun unter Feuer, nachdem ein weiterer Vorstoß belgischer Truppen gegen die Einschließungslinie unter großen Verlusten für diese abgewehrt wurde.

Und am 30. September konnte die deutsche Heeresleitung melden, daß zwei der unter Feuer genommenen Forts zerstört seien. In den folgenden Tagen fielen weitere Forts. Dabei wurden in den Zwischenstellungen zahlreiche Geschütze erbeutet. Die klaffende Lücke in dem äußern Fortgürtel gestattete nicht bloß ein flankierendes Beschießen der rechts und links derselben liegenden Festungswerke, sondern auch ein unmittelbares Vorgehen gegen die Forts zweiter Linie.

Zwischen dem 4. und 5. Oktober wurden die wichtigen Stützpunkte Ressel und Broechen zum Schweigen gebracht, sowie die Eisenbahnlinie Mecheln—Antwerpen vollständig genommen. Auch kam die Stadt Lier in deutschen Besitz. Der Angriff überschritt den Netheabschnitt und näherte sich dem innern Fortsgürtel. Eine englische Brigade wurde auf Antwerpen selbst zurückgeworfen.

Am 7. Oktober waren vier schwere Batterien, 52 Feldgeschütze und viele Maschinengewehre, auch englische, in freiem Felde erbeutet.

Zwei Tage später meldete der Draht: Mehrere Forts der inneren Befestigungslinie von Antwerpen seien gefallen und die Stadt befinde sich seit Nachmittag in deutschen Händen. Der belgische Kommandant hatte mit seiner Besatzung den Festungsbereich verlassen. Nur einige Forts blieben noch vom Feinde besetzt. Nach mehreren Stunden konnte man auch auf diesen die deutsche Flagge hissen.

Betrachten wir nun die Einzelheiten und vor allem die Bedeutung der Städte Mecheln, Gent und Antwerpen, die hiemit getreu ihrer Vergangenheit wieder ans Deutsche Reich fielen.



Oberst Albert Langer,
Kommandant der österreichischen
Motormörser-Batterie.

Mecheln (französisch Malines), gehört zur belgischen Provinz Antwerpen und zählt über 60 000 Einwohner. Die altehrwürdige Kathedrale stammt aus dem zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert und stellt ein Meisterwerk mittelalterlicher Baukunst dar. Das Stadthaus, die Johannis- und Liebfrauenkirche reihen sich ihm würdig an. Aber nicht bloß dem kunstsinnigen Auge bietet die Stadt Sehenswürdigkeiten aller Art, auch die Industrie blüht hier wie allenthalben in Belgien. Große Eisenbahnwerkstätten, reiche Spitzen-, Hut- und Wollwaren- und Teppichfabriken zeugen von dem glänzenden Erwerbsleben Mechelns, das zugleich Sitz des kirchlichen Primas von Belgien ist. 1914 residierte Kardinal Mercier hier.

Gent (französisch Gand), die Hauptstadt der belgischen Provinz Ostflandern, am Einfluß der Lys in die Schelde, durch Kanäle in etwa 40 Inseln geteilt, hat mit seinen drei Vorstädten weit über 210 000 Einwohner, eine seit 1816 bestehende Universität und zahlreiche Kunstschätze.

1576 fand hier die Genter Pazifikation zwischen Holland und Seeland einerseits und den südlichen Provinzen der Niederlande anderseits gegen Spanien statt. 1814 kam es in Gent zum Friedensschluß zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Doch es spielte auch sonst eine große Rolle in der Geschichte.

Auf dem heute noch bestehenden berühmten „Freitagsmarkt“ mußte jeder zur Regierung gelangte Graf von Flandern schwören, daß er die Vorrechte



Generalleutnant De Guise,
Kommandant von Antwerpen.

von Gent immer wahren würde. Hier strömten die mächtigen Zünftler zusammen, wenn die Glocken des Belfrieds sie aufriefen zu friedlicher Beratung oder zu stürmischem Kriegsbeschluß.

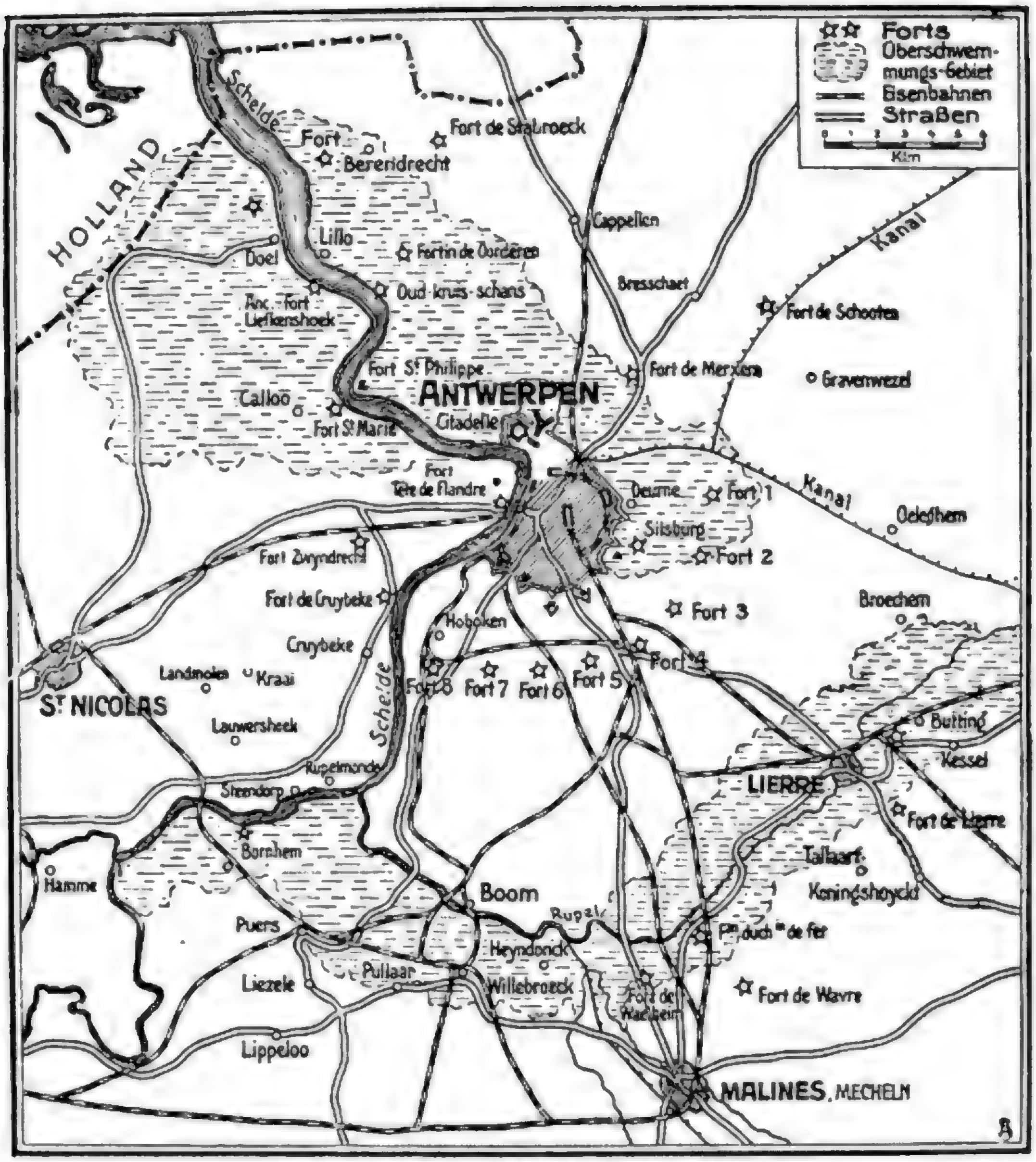
Die Aufstände, die besonders am Ausgang des Mittelalters ebenso wie in Löwen und andern belgischen Gemeinwesen überaus häufig, nahmen vom „Freitagsmarkt“ ihren Ausgang. Vor allem war es ein Volksheld des vierzehnten Jahrhunderts, Jakob van Artevelde, der durch seine glühende Beredsamkeit die Massen fortriß und dem Grafen von Flandern manche böse Stunde bereitete. Obgleich selbst aus altadeligem Geschlecht, war Jakob van Artevelde, wie wir einer lebensvollen Schilderung entnehmen, schlichter Volkstribun und Führer der Weberpartei, der seinen gewaltigen politischen

Einfluß meist, wenn auch nicht immer, zum Segen seiner Vaterstadt benutzte. Als „Hauptmann von Gent“ mit diktatorischer Gewalt ausgestattet, brachte er das schwierige Werk zustande, die aufeinander so eifersüchtigen flandrischen Städte Gent, Brügge und Ypern zu einem gemeinsamen Bündnis gegen den französisch gesinnten Grafen Ludwig von Crecy zusammenzufassen. Er trat mit aller Tatkraft für ein freundliches Einvernehmen mit England ein und schloß mit Eduard III. wichtige Handels- und Kriegsverträge ab, die vorzüglich darauf abzielten, den Genter Webern während des französisch-englischen Krieges die Zufuhr der englischen Wolle zu sichern. Als der Papst Flandern in Acht und Bann sprach, da verbrannte der kühne Demagoge 1340 die päpstliche Bulle auf dem Freitagsmarkt in öffentlicher Versammlung. Schon damals also äußerte sich der traditionelle Radikalismus der Genter.

1345 kam es an dem sogenannten „schrecklichen Montag“ auf dem gleichen Platz zu einem blutigen Zusammenstoß der Weber- und Walkerzünfte. Mit so erbitterter Wut drangen die feindlichen Bürger aufeinander ein, daß selbst das Eingreifen des Klerus, der das heilige Sakrament auf den Kampfplatz bringen ließ, keinen Frieden stiften konnte. Als der furchtbare Bruderstreit zu Ende war, da bedeckten über 500 Leichen den Markt, darunter die Jakobs van Artevelde. Heute sieht man hier sein Denkmal, ein würdiges Bronzestandbild.

Nicht minder altehrwürdig mutet einen die alte Zwingburg der Grafen von Flandern „s' Gravensteen“ an. Die ältesten Teile dieser Burg stammen aus dem neunten Jahrhundert. Das gotische Rathaus, die prachtvolle St. Bavokirche mit Gemälden altflandrischer Meister wie Hubert van Eyck und der große Beginenhof verdienen gleichfalls hervorgehoben zu werden. Der Beginenhof bildet eine Stadt für sich. Es wohnen 700 Nonnen darin, die das Gelübde eines klösterlichen Lebens mit eifrigster Übung der Barmherzigkeit abgelegt haben und die sich durch Näharbeit ihren Unterhalt verdienen. Man kann sich kaum etwas malerischeres denken, als diese eigenartige Klosterstadt, deren zweistöckige Backsteinhäuser alle in gotischem Stil, aber sämtlich verschieden, erbaut sind.

Auf dem Freitagsmarkt, der in Friedenszeiten einem Blumengarten gleicht, macht sich ein wunderliches Gemisch von Altem und Neuem bemerkbar. Und kaum anderswo als in Gent oder einer andern belgischen Stadt kann man mitten im rauschenden Trubel der industriellen Gegenwart immer wieder greifbar lebendig an die Romantik der Vergangenheit gemahnt werden. Diese Kontrastwirkung ist vielleicht noch größer als in Nürnberg und Prag, die manche Verwandtschaft mit jenen berühmten Hochburgen der Kultur und Industrie aufweisen.



Zu den Operationen um Antwerpen.

Antwerpen (französisch Anvers), die Krone der belgischen Städte neben Brüssel, bedeutet dem Namen nach soviel wie „An der Werft“. Vor Ausbruch des Krieges wohnten in ihr weit über 400 000 Einwohner, meist Vlamen, dann aber auch Wallonen und Angehörige fremder Staaten, besonders Deutsche, Kaufleute und Hafenarbeiter, die an diesem größten Weltverkehrshafen reichlich zu gewinnen und zu schaffen hatten. Werden doch hier alljährlich gegen 15 Millionen Tonnen Waren verladen.

Antwerpen beherbergte bereits im 16. Jahrhundert über 200 000 Einwohner, aber die häufigen Belagerungen, so 1576 und 1585 durch die Spanier, 1746 durch die Franzosen, 1814 durch die Engländer, schadeten der Entwicklung dieses blühenden Gemeinwesens, dessen erste Spuren bis ins 7. Jahrhundert zurückreichen. Ebenso war ihr auch die Abtretung der Scheldemündungen an die Niederlande (1648) sehr abträglich. Erst 1792, als Antwerpen durch die französische Republik erobert wurde, erfolgte die Freigabe jenes wichtigen Handels- und Verkehrswegs.

Das Aussehen der heutigen Stadt, den Eindruck, den man beim ersten Besuch empfängt, schildert der bekannte Reiseschriftsteller Karl Scheffler in lebhaften Farben. Am überraschendsten wirkt sie einem, wenn man nach längerem Aufenthalt in Holland hieher kommt. Denn es kann keinen stärkeren Unterschied geben als den z. B. zwischen Antwerpen und Rotterdam oder gar Amsterdam. Die holländischen Städte sind, so sehr sie auch Großstadtcharakter haben, streng nationale Gebilde, sie erscheinen in all ihrer lärmenden Belebtheit wie Stücke eines modern gewordenen Mittelalters, sie sind in jedem Zug spezifisch holländisch. Bei der Einfahrt in Antwerpen aber spürt man, trotz der Nähe der holländischen Grenze, gleich einen ganz andern Zug. Man sieht auf dem Weg zum Hauptbahnhof durch die Vorstädte schon eine international anmutende Architektur großstädtischer Proletarierviertel ohne besondere nationale Kennzeichen; man wittert gleich eine europäische Großstadt, in der sich eine bodenständige Kultur nur noch in gewissen Schattierungen zum Durchbruch verhilft.

Man fährt in einen gewaltigen modernen Bahnhof ein, dessen Architektur von großartiger Kühnheit zeugt. Aber im grellen Tageslicht nimmt er sich dem Zeitgeschmack entsprechend protzig aus. Nur im Zwielicht der Dämmerung, wenn seine Umrisse verschwimmen, macht dieses aufdringlich Prahlende einer zurückhaltenden wahren Größe Platz.

Vom Bahnhof selbst führt die übliche Prachtstraße in die innere Stadt hinein. Der französische Großstadttypus, durchaus international gehalten, gibt den Ton an. Kaffeehaus reiht sich an Kaffeehaus, genau wie auf den Boulevards von Paris. Es herrscht dort eine unbeschreibliche Lebendigkeit.



Blick auf die Altstadt Antwerpens und die Schelde vom Turm der Kathedrale.

Die Stühle und Tische sind bis weit auf den Gehsteig hinausgestellt. Die Lichtreklamen der Kinos gleißen und die Zeitungsverkäufer kreischen genau so wie in der Weltstadt an der Seine.

Je weiter man dann in die innere Stadt kommt, desto deutlicher wird es, daß man sich in einem der belebtesten und stattlichsten Mittelpunkte des europäischen Festlands befindet, daß der ursprüngliche Stadtcharakter aber mehr und mehr dahinschwindet. Niederländisch sind in Antwerpen eigentlich nur



Der von den Deutschen zur Entgleisung gebrachte führerlose belgische „Vernichtungszug".

die hier und da noch auftretenden schmalen dreifensterigen Stadthäuser. Selbst die Altstadt ist von der holländischer Städte sehr verschieden.

So etwas wie das Antwerpener Marktbild gibt es in ganz Holland nicht: das im 16. Jahrhundert in strengem Renaissancestil erbaute Rathaus und ringsumher die etwa aus derselben Zeit stammenden Zunfthäuser, die aber in jüngster Vergangenheit stark restauriert oder gar durch nachahmende Neubauten ersetzt wurden.

In Holland ist das alles viel weniger anspruchsvoll, es ist naiver und kleinbürgerlicher. Der Markt von Antwerpen weist deutlich schon hinüber zu dem prächtigeren Schaustück, dem Markt in Brüssel. Um so mehr, als die in-



Hühnerbraten im Schutz der Strohmiete auf der Feldwache vor Antwerpen.

mitten des Platzes dem nackten Pflaster unmittelbar entwachsene moderne Brunnengruppe in ihrer architektonischen Virtuosität ganz im Stil der Brüsseler Boulevardplastik gehalten ist.

Über Antwerpen und die bildende Kunst ließen sich noch immer dicke Bücher schreiben. Hier wurde ja Rubens geboren. Und dieser Name allein bedeutet ein ganzes Programm. Im Haus Nr. 4 am Markt kam der größte Schüler von Rubens, van Dyck, zur Welt. Quintan Messys, Teniers und andere lebten hier und schufen Meisterwerke der Malerei. Und noch moderne Künstler wie Makart empfingen von dieser Stadt gewaltige Anregungen für ihr Schaffen, vergegenwärtigen wir uns nur Makarts glutvolles Gemälde: Karls V. Einzug in Antwerpen.

In der Kathedrale, dem vielleicht schönsten gotischen Bauwerk Belgiens, sieht es wie in einem Museum aus. An den Wänden hängen Bilder von Ruben, van Dyck usw. Und hoch zum Himmel empor in beinah beängstigender Schlankheit steigt der phantastisch bekrönte Turm dieses Unserer Lieben Frau geweihten Gotteshauses. Der Chor wurde 1387 begonnen und 1411 beendet. Aber erst im 16. Jahrhundert kam es zum Abschluß der Kathedrale selbst.

Das Rathaus, mit italienisch-französischen Bauten dieser Art deutlich verwandt, wurde 1718 durch einen Blitzschlag teilweise zerstört. Aber heute noch lassen verschiedene alte Reste auf die Majestät des ursprünglichen Prunkbaus schließen.

Die spätgotische St.-Jakobs-Kirche mit Rubens' Grab enthält ein Gemälde des Künstlers, das ihn mit allen seinen Lieben als Heiligenfamilie darstellt. Im Ritter Georg erblickten wir ihn selbst.

Das Museum Plantin Moretus, das Haus und die Werkstatt eines der berühmtesten Buchdrucker aller Zeiten, umfaßt eine Unmenge Kostbarkeiten menschlicher Kultur, Porträts, Inkunabeln, Erstdrucke aus der Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts.

Der Grundstock der Bevölkerung wird von der flämischen Bevölkerung gebildet. Französisch ist eigentlich bloß die reiche dünne Oberschicht der einheimischen Antwerpener. Daher betrachtete die flämische Bewegung die Stadt stets als eine ihrer wichtigsten Stützpunkte, auch in kultureller Hinsicht. Bekannt ist ihr großes flämisches Theater daselbst.

Wo jetzt die Kroonenburgstraat läuft, stand einst das alte Schloß Kronenburg, die Grenze des Deutschen Reiches! . . .

Antwerpen als Welthafen verdankt seine heutige Stellung zum großen Teil der mächtig aufgeblühten deutschen Großindustrie, die hier zahlreiche Niederlagen besitzt. Seine beiden ältesten Docks stammen noch aus der Zeit Napoleons I. Das Bassin du Kattendyk, 500 Meter lang und 140 Meter breit, wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts angelegt. Sämtliche Docks sind von riesigen Lagerhäusern umgeben. Die von 1877 bis 1901 entstandenen Kais, deren Länge über 5 Kilometer erreichen, dienen der Erleichterung des Verkehrs.



Verwundete deutsche Soldaten werden von Klosterschwestern in Maastricht verpflegt.

Der südliche Teil des Hafens ist der Flußschiffahrt vorbehalten. Eine Unmenge von flachen Prahmen und Fischerbooten, zahllose Schiffer und Fischhändler und -händlerinnen verleihen dieser Gegend ein ganz eigenartiges Gepräge.

Erwähnung verdient noch die uralte Einrichtung der „Nationen“. Die Lastträger und Rollwagenkutscher gehören dieser Gemeinschaft an. Es gibt etwa 50 Nationen mit rund 30 Mitgliedern. Diese Dreißig bilden den Ausschuß der Arbeiterschaft, die Vorarbeiter, eigentlich Aufseher der übrigen. Diese Nationen haben in ihrem ganzen Wesen die Überlieferung der alten

Gilden fortgesetzt. Ihre Satzungen sind außerordentlich streng. Das Geschäftsgeheimnis wird auf das sorgfältigste bewahrt. Jahresabschlüsse über den Geschäftsausgang werden nie ausgegeben. Wer etwas von diesen Geheimnissen verrät, wird unnachsichtig zur Rechenschaft gezogen. Alle Streitigkeiten müssen vor das Sondergericht der „Nation" gebracht werden. Wer dieser Bestimmung zuwiderhandelt, hat eine große Geldbuße zu erlegen. Jeden Morgen versammeln sich die Vorarbeiter in dem Haus ihrer „Nation", wo die Arbeit für den Tag ausgegeben wird. An jedem Monatsschluß erfolgt die Verteilung des Gewinns. Die Rollwagen dieser Vereinigung haben eine ganz sonderbare Gestalt, nämlich sehr kleine Vorderräder und ungewöhnlich hohe Hinterräder. Überaus kräftige Landpferde, unsern Pinzgauern ähnlich, besorgen das Fahren. Besonders schweres Frachtgut wird durch einen Riesenkran am Bassin du Kattendyk verladen, und auf diese Weise können Lasten bis zu 120 Tonnen gehoben werden.

Ebenso wichtig wie der Hafen für den Frieden schien die Festung für den Krieg zu sein. Allein es erwies sich, daß man sich in dieser Hinsicht geirrt hatte. Den deutschen und österreichischen Geschützen widerstanden selbst die massivsten Panzertürme nicht.

Über die Festung Antwerpen verbreitet sich die „Neue Zürcher Zeitung klar und bündig. Zum letztenmal wurde dieser Platz 1814 von den Engländern belagert. Überhaupt hatte er in seiner Geschichte immer am meisten unter den Franzosen und Engländern zu leiden, die von seinem allbekannten Reichtum angelockt wurden. Aus diesem Grunde wurde die Stadt schon in der frühesten Zeit stark befestigt. Bei dem zunehmenden Wachstum wurden die Befestigungswerke wiederholt umgestaltet und erweitert. Am 8. September 1859 wurde es zu einer großen Lagerfestung als „Operationsbasis und Zufluchtsstätte" der belgischen Armee unter Benutzung ausgedehnten Überschwemmungsgebietes ausgebaut. Dies geschah nach dem Plane und unter der Oberleitung von General Brialmont. Die Umwallung war viereckig und lehnte sich mit zwei starken Zitadellen an die Schelde. Zwischen der Stadt und den acht, auf 2,5 bis 4 Kilometer vorgeschobenen Forts wurde ein verschanztes Lager errichtet. Kaum waren diese Befestigungen fertiggestellt, so wurde der Fortsgürtel noch weiter ausgedehnt, so daß folgende Festungslinien entstanden:

1. Die Stadtbefestigung: Die Umwallung (in der neuesten Zeit geschleift) mit der ehemaligen Nordzitadelle und zwölf Angriffsfronten. Dazu kommen noch das Fort de Deurne, die Lünetten Deurne und Hoboken, Tête de Flandre und die Forts Burght und Isabelle.

2. Die Fortslinie: Die Forts Merxem Cruibeke, Zwyndrecht, Verteidigungsdeich mit Lünette Melsele, Fort Schooten und daran anschließend die Forts 1—8, die in einem Abstand von drei Kilometer voneinander entfernt liegen. Alle diese Forts sind vom Zentrum der Stadt in einem Halbbogen etwa 5—6 Kilometer vorgeschoben.



Phot. Leipziger Presse-Bureau.

Einsames Grab eines deutschen Dragoners.

3. Die Befestigungen an der untern Schelde: Die Forts St. Marie, St. Philippe, La Perle, Lillo, Lieffenshock und die neuen Forts Oosderen und Berendrecht, die in einem Umkreise von bis 20 Kilometer liegen.

4. Die vorgeschobene Linie zur Sicherung des Uferwechsels an der Rupelmündung und der Nehteübergänge. Die Forts Lier und Waelhem, Redoute Duffel und das Fort Rupelmonde.

Vor fünf der zwölf Angriffsfronten der Umwallung kann das ganze Vorgelände überschwemmt werden, so daß diese sturmfrei sind. Die andern sieben wurden vor nicht langer Zeit durch eine neue Fortslinie, die bis 26 Kilometer vorgelagert ist, gedeckt.

Die 5. Befestigung besteht aus achtzehn größeren und kleineren Forts rechts der Schelde. Davon dienen drei starke Forts zum Schutze der Rupel und der beiden Nethen, vier andere und ein verteidigungsfähiger Damm zur Deckung des linken Scheldeufers und zwei kleinere Forts stromabwärts. Von diesen haben zwei Forts unterseeische Batterien und andere besitzen Panzertürme. So hat nun die vorderste Verteidigungslinie einen Umfang von etwa 100 Kilometer erhalten. Die neuesten Forts waren teilweise noch nicht ganz fertiggestellt. So befanden sich z. B. die großen Befestigungskanonen, die schon längst gemacht und auch bezahlt waren, durch das eigene Säumen der Belgier immer noch in den Kruppschen Fabriken in Deutschland und wurden von der deutschen Regierung bei Ausbruch des Krieges selbstverständlich beschlagnahmt. Aber dennoch war Antwerpen eine Festung ersten Ranges, zumal da sie der Stützpunkt Belgiens sein sollte. Zu Friedenszeiten betrug ihre Besatzung 22 000 Mann. Die Kriegsbesatzung wurde zum voraus auf 250 000 Mann bestimmt, allem Anscheine nach aber gegenwärtig noch bedeutend verstärkt.

Die Belgier waren der felsenfesten Überzeugung, daß Antwerpen so stark sei, um einer monatelangen Belagerung stand zu halten, daß Engländer und Franzosen inzwischen zurückdrängen würden und ein Erfolg der Deutschen kaum ernstlich besorgt werden brauche. Und in London bestärkte man sie in diesem Wahn.

Ende August unternahm eine belgische Armee unter persönlicher Führung König Alberts einen Ausfall südlich von Mecheln. Aber ohne Erfolg. Den Deutschen gelang es, den Feind nach Vilvorde zu locken, wo sich ihre Hauptmacht befand, und ihn hier entscheidend zu schlagen. Es war eine richtige Falle, in die König Albert mit den Seinigen geriet. Nahe bei Vilvorde nämlich breitet sich ein dichter Wald aus. Hinter diesem lagerten frische deutsche Truppenmassen, während die Belgier glaubten, ihr Gegner befände sich in unaufhaltsamer Flucht. Alsbald kam es zu einer Umzingelung der äußersten Flanke. Es gab ein regelrechtes Feuer von drei Seiten. Das Gefecht freilich artete rasch in ein allgemeines Schlachten aus. „Rette sich, wer kann!“ wurde die Losung der belgischen Armee. Hunderte sprangen in den Mecheln-Löwen-Kanal und ertranken dabei, die andern fielen auf der Wahlstatt, der Rest wurde gefangen. Nur wenigen glückte die Rückkehr nach Antwerpen. In Kraftwagen jagte der König mit seinem Generalstab dahin zurück.



Einschlagende Granate in eine französische Artilleriestellung. Originalzeichnung von H. Zeillinger.



Unsere Braven beim Ausheben eines Schützengrabens.

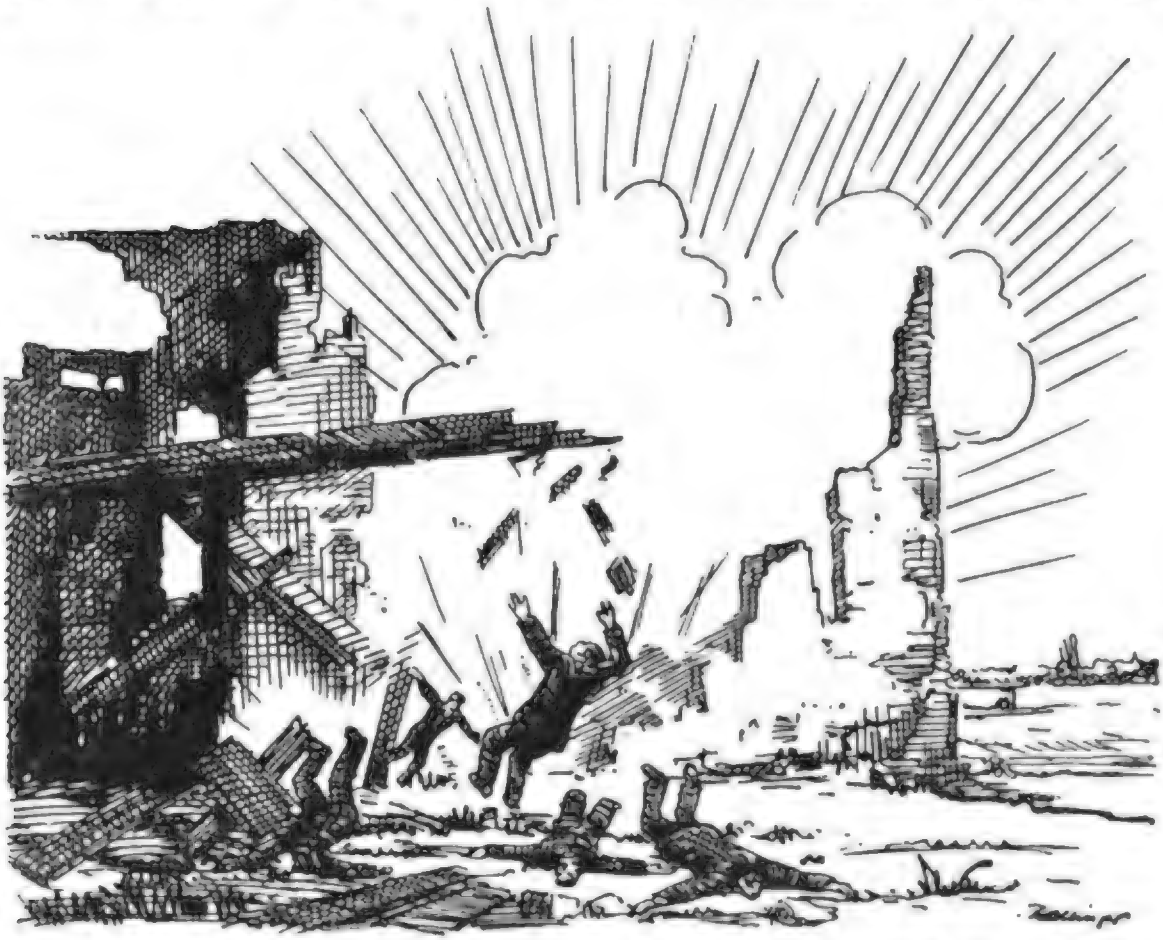
Mecheln selbst lag verödet da. Von den 60 000 Einwohnern waren fast alle, sogar der Erzbischof Kardinal Mercier, geflüchtet. Doch war die Angst vor den deutschen Barbaren überflüssig. Die Bauwerke hatten kaum gelitten, obwohl die Belgier und die Deutschen, von jenen hiezu herausgefordert, nächst Mecheln das heftigste Feuer unterhielten.

Der zweite Ausfall der belgischen Besatzung in Antwerpen erfolgte in den Tagen vom 10. bis 13. September. Die Hauptgefechte spielten sich bei Löwen und Aerschot ab. Zwölf Bataillone einer neugebildeten deutschen Matrosen-Infanterie-Division verrichteten hier Wunder von Heldentaten.

Schon am 10. September, so meldet ein authentischer Bericht, hatten verschiedene kleinere Plänkeleien stattgefunden. Am nächsten Tag, nach den ersten Morgenstunden wurde die Lage ernster. Der Feind drang bis auf etwa zwei Kilometer zum Bahnhof Löwen vor und überschüttete ihn mit Granaten und Schrapnells. Unsere kleine Besatzungstruppe, meist alte Landsturmleute, mußte vor der feindlichen Übermacht, etwa drei Divisionen, langsam zurückgehen. Von der Bahnhofsbesatzung fiel ein Mann. Der König der Belgier befehligte, in einem grauen Feldkraftwagen drei Kilometer von Löwen haltend, den belgischen Angriff. Kaum aufgefahren, überschütteten unsere Haubitzen den Feind derartig, daß dieser nach kurzem Widerstand den Kampf aufgab und der rechte Flügel ins Wanken geriet. Inzwischen war auch schon vor dem Bahnhof Infanterie ausgestiegen, sofort ins Feuer geraten und mit unvergleichlicher Tapferkeit vorgegangen. Der Feind erlitt schwere Verluste. Das Gefechtsfeld, das unsere Artillerie unter Feuer genommen hatte, war mit Toten übersät, während wir kaum Verwundete hatten, ein Beweis, wie schlecht die belgische Artillerie schoß. In eiliger Flucht zogen sich die feindlichen Kräfte zurück und nisteten sich in der Gegend von Aerschot ein.

Am 12. September in der Früh erging der Befehl an unsere Truppen zum entscheidenden Vorgehen. Die deutsche Artillerie griff mächtig auf beiden Flügeln an. Die Erde bebte unter dem unaufhörlichen Kanonendonner. Der Kampf wurde schrecklich, ja grausam, als sich die Nachricht verbreitet hatte, daß in die Erde eingegrabene Freischärler unsere Kanonen nahe herankommen ließen und dann die Bedienungsmannschaften heimtückisch niederzuschießen versuchten. Gegen Mittag war der Feind aus seiner Stellung geworfen und ging, fortwährenden hartnäckigen Widerstand leistend, langsam zurück, obwohl er sich in vierfacher Überzahl befand. In der Nacht zum 13. September, einem Sonntag, und während des Sonntagvormittags wurde der Feind unter unserm Artilleriefeuer über Heyst op den Berg bis in die Nähe von Antwerpen zurückgeschlagen.

Anläßlich dieser Gefechte stellte die deutsche Heeresleitung amtlich fest, daß auch die Belgier Dum=Dum=Geschosse verwendet hatten. Und verschiedene Anzeichen deuteten darauf hin, das belgische Oberkommando sei mit dem Gebrauch dieser völkerrechtlich verpönten Geschosse einverstanden gewesen. Viele feindliche Soldaten trugen Zivilkleider bei sich, offenbar, um sich im gegebenen Augenblick ihrer Uniform entledigen und die Hände hochheben zu



Originalzeichnung von H. Zeillinger.

Einschlagende Granate.

können. Man stellte sich sogar tot und fiel dann über verwundete Deutsche her, sobald sie glaubten, ungestraft ihr gemeines Mörderwerk ausüben zu dürfen ...

In den ersten Septembertagen richtete der Bürgermeister von Antwerpen einen Erlaß an die Behörden, der doch schon mit der Möglichkeit einer Eroberung durch die Deutschen zu rechnen schien. Es hieß darin ausdrücklich: „Wenn jemals in Antwerpen das Ärgste geschehen und unserer

Stadt das Los von Lüttich und Brüssel widerfahren sollte, dann besitzen wir das volle Vertrauen, daß unsere Bevölkerung dieselbe Ruhe und Kaltblütigkeit wie bisher an den Tag legen werde. Damit hat die Obrigkeit eine Garantie, daß unsere Stadt in Sicherheit sei.

Gleichwohl flüchtete alles, was nur konnte, so rasch als möglich nach England. Einige Unternehmungen benutzten die Gelegenheit, um die Angstmeier gehörig auszubeuten. Die Überfahrt kostete jetzt nämlich nahezu das Fünffache des normalen Fahrpreises, und außerdem handelte es sich um voll-


Womit die Franktireurs auf unsere Truppen schießen.

kommen seeuntüchtige Fahrzeuge, mit deren Benützung Lebensgefahr verbunden war.

Umgekehrt fanden sich Tausende herabgekommener Landsleute aus dem Innern des Landes jetzt in Antwerpen ein und fielen, völlig mittel- und obdachlos, den städtischen Behörden zur Last. Infolgedessen wurde angeordnet, alle nach dem 1. August in die Stadt eingewanderten Personen hätten diese bis zum 30. September zu verlassen.

Die Häuser und Gasthöfe von Reichsdeutschen, Österreichern und Ungarn verwandelte man in Lazarette. Möbel und sonstige von jenen zurückgelassene Gegenstände wurden beschlagnahmt.



Vom belgischen Kriegsschauplatz: Ein englischer Panzerzug.

Die Parlamente tagten in Theatern. Da sah es tragikomisch genug aus. Der Vorstand amtierte auf der Bühne. Die Abgeordneten saßen im Parterre. Und in den Logen gab es lauter Journalisten der einheimischen und auswärtigen Presse. Denn gerade in diesen Tagen richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Sitzungen sowohl der Kammer wie des Senats.

Minen, Laufgräben, Barrikaden, Stacheldrahtzäune u. dgl. Verteidigungsmaßnahmen wurden in fieberhafter Eile allenthalben, wo es anging, hergestellt. Generalleutnant de Guise, der Kommandant der Festung, traf die Vorkehrungen zur Verteidigung mit großer Umsicht. Das Herannahen der Deutschen wurde allmählich selbst dem blinden Leser der Havas-Siegesnachrichten und Reuter-Lügendepeschen klar. Zudem schaute jedermann täglich voll Angst auf den Himmel, ob nicht wieder ein Zeppelin-Luftschiff sich zeige. Denn schon der erste Besuch eines solchen hatte den Antwerpenern panischen Schrecken eingejagt, wie sich aus dem anschaulichen Bericht eines holländischen Journalisten ergibt:

Zum erstenmal in der Geschichte ist eine große Stadt im Dunkel der Nacht vom Himmel bombardiert worden. In der Nacht vom 24. zum 25. August Schlag ein Uhr wurden zahlreiche Einwohner Antwerpens, sofern sie zu schlafen vermocht hatten, durch ein gewaltiges Surren von Motoren geweckt. Aber der Lärm drang nicht wie sonst aus dem Getümmel der Straßen zu den Fenstern herauf, sondern umgekehrt aus den Lüften herab.

Südlich vom Hauptbahnhof sah man auf einmal ein riesiges Wesen, das gerade einen Lichtstrahl auf die Stadt warf. Unmittelbar hernach erscholl etwas wie gedämpftes Geläute, dicht gefolgt von einem Donnerschlag. Dann wieder ein Lichtstrahl nach einer längeren Pause, zwei Sekunden darauf abermals der Schall, als wenn mit aller Kraft zwei Güterwagen gegeneinander platzten.

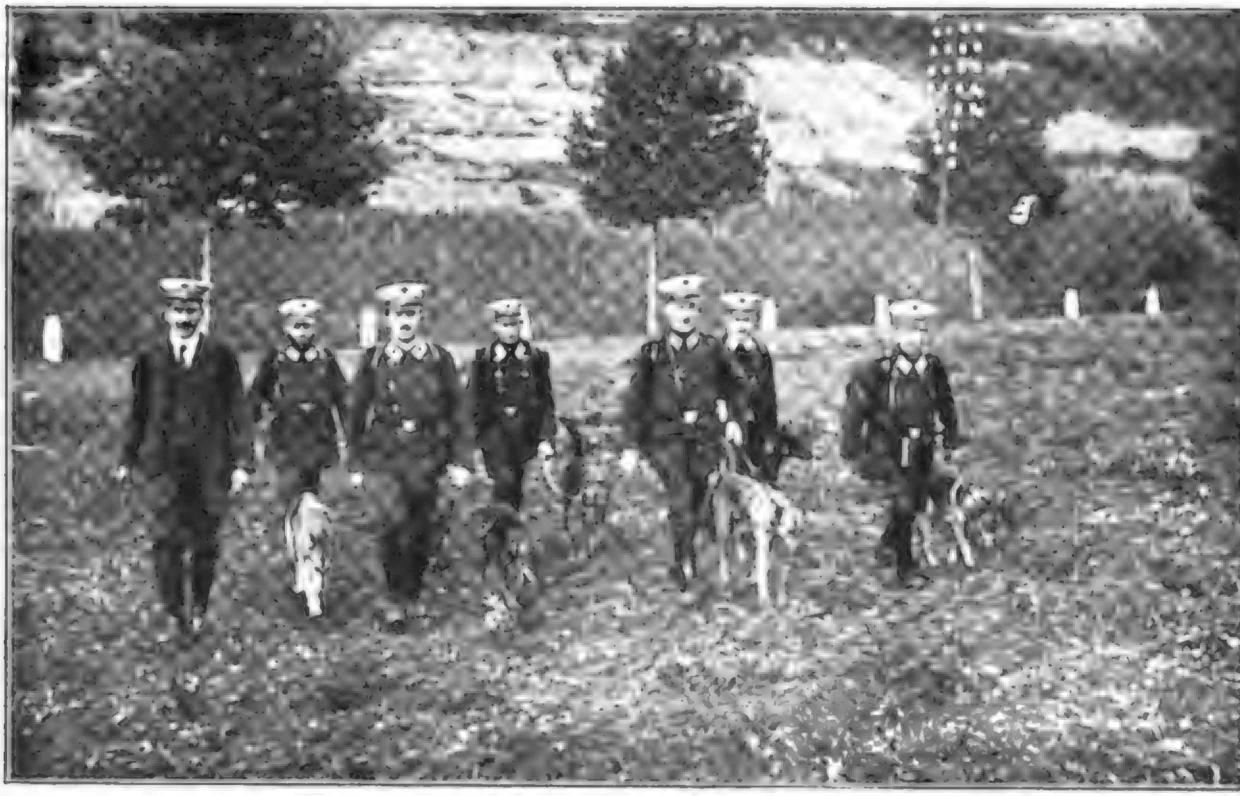
Als das furchtbare Spiel dreimal vorüber war, erscholl Kanonendonner von den Scheldeforts her, dazwischen Kanonenfeuer aus der Stadt und von außen.

Das Feuern der Verteidiger Antwerpens hielt an, ebenso aber auch das Bombenwerfen aus dem deutschen Luftkreuzer. Die Bestürzung der Bevölkerung war ungeheuer. In Nachthemden liefen Männer, Frauen und Kinder auf die Straße und stürzten aus einem Winkel in den andern, in der Hoffnung, sich irgendwo doch in Sicherheit zu bringen.

Im ersten Augenblick meinte das Volk, die Deutschen hätten mit der Belagerung der Stadt bereits begonnen. Das Schießen nach dem Luftschiff

und daraus dauerte aber bloß zwanzig Minuten; dann wurde klar, daß es sich um einen in sich abgeschlossenen Verheerungszug eines Zeppelinluftschiffes handle.

Und die Geschütze des Forts? Ein Geschoß, das auf die Stadtwage fiel, kostete zwei auf Posten stehenden Schutzleuten das Leben. Viel Schaden wurde auch an der Kaserne des 5. Linienregiments angerichtet. Die Insassen des Luftkreuzers hatten es vornehmlich auf öffentliche Gebäude abgesehen.



Sanitätsleute mit ihren Hunden im Felde.

Sie warfen eine Bombe auf den Platz, an dem das königliche Schloß liegt, gegenwärtig Sitz des Herrscherhauses. Das Geschoß fiel auf ein Haus in der Zwölfmonatstraße, nahe der Börse. Eine andere Bombe fiel auf das Haus des Rechtsanwalts Mertens in der Schermerstraße. Sie war offenbar für den monumentalen Justizpalast bestimmt, wie auch ein anderes Geschoß, daß in die Gerechtigkeitsstraße niederfiel und dort ein Haus zum Teil vernichtete. Die Zahl der Toten und Verwundeten betrug über dreißig.

Der zweite Zeppelin-Besuch in der Nacht vom 2. zum 3. September machte sich weniger bedeutsam bemerkbar.

Mitte September war die Einschließung Antwerpens von der Landseite her vollendet. Die Geschütze begannen ihre Arbeit. Eine ganze Reihe starker Außenforts im Südosten und Osten fiel vor dem deutschen Ansturm zusammen. Jetzt galt es, das sumpfige und großenteils künstlich überschwemmte Gebiet der Umgebung für die schwere Artillerie, die Marinegeschütze, die



Das überschwemmte Gebiet vor Antwerpen.

Die Belgier setzten das Vorland der Festung unter Wasser, um den Deutschen die Einschließung zu erschweren.

österreichischen Motorbatterien und die 42-Zentimeter-Geschütze passierbar zu machen. Diese Aufgabe gehörte zu den schwierigsten des Belagerungsgeschäftes. Und so verging Tag um Tag. Und jeder brachte die deutschen, von einer österreichischen Abteilung unterstützten Truppen ihrem Ziele näher.

Eine höchst eindrucksvolle Schilderung von dem furchtbaren Ringen um die gewaltige Festung brachte das „Berliner Tageblatt" aus der Feder seines Berichterstatters im Großen Hauptquartier:

Mit seinen siebenundvierzig, zum Teil vollständig modernen Forts, deren Außenlinie 15 bis 20 Kilometer vorgeschoben ist, war Antwerpen fraglos eine

der stärksten Festungen der Welt. Durch riesige Schleusenanlagen konnte ferner noch das Gebiet zwischen den äußeren und inneren Forts auf viele Quadratkilometer unter Wasser gesetzt werden. Dann war noch ein natürlicher Abschluß nach Süden durch die Nethe gebildet, die als Nebenfluß der Schelde einen wertvollen Schutz bedeutet. Der Fluß ist ziemlich reißend und an vielen Stellen über 50 Meter breit. Er ist mit einem reichen Kanalnetz für das Überschwemmungsgebiet nutzbar gemacht worden, so daß unseren Belagerungstruppen eine Riesenaufgabe bevorstand. Jeder Zoll des Bodens mußte erkämpft werden. Von dem südwestlich vorgeschobenen Termonde bis nach dem starken Fort Lierre, das im Südosten uneinnehmbar schien, war es ein gigantisches Ringen. Ein Blick auf die Schlachtfelder um Antwerpen zeigt die Größe der Schlachten und die eiserne Bitterkeit, mit der hier vorgegangen werden mußte. Die Dörfer Boortmeerbeek, Hever, Keerbergen, Bueken, Melsbroek, Campenhout, Elewyt, Wespelaer und Ockerzeel sind größtenteils zerstört, in wildem Artilleriefeuer heruntergeschossen worden. Andere Häuserreihen mußten niedergelegt werden, um die Feuerlinie frei zu machen. Die aufgewühlten Äcker, die aufgerissenen Chausseen und zertretenen Felder sind Zeugen von dem Wüten und Ringen, das hier die Herzen und die Erde erschütterte.

Das starke Fort Waelhem war in der Nacht zum 2. Oktober genommen worden. Mittlerweile aber hatten die Belgier aus ihren Innenstellungen heraus das Feuer wieder auf das genommene Fort eröffnet, und am 6. Oktober setzte ein neuer hartnäckiger Artilleriekampf ein. Es war ein Augenblick von unbeschreiblicher Größe. Auf der Chaussee nach Waelhem, nördlich von Mecheln, zeigte sich das Bild der Schlacht. Soldaten, die nachts im Gefechte waren, kamen müde und ganz mit Lehm bespritzt zurück. Zwei Kilometer vom Fort stand ein frisches Bataillon, das in Stellung gehen sollte. Anscheinend hatten die feindlichen Beobachtungsstände dieses Bataillon gesichtet, denn plötzlich zischte und krachte es in der Luft, und hoch oben pfiffen die Schrapnells und zerplatzten in weißen Wölkchen.

Das Dorf Waelhem wurde kurzerhand in Brand geschossen. Drüben auf dem Fort flatterte die Kriegsflagge der deutschen Flotte. Man hörte das Zischen der schweren Granaten. Hörte, wie sie drüben in ein Haus einschlugen, und wie sie dann, nach kurzen, tödlich gespannten Sekunden, unter dröhnendem Krachen explodierten. Die Rauchsäulen stiegen bald darauf in die Höhe. Die Flammen züngelten auf, kämpften kurze Zeit mit dem Rauche und loderten dann siegreich in den grauen Himmel, der bedeckt über all dem Kampfe lag. Hinten antworteten die deutschen Geschütze aus ihren Stellungen. Kreuz und

quer über die Köpfe hinweg zischten und heulten die Granaten durch die Luft. Ein eigenartiges Heulen! Dem Heulen eines Hundes vergleichbar, der in mondhellen Nächten den fahlen Glanz des Himmels anbellt. Dann wieder ein helles Krachen der Schrapnells.



Beobachtungsposten.

In all diesem Kampfe schrieben die Offiziere und Mannschaften im Schützengraben schnell ein paar Kartengrüße an ihre Lieben daheim. Sie hatten fünf Tage schon dort gekämpft. Fünf Tage in ununterbrochenem Kampfe. Denn es galt, über die Nethe zu kommen, und die Belgier hielten wie Löwen diesen Abschnitt besetzt. Einige Mannschaften, die aus den vor=

deren Schützengräben kamen, sahen aus wie aus dem Wasser gezogen. Aber man hatte es gezwungen. Hatte die Belgier, die sich ausgezeichnet befestigt hatten, mit eisernem Vordringen müde gemacht. Und es war keine Kleinigkeit. Die engste Stelle des Überschwemmungsgebietes, die dort genommen werden mußte, war 370 Meter breit. Sie war ein bis drei Fuß tief, und dann kamen noch die unsichtbaren Gräben dazwischen, in denen man plötzlich versinken konnte. Aber mit einer bewundernswerten Opferfreudigkeit und Ruhe standen unsere Soldaten dort vorn.



Königin Maria Theresia (1) und Prinzessin Arnulf (2) in einem Münchener Lazarett.

Am nächsten Tage, am 7. Oktober, konnte man von Brüssel aus den Kampf vor Antwerpen in seiner größeren Heftigkeit genau verfolgen. Die Nethe war an zwei Stellen überschritten und unsere schweren Geschütze waren in Stellung gebracht. Deutlich dröhnte der dumpfe Donner herüber. Er rollte über die Lande und war so stark zu spüren, daß man fühlte, wie der Boden zitterte . . .

Abends saß der obenerwähnte Kriegsberichterstatter mit dem Batteriechef einer österreichischen Mörserbatterie zusammen, dessen Geschütze das Fort St. Catherine in Grund und Boden geschossen hatten. Jetzt war ihnen ein Tag Ruhe gegönnt, und er kam aus dem Felde in das schöne Brüssel. Er

erzählte von dem guten Geist seiner Soldaten. Er sprach Worte des höchsten Lobes über den Pflichteifer und den Ernst, mit dem seine Leute tagelang die eiserne Wucht in die feindlichen Stellungen geschleudert hatten. Aber auch der Humor, der über so viele schwere Stunden im Felde hinweghilft, hatte hier gewirkt. Seine Soldaten hatten die Granaten mit „Inschriften" versehen. Auf die erste Granate, die nach St. Catherine als stählerner Vogel geflogen war, hatten seine Artilleristen mit Kreide die Worte geschrieben: „Als erster Willkommgruß". Es folgten dann noch andere Granaten, auf denen allerhand Wünsche und Hoffnungen in derber Soldatensprache zum Ausdruck gebracht waren. So kämpften heldenhafte Österreicher vor Antwerpen, würdig ihrer deutschen Brüder.

Unter diesen wieder zeichneten sich auch die Bayern besonders aus. Die erste bayerische Landwehrbrigade war anfangs Oktober nach Belgien gezogen worden, um an der Einschließung des Welthafens teilzunehmen. Sie überschritt unter Führung des Generalmajors Eichhorn in den ersten Morgenstunden des 8. Oktober bei Schonaerde, wo ein furchtbarer Artilleriekampf stattgefunden hatte, die Schelde auf einer von der bayerischen Landwehr-Pionierkompagnie Hunglinger geschlagenen Brücke.

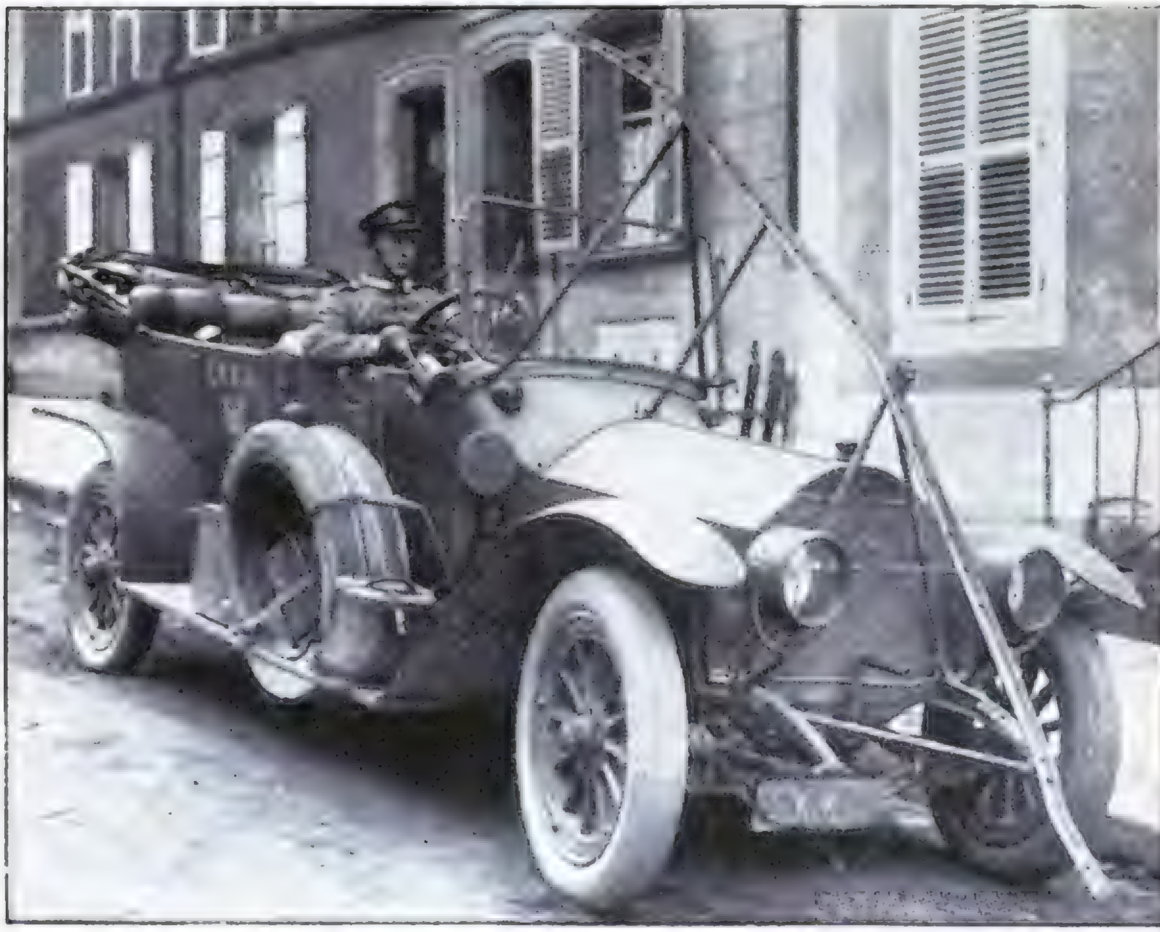
Ein Teil des 2. Landwehr-Infanterieregiments operierte gegen Gent, während das 1. Landwehr-Infanterieregiment am gleichen Vormittag ein schweres Gefecht gegen eine starke belgische Nachhut bestand, die offenbar den Auftrag hatte, den Abzug des Königs der Belgier aus Antwerpen nach Ostende zu decken. Die belgische Nachhut wich auf der ganzen Linie, nachdem sie besonders das 2. Bataillon mit furchtbarem Feuer überschüttet hatte.

Den ganzen 8. Oktober und den ganzen 9. Oktober ging es vor der Front des 1. Regiments vorwärts. Am 9. Oktober vormittags gelang es dem 1. Bataillon eine belgische Abteilung zu werfen und ihr drei Maschinengewehre abzunehmen. Unaufhaltsam ging es dann vorwärts gegen Norden, der holländischen Grenze zu, um der in Antwerpen eingeschlossenen Armee die letzte Abzugsmöglichkeit nach Westen zu sperren. Dies konnte freilich nicht ganz gelingen, denn auf den nach dem neutralen Holland führenden Straßen wälzte sich schon Tage vorher ein Strom von Flüchtlingen, Bürger und Soldaten, der Grenze zu.

Dennoch glückte dem 2. Bataillon des 1. bayerischen Landwehr-Regiments unter Führung des Majors Wilm eine Tat, die mit der Geschichte der bayerischen Landwehr in diesem Kriege dauernd und ruhmreich verknüpft sein wird.

Einer der Mitkämpfer beschrieb den Vorgang in den „Münchener Neuesten Nachrichten". Wir teilen ihn als Probe bayerischer Tapferkeit und Geschicklichkeit ausführlich mit:

Das Bataillon des Majors Wilm wurde am Abend des 9. Oktober nach einem langen Tagemarsch zur Sicherung der nördlichsten von Antwerpen nach



Der Kampf gegen Drahthindernisse: Auto mit Drahtschneider.

In der Verwendung von Drahthindernissen vor ihren befestigten Stellungen haben die Franzosen vielfach große Geschicklichkeit bewiesen; aber das hat ihnen nicht viel genützt. Am allerwenigsten das Überspannen der Landstraßen mit Drahtseilen, die unsere vordringenden Militärautomobile aufhalten sollten, aber natürlich mittels der Drahtschere bald beseitigt waren. Zur Unschädlichmachung der Drahthindernisse dienen besonders hierzu ausgerüstete Kraftwagen, die Drahtschneider, verschiedenartige Sägen, einen sogenannten Teufelskopf und ähnliche Instrumente enthalten und auf den Landstraßen in Feindesland mit viel Erfolg verwendet worden sind.

Ostende führenden Straße entsandt. Diese Straße führt durch Moerbeke, ein typisches niederländisches, zwischen nassen Wiesen, langen Kanälen und hohen

Alleen liegendes Dorf. Auch die Bahnlinie aus Antwerpen berührt dieses Dorf, das von Major Wilm nach Einbruch der Dunkelheit erreicht, besetzt und mit Verstärkungen gegen Antwerpen zu versehen wurde.

Bald nach der Ankunft wurde auf der Straße von Antwerpen her ein Auto angehalten, darin saßen 1 belgischer Offizier, 4 Chasseurs und 1 Chauffeur in belgischer Uniform. Die Festnahme des Autos ist ein Verdienst des eben beförderten Leutnants der Landwehr Fischer (München). Der Chauffeur gab an, vor etwa einer halben Stunde einem belgischen Regiment vorgefahren zu sein. Nun gab's keine Zeit zu verlieren; die Spaten flogen und in dem spärlichen Licht, das eine bedeckte Herbstnacht gibt, wurde der Ostrand des Dorfes verschanzt, die Straße verbarrikadiert und die Batterie, die dem Bataillon zugeteilt war, richtete ihre Rohre auf die Anmarschstraße.

Aber, wie so oft im Kriege, sollte es ganz anders kommen. Mitten in der Schanzarbeit, die dem erwarteten abziehenden Regiment galt, kam die Meldung: „Ein Zug kommt aus Richtung Antwerpen." Der Schienenstrang zieht nördlich am Dorf vorbei; Gräben, Hecken, Zäune und die Nacht versperrten den Weg und die Aussicht dahin. Aber es war doch schon ein bißchen vorgesorgt. Eine Patrouille von 10 Gewehren unter Unteroffizier Nippgen war von Major Wilm zu dem 1200 Meter entfernten Bahnhof schon gleich bei der Ankunft des Bataillons gesandt worden, mit dem Befehl, jeden durchfahrenden Zug unter stärkstes Feuer zu nehmen. Als der Zug einfuhr, war Nippgen jedoch bloß mit 4 Leuten im Bahnhofgebäude; der Rest war noch auf Patrouille, um die Häuser abzusuchen. Trotzdem vollzog Nippgen seinen Auftrag; ohne Zaudern schoß er mit seinen 4 Mann auf Führerstand und Zug.

Der Führer auf der vordersten Maschine verlor die Nerven, bremste zu rasch und — der Zug entgleiste. Man hörte im Dorf die furchtbaren Anstrengungen der beiden Maschinen, aber der Zug wich keinen Zoll mehr von seinem Fleck. Man hörte auch im Dorf das Einsetzen feindlichen Feuers aus dem Zug und nun gab's auch keinen Zweifel mehr — eine ordentliche Schachtel Soldaten mußte in dem Zuge sein.

Schnell wurde die 7. Kompagnie unter Hauptmann Zickwolff entsandt mit dem Auftrag, das Eindringen des Gegners in den Ort zu verhindern. Es lag nahe, daß der Zug beabsichtigt hatte, nach Ostende durchzukommen; aber, nachdem es jetzt nicht mehr vorwärts ging, mußte doch auch dem jämmerlichsten Gesellen der Mut der Verzweiflung wachsen. Die Lage des Bataillons war daher nicht glänzend. Im Norden des Dorfes eine Transportabteilung, die wahrscheinlich der eigenen Stärke gleichkam; im Osten ein Regiment im Anmarsch gemeldet. Im Süden undurchschreitbare Wiesen, breite, tiefe

Kanäle; keine Stellung, kein Schußfeld, also ein Handgemenge in den engen Dorfstraßen in der Nacht, wo keiner Freund und Feind mehr erkennt.

Kaum war die 7. Kompagnie am Bahnhof angelangt, um sich aus den engen Straßen zu entwickeln, ging aus dem Zug ein fürchterliches Gewehrfeuer los. Hauptmann Zickwolf und alles, was in seiner Nähe war, von 3 bis 4 Kugeln durchbohrt, ein Blutbad auf dem kleinen Platze vor dem Bahnhof. Was von der 7. Kompagnie Stellung finden konnte, feuerte nun wohl rücksichtslos in den Zug hinein, aber bald war beiderseits, da man nicht viel sah, plötzlich unheimliche Ruhe.



Vor dem Angriff.

Die Kanonen der Batterie standen hinterm Dorf; es war ihnen unmöglich, den Zug selbst zu befeuern; aber unser Führer, der die moralische Wirkung der Geschütze kannte, ließ nun 12 Granaten über den Zug hinwegfeuern. Nun rührte sich keine Maus mehr beim Feinde.

Diese Gelegenheit nützte Major Wilm, den Eisenbahnzug mit vier Zügen zum umstellen. Der Rest des Bataillons mußte immer noch am Ostausgang gegen das gemeldete Regiment bereitgehalten werden.

Inzwischen brachte eine Patrouille einen am Bahnsteig gefangenen englischen Offizier. Major Wilm fragte ihn, ob er verhandeln wolle, was er

bejahte. Er gab an, nur 25 Engländer seien in dem Zuge; der Rest seien Belgier, etwa 1000 Mann. Die Engländer würden sich vielleicht ergeben, wenn er mit ihnen gesprochen hätte, aber für die Belgier könne er kein Angebot machen.

Major Wilm sagte ihm nun: „Der Zug ist umstellt; die Geschütze sind auf den Zug gerichtet; sagen Sie den Belgiern, wenn der letzte Engländer den Zug verlassen hat, wird auf den ganzen Zug das Feuer eröffnet."

Der Engländer wurde an die Geschütze gebracht, um sich von deren Schußbereitschaft zu überzeugen, dann mit verbundenen Augen wieder zum Zuge geführt.

Nach zwanzig bangen Minuten kam er wieder und sagte, daß auch die Belgier die Waffen übergeben wollten. Hätte er die Unmöglichkeit beurteilen können, mit den Geschützen auf den Zug zu feuern, der in finsterer Nacht, ohne Lichter auf dem mit hohen Büschen umwucherten Bahndamm stand, das ganze Dorf zwischen Zug und Batterie, so wäre er kaum zu diesem Entschluß gekommen. Nun wurde befohlen, daß jeder Mann vor seinem Wagen seine Waffen niederzuwerfen und einzeln mit erhobenen Händen heranzukommen habe. Endlos füllten sich die Reihen der in Gliedern zu fünfen aufgestellten Gefangenen. Nur 20 Mann waren zunächst bei der ganzen Übergabe zugegen; erst als die Zahl der Gefangenen 500 bereits überschritten hatte, ließ der Führer eine Kompagnie vom Ostrand wegziehen nach dem Bahnhof. Dort standen schließlich um 2 Uhr nachts 1300 Gefangene, 900 Engländer mit 2 Offizieren und 400 Belgier mit 2 Offizieren. Noch in der Dunkelheit geschah der Abtransport.

Außer den 1300 Soldaten enthielt der Zug noch 300 Flüchtlinge aus Antwerpen, größtenteils Frauen und Kinder. Erst ihr furchtbares Jammern und Schreien nach der ersten Beschießung des Zuges zeigte uns ihre Anwesenheit an. Entsetzliche Szenen müssen sich in dem Zuge abgespielt haben: In Todesnot schrillten Rufe wie: es lebe der Kaiser, es lebe Deutschland, es lebe die Wacht am Rhein, durch die Nacht.

Hauptsächlich die Anwesenheit der Flüchtlinge veranlaßte Major Wilm die Beschießung zu vermeiden und die Übergabe durch eine List zu erreichen. Unter den feindlichen Soldaten waren 40 Tote, unter den Flüchtlingen nur 2. Unter unseren eigenen Leuten 10 Tote, 23 Verwundete.

Das im Anmarsch gemeldete Regiment kam nicht auf der Straße, sondern am nächsten Morgen in einem zweiten Zuge. Von dem nächtlichen Unfall des ersten Zuges muß aber schon nach Antwerpen etwas durchgesickert sein; denn dieser Zug hatte vorne eine Maschine und hinten zwei.

Noch in der Nacht zum 10. Oktober hatte Major Wilm 2 Geschütze auf den Bahndamm bringen lassen. Kaum war der Zug auf Schußweite heran, da saßen 3 Volltreffer in der vordersten Maschine. Eine 30 Meter hohe Wand von Dampf sperrte jeden Ausblick auf den Zug; die Maschine stand. Unter dem Schutz des ausströmenden Dampfes wurde der Zug abgekoppelt und fuhr mit den hinteren Maschinen eiligst zurück. Alle Insassen (etwa 1000 Engländer und Belgier) verließen eiligst den Zug in der nächsten Station, eilten in Scharen ohne Ordnung nach der nahen holländischen Polizeistation und wurden dort entwaffnet.



Der preußische Kronprinz bei den Bayern: Begrüßung der mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten Offiziere.

So gelang es dem 2. Bataillon des 1. bayerischen Landwehr-Regiments von der nach Holland fliehenden Besatzung Antwerpens mindestens 2300 Gewehre für weitere Verwendung in diesem Feldzuge unschädlich zu machen und eine große Menge wertvollen Kriegsmaterials, das sich außerdem im Zuge befand, zu erbeuten.

Das Hauptverdienst aber gebührt seinem Kommandeur Major Wilm, der es mit seltener Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Tapferkeit verstanden hatte, die an spannenden Momenten reichen, sich fortwährend steigernden Schwierigkeiten des nächtlichen Dramas siegreich zu überwinden und dem Vaterlande damit einen bedeutenden Erfolg zu erringen . . .

Die letzten Stunden in der belagerten Festung waren wahrhaft fürchterlich. Einem holländischen Bericht zufolge standen die Antwerpener Blätter

unter einer äußerst strengen Zensur. Die Tatsache von dem Fall der Forts Waelhem bis Lier durften sie nicht melden, als schon die Trümmer davon in deutschen Händen waren. Bis zum 9. Oktober konnte man noch nicht lesen, daß sich der Feind bereits diesseits der Nethe befinde. Allein am Ende war die Lage nicht mehr zu verbergen. Die Bevölkerung mußte auf das Schlimmste, die Beschießung selbst vorbereitet werden. Eine offizielle Kundmachung besagte: „Das Königspaar ist abgereist." Das Ministerium verschwand, ebenso der Generalstab und mit ihm verließen Tausende von Flücht-



Verwundete im katholischen Krankenhaus zu Regensburg.

lingen die Stadt. Der Eisenbahnverkehr nach Norden geschah ganz unentgeltlich. Aus Antwerpen und dem Nordwesten Belgiens begaben sich etwa 500 000 Menschen in dieser Zeit nach Holland allein. Viele andere reisten nach Frankreich, England und der Schweiz. Der Bürgerwehr wurde nach Ansage der Beschießung befohlen, die Waffen abzuliefern.

Noch am vorletzten Abend vor dem Fall machten Antwerpener Volksmassen ihrem bedrängten Herzen Luft durch Rufe wie: „Hoch die Engländer!" Und diese sprachen auch Mut zu, wenn sie auch weder halfen, noch helfen konnten.

Gegen acht Uhr begann ein stärkerer Kanonendonner, und man nahm selbst von den Plätzen an der Schelde den blutigen Widerschein der Feuersglut wahr.

Zeppeline erschienen und warfen Bomben auf Petroleumtanks, die Feuer fingen.

Es wurde Mitternacht. In dem Dunkel der Straßen schlichen die letzten Flüchtlinge wie Schatten vorbei. Dann hörte man wieder harte Schläge und



Liebesgaben oberpfälzischer Landleute.

einen entsetzlichen Lärm wie Raubvogelgeschrei. Fest klammerten sich die Menschen aneinander, geduckt und gebückt. Manche krochen auf allen Vieren die Häuser entlang. Von den Gästen der Gasthöfe kehrte keiner mehr in sein Zimmer zurück, außer um sich anzukleiden und so bald wie möglich Reißaus zu nehmen.

Morgens um acht Uhr stand die Stadt an mehr als zehn Stellen in Brand. Alle Läden, Kaffeehäuser, Gasthöfe waren geschlossen. In voller Einsamkeit lag „de Kayser Ley" da. Die Fensterscheiben klirrten fast unauf-

hörlich. Laut kreischend rannten Frauen und Kinder davon. Verwundete hier, Verwundete dort!

An der Schelde wogte ein Menschenheer, ein Wirrsal von Fahrzeugen, Kraftwagen, Karren, Bauernkutschen usw. Aber niemand und nichts kam rasch genug vorwärts. Alles staute und stockte. Kein Straßenbahnwagen ging mehr über die Geleise. Bomben und Granaten zischten unaufhörlich durch die Luft. Ein belgischer Zollbeamter unweit Weh-Wezel zählte dreißig Schüsse in der Minute.

Die „Frankfurter Zeitung" meldete, bereits nach dem Fall der Forts Wavre und Waelhem wäre Antwerpen fast mit bloßem Auge zu sehen gewesen und eigentlich eine offene Stadt. Trotzdem begann dann in der Nacht nochmals und aus allen Richtungen ein furchtbares Feuer. Die Luft erzitterte förmlich. Durchs Glas sah man von der Umgebung aus die Geschosse über der Stadt explodieren, in unzähligen Mengen.

Während der letzten Beschießung sammelte sich die deutsche Infanterie bereits zum bevorstehenden Einzug. Die Beschießung dauerte bis vier Uhr morgens, allerdings war sie nicht mehr so anhaltend wie zwischen zwölf und zwei Uhr nachts.

Gegen fünf Uhr — es war der 9. Oktober — früh kam dann ein gepanzerter Kraftwagen aus der Richtung Antwerpens herangeknattert mit der weißen Friedensfahne.

Die beiden Offiziere, die ihm entstiegen, ältere Herren mit bereits ergrautem Haar, wurden zum deutschen Kommando geführt, wo sie die bereits fix und fertig daliegenden Schriftstücke, die Übergabe betreffend, unterzeichneten. Nach kaum einer Stunde fuhren sie wieder nach Antwerpen zurück.

Inzwischen aber hatte der Anmarsch bereits begonnen. In unabsehbarem Zug strömten unsere Truppen auf der Landstraße dahin. Alles jubelte und sang: „Deutschland, Deutschland über Alles . . . ", „Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . . ", „O Deutschland, hoch in Ehren . . ."

Mittlerweile hatte man bereits die äußere Stadt erreicht; aber nicht eine einzige Menschenseele von der belgischen Bevölkerung war auf der Straße zu sehen. Die Stadt schien wie ausgestorben. Erst mit der Zeit öffneten sich die Haustüren und Fensterläden. Ängstlich kamen die noch zurückgebliebenen Einwohner heraus.

An der Spitze der deutschen Truppen, die in Antwerpen einrückten, ritt der bekannte Antwerpener deutsche Großkaufmann von Mallinckrodt. Als er an seinem Haus vorüberkam, stand das Dienstmädchen an der Tür, das zusammenfuhr, als sie ihren eigenen Herrn erblickte. Mallinckrodt traf auf der

Straße einen ihm bekannten katholischen Pfarrer in Zivil. Er grüßte ihn und riet ihm, sein geistliches Gewand wiederum anzulegen; ihm würde kein Leid geschehen. Eins der am schwersten beschädigten Gebäude ist, wie gemeldet, das Bureau des Blattes Metropole. Mehrere wohlhabende Familien kehrten schon in die Stadt zurück.

Nachdem dann der Führer des Belagerungsheeres, General von Beseler angelangt war, wurden die belgische, die französische und englische Fahne



Ein Spielmann beteiligt sich mit dem Gewehr eines Gefallenen am Gefecht.

vom Rathaus heruntergeholt und unter dem begeisterten Hurra der Unsrigen die deutsche Kriegsflagge gehißt.

General von Beseler, der Bruder des preußischen Justizministers, entstammt der berühmten Berliner Juristenfamilie gleichen Namens. Sein Vater war Rechtslehrer an der Universität gewesen. Der Sieger selbst, Hans Hartwig von Beseler, wurde am 27. April 1850 in Greifswald geboren, verbrachte aber seine ganze Jugend schon in Berlin. 1868 trat er daselbst in das

Garde-Pionierbataillon ein. Im Feldzuge 1870 holte er sich das Eiserne Kreuz. An der Belagerung von Paris und Metz nahm er teil, und schon damals lenkte er die Augen seiner Vorgesetzten auf sich. Er hat später die Artillerie- und Ingenieurschule besucht, wurde zur Kriegsakademie kommandiert und am 18. April 1882 in den Generalstab. Nachdem er mehrere Jahre Frontdienst getan hatte, kam er 1888 als Major wieder in den Großen Generalstab. 1893, als Oberstleutnant, wurde er in das Kriegsministerium versetzt, wo er Abteilungschef wurde, und als Oberst, zu welcher Charge er 1898 aufrückte, hat er das 65. Infanterie-Regiment in Köln befehligt. Dann kam er wieder in den Generalstab und wurde hier Ober-Quartiermeister. 1901 war er zur Leitung der Ausschiffung der Ostasiatischen Expedition nach Bremerhaven und während der Kaisermanöver 1902 und 1905 (als Generalleutnant) als Schiedsrichter kommandiert. Hierauf befehligte er die 6. Division in Brandenburg. 1904 bekam er den Adelstitel verliehen. Im September des genannten Jahres wurde er mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Chefs des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteurs der Festungen beauftragt. Am Weihnachtsabend 1905 erhielt er die Ernennung zum Chef, und zwei Jahre darauf wurde er General der Infanterie. Im Kaisermanöver 1909 war er Oberschiedsrichter. 1911 wurde er in Genehmigung seines Entlassungsgesuches zur Disposition gestellt. Ein Jahr darauf erhielt er die Berufung in das preußische Herrenhaus. Mit Ausbruch des Krieges wurde er wieder aktiv, und nun tauchte sein Name aus der Versenkung auf. Die Parallele mit Hindenburg lag auf der Hand.

Die Deutschen hatten versprochen, die Kunstschätze Antwerpens möglichst zu schonen, und jeder mußte bestätigen: Sie hatten Wort gehalten. Ein ungleich größerer Schaden war der Stadt von den Verbündeten bereitet worden. Nach den Ergebnissen der ersten amtlichen Untersuchung betrug der Schaden belgischer(!) und neutraler(!) Handelsfirmen allein mindestens 200 Millionen Franken. Dazu kamen noch die Verluste deutscher und österreichischer Firmen. Die Engländer zerstörten und raubten alles, was sie im Hafen und in den Lagerhäusern vorfanden, ohne sich darum zu kümmern, wem die Waren gehörten, ganz wie — Aasgeier!

Die belgischen Flüchtlinge wiederum erregten vor allem im benachbarten Holland das größte Entsetzen. Man betrieb dort ihre Rückkehr sehr energisch. Die Zeitung „Nieuwe Rotterdamsche Courant" veröffentlichte am 29. Oktober einen sehr bezeichnenden Privatbrief, worin es hieß:

„Wir haben drei Tage in Düffel verbracht. Ein Zehntel der Häuser ist nur noch bewohnbar. Tote Hunde, Katzen, Ziegen und Pferde liegen seit

14 Tagen auf den Straßen und in der Nethe, und diese Leichen sind bedeckt von Millionen Fliegen. Ställe liegen voll von toten Kühen und, was schlimmer ist, die Gräber der Soldaten sind völlig ungenügend. Die Leichen sind kaum bedeckt. Alle Dörfer sind von Verbrechern ausgeplündert worden. Aber das alles ist noch nicht so verabscheuenswert. Viel verabscheuenswerter ist, daß in Antwerpen kein Mensch gefunden wird, der helfen will, daß Antwerpen die Leute in den Außengemeinden an Seuchen, ohne Ärzte und Krankenhäuser sterben läßt. Die Leute, die Geld haben und in fremden Ländern leben, lassen



Blick in eine von den geflohenen Engländern verlassene Artilleriestellung bei Antwerpen.

ihre Landesgenossen, die kein Geld haben und zu stolz zu betteln sind, einfach wegsterben. Und das nennen sie Patriotismus! Wir finden keine Worte, die kräftig genug wären, diese Leute zu brandmarken. Wir werden Epidemien und unbeschreibliches Elend bekommen, und das wird die Schuld jener ‚Patrioten' sein, die sich weit vom Vaterland verborgen halten und weit von dem Elend fortbleiben."

Aber nicht bloß in Nordbelgien und an der Grenze, auch in Brüssel gestaltete sich die Lage überaus schwierig. Daran waren ebenfalls die Einwohner selber schuld. Der Aufforderung des deutschen Gouverneurs, alle

Schieß- und Stechwaffen bis spätestens 28. Oktober abzuliefern, wurde nur teilweise entsprochen.

Die Seele dieses versteckten und maskierten Aufstandes war der berüchtigte Brüsseler Bürgermeister Max. Dieser verweigerte sogar eines Tages einfach den Gehorsam.

Als der Militärgouverneur belgische Hetz- und Lügenblätter unterdrückte, verbot das saubere „Märchen“ unter einem formellen Vorwand das Erscheinen des amtlichen deutschen Nachrichtenblattes.

Und alledem setzte er zum Schluß die Krone auf, indem er hektographierte Kriegszeitungen herstellen und verbreiten ließ, darunter Lügenposten wie:



Deutsche Matrosen mit Gepäckwagen, die Esel ziehen, beim Ausmarsch aus Antwerpen.

„Die Russen stehen vor Berlin“ u. dgl. Die „Kölnische Volkszeitung“ erwarb sich ein hervorragendes patriotisches Verdienst dadurch, daß sie unermüdlich auf das gemeingefährliche Treiben des Brüsseler Bürgermeisters hinwies, bis er endlich zum zweitenmal verhaftet und seines Amtes enthoben wurde.

Aber auch sonst beschäftigte sich das oben genannte Blatt sehr häufig und zutreffend mit den belgischen Zuständen. Offenherzig legte es die Gefahren dar, die dem wirtschaftlichen Leben des Landes drohten.

Eine Zeitlang nämlich konnte in Brüssel kein einziger Bäcker mehr die normalen Bedürfnisse seiner Brotkundschaft befriedigen, weil es an Mehl mangelte. Nur noch altständige Kunden erhielten täglich eine knapp zugemes-

sene Menge Brot aus einem Teig, der zum guten Teil aus gemahlener Kleie bestand. Aus der größten Brüsseler Bäckerei, einer Wiener Firma gehörig, bekam man höchstens Rationen zu einem Pfund, und zwar zum fast doppelten Preis wie sonst. Reis, Gerste u. dgl. gab es in keinem Spezereigeschäft mehr; ebensowenig gewöhnliches Kochsalz, sondern statt dessen höchstens ungereinigtes rotgelbes Salz, Viehsalz vergleichbar. Zucker wurde unauffindbar. Petro-



Der kleinste und jüngste Gardist.

leum lieferten nur noch vereinzelte Geschäfte als eine dicke, gelbbraune Flüssigkeit und zum Vierfachen des Normalpreises.

Der Kohlennot in Brüssel schien man eher beikommen zu können. Der Preis stellte sich laut öffentlicher Verordnung für Anthrazit auf 56 Franken, für gewöhnlichen Hausbrand auf 35 Franken eintausend Kilogramm. Doch lehnten die Händler die Lieferung solch großer Mengen rundweg ab. Auch erfuhr infolge der Kohlennot die öffentliche Beleuchtung starke Einschränkungen.

Das Fleisch hielt sich noch annähernd in normalen Preisgrenzen. Kartoffeln kosteten in Brüssel sechs Mark der Zentner. Gemüse dagegen, auch

belgische Spezialitäten wie Zichorien und Paradiesäpfel, die sonst in riesigen Mengen ins Ausland gehen, mußte sündhaft teuer bezahlt werden.

In Antwerpen machten sich diese Übelstände nicht im Entferntesten so unangenehm fühlbar, im Gegenteil, manche Artikel waren dort jetzt billiger als in Friedenszeiten. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß die Antwerpener sehr viel Waren unmittelbar vor der Besetzung Brüssels der Hauptstadt entzogen, indem die Behörden möglichst viel fortschaffen ließen, um die Verproviantierung der deutschen Truppen im Lande selbst zu erschweren.

Das Bettelwesen freilich, das schon in normalen Zeiten eine nationale Plage in Belgien darstellt, wuchs allenthalben ins Ungemessene. Alt und jung läutete von Haus zu Haus und bettelte um ein Almosen von früh bis abends. Die Eingänge der Gebäude, wo die deutschen Behörden ihren Sitz aufgeschlagen hatten, waren beständig umlagert von Greisen, Weibern und Kindern, die mit einem Zündholzschächtelchen oder mit Schuhriemen in der Hand angeblich Handel trieben, in Wirklichkeit aber das Mitleid der Vorübergehenden herausforderten. Den Meisten stand das Elend buchstäblich auf der Stirn geschrieben.

Lüttich erstürmt, Brüssel besetzt, Antwerpen erobert! Wie viel Jammer und Not, aber auch wie viel Siegesjubel steckt in diesen Worten?! Vor allem aber das weltgeschichtliche Ereignis an der Schelde wird ewig fortleben und wohl mehr als einen Dichtermund zum Singen bringen, wie jüngst den ersten im Berliner „Tag“:

Granatenkrachen und Mörsergebrüll . . .
Mit einemmal wird's totenstill.

Und die da flohen aus Rauch und Brand
Auf allen Wegen nach Niederland —

Von hunderttausend ein Elendhauf',
In ihrem Jammer horchen sie auf.

Grau'n und Entsetzen im irren Blick,
Wenden sie sich und starren zurück.

Flammenmeere . . . es dampft und loht —
Und darüber flattert es schwarzweißrot.

Und senken das Haupt und stehn wie gebannt:
Antwerpen, dein Blut über Engelland!

Dein Blut und dein Fluch, der zum Himmel gellt —
An den Briten räch' uns, Du Herr der Welt!

Tod und Verderben war Englands Huld,
Ihrer die Schmach und ihrer die Schuld!

— — — — — — — —

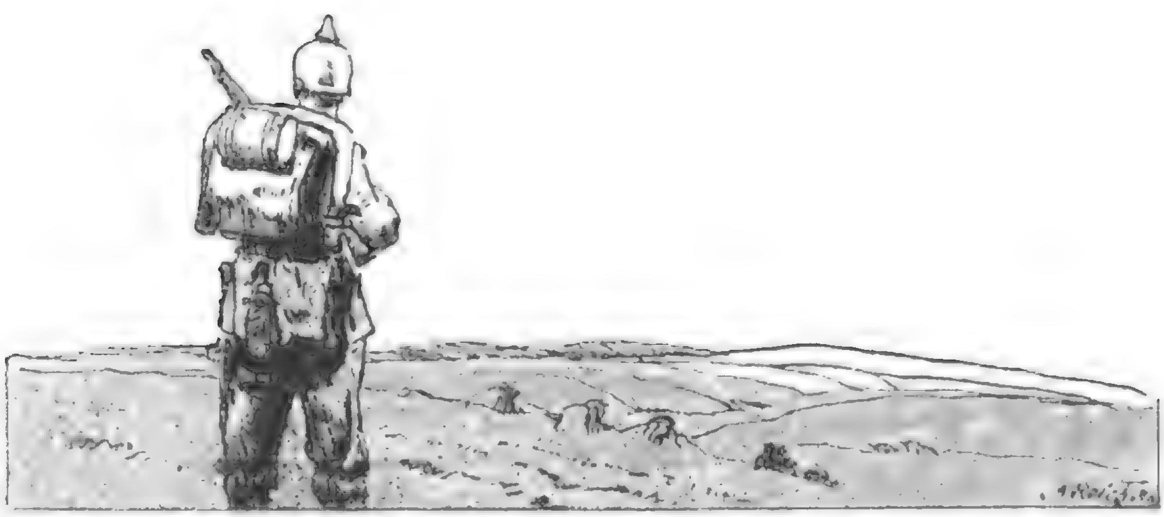
Granatenkrachen und Mörsergebrüll . . .
Mit einemmal ward's totenstill.

Der Donner schweigt, und es ruht der Sturm,
Schwarzweißrot weht es von Wall und Turm.

Geruhigen Schritts, in geschlossenen Reihn,
Zieht das deutsche Heer in Antwerpen ein.

Und dröhnt keine Trommel, und klingt kein Gesang . . .
Still ist und frei ihr sicherer Gang.

Wie Demut erfüllt es das siegreiche Heer:
Gott war mit uns . . . ihm allein die Ehr'.





15. Kapitel.

Der erste siegreiche Vorstoß nach Frankreich.

Wir verließen die Franzosen nach den entscheidenden Niederlagen am Wasgenwald und bei Longwy, die einen fluchtartigen Rückzug bis fast vor die Tore von Paris zur Folge hatten. Mit wuchtigen Schlägen suchten die Deutschen dem Feinde beizukommen. Halten wir zunächst den Gang der nackten Tatsachen fest:

Auf dem rechten Flügel des deutschen Heeres schlug die Armee des Generalobersten Kluck den französischen Versuch eines Flankenangriffs gegen Combles am 30. August zurück. Am gleichen Tag vernichtete die Armee des Generalobersten Bülow überlegene französisch-englische Kräfte bei St. Quentin, nachdem sie in ihrem Vormarsch bereits ein englisches Infanteriebataillon gefangen genommen hatte. Am Fuß der Ardennen drängte Generaloberst Hausen mit seinen Sachsen die Gegner auf die Aisne bei Rethel zurück. Herzog Albrecht von Württemberg, dessen Armee bei Fortsetzung des Übergangs über die Maas die Franzosen zunächst mit Vortruppen überrannt hatte, dann aber beim Eingreifen starker feindlicher Kräfte gezwungen worden war, diesseits des Stromes Posten zu fassen, gewann gleichzeitig das jenseitige Ufer wieder und marschierte auf die Aisne zu. Endlich setzte der deutsche Kronprinz den Vormarsch gegen und über die Maas fort, wobei die Festung Montmedy fiel.

In diesen Tagen wurden auch andere feste Plätze zur Übergabe gezwungen: Manonvillers, östlich von Luneville, das stärkste Sperrfort der Franzosen, Givet, sowie die Stadt Lille, diese vorher geräumt.

Am Ende des Monats August befand sich die deutsche Hauptmacht in einer gewaltigen, fast dreihundert Kilometer langen, nach Süden gerichteten Front dem Feinde gegenüber. Sie reichte ungefähr von Metz bis Amiens. Eine zweite deutsche Heeresgruppe stand in einem nahezu rechtwinkligen Anschluß bis gegen Belfort. Die französischen Streitkräfte bildeten drei Gruppen. Die erste davon suchte den rechten westlichen Flügel der Deutschen zu umfassen,



Generaloberst von Kluck.
Hofphot. A. Kühlewindt, Königsberg.

die zweite hielt sich in der Mitte auf der Linie Verden-Reims-Soissons und die dritte wandte sich gegen die französisch-elsaß-lothringische Grenze.

Gleich am 1. August wurde jedoch das Zentrum der Franzosen, zehn Armeekorps stark, zwischen Reims und Verden zurückgeworfen. Die Sperrfestungen Hirson, Condé, La Fère und Laon, sowie die Stadt Reims kamen darauf kampflos in deutschen Besitz. Der Metallschatz der Bank von Frankreich und die französischen Staatsarchive übersiedelten mit der ganzen neugebildeten Regierung von Paris nach Bordeaux. Deutsche Reiterei aus der Armee des Generals Kluck streifte bereits vor den Toren der Hauptstadt, aus der sich die

letzten Reste der wohlhabenden Bevölkerung geflüchtet hatten. Und zum erstenmal zeigte sich auch ein deutsches Flugzeug in der Nähe des Eifelturms.



Französische Infanterie in der alten Uniform.

Originalzeichnung von Albert Reich.

Das deutsche Westheer überschritt die Aisne und rückte bis zur Marne vor. Boulogne sur Mer wurde von den Unsrigen besetzt. Die Armee des deutschen Kronprinzen fand zwar einigen Widerstand, schließlich mußte der Feind jedoch nach dem Süden weichen. General Gallieni übernahm die Verteidigung von Paris.



Der französische General Joffre (1) mit dem General Castelnau (2) im Felde.

Stürmisch drängten die Deutschen nach. Notgedrungen räumte der Feind jetzt selbst den Seinehafen Rouen. Die Einschließung von Maubeuge und Nanzig begann.

Am 7. September kapitulierte die ganze Festung Maubeuge, wobei 40 000 Gefangene, darunter vier Generale, 400 Geschütze und zahlreiches Kriegsmaterial den Unsrigen in die Hände fielen.

Zugleich unternahm der rechte deutsche Flügel unter Kluck, Bülow und Hausen den Versuch, nach links abzuschwenken, um die Franzosen einzukreisen. Bei dieser Gelegenheit ergab sich Amiens, und der Feind, um starke englische Truppenmassen verstärkt, zog sich noch weiter hinter die Mauern zurück.

Inzwischen zogen die Franzosen Verstärkungen heran. Die östlich von Paris in der Verfolgung an und über die Marne vorgedrungenen Heeresteile der Deutschen wurden daraufhin von überlegenen Kräften aus Paris und zwischen Mont und Montmirail angegriffen.

Am 8. und 9. September kam es zu einer Schlacht zwischen Nanteuil, nördlich von Meaux, und Vitry le Francais, südöstlich von Chalons an der Marne. Die französische Stellung daselbst war außerordentlich günstig gewählt. Dagegen störten die fortgesetzten Fluß- und Kanalübergänge den Vormarsch der Deutschen sehr. General Joffre bemühte sich lebhaft, den rechten deutschen Flügel zu umgehen und durch einen Flankenangriff zu vernichten. Beides mißlang. Die Schlacht blieb zunächst unentschieden, denn unseren Armeen gelang es, ihre Kräfte langsam und sicher zurückzunehmen und hinter der Aisne sich neu zu gruppieren.

Südlich von Verden waren die Sperrforts der Franzosen einer starken Beschießung durch deutsche schwere Artillerie ausgesetzt. Der deutsche Kronprinz nahm im Südwesten Posten. Und gleichzeitig setzten unsere Reiter dem Feind bis Troyes nach.

Im allgemeinen jedoch hielt die Offensive der Franzosen an und erstreckte sich nunmehr in einer Ausdehnung von rund 180 Kilometer zwischen dem Winkel Oise-Aisne und Verden. Hier stand auf beiden Seiten die Hauptmacht im Kampf.

Am 17. September begann die Widerstandskraft des Feindes zu erlahmen. Zwar unternahmen die Franzosen einen letzten Durchbruchsversuch auf dem äußersten rechten Flügel der Deutschen mit großer Wucht und Tapferkeit, aber ohne Erfolg. Zwei Armeekorps sowie Teile einer weiteren Division wurden südlich von Noyon geschlagen und verloren mehrere Batterien. Und am 19. September war der französische Angriff endgültig gebrochen.



Originalzeichnung von Albert Reich.

Erstürmung des Forts Römerschanze bei St. Mihiel durch das Kgl. Bayr. 11. Infanterie-Regiment „von der Tann“.

Das um englische Truppenmassen längst schon verstärkte französische Heer konnte keinen Vormarsch mehr wagen. Gestützt auf mächtige Festungen im Rücken des rechten und linken Flügels, die eine Umzingelung durch die Deutschen vorläufig ausschlossen, behauptete es bis auf weiteres seine schier undurchdringliche Position.

Damit trat der Krieg in Frankreich in eine zweite Phase der Entwicklung ein. Aus der offenen Feldschlacht wurde ein langwieriger Stellungskampf, bei dem es sich schließlich entscheiden mußte, wer zuerst der Erschöpfung verfiel. Dann erst war dieser Kampf entschieden.



Herzog Albrecht von Württemberg.

Hofphot. H. Brandseph, Stuttgart.

Zweierlei ergab das bisherige Ringen in Belgien und Frankreich. Die Festungen, die ehedem wochen-, ja monatelange Kämpfe bedingten, hatten ihre überragende Bedeutung eingebüßt seit der Erfindung von Kolossalgeschützen, wie sie von deutsch-österreichischer Seite ins Feld geführt wurden. Eine der stärksten Festungen der Welt, Antwerpen, fiel in verhältnismäßig kurzer Zeit.

Dagegen brachte das Aufgebot von Massenheeren eine gewaltige Ausdehnung der Feldschlacht mit sich, und zwar sowohl in räumlicher wie in zeitlicher Beziehung.

Vergegenwärtigen wir uns nun die wichtigsten Einzelheiten des ersten Teiles in dem soeben entbrannten Riesenkampf um Paris.

Außer dem preußischen und dem bayerischen Kronprinzen befehligten auf deutscher Seite Herzog Albrecht von Württemberg und die Generalobersten von Hausen, Bülow, Kluck und Heeringen die im Westen operierenden Armeekorps. Über die beiden Kronprinzen wurde bereits früher berichtet. Die Generale Max Freiherr von Hausen, ehedem sächsischer Kriegsminister, und Josias von Heeringen, ehedem preußischer Kriegsminister, traten weniger hervor. Auch mußte der Erstgenannte Mitte September infolge Krankheit sein Kommando an den General der Kavallerie Karl Einem, genannt von Rothmaler, abgeben.

Herzog Albrecht, der Thronfolger Württembergs, wurde am 23. Dezember 1865 als Sohn des Herzogs Philipp von Württemberg und der Erzherzogin Maria Theresia, einer Tochter des berühmten österreichischen Feldherrn Erzherzog Albrecht, in Wien geboren. Er studierte an der Universität Tübingen und gehörte von 1885 bis 1889 dem 19. Ulanenregiment an. Dann wurde er als Hauptmann in das 119. Grenadierregiment versetzt, kehrte jedoch 1891 zu seinem früheren Regiment zurück. 1896 bekam er das Kommando des 26. Dragonerregiments und bald hernach trat er an die Spitze der 4. Garde-Kavallerie-Brigade. Später wurde er Generalleutnant und Divisionskommandeur in Stuttgart. Von 1906 bis 1913 führte er das Kommando des 13. Armeekorps. Schließlich avancierte er zum Generalinspekteur und 1913 zum Generaloberst.

Karl von Bülow erblickte 1846 in Berlin das Licht der Welt. Er entstammt einer alten Offiziersfamilie. Nach Absolvierung seiner Gymnasialstudien in Hamm und Berlin trat er 1864 in das 2. Garderegiment zu Fuß und machte als Leutnant den Krieg von 1866 mit. Im Gefecht bei Soor zog er sich eine leichte Verwundung zu. In den Jahren 1870 und 1871 stand er beim 2. Garde-Landwehrregiment und rückte in diesem zum Oberleutnant auf. Hierauf wurde er dem Generalstab zugeteilt, 1877 Hauptmann und 1884 Kompagniechef im 96. Infanterieregiment. 1890 bekleidete er den Posten eines Oberstleutnants, 1893 den eines Obersten. 1894 übernahm er das Kommando des 4. Garderegiments zu Fuß. 1897 wurde er Direktor des Zentraldepartements im Kriegsministerium und Generalmajor, 1900 Generalleutnant, 1901 Kommandeur der 2. Garde-Infanterie-Division, 1902

Generalquartiermeister im Generalstab, 1903 kommandierender General des 3. Armeekorps, 1904 General der Infanterie, 1912 Generaloberst und Generalinspekteur der 3. Armeeinspektion in Hannover. 1913 bekam er eine protestantische Domherrnpfründe in Brandenburg und das 12. Grenadierregi-



Algerische Senegalschützen.
Originalzeichnung von Albert Reich.

ment als dessen Chef. Als Ritter des Schwarzen Adlerordens nahm er eine der ersten Ehrenstellen in Preußen ein.

Alexander Kluck, geboren 1846 als Sohn eines Regierungsbaumeisters zu Münster in Westfalen, machte gleichfalls den Krieg von 1866 mit. 1873

wurde er Oberleutnant, 1879 Hauptmann, 1881 Kompagnieführer an der Offiziersschule in Jülich, 1884 Kommandeur der Offiziersschule in Annaburg. In rascher Folge erklomm er die höheren Rangstufen, bis er 1896 als Oberst das Kommando des 1. Landwehrbezirks in Berlin übernahm. Als Kommandeur des 34. Füsilierregiments seit 1898, als Generalmajor und Kommandeur der 23. Infanteriebrigade seit 1899, schließlich als Generalleutnant und Kommandeur der 37. Armeedivision erwarb er sich solche Ver-



Generaloberst von Bülow.

Phot. Perscheid, Berlin.

dienste, daß er bereits 1906 zum General der Infanterie aufstieg und 1913 die Generalinspektion der neuerrichteten 8. Armeee erhielt, die sich aus dem 2., 5. und 6. Armeekorps zusammensetzt. Seinen Heldentaten im Kriege 1870/71 verdankte er das Eiserne Kreuz. 1909 erhob ihn der König von Preußen in den erblichen Adelsstand. Neben dem Namen Hindenburg wurde der Name Kluck gleich zu Beginn des großen Völkerkrieges am häufigsten genannt.

In ungestümem Vorwärtsdrang stürmte die Reiterei Klucks bereits einen Monat nach Kriegsausbruch auf Paris los. Und hätte das furchtbare

zahlenmäßige Übergewicht der Russen im Osten nicht eine Abgabe zahlreicher deutscher Streitkräfte, die bisher im Westen verwendet wurden, nötig gemacht, so wäre General Kluck mit den Seinen wohl noch im September in



Zum Kampf an der Aisne.

Originalzeichnung von Albert Reich.

Paris gewesen. Doch auch ohne einen solchen wunderbaren Erfolg gebührt ihm ein Hauptverdienst an dem siegreichen Vormarsch in Frankreich.

Die Schlacht am Wasgenwald war geschlagen. Das deutsche Schwert ruhte nicht. Bereits am 27. August meldete der Draht, Manonvillers, das stärkste Sperrfort der Franzosen, sei gefallen. Dieser feste Platz wurde in

einer Entfernung von etwa 13 Kilometern beschossen. Unsere 42-Zentimeter-Haubitzen nämlich hatten bei Deutsch-Avricourt Aufstellung genommen und taten ihre Pflicht so rasch und schneidig, daß bald nur Trümmer von der dahingeschwundenen Pracht der Feste zeugten. Hügelgelände verdeckte die Geschütze vor den Augen des Feindes. Alle zehn, später alle fünf Minuten ging ein Schuß los. Das Pfeifen des Geschosses konnte man zwanzig Sekunden



Generaloberst von Hausen.

Hofphot. James Aurig, Blasewitz.

lang hören. Über seine Wirkung aber lassen wir einen bayerischen Offizier reden, der sich nach dem Fall des Forts folgendermaßen äußerte:

„... Vorgestern war ich mit den Offizieren des Stabes im Fort Manonvillers. Du kannst dir gar keinen Begriff machen, wie das aussieht. Es war das stärkste Sperrfort der Franzosen. Zwei Tage ist es beschossen worden, ohne auch nur die Möglichkeit, es zu nehmen. Am dritten Tage hat man dann, 13 500 Meter entfernt, eines unserer 42-Zentimeter-Geschütze aufgestellt. Von der Existenz dieses Geschützes hatten die Franzosen, auch zum großen Teil die Deutschen, keine Ahnung. Wir haben keine ausgebildeten

Mannschaften für dieses Geschütz, es wird daher von Ingenieuren von Krupp bedient. Es kann nur elektrisch entladen werden, da der Luftdruck zu stark ist. Das Geschoß selbst wiegt 19 Zentner. Bei Abschuß steigt es erst Tausende von Metern in die Höhe und saust dann bis ca. 20 Kilometer weit. Natürlich alles vernichtend. Mit diesem Geschütz hat man nur wenige Schüsse abgegeben. Der erste Schuß kam um 40 Meter zu kurz, bewarf aber den Panzerturm (den größten) derartig mit Steinen und Erde, daß der Turm nicht mehr drehbar war. Der zweite Schuß ging mitten auf den Turm und schlug die Decke von enormer Dicke mitten durch wie eine Streichholzschachtel. Außerdem gingen hausdicke Zementwände vollkommen in Trümmer. Nach dem dritten Schuß konnten die Belagerten sich nicht mehr halten, da die Luft derartig war, daß man nicht mehr atmen konnte. Sie mußten alle hinunter in den Keller; das Fort ist fast durchweg unterirdisch. Es hatte ringsherum



Schloß in Luneville, diente den Deutschen zur Einquartierung.

enorme eiserne Palissaden, außerdem den ganzen Hang ringsherum mit Stacheldraht bezogen, so in 30 bis 40 Zentimeter Höhe, der mit 1500 Volt elektrisch geladen war, so daß natürlich jede Berührung tödlich gewesen wäre. Die Kerle haben gedacht, wir würden das Fort stürmen! Es ist einfach unmöglich, einen Begriff von der Wirkung unserer Geschosse zu geben. Es war eigentlich ein ganz grauenhafter Anblick. Dabei ein furchtbarer Geruch von den unter den Trümmern begrabenen Franzosen. Im Fort selbst war Proviant für Monate! Der kam den deutschen Truppen gerade recht. In den Kammern waren noch für ca. 1000 Mann neue Anzüge aufgestapelt. Ich habe einen ganzen Anzug mitgenommen und hoffe, mich zu Fasching darin vortrefflich zu präsentieren."

Nicht minder heiter ließ sich ein Berliner vernehmen: Ich war bei der Beschießung von Manonvillers dabei. Am 26. August 10 Uhr 20 vormittags begann der Salat, und am 27. August 5 Uhr nachmittags, als der 158. Zucker-

hut heraus war, schwenkten die Franzosen das weiße Hemd, und der Stolz, das modernste Fort unserer Feinde war ein Schutthaufen. Die Verteidiger — 200 Offiziere, 790 Mann (Elite) — waren dem Ersticken nahe, so verschüttet waren sie. Der Stabsarzt erzählte, sie hätten schon am ersten Tage bis 50 Ohnmächtige gehabt, und bald wäre ihr Sauerstoffvorrat aufgebraucht gewesen. Der Kommandant und ein Teil der Besatzung mußten ausgegraben werden. Der stärkste Panzer und Eisenbeton war glatt durchgeschlagen. Gleich der erste Schuß traf die Haube, und ein weiterer durchschlug den ganzen



Zur Eroberung des stärksten französischen Sperrforts: Das Tor von Manonvillers.

Turm. Gewaltige Trichter zeugen davon, wie ein Schuß neben dem andern saß. Die erste Frage des kapitulierenden Kommandanten war: „Womit haben Sie geschossen? Es gab doch bis jetzt keine Granate, die unsern Panzer durchschlagen konnte!“ Im übrigen soll der französische Oberst, der fließend Deutsch sprach, einen sehr sympathischen Eindruck gemacht haben. Er weinte bitterlich, als er den Säbel übergeben mußte. Seine Offiziere hatten ihre Ausbildung sämtlich in St. Cyr, der berühmten Kriegsschule, genossen.

Französische Sanitätstruppen, die bei der Einnahme des Forts Manonvillers gefangen genommen und dann wieder freigegeben worden waren,

machten bei ihrer Durchreise durch Konstanz folgende bemerkenswerte Mitteilungen:

Manonvillers wurde durch die Beschießung der Deutschen vollständig überrascht. Als das Bombardement begann, befanden sich gerade sämtliche Offiziere auf den Außenwerken. Der erste Schuß ging zu hoch, der zweite traf die alten Kasematten und richtete schon schreckliche Verheerungen an. Der deutsche Angriff dauerte drei Tage, vom 26. bis 28. August. Fürchterlich waren die Wirkungen der deutschen 42-Zentimeter-Geschosse. Im Bereiche ihrer Explosion wurde jeder Soldat in Fetzen zerrissen. Man fand in der aufgewühlten



Französische Artillerie.

Erde und in den Trümmern unförmige breiige Massen. Schon am zweiten Tag war sich die französische Besatzung bewußt, daß die Verteidigung ohne Erfolg sein würde. Gleichwohl dachte niemand an Übergabe. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, um im gegebenen Augenblicke das Fort in die Luft zu sprengen. Der deutsche Angriff wurde erleichtert durch die Unsichtbarkeit der deutschen Felduniformen. Gefährlich waren der Besatzung nicht nur die Sprenggeschosse und die zusammenstürzenden Mauern der Erdwerke, sondern auch die sich beim Platzen entwickelnden Melinitgase, durch welche die Leute betäubt wurden. Mit Äther, der in ausreichender Masse vorhanden war, wurden die Betäubten wieder belebt. Bei der Erstürmung des Forts war die



Das Innere eines Forts in Nordfrankreich nach der Beschießung durch unsere schwere Artillerie.

Luft so mit Staub und Gasen erfüllt, daß die Stürmenden erst auf 100 Meter Entfernung gesehen wurden. Nach dem Fall des Forts fand man innerhalb des Befestigungsgürtels auch zahlreiches verwundetes Vieh, das dann von den Deutschen abgetan wurde. Die überlebenden Gefangenen (?) und Verwundeten, im ganzen 750 Mann (?), wurden, soweit transportfähig, nach Konstanz geführt. Auf der Durchreise erhielten die Verwundeten auf jeder Station Wasser, auch in Konstanz, und sowohl die Verwundeten als die gefangenen Sanitätssoldaten wurden gut behandelt und verpflegt. Die Sanitätsabteilung wurde mit Früchten und Zigaretten beschenkt. . . .

Das Sperrfort Manonvillers liegt 12 Kilometer östlich von Luneville und 10 Kilometer von dem Grenzpunkt Avricourt auf einem schmalen Rücken, der das naheliegende Tal der Vezouze, eines Nebenflusses der Meurthe, um etwa 70 Meter überragt. Das völlig vereinzelt liegende Fort ist gewissermaßen als ein vorgeschobener Posten des verschanzten Lagers von Toul anzusehen und namentlich bestimmt, die Hauptbahnlinie Straßburg—Paris zu sperren. Eben deshalb hat man ihm auch eine ganz besondere Bedeutung beigelegt und wurde es unter die wenigen Sperrforts erster Klasse aufgenommen, die in den achtziger Jahren noch weiter durch Beton- und Panzerbauten gegen die Artilleriewirkung verstärkt wurden.

Die erste französische Feste war gefallen. Manches deutsche Herz mochte höher schlagen! Und jubelnd, jauchzend und singend ging es vorwärts. Aber manchen Braven deckte bereits die kühle Erde. Frühzeitig fand er auf der blutgetränkten Walstatt den Heldentot, während daheim in fernen Landen eine Braut um den Geliebten bangte. Das tiefempfundene Gedicht von Hermann Harleß, „Mondnacht", in den „Münchener Neuesten Nachrichten" erstmals veröffentlicht, entsprang dieser Stimmung und Umwelt:

Übers Feld von Luneville
Geht der Mond so groß und still,
Leuchtet mit dem fahlen Schein
Tief in Wald und Busch hinein,
Bis er an des Holzes Rand
Einen wunden Reiter fand.
Durch das Herze ging der Schuß,
Daß der Reiter sterben muß.
Und der Reitersmann so blaß
Bittet: „Mond, erzähl' mir was!"
Und der Mond erzählt sogleich
Aus der Jugend Sonnenreich,

Von dem alten Haus am Bach
Mit dem hohen Giebeldach,
Von der Mutter gut und zart,
Von des Vaters ernster Art,
Von dem Pferd und von der Kuh,
Und vom Karo auch dazu,
Von gar manchem Jugendstreich
In dem Wald und an dem Teich,
Von der Schule leichtem Zwang,
Von der Kirchenglocken Klang,
Von des Teiches altem Kahn,
Von der steilen Schlittenbahn,
Von der Arbeit auf dem Feld,
Von dem erstverdienten Geld,
Von der Kegelkugel Knall,
Von dem großen Kirchweihball,
Von dem ersten heißen Blick,
Von der Liebe Schmerz und Glück,
Von des Dienstes Freud und Leid,
Von der goldnen Urlaubszeit,
Von der Hoffnung: Bald ja bald!
Von dem letzten Kuß im Wald —
Und des Reiters Angesicht
Lächelt still im bleichen Licht.
Fahl erscheint der junge Tag.
Matter wird des Herzens Schlag;
In dem kühlen Morgenrot
Liegt der junge Reiter tot.
Über deutschen Hütten steht
Selbe Nacht der Mond und späht,
Späht so scheu ins Kämmerlein:
„Wie mag's wohl dem Mädchen sein?"
Doch sie hat ihn schon gesehn:
„Mond, wie mag's dem Liebsten geh'n?"
Da der Mond nichts sagen will,
Weint das Mädchen heiß und still,
Weint, bis sie in Schlummer sinkt
Und im Traum der Schmerz ertrinkt.

Aber um die Dämmerzeit
Öffnet sie die Augen weit.
Blutig steht das Morgenrot:
„Ach, ich weiß es: Er ist tot!“ . . .

Fast gleichzeitig mit Manonvillers fiel auch die Festung Montmédy in den Ardennen, die schon einmal, am 13. Dezember 1870, kapituliert hatte, den Deutschen in die Hände. Der „Schwäbische Merkur“ berichtete darüber aus der Feder eines Mitkämpfers:



Französische Infanterie.

Dem Kommandanten von Montmédy mag der Schrecken in die Glieder gefahren sein: er zog es vor, seine Festung zu verlassen, ehe ein Schuß dagegen gefallen war, um seine Mannschaft für andere Taten zu retten. Mit Einbruch der Dunkelheit verließ er am 27. August mit etwa 2500 Mann seinen Platz. Diese freiwillige Aufgabe kann aber kaum mehr als ein fluchtartiger Rückzug gewesen sein, nach allem, was in der Feste zurückgeblieben ist.

Montmédy, ähnlich wie Longwy, aus einer unteren und aus einer oberen Stadt bestehend, zählt gegen 3000 Einwohner und liegt in seinem Festungsteil reizend auf hohem Berg, den die Chiers fast kreisförmig umfließt und der mit seiner zweitürmigen Kirche weithin ins Land hineinlugt. Die Feste ist sehr alt, von mächtigen Steinmauern mit doppeltem Graben umschlossen; die

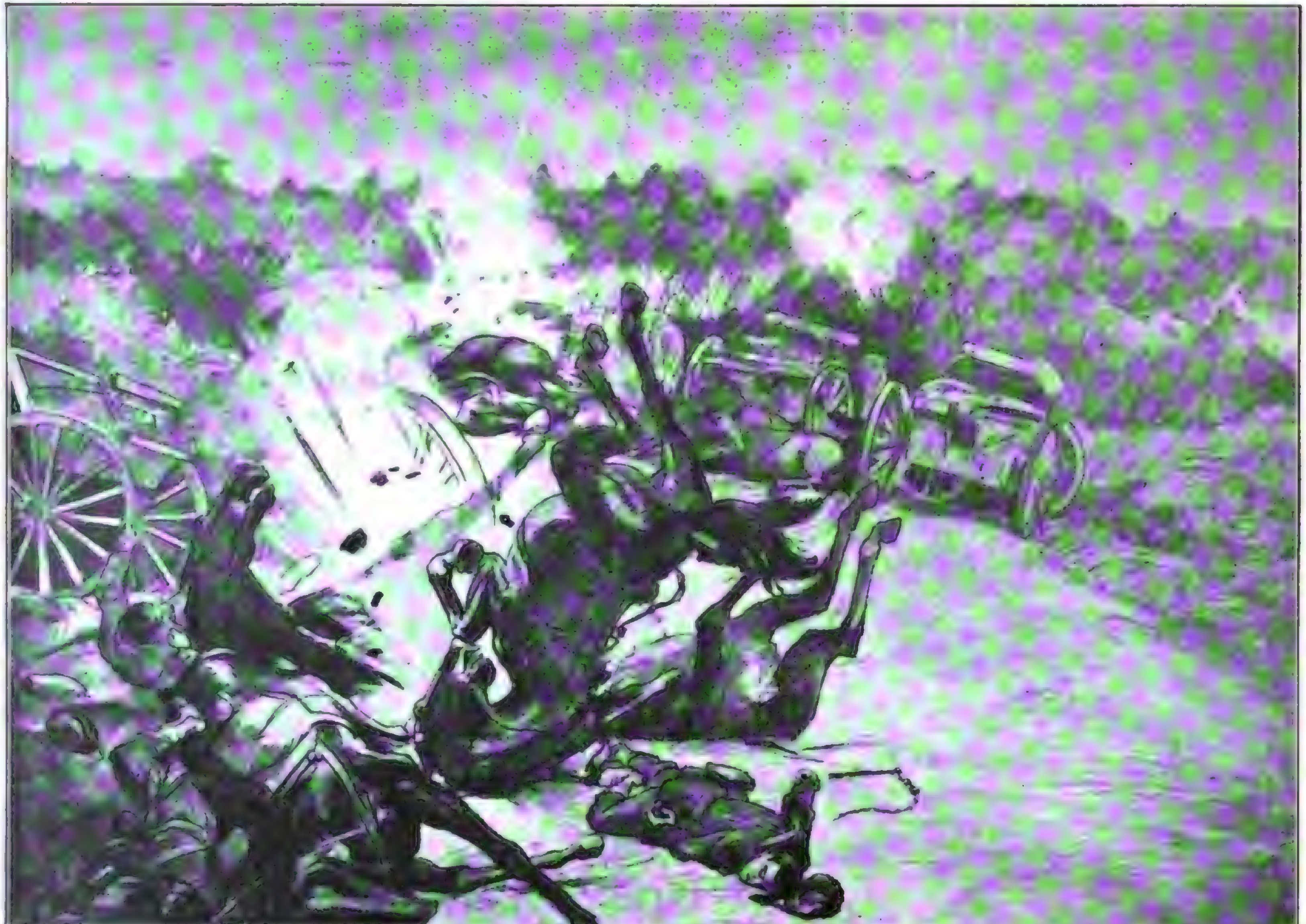
Geschütze stehen offen auf dem oberen Wall, von improvisierten, mit Sandsäcken gedeckten Unterständen umgeben; in die Frontmauern sind von hinten her tiefe Kasematten eingebaut.

Gewaltige Lager von Proviant fanden sich in den Kellerräumen. Wohlgeordnet standen da Hunderte von Tonnen mit weißem Zwieback, Tausende von Fleischkonservenbüchsen, große Mengen von Salz, Kaffee, Reis, Makkaroni, Vermicelli usw. In den Kammern lagerten die Reserven an Uniformen, Waffen, Munition, Werkzeugen, Sanitätsmaterial. In den Höfen vor den Kasematten standen die langen Tische, an denen die Mannschaften eben gegessen, in den Eßnäpfen waren noch die Reste einer Makkaronimahlzeit vorhanden, und in der Wohnung eines verheirateten Unteroffiziers fand sich noch die soupe au légumes in der Suppenterrine, als ob er gerade beim Essen gestört worden wäre. Ein wüstes Chaos von Uniformen, Wäsche, Waffen, Ausrüstungsgegenständen, Büchern und Briefen und ein entsetzlicher Schmutz herrschte in den Schlafräumen der Kasematten, in den Geschäftszimmern und Handwerksstätten.

Die Weinfässer waren leider alle leer. Die Franzosen hatten sie auslaufen lassen und der edle Saft rann über den Boden der Kellerräume. Mit Schmerzen konstatierte das bayrische Landwehrbataillon, das jetzt die Feste behütete, daß hier nichts zu trinken war, und einer der Leute sagte ganz betrübt: „Jetz san mer scho vier Wocha von Landshut fort und ham koan Tropfen Bier mehr kriagt." Das hatte allerdings seine Richtigkeit. Denn auch auf der Eisenbahnfahrt und in den Grenzstädten war der Bierausschank verboten gewesen. In Montmédy-Haut fand sich nur sehr verschmutztes Regenwasser in den Zisternen vor den Häusern, dessen Genuß den Soldaten verboten wurde.

Ein Teil der abziehenden Besatzung, etwa 700 Mann, wurde in der Nähe von Montmédy nach kurzem Gefecht gefangen, auch der verwundete Kommandant. Der Rest war nach Süden abgezogen und hatte blutige Gefechte mit deutschen Truppen nächst den Wäldern von Brandeville und Murvaux. Besonders schwer litten hier zwei Dragonerregimenter. Sie fanden gute Unterkunft in dem württembergischen Feldlazarett in Louppy, einem der schönsten, prachtvoll gelegenen und vorzüglich ausstaffierten Schlösser Nordfrankreichs.

Inzwischen traten die Hauptmassen des deutschen Heeres ihren Vormarsch über die Maas an. Die Landschaft war schrecklich verwüstet. Brennende Häuser, glimmende Misthaufen, halbverkohlte Leichenreste von Freischärlern, Pferden und Hunden! In den stehen gebliebenen Ruinen fast verhungertes armseliges Weibervolk und wimmernde Kinder! So sah es rechts und links



Französische Batterie in deutschem Artilleriefeuer. Originalzeichnung von R. Schmalzl.

von den Straßen aus. Wohin das Auge schaute, überall sah es nur die grauenvollsten Bilder des grauenvollsten Krieges, der unserer Erde bisher beschieden worden war.

Gleichwohl fehlte es nicht an besänftigenden Ausblicken. Die Natur, die jahrtausendalte ewig junge Mutter der Schönheit, verklärte selbst in diesen Tagen die traurigen Eindrücke. Das Gelände nämlich, schreibt ein Krieger nach Hause, ist sehr anmutig. An vielen Stellen läuft neben der Maas ein schnurgerader Kanal, von Zeit zu Zeit durch Schleusen unterbrochen. Die Staatsstraße, eine prächtige, von Eschen umsäumte Chaussee, begleitet ihn. Gegenüber in der Ferne, im Westen, sieht man den Höhenrücken des geschlossenen Argonnenwaldes. Aber wie sahen die Dörfer und die Städte in diesem schönen Lande aus! Der Feind leistete nirgends dauerhaften Widerstand, und doch mußte jede Stellung gegen Artilleriefeuer erobert werden. Die französische Artillerie verstand ihre Aufgabe des Infanterieschutzes vorzüglich und schoß trefflich. Nicht derselben Anerkennung erfreute sich die französische Infanterie, sie schoß durchschnittlich hoch und hielt nicht immer stand. Sie war übrigens im Nachteil mit ihrem Gewehr, dessen Magazin größere Ladepausen erfordert, da die Patronen wie beim letzten deutschen Gewehr einzeln eingeschoben werden mußten. Viele Dörfer rechts und links der Maas waren zu Trümmerhaufen geworden, von französischen und deutschen Granaten in Brand geschossen. Die Einwohner waren zumeist längst geflohen, ihre Behausungen in größter Unordnung zurücklassend. Und nun fluteten Truppen auf Truppen in die verlassenen Orte.

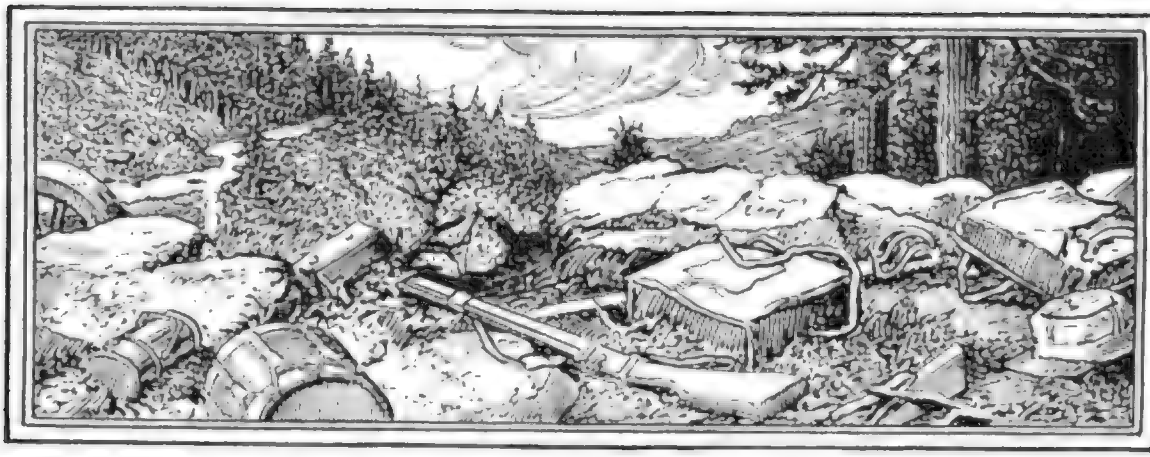
Mit unglaublicher Schnelligkeit breitete sich die deutsche Armee auf dem bergigen Gelände jenseits der Maas aus, fortgesetzt bei glühender Tageshitze und bis tief in die Nacht hinein anmarschierend, die Uniform und die bärtigen Gesichter über und über bestaubt, fast wandelnden Mehlsäcken gleich.

Furchtbare verlustreiche Kämpfe spielten sich hier ab. Besonders schwer waren die Artillerieverletzungen. Das blutige Ringen etwa in der Gegend von Vaubécourt läßt sich kaum beschreiben. Vielen Soldaten standen die Tränen in den Augen, wenn sie über Tote und Verwundete hinweg die Räder der Geschützwagen laufen lassen mußten, ohne Rücksicht auf den Verwesungsgeruch der Leichen und das Jammern der noch nicht toten, auf dem Boden liegenden Opfer des Kampfes.

Aber es galt nicht rückwärts, nicht seitwärts schauen, sondern immer nur vorwärts, mit Hurra voran im Norden wie im Süden!



Straße am Kai in Amiens. Originalzeichnung von Albert Reich.



15. Kapitel.

Der erste siegreiche Vorstoß nach Frankreich.

(Fortsetzung.)

Von Cambrai bis zum südlichen Wasgenwald wurde der Feind überall geschlagen und befand sich in vollem Rückzug. Die Franzosen und ihre Verbündeten hatten sich das Siegen zweifellos leichter vorgestellt. Die Größe ihrer Verluste an Gefallenen, Gefangenen und Feldzeichen ließ sich bei der gewaltigen Ausdehnung der Schlachtfelder anfangs nicht einmal annähernd bestimmen.

Die Armee Kluck beschäftigte sich mit den Engländern bei Maubeuge, während die Armeen Bülow und Hausen etwa acht Korps französischer und belgischer Truppen zwischen der Sambre, Namür und Maas in mehrtägigen Schlachten vollständig schlugen und sie östlich von Maubeuge verfolgten. Der Angriff auf die letztgenannte Festung wurde eingeleitet.

Die englische Niederlage erfolgte durch den Eingriff starker deutscher Kavalleriemassen, die den vorrückenden Feind solange aufhielten, bis die deutsche Infanterie nahe und mächtig genug war, eine große Schlacht zu wagen. Die Engländer konnten von der 20 000 Mann zählenden vierten Division am kritischen 16. August nur ein paar versprengte Abteilungen retten. Alle übrigen waren verloren, denn die Verbindung mit den im Rücken befindlichen Reserven und Verstärkungen funktionierte nicht mehr. Ganze Regimenter wurden in Stücke gehauen, wie ein englischer Bericht selbst einbekannte. Die deutschen Kommandeure schickten ihre Leute vorwärts, als ob sie einen unerschöpflichen Vorrat von Tapferkeit hätten. Die deutschen Soldaten gingen in tiefen Sektionen vor, die so leicht ausgedehnt waren, daß

sie geschlossene Reihen bildeten, gaben nicht viel auf Deckung und stürmten los, sobald die Artillerie hinter ihnen das Feuer eröffnete. Ob die Verbündeten auf offenem Feld oder hinter einem bewaldeten oder hügeligen Gelände lagen, war den Deutschen völlig einerlei. Ihr Befehl war einmal: „Vorwärts! Vorwärts!"

Mochte die Artillerie der Engländer und Franzosen, die jenen auch bei St. Quentin zur Seite standen, manche deutsche Außenreihe niedermähen, die



Generaloberst von Einem.

Unsrigen ließen sich durch nichts erschrecken. Über Haufen von Leichen nahmen sie den Weg und füllten ihre Lücken aus, unaufhaltsam, meinte ein englischer Berichterstatter, „wie die Wogen des Meeres." . . .

Der englische Oberkommandierende French wurde gezwungen, sein Hauptquartier zuerst nach Noyon und später nach Clermont zu verlegen. Seine Truppen nahmen zwischen Clermont und Soissons, achtzig Kilometer nördlich von Paris, Aufstellung. Das Vorwärtsdringen der deutschen Armee veranlaßte die Engländer, ihren Stützpunkt am Meer von Boulogne nach Havre zu verlegen.

Unser ungestümer Siegeszug auf den andern Linien der Nordwestfront verlief nicht minder glücklich. Bereits am 25. August drang deutsche Reiterei über Roubaix und Tourcoing nächst Lille in französisches Gebiet ein. Drei Tage später unternahmen deutsche Husaren einen Ritt in den Festungskreis dieser Stadt.



Kolonialtruppen aus Cochinchina.

Aus Rosendaal in Holland meldete der Berliner „Tag", daß in den durch den deutschen Einmarsch bedrohten Städten und Ortschaften eine fürchterliche Angst vor den „Barbaren" herrsche.

Durch die skandalösen Berichte der belgischen Presse über die „deutsche Grausamkeit" wurde in der Bevölkerung die Furcht dermaßen gesteigert, daß alle Beruhigungsmittel der Bürgermeister und Präfekten fruchtlos blieben.

Am schlimmsten stand es in Lille. Abordnungen der Bürgerschaft begaben sich auf die Präfektur, um flehentlich zu bitten, daß man die Stadt vor einem Bombardement bewahren möge. Die Deputierten von Lille unterstützten

dieses Ansuchen durch Vorstellungen bei der Regierung, die sich schließlich dem dringlichen Wunsche der Volksvertreter unterwerfen mußte. Die prächtige Stadt, wo noch vor wenigen Tagen den durchreisenden englischen Soldaten ein begeisterter Empfang bereitet worden war, lag am 28. August gänzlich vereinsamt da. Bloß die armseligen, durch ihre kläglichen Zustände berüchtigten Arbeiterviertel waren so dicht bewohnt wie in Friedenszeiten. Es herrschte in diesen Massenquartieren ein unbeschreibliches Elend; man ver-



Generaloberst von Heeringen.

fluchte den sozialistischen Deputierten Ragheboom, der für den Krieg gestimmt hatte. Zudem befanden sich in Lille auch Tausende von französischen, belgischen und englischen Verwundeten. Schon deshalb sah man von einer Verteidigung der Stadt ab.

Die Rasierung der Befestigungswerke wurde von der Bevölkerung mit unverhohlener Freude begrüßt, und als der Kommandant mitteilte, daß die Besatzung von 50 000 Mann zur Unterstützung der französischen Nordarmee herangezogen werden sollte, fühlten sich die Leute völlig geborgen. Vom Bürgermeister erhielt die Bevölkerung die Mahnung, einem etwaigen Ein-



Ein Volltreffer: Wirkung eines Geschosses am Verschluß und Bronzemantel eines französischen Geschützrohres.

marsch feindlicher deutscher Truppen nicht den geringsten tätlichen Widerstand entgegenzusetzen und mit Würde die hoffentlich nicht lange Besetzung der Stadt zu ertragen. Der Präfekt reiste in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag nach Dünkirchen ab, nachdem er die Archive der Stadt nach Paris hatte schaffen lassen.

Am 31. August fiel Givet, eine dicht an die belgische Grenze vorgeschobene französische Festung nach dreitägigem Kampfe. Hier standen, wie später vor Antwerpen u. a. deutsche und österreichische Geschütze nebeneinander. Und die deutschen Bedienungsmannschaften hatten Gelegenheit, den erfolgreichen Heldenmut ihrer Verbündeten zu bewundern.

Am 2. September besetzten deutsche Ulanen die Stadt Amiens, während andere unserer Truppen bereits bei Compiègne, 80 Kilometer von Paris, angelangt waren. Die französische Militärbehörde kündigte an, daß die Zivilbevölkerung nunmehr genügend Gelegenheit habe, Paris zu verlassen, da die Militärtransporte beendet seien.

In der Hauptstadt hatte man bis zuletzt vergeblich gehofft, der deutsche Vormarsch würde durch die verschanzten Lager von La Fère und Laon, sowie durch die natürlichen Hindernisse der Bodengestaltung aufgehalten werden. Auch die Hoffnung auf eine vorzeitige Erschöpfung der deutschen Truppen war umsonst. Bereits am 26. August hatte der französische Ministerpräsident Viviani dem Präsidenten der Republik das Entlassungsgesuch des ganzen Kabinetts überreicht. Der Präsident nahm es an und beauftragte Viviani mit der Neubildung eines Ministeriums „auf breiterer Basis", das heißt mit Zuziehung aller zum Eintritt in dasselbe bereiten Parteien.

Viviani unterbreitete sodann dem Präsidenten folgende neue Ministerliste: Präsidentschaft Viviani ohne Portefeuille; Justiz Briand; Auswärtiges Delcassé; Inneres Malvy; Krieg Millerand; Marine Augagneur; Finanzen Ribot; Öffentlichen Unterricht Sarraut; Öffentliche Arbeiten Sembat; Handel Thomson; Kolonien Doumergue; Landwirtschaft Fernand David; Minister ohne Portefeuille Jules Guesde. Die radikalsten Sozialdemokraten saßen da neben manchesterliberalsten Ausbeutern und phrasenhaften Patrioten, ein richtiges Ministerium des Zusammenbruchs!

Zum Gouverneur von Paris an Stelle des Divisionsgenerals Michel wurde General Gallieni ernannt. Michel bat um ein Kommando unter Gallieni. Schließlich erschien ein Erlaß im Amtsblatt, der provisorisch für die Kriegsdauer gestattete, bei der Beförderung von Offizieren vom Dienstalter abzusehen, denn es machte sich bereits ein großer Offiziersmangel in der französischen Armee bemerkbar.

An Stelle des Generals Bonneau, der an dem bisherigen Mißgeschick der Franzosen die Schuld haben sollte, trat General Pau. Dieser galt in militärischen Kreisen als Mann der Tat, während selbst der Oberkommandierende Joffre vielen zu bedächtig schien.

Joffre allerdings wußte, warum er „bedächtig" war. Stand es doch um Zucht und Ordnung im Heer nicht zum Besten. Das beweist ein Dokument, das den Deutschen in die Hände fiel und aus dem hervorgeht, wie niederträchtig die Franzosen im eigenen Lande hausten. Das Aktenstück lautet wörtlich: „Großes Hauptquartier der Ostarmee, Generalstab, 1. Büro Nr. 3190 Hauptquartier, 1. September 1914. Ich erhalte Bericht darüber, daß in unse-



Die frierenden indischen Kampfgenossen der Franzosen.

rem Rücken Banden von Soldaten geplündert und Gewalttaten gegen Personen verübt haben. Auf diesem Verbrechen steht gesetzlich Todesstrafe. Das beschleunigte Verfahren der Armeekriegsgerichte wird Ihnen die Möglichkeit geben, die Schuldigen, sobald sie ergriffen sind, mit aller mit den gerichtlichen Formen vereinbarten Raschheit zu bestrafen. Sollte aber die ordentliche Gerichtsbarkeit außerstande sein, Dinge zu verhindern, die unter den herrschenden Verhältnissen Attentate gegen die Nation darstellen, so erinnere ich daran, daß das Militärstrafgesetzbuch Artikel 129 den Vorgesetzten dazu er-

mächtigt, ihm Untergeordnete zu bestrafen in „Fällen berechtigter Verteidigung seiner selbst oder anderer, der Heranziehung von Flüchtlingen oder der Notwendigkeit, Plünderungen und Verwüstungen zu verhindern". Es kommt darauf an, von jetzt ab durch exemplarische Strafen Verbrechen ein Ende zu machen, deren Fortdauer das Wohl der Armee in Frage stellen würde. Sie können daher nötigenfalls ohne Zögern gemäß dem Vorstehenden die schärfsten



Französische Infanterie in der Schützenlinie.

Maßnahmen ergreifen, damit auf Soldaten, die sich zusammenrotten und plündern, Jagd gemacht und der Gehorsam erzwungen werden kann.

J. Joffre."

In der Stadt Paris sah es ebenfalls traurig genug aus. Der Einwohner hatte sich ein grenzenloser Schrecken bemächtigt, als am 30. August um ½2 Uhr nachmittags das erste deutsche Flugzeug über der Stadt erschienen war. Leutnant v. Hiddessen vom 24. Leibdragonerregiment leitete es mit großer Geschicklichkeit und unvergleichlichem Mute. Das Flugzeug schwebte eine Stunde lang in einer Höhe von 2000 Metern und warf drei Bomben.

An drei Stellen ließ es ferner mit Sand beschwerte Säcke fallen. Diese enthielten meterlange Banner in deutschen Farben sowie Schreiben des Wortlauts: „Das deutsche Heer steht vor den Toren von Paris. Es bleibt euch nichts übrig als euch zu ergeben!"

In den folgenden Tagen erschienen weitere Flugzeuge und riefen eine panische Angst in ganz Paris hervor. Eines ließ einen Brief über die englische Niederlage bei St. Quentin zu Boden fallen. Die Presse jedoch verschwieg auf Wunsch der Regierung den Zwischenfall. Während der Nacht wurden die Laternen fortan großenteils gelöscht, um den Fliegern kein Ziel zu gewähren.

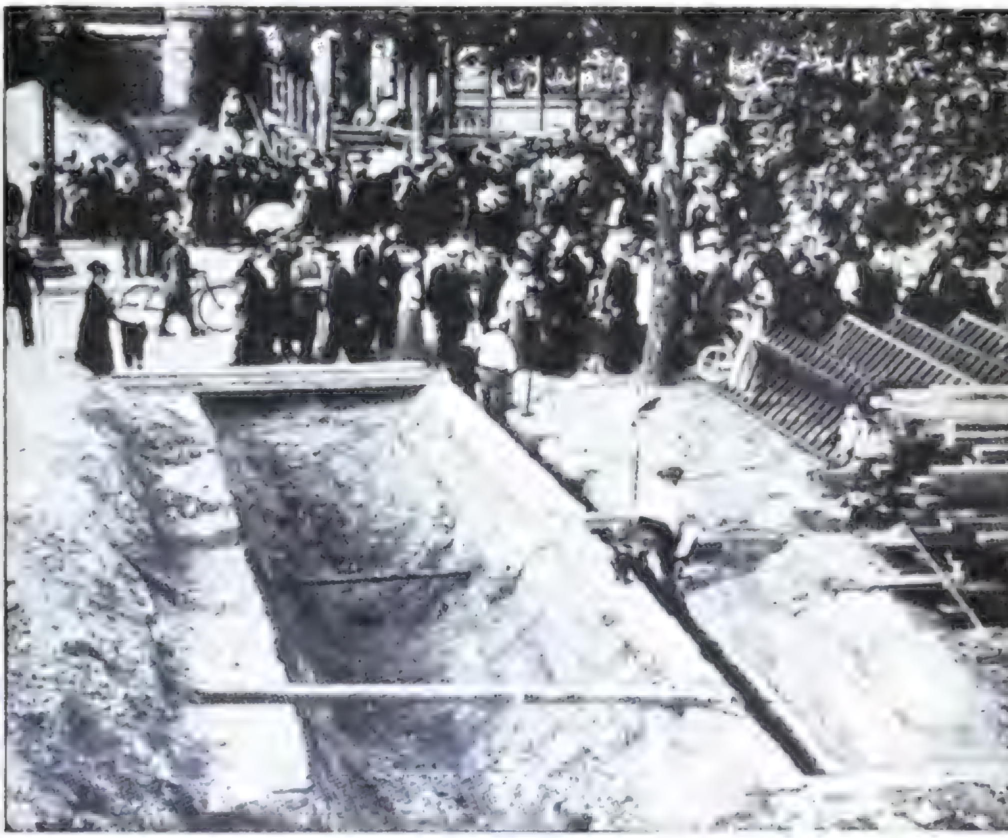
Einer italienischen Meldung zufolge war es ein theatralisches Schauspiel, als am Abend des 2. September bei Sonnenuntergang eine deutsche „Taube" ihren gewohnten Flug ausführte. Der Himmel leuchtete in wunderbarer Klarheit. Das Luftfahrzeug trug zwar den Namen einer Taube, aber in Wirklichkeit bot es mit seinen gekrümmten Flügeln und dem fächerförmigen Schwanz von Fern eine höchst seltsame Ähnlichkeit mit einem Riesenfalken. Langsam kreiste die Maschine oberhalb der Stadt, welche die Wiege der Flugkunst war, langsam, als wollte sie Paris herausfordern. Mit einem Fernglas konnte man leicht alle Bewegungen der Flügel und des Schwanzes unterscheiden. Vom äußersten Ende eines Flügels hing eine Flagge herab.

In dem Augenblick, in dem die „Taube" über den mit Neugierigen gefüllten Opernplatz fuhr, war sie vielleicht 1000 Meter hoch. Sie kam dann wieder über das Börsenviertel und gegen den Nordbahnhof, die Linie der Boulevards quer durchschneidend. Inzwischen prasselte von allen Seiten heftiges Gewehrfeuer. Sämtliche Schildwachen auf den Dächern gaben Feuer, und man glaubte auch das charakteristische Knattern der Maschinengewehre zu unterscheiden. Selbst von der Straße feuerte man. Zwei englische Soldaten, die ruhig einherschlenderten, faßten das Gewehr und schossen gegen das feindliche Flugzeug. Die Menge klatschte ihnen Beifall, als ob sie ins Schwarze getroffen hätten, und sie lächelten selig.

Es waren sicher Hunderte von Schüssen, die in die Luft abgefeuert wurden. Die Leute auf Straßen und Plätzen standen in dichten Gruppen beisammen, ohne zu bedenken, daß eine herabfallende Bombe ein gräßliches Blutbad anrichten könnte; sie blieben eine halbe Stunde, die Nase in die Luft gereckt, stehen und warteten auf die Ankunft eines französischen Flugzeuges, das den Feind verfolgen sollte.

An manchen Stellen war das Gedränge so groß, daß die Polizisten dazwischen treten mußten, um den Verkehr zu regeln. Die widersprechendsten Gerüchte wurden laut. Drei französische Flugmaschinen sollten die deutsche

verfolgt und schließlich getroffen haben, so daß sie auf dem Platz der Republik niedergefallen sei. Andere wollten wissen, eine Zollwache habe die deutsche „Taube" in einer Vorstadt zur Strecke gebracht. Die einen behaupteten, es sei kein Schaden angerichtet worden, die andern versicherten, mehrere Personen lägen durch Bomben verletzt in der Nähe der Madeleinekirche u. dgl. mehr. Erst im letzten Augenblick erfuhr man, daß einige Bomben in die Seine und andere auf den Trocaderoplatz gefallen seien. Gewiß waren diese Besuche in



Paris in Erwartung der Deutschen: Errichtung von Laufgräben und Barrikaden in den Vororten.

der Luft nicht angenehm, aber die Neugier des Publikums zeigte sich noch wirksamer als seine Angst.

Ein echt pariserisches Kriegsbild zeichnete der Berichterstatter der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" in einem Brief vom 2. September: Es ist wieder beinahe Mitternacht. Wieder bin ich in der Nähe der Concordien-Brücke. Aber sie liegt nicht still da im silberdurchwobenen Dunkel. Eine schwarze Masse bewegt sich darauf wie unruhige Wellen. Pferdegetrappel klingt. Nun sehe ich auch Gewehrläufe blinken. Dichtbei erkenne ich, daß es reitende Jäger sind. Wieviele Truppen aller Waffen, Infanterie, Kavallerie, Artillerie,

sind wohl heute abend und heute nacht durch Paris gezogen! Tausende, schien es mir, vielleicht ein Viertel Armeekorps. Waren nicht auch Truppen aus Marokko darunter? Man sprach davon. Und der begeisterte Empfang, den sie, so um 9, 9½ Uhr, auf dem Boulevard St. Michel fanden! Als sie durch die Avenue d'Orléans in die Stadt hereinkamen, strömten die Bewohner aus den Häusern, um sie zu begrüßen, und vor allem die Weiblichkeit, junge Frauen mit hochfrisiertem Haar und hochroten Lippen. Auch auf dem Boulevard St. Michel drängte alles, was dort und in der Nachbarschaft



Die Angst der Pariser vor deutschen Luftangriffen: Der Scheinwerfer am Concordienplatz.

an lockerem Weibsvolk noch übrig war, aus den Häusern heraus zu den Truppen. Man warf sich Kußhände zu.

Kam man auf einem der Pariser Bahnhöfe an, so merkte man zunächst nichts vom Krieg, außer einer gewissen Leere und Gewitterschwüle. Aber sobald man das Museumstadtviertel betrat, glaubte man, in einer der alten Hauptstädte Italiens zu sein, die zu Provinzialstädten herabgesunken sind und mit ihren großen Palästen wie entvölkerte Dörfer aussehen. Verlassen lag die Rue Rivoli, wo sich noch vor kurzem der größte Verkehr mit Automobilen und Wagen abspielte, verödet die Rue Castiglione, der Mittelpunkt des großen Hotelviertels, tot die Place Vendome, die Rue de la Paix. Im Louvre waren alle Läden geschlossen, ebenso die meisten Hotels, oder wie Meunier

und Continental in Hospitäler verwandelt. Alle Vergnügungslokale außer den Kinos, die aber schlechte Geschäfte machten, waren gleichfalls geschlossen. Nur in den Cafés auf den Boulevards herrschte ein reges Leben; aber auch sie leerten sich um neun Uhr, und Paris wurde dunkel und tot.



Fliegerleutnant Helmut Hirth,
bekannter deutscher Flieger, wurde für seine hervorragenden Erkundigungsflüge zum Offizier ernannt und erhielt bald darauf das Eiserne Kreuz.

Präsident Poincaré verabschiedete sich am 2. September mit einem pompösen Aufruf und begab sich in der Stille der Nacht nach Bordeaux. Minister, Gesandte und Abgeordnete begleiteten ihn. Die Bank von Frankreich ließ ihre Bestände gleichfalls nach der neuen Hauptstadt bringen.

Bordeaux, weitab vom Kriegsschauplatz an der Garonne gelegen, Haupt-

stadt des französischen Departements Gironde, zählte zu Beginn des Krieges rund 300 000 Einwohner. Deren Zahl verdoppelte sich nunmehr. Denn mit der Regierung übersiedelten Tausende vornehmer Pariser dahin. Und auch aus anderen Gegenden des Landes strömten zahllose Menschen herbei.

Schon zur Römerzeit war Bordeaux, das alte Burdigala, eine bevorzugte, gutbefestigte und ansehnliche Stadt. Noch heute sind zahlreiche Überreste von Palästen, Tempeln, Mauern, Bädern, von einem Amphitheater und manchen andern römischen Baulichkeiten vorhanden. Später kamen die Vandalen in diese gesegneten Gefilde und äscherten die Stadt ein. Ihnen folgten bald die Westgoten. Der Frankenkönig Chlodwig eroberte sie, und im 8. Jahrhundert wurde Bordeaux von den spanischen Arabern erstürmt und geplündert. Karl Martell eroberte im Jahre 735 die Stadt wieder. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts wurde sie wiederholt von den Normannen geplündert, und 1154 kam Bordeaux an England, da die Tochter des letzten Herzogs Wilhelm IX., Eleonore von Guyenne, Stadt und Land ihrem Gemahl Heinrich von England als Heiratsgut mitbrachte. Erst 1451 wurde Bordeaux wieder französisch; aber die nächsten Jahre sahen mehrfach heftige Aufstände der noch ganz englisch gesinnten Stadt, an der im Jahre 1548 der Herzog von Montmorency blutige Rache nahm. Im Jahre 1572 wiederholten sich in Bordeaux die Greuel in der Bartholomäusnacht, wobei 2500 Bewohner niedergemetzelt wurden. Das war der letzte große Schrecken, den Bordeaux durchzumachen hatte. Mehr und mehr blühte seither in der Stadt der Handel auf; Wohlstand verbreitete sich unter ihren Bewohnern, und im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Bordeaux neben Marseille und Havre zu Frankreichs dritter Seehandelsstadt. Inmitten einer gesegneten Landschaft von Weinbergen und fruchtbaren Anpflanzungen gelegen, reich an prächtigen Straßenzügen, an monumentalen Gebäuden mit einer großen historischen Vergangenheit, bildet Bordeaux heute nach Paris sicherlich die schönste Stadt Frankreichs. Eines ihrer berühmtesten Bauwerke ist die über die Garonne führende gewaltige Brücke, die die Altstadt mit der Vorstadt La Bastide verbindet, die schönste Brücke in ganz Frankreich, die fast einen halben Kilometer lang und fünfzehn Meter breit ist. Sie besteht aus siebzehn steinernen Bogen und wurde von 1811 bis 1821 von Deschamps dem Älteren mit einem Kostenaufwand von fast 8 Mill. Franken erbaut. Obwohl Bordeaux reich an Industrie jeder Art ist, spielt der Weinhandel in der Stadt die größte Rolle. Bemerkenswert ist der Umstand, daß der größte Abnehmer von Bordeaux-Weinen — Deutschland ist. An zweiter Stelle kommen England und Südamerika. Auch der Schiffbau Bordeaux' ist sehr bedeutend; es gibt vier Werften in der Stadt, und auch alle Hilfsindustrien für den Schiffbau sind in der Stadt selbst vertreten.

Die französische Regierung hatte allen Grund nach Bordeaux zu flüchten, denn tags vorher waren die Deutschen zwischen Reims und Verdun vorgerückt.

Die vom Militär verlassene Stadt Reims leistete keinen Widerstand. Die Besetzung erfolgte vielmehr nach einem Bericht der „Kölnischen Zeitung“ verhältnismäßig harmlos:

„Die deutsche Brigade unter Exzellenz v. Suckow, ein Teil der Armee des Generals v. Hausen, hatte sich am Abend des 3. September in breiter Front



Französisches Maschinengewehr im Feuer.

den nordöstlich und östlich von Reims gelegenen Forts genähert. Die Ebene war vom Vollmond ganz weiß beleuchtet. Wären die Forts besetzt gewesen, so hätte die ganze Truppe hingemäht werden müssen. Gegen 10 Uhr abends langte sie bei dem Fort Vitry=les=Reims, das die Patrouille schon ausgekundschaftet hatte, und den Nebenbatterien und auf Fort Nogent l'Abbesse an. Alles war leer, die Kanonen zerstört, die Munition mitgenommen. Noch während der Nacht vom 3. zum 4. wurden auch alle übrigen Forts besetzt. Alle waren in gleicher Weise verlassen und die Geschütze unbrauchbar gemacht. Und dabei waren es großartige Befestigungen, ganz modern und für schwere



Unsere bayerischen Soldaten in den Vogesen. Der willkommene Marketender.

Artillerie vorbereitet. Als der Morgen erschien, wurde die Stadt Reims zur Übergabe aufgefordert. Wohl infolge des Wiederabzuges der kecken Patrouille machte sie Schwierigkeiten, so daß am 4. September um 8½ Uhr früh eine Beschießung begonnen wurde. Nach einer Stunde erschien hoch auf dem nördlichen Münsterturm die weiße Fahne. Und nun zogen unsere Truppen unter dem Gesang deutscher Lieder: „Deutschland, Deutschland über alles" und „Grüß dich Gott, du teure Heimat" in die Stadt ein. Zunächst mit ziemlich geringer Macht. Im Laufe des Tages wurden dann die Kasernen und einige freie Plätze in der Stadt besetzt. Die Beschießung hatte noch verhältnismäßig wenig Schaden angerichtet, aber doch genug, um der großen nichtmilitärischen Menge der Bevölkerung einen blassen Schrecken einzujagen. Verschiedene Häuser waren von Granaten durchschlagen, zum Teil unter Entzündung von Feuersbrunst. An einer Stelle hatte eine Granate ein tiefes Loch in das Pflaster gerissen, in eine Kapelle der Kirche St. André war eine solche eingefallen und hatte den Fußboden vor dem Altar aufgewühlt. Zahlreich waren die vom Luftdruck gesprungenen Fensterscheiben. Ein Schuß hatte auch dicht bei der Kathedrale in den Boden eingeschlagen und einige Spritzer waren an der Außenwand zu sehen. Doch war keinerlei ernsthafte Beschädigung vorhanden. Die Bevölkerung von Reims füllte in großen Mengen die Straßen. Bürger mit weißen Armbinden sorgten für Ordnung. Sie wanderten hin und her zu den von den Granaten zerstörten Häusern, umstanden unsere Soldaten, schauten den deutschen Autos und Reitern nach, die die Stadt hierhin und dorthin durcheilten, umstanden in dichten Gruppen auf der Place Royale das Denkmal Ludwigs XV., der durch eine Inschrift hier als le meilleur des rois bezeichnet wird, und beobachteten die Vorgänge vor dem Rathaus. An den Straßenecken klebten große Plakate. Auf einigen früheren hatte der Kommandant der Festung mehrmals und unter Androhung schwerster Strafen die Bürger aufgefordert, alle Waffen, die sie im Hause hätten, abzuliefern. Schon ein paar Tage vorher, scheint es, hat man die friedliche Übergabe von Reims ins Auge gefaßt, um möglichst Zerstörungen zu verhüten. Zuletzt, am 2. September, hatte der Bürgermeister, Dr. Languet, eine Proklamation erlassen, die die Bürgerschaft darauf vorbereitete, daß der Feind wahrscheinlich in die Stadt eindringen würde, daß man um jeden Preis Ruhe bewahren müsse, um noch größeres Unglück zu verhüten, und daß das Publikum eine ernste und würdige Haltung bewahren möge. Der Aufruf war ein Meisterstück. Da anzunehmen war, daß wir den Anschlag später sehen würden, war jeder verletzende Ausdruck gegen uns vermieden, und er war doch vornehm und würdig. Und dasselbe Zeugnis muß ich den Bewohnern aussprechen.

Gewiß hatten sie vor allem Furcht! Das Schicksal der belgischen Ortschaften, in denen sich Zivilpersonen gegen unsere Truppen vergangen, war ihnen ohne Zweifel bekannt, und Furcht war sicherlich der Beweggrund ihres ruhigen Verhaltens gegen uns. Aber sie fanden sehr schön die richtige Form dafür. Sie waren, in guter Weise, überall liebenswürdig und zuvorkommend, ohne einen Augenblick würdelos zu werden, wie die Belgier in Namur. Ihre Blicke waren voll Trauer, aber nicht finster und verbissen, sondern auch hier mit jenem hübschen Charme, der ihnen eigen ist und der ihnen überall

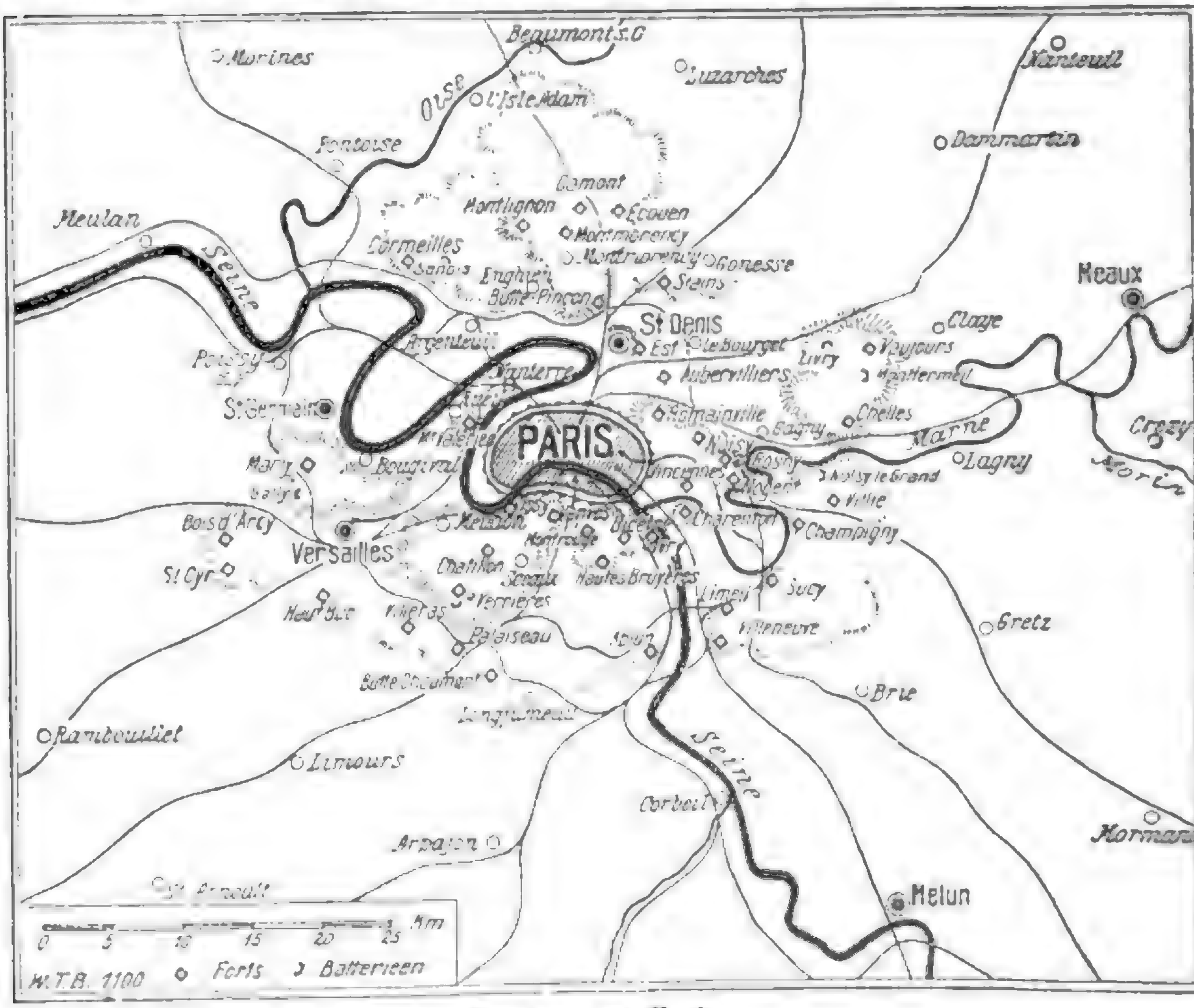


Die Not in Paris: Verteilung von Suppe auf der Straße.

Freunde macht. Sie hatten es aber auch nicht schwer, ihn zu bewahren, denn unsere Leute betrugen sich tadellos. In völliger Ruhe, heiter, ohne irgendein lautes Wort, durchwanderten sie die Straßen, machten kleine Einkäufe, gingen in die Cafés und sprachen, soweit Verständigung möglich war, hier und dort mit den Einwohnern, besuchten mit abgezogenen Mützen die Kathedrale, von deren Bedeutung ihnen der Vorgesetzte erzählt hatte. Nicht eine einzige Handlung des Übermuts oder der Gewalttätigkeit ist vorgekommen.

Und die Bewohner von Reims, die nach den blutrünstigen Bildern ihrer Journale ganz anderes erwartet haben mußten, schienen das auch staunend

anzuerkennen. Die letzte Nummer der großen Pariser Zeitung l'Illustration enthielt ein solches ganzseitiges Bild, auf dem im Hintergrund ein belgisches Dorf in Flammen steht, davor Haufen Getöteter, Männer, Weiber, Kinder aufeinander. Im Vordergrund ein preußischer Infanterist mit brutalem Gesicht, wie er den Fuß auf eine unter ihm liegende erschlagene Frauengestalt



Lageplan von Paris.

setzt. Wie anders sah es hier aus. Wir hörten selbst aus dem Munde von Reimser Bürgern, wie viel sie von ihren eigenen, seit mehreren Tagen auf der Flucht hier durchpassierenden Truppen gelitten hätten, und wie die ganz andere Haltung unserer Leute demgegenüber sie mit Erstaunen berührte. Ich sah mit an, wie einer unserer Leute einem alten Mann, der bedürftig schien, die Hand hinstreckte mit einer Handvoll Gebäck aus seinem eigenen Brotbeutel und den Worten, die wahrscheinlich sein ganzes französisches

Vokabularium in sich schlossen: Voulez-vous? Ebenso wie unsere Soldaten bei ihrem Besuch der Kathedrale still und ohne sich umzuschauen ihr Beutelchen zogen und den Bettlern am Portal ihren Nickel in die Büchse warfen.

So schnell hatten die Franzosen Reims verlassen müssen, daß sie nicht einmal die in der Nähe der Stadt befindliche große Militärflugzeugstation retten konnten. Ihr Wert belief sich auf eine Million Franken und fiel nun den Deutschen in die Hände.



Das Stadthaus in Bordeaux, der augenblickliche Sitz der französischen Regierung.

Reims, früher Rheims, die stark befestigte Hauptstadt des Departements Marne, zählte bei Kriegsausbruch über 120 000 Einwohner. Ihre gotische Kathedrale (1212 gegründet) gehört zu den berühmtesten Schöpfungen der europäischen Kunst und wird uns noch später beschäftigen. Schöne Boulevards und Plätze zieren die Stadt, in der sich eine Akademie der Wissenschaften befindet. Bedeutend ist Reims durch seine Industrie und seinen Handel (Wollwaren, Schaumweine, Pfefferkuchen, Biskuits). Hier fand 496 die Taufe des Frankenkönigs Chlodwig statt. 1429 feierte in Reims die hl. Jungfrau von

Orleans ihren Einzug mit König Karl VII. und am 4. September 1870 erfolgte die erste Besetzung der Stadt durch Deutsche.

Nach einem blutigen Kampf bei Moreuil verzichteten die Verbündeten darauf, Amiens doch noch zu halten und zogen sich in Unordnung zurück. In den folgenden Tagen ergaben sich auch Rouen und Boulogne sur Mer.



Reims in deutschem Besitz.

Durch die Räumung von Rouen (6. September) wurde die Verbindung von Paris mit dem Norden, namentlich mit der Nordküste und den dort befindlichen Häfen, immer mehr unterbunden.

Rouen, die ehemalige Hauptstadt der Normandie, am rechten Ufer der Seine gelegen, 130 Kilometer vom Meer entfernt, Knotenpunkt der französischen Nord- und Westbahn, ist eine bedeutende Handels- und Industriestadt,



Stimmungsbild auf einer nordfranzösischen Landstraße: Links ziehen Wagenkolonnen, rechts marschieren Truppen, in der Mitte fahren Automobile.

die namentlich in der Baumwollindustrie einen hervorragenden Platz einnimmt. Die Einwohnerzahl betrug bei Ausbruch des Kriegs über 120 000. Der Hafen war für Seeschiffe zugänglich.

Im Mittelalter stand Rouen längere Zeit unter englischer Herrschaft. In dieser Stadt wurde die hl. Jungfrau von Orleans verbrannt (1431). Vom 6. Dezember 1870 bis 22. Juli 1871 war die Stadt von deutschen Truppen besetzt.

Über die Hälfte der in Friedenszeiten im Hafen von Rouen verkehrenden Schiffe ist englischer Nationalität. Reich ist die Stadt an Baudenkmälern, unter denen der gotische Dom besonders hervorragt. . . .

Während in Belgien die Belagerung von Antwerpen fortschritt, Städte wie Termonde und Gent von deutschen Truppen besetzt wurden, leisteten die Kameraden in Frankreich mit Windeseile eine Riesenarbeit.

Am schmerzlichsten für die Franzosen war wohl die Kapitulation von Maubeuge mit 40 000 Mann, die am 7. September erfolgte.

Die Festung Maubeuge bildete den rechten Flügelstützpunkt der im Norden Frankreichs liegenden Befestigungstruppe, die aus den Festungen Lille und Maubeuge und einigen zwischenliegenden kleinen Sperrpunkten besteht. Im Tal der Sambre gelegen, sperrte die Festung die hierher führenden Verkehrswege, auf denen die Ardennen zu umgehen sind, darunter namentlich die Hauptbahnlinie Aachen—Lüttich—Namur—Paris.

Nach dem Kriege 1870/71 wurde Maubeuge als starke Festung ausgebaut und mit einem Fortgürtel von 30 Kilometer Umfang versehen, in dem 15 Werke, Forts und Zwischenwerke liegen. Die Befestigung der Nordgrenze war ursprünglich einen Einbruch aus Belgien aufzuhalten bestimmt. Als jedoch später die Belgier selbst die Maaslinie Namur—Lüttich befestigten, schien diese Gefahr beseitigt und legte man daher den Nordbefestigungen keine große Bedeutung mehr bei. Ebenso wie Lille wurde daher auch Maubeuge nicht mehr so verstärkt wie es die neue Artilleriewirkung bedingt hätte. Maubeuge wurde daher in die zweite Klasse, d. h. unter die Festungen, eingereiht, die nicht mehr in vollem Umfange verstärkt werden.

Eine Zeitlang ging man sogar mit dem Plane um, die Festung ganz aufzuheben. Erst in der neuesten Zeit, und namentlich seit der politischen Spannung 1911, drang wieder die Ansicht durch, daß Deutschland unter Nichtachtung der belgischen Neutralität durch das Maas- und Sambretal einbrechen könne. Maubeuge gewann daher neuerdings an Wert und es wurden dort ältere Werke niedergelegt und mit dem Bau von neuen begonnen. Wie weit diese Umwandlung der Festung gediehen war, wurde nicht mehr bekannt. Ein

neues Werk des Generals Maitrot vom Jahre 1913 sagte nur, daß es in der Umwandlung begriffen und vielleicht bald auf der gleichen Höhe wie die belgischen Nachbarn sein werde.



In der Kirche von Hattonchâtel: Instruktion deutscher Soldaten durch einen Offizier.

Die Stadt Maubeuge mit rund 20 000 Einwohnern hat verschiedene industrielle Anlagen, namentlich Fabriken von Zucker, Nägeln, Blech, Kupfer und Eisengeräten, sowie Brennereien, Gerbereien und einige Hochöfen. Nahe nordwestlich liegt das Dorf Malplaquet, bei dem die Österreicher und Eng-

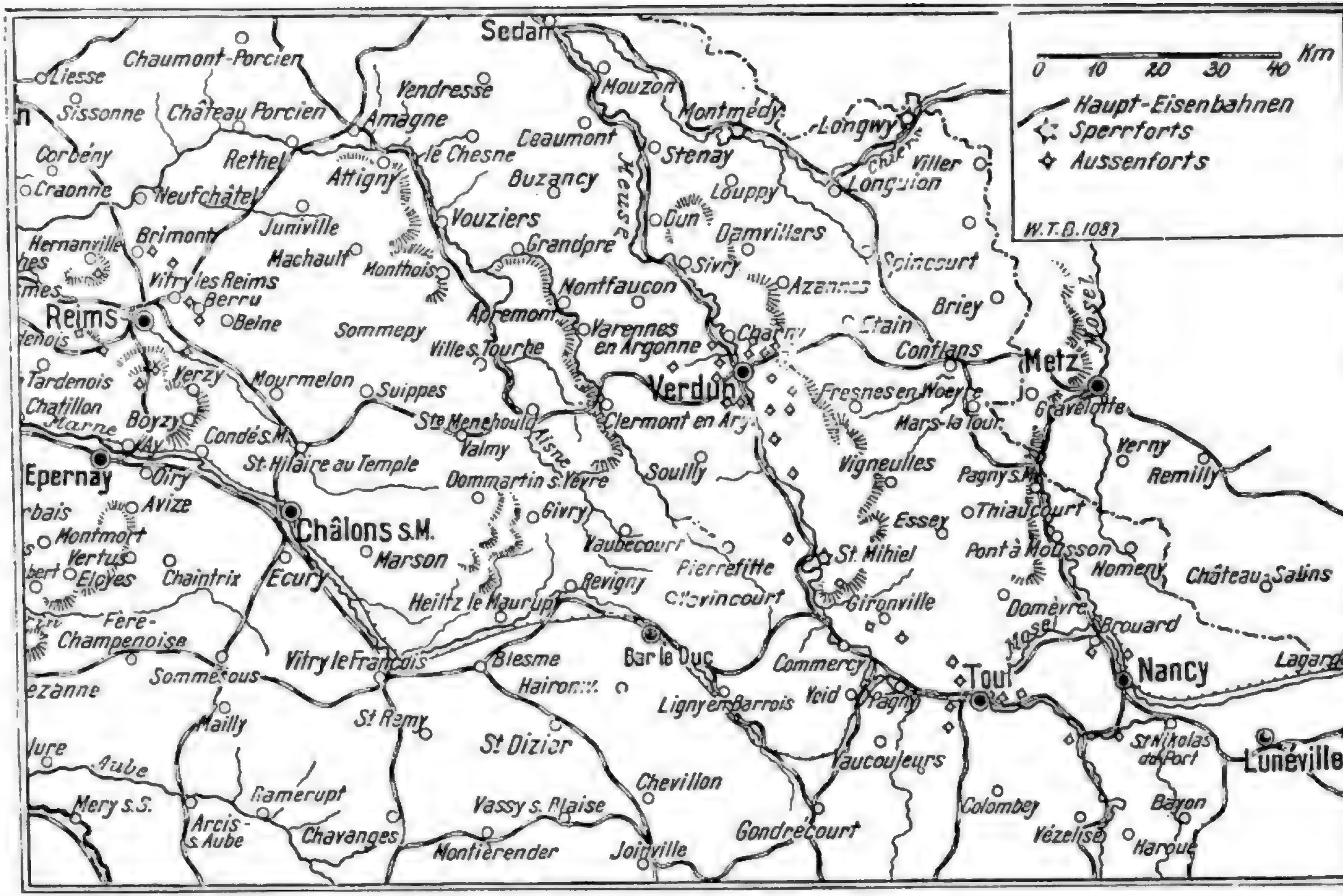
länder am 11. September 1709 unter Prinz Eugen und Malborough über die Franzosen unter Villars siegten.

Die Festung Maubeuge, die im Mittelalter Melbeauge hieß, spielt in der Kriegsgeschichte Frankreichs eine bedeutende Rolle, da sie von jeher ein stark befestigter Platz gewesen ist. Heute hat sie zugleich als eine der bedeutendsten Gewehrfabriken Frankreichs und als einer der wichtigsten Handelsplätze zwischen Frankreich und Belgien erhebliche Bedeutung. Zu Frankreich gehört diese Festung seit dem Jahre 1678, wo sie im Frieden von Nymwegen an Frankreich abgetreten wurde. Schon in den spanisch-französischen Kriegen war Maubeuge der Gegenstand heftigster Kämpfe und wurde im Jahre 1649 von Frankreich erobert. Erst ungefähr 30 Jahre später kam die Festung, wie bemerkt, an Frankreich, das es sich sofort sehr angelegen sein ließ, die Festungswerke stark zu vermehren und zu vergrößern. Der bekannte Festungstechniker Vauban wurde beauftragt, die Stadt durch große, für die damalige Zeit uneinnehmbare Festungswerke zu sichern. Diese Arbeit dauerte zwei Jahre und wurde 1680 vollendet. Tatsächlich schien Maubeuge allen Anstürmen der Feinde gewachsen zu sein. Als im Jahre 1793 hier der Krieg tobte, wurde die Festung von dem Prinzen von Koburg vom 2. Oktober an belagert. Es gelang ihm aber nicht, die Festung einzunehmen. Durch den Sieg Jourdans vom 16. Oktober 1793 wurde die Festung entsetzt. Weitere Einschließung erfuhr die Festung am 20. März 1814 durch die deutsche Nordarmee unter dem Herzog von Weimar. Am 20. Juli 1815 haben die Preußen die Festung Maubeuge unter dem General Tippelskirch blockiert. Sie hielt sich noch bis zum 11. Juli desselben Jahres. An diesem Tage ergab sie sich dem Prinzen August von Preußen.

Sehr richtig bemerkt der Berliner „Tag" in einer ausführlichen Würdigung des Falls von Maubeuge:

Nach französischen Quellen befestigten die Franzosen einen Teil der Nordgrenze unter dem Gesichtspunkt, eine Stellung zwischen den Flüssen la Scarpe (Douai) und la Sambre (Maubeuge) zu schaffen, die einem von Nordosten vordringenden Feind den Eintritt zu wehren hatte. Sie teilten die ganze Verteidigungslinie in fünf Abschnitte:

1. vom Meer bis zur Lys,
2. von da bis zur Scarpe,
3. von da bis zur Sambre,
4. von da bis zur Mosel,
5. von da bis zur deutschen Grenze.



Karte zu den Operationen um Reims und Verdun.

Auf dieser ganzen Strecke ist Maubeuge der wichtigste Punkt und deshalb die „grande place“, der Kern der ganzen Verteidigungslinie. Denn Maubeuge soll den südlich davon stark einspringenden Winkel, die sogenannte „Trouée de Chimay“, flankierend decken, d. h. die Stelle der Grenze, die den kürzesten Weg nach Paris bedeutet, durch das Tal der Oise. Dementsprechend ist Maubeuge nicht als Sperrfort, sondern als Festung ausgebaut.

Die Stadtumwallung, noch aus der Zeit Vaubans stammend, ist in einem Abstand von 5 bis 6 Kilometer von einem Fortgürtel umgeben, der durch Zwischenwerke, sogenannte Ouvrages verstärkt ist, und zwar sind vorhanden sechs Forts, sieben Ouvrages und eine Anzahl von Batterien. Von Norden beginnend, sind ihre Namen folgende: Fort des Sarts, Ouvrage de Bersillies, Ouvrage de la Salemagne, Fort de Boussois, Ouvrage de Rocq, Fort le Cerfontaine, Ouvrage de Ferrière, Fort du Bourdiau, Fort de Hautemont, Ouvrage de Feignies, Fort de Leveau, Ouvrage de Heronfontaine.

Was die Forts betrifft, so sind sie im allgemeinen nicht modernster Beschaffenheit; betonierte Panzertürme mit langen 15,5-Zentimeter-Kanonen sind in Cerfontaine und Boussois (Ostfront), eine Panzerkasematte, d. h. eine gepanzerte Stellung, die den Zwischenraum bestreicht, in Fort Bourdain, Panzerbeobachtungsstände befinden sich in verschiedenen anderen Werken. Dagegen sind die Zwischenwerke — eben die Ouvrages — moderne Zwischenwerke mit zum Teil während des Krieges ausgebauten Infanterie-Anschlußlinien, die ebenfalls mit Hohlräumen versehen sind.

Gegen diese starke Festung wurde unser Angriff in vier Angriffabschnitte eingeteilt: Abschnitt 1 (Nordost) umfaßt den Raum zwischen dem Bach Trouille, d. h. der Linie Givry—Villers—Maubeuge und der Sambre östlich Maubeuge; der zweite Abschnitt reicht von der Sambre bis an die Linie Damousies—Ferrière—Maubeuge; der dritte von da an bis an die Sambre westlich Maubeuge; der vierte (Nordwest) von da an bis an den Trouille. Der Hauptangriff erfolgte hauptsächlich gegen Abschnitt 1, gegen die im Norden und Nordosten belegenen Werke: Fort de Sart, Ouvrage de Bersillies, Ouvrage de le Salemagne, Fort de Boussois, im Anschluß daran wurde auch das Ouvrage de Rocq und das Fort de Cerfontaine unter Feuer genommen.

Die Zwischenwerke erwiesen sich als stark ausgebaut. Zu einem starken Ausbau rechnet man verstärkte Schützengräben, zahlreiche Hohlräume für Munition und Unterstände aller Art, starke Drahthindernisse, zahlreiche tief-eingegrabene und fast nicht zu erkennende Batterien und außerdem eine starke bewegliche Artillerie, die auf der Ostfront einen Panzerzug zur Verfügung hatte, d. h. die Geschütze sind auf gepanzerten, auf Schienenwegen fahrenden



Einer unserer 21 cm-Mörser.

Loren montiert, so daß sie jeden Augenblick einen Stellungswechsel vornehmen und an jedem Punkt eingreifen können, wo ihre Anwesenheit erforderlich oder wünschenswert erscheint.

Infolge dieser starken Zwischenstellungen sah sich die Heeresleitung gezwungen, nicht nur — wie bei Namur und Lüttich — die einzelnen Werke artilleristisch niederzukämpfen, sondern es mußten auch sämtliche Zwischenstellungen und die zahlreichen, sehr geschickt eingebauten Batterien auf der ganzen Angriffsfront (NO) „mit Feuer zugedeckt werden", bis unsere Infanterie zum Sturm übergehen konnte.



Bayerische Kavalleriepatrouillen.

Unsere schwere Artillerie stand anfangs etwa 8—10 Kilometer von den Werken entfernt, ungefähr in der Linie Givry—Merbes— Consolve, aus welcher sie später mit einzelnen Teilen weiter vorrückte. Sie setzte sich hauptsächlich aus den 21-Zentimeter-Mörsern, weittragenden Flachgeschützen, den modernsten Steilfeuergeschützen, darunter auch die von Loncin her berühmten 42-Zentimeter-Mörser, zusammen, zu denen noch zwei österreichische Motorbatterien hinzukamen, die namentlich von Merbes aus große Wirkung aus-



Eine Kriegslist: Maskiertes Geschütz, mit Bäumen und Sträuchern bedeckt.

übten. Die deutschen Angriffstruppen waren dem Feinde ganz bedeutend unterlegen, wie sehr, soll gar nicht gesagt werden, um nicht den Anschein der Ruhmredigkeit zu erwecken.

Nachdem die Forts des Angriffsabschnittes durch unsere Artillerie zum Schweigen gebracht waren — auch die Panzertürme — wurde das Feuer auch auf die Zwischenstellungen verlegt.

Nach etwa halbtägiger Beschießung war auch hier die beabsichtigte Wirkung erzielt, so daß bis zum Mittag des 7. September der Infanterieangriff auf Sturmentfernung herangebracht war. Kurz darauf waren die Stellungen in unseren Händen. Inzwischen waren auch die Werke auf den anderen Fronten zum größten Teil artilleristisch zusammengeschossen.

Unsere Verluste waren verhältnismäßig gering, da die Bezwingung des starken Platzes im großen und ganzen der vernichtenden Wirkung unserer schweren Artillerie überlassen werden konnte. Am 8. September kapitulierte die Festung, um 2 Uhr 30 Minuten begann der Auszug der Gefangenen, darunter 4 Generale und 120 versprengte Engländer, und um 9 Uhr abends hatten 40 000 Mann die Festung verlassen, um sofort auf rasch bereitgestellten Eisenbahnzügen weiter abtransportiert zu werden.

Es wird berichtet, daß die französische Infanterie einen leidlichen, Pioniere und Artillerie einen guten, die Engländer einen sehr unmilitärischen Eindruck machten. Die letzteren bestanden meist aus 18—20jährigen Leuten, die so unmilitärisch wie möglich, wie junge Kaufleute oder Reisende wirkten. Es ist doch geradezu eine Albernheit und ein Verbrechen gegen diese Leute, wenn man sie gegen deutsches Militär schickt. Nach englischer Gewohnheit versuchte der eine und der andere dem siegreichen Gegner im Vorbeigehen die Hand zu schütteln. Aber unsere Leute, die die gefangenen Franzosen wie einen ebenbürtigen Gegner mit schweigender Haltung vorüberziehen ließen, knurrten und murrten, als die Engländer kamen, und jeder in völliger Verkennung der Sachlage den Unsern sich zum shake hand entgegenstreckende Arm brachte seinem Besitzer eine derbe Abweisung. Ein deutlicher Beweis dafür, daß das nicht zu täuschende Volksempfinden, durch alle diplomatischen Veröffentlichungen unbeirrt, den wahren Urheber des ganzen Kampfes kennt und auf eine gründliche Bestrafung hofft, den sogenannten Vetter jenseits des Kanals, der bald zum ersten Male deutsche Soldaten am französischen Ufer sehen wird.

Es sei noch einmal wiederholt, daß die besondere Bedeutung dieser zu einer verhältnismäßig raschen Eroberung führenden Belagerung darin zu erblicken ist, daß wir es hier zum ersten Male in diesem Feldzuge mit einer



Ein 15 cm-Geschütz wird geladen.

französischen Festung zu tun hatten, die mit weit vorgeschobenen Forts versehen war (6 und 7 Zwischenstellungen). Auch war das Vorgelände — und dies ist besonders bemerkenswert — zum Teil schon im Frieden geschickt und sorgfältig in der geschilderten Weise mit Hohlräumen, Panzerungen, Batterien ausgebaut. Gerade auf die Widerstandskraft dieser Zwischenstellungen setzten die französischen Autoritäten sehr große Hoffnungen; aber die vernichtende Wirkung unserer schweren Artillerie, der sich die österreichischen schweren Geschütze ebenbürtig zugesellten, hat alle diese Hoffnungen zuschanden gemacht. Das Erfreulichste daran ist aber auch neben der Beseitigung einer starken Stellung die wenig verlustreiche Arbeit, die unserer Infanterie zum Schluß zu leisten übrig blieb.

Über die Wirkung der Artillerie auch im Feldkrieg berichtet ein Offizier folgendes: Er habe sich eine etwa 75 Meter zurückgezogene Batterie angesehen, die das Bataillon Rost auf 7 Kilometer beschossen hatte, und zwar nur zehn Minuten lang. Imposant und grausig zugleich war der Erfolg: zwei Geschütze, sämtliche Munitionswagen und der Beobachtungswagen waren liegen geblieben. Ein Geschützrohr mit der zertrümmerten Lafette wurde durch die Gewalt einer explodierenden Granate auf einen danebenstehenden Munitionswagen hinaufgeworfen, die Mannschaften dieses Geschützes größtenteils zerschossen und verstümmelt und unter das Geschütz geschleudert. Die übrigen Geschütze wurden dadurch gerettet, daß die Batterie nach den ersten Schüssen die Stellung sofort verließ.

Über die Vorgeschichte der Übergabe erfahren wir aus einem Brief des österreichischen Artillerieleutnants Dr. Hans Stieglandt, der vor Maubeuge österreichische Mörser richtete, ein paar bemerkenswerte Einzelheiten:

Am 5. September gegen 4 Uhr nachmitags kam ein französisches Automobil mit weißer Fahne in das deutsche Hauptquartier und fragte den Oberstkommandierenden, einen prachtvollen alten Haudegen, ob er unter gewissen Bedingungen die Übergabe der Festung annehmen würde. Da schlug der deutsche Befehlshaber mit der Faust auf den Tisch und rief: „Was, Bedingungen? Bedingungslos bis 6 Uhr abends oder ich schieße die ganze Bude in Grund und Boden."

In begreiflicher Erschütterung ist daraufhin der Franzose abgezogen. Nun hat man nicht gewußt, ob der Oberstkommandierende 6 Uhr nach französischer oder nach deutscher Zeit gemeint hatte. Als es nach deutscher Zeit 6 Uhr war, wurde es jedoch klar, welche Zeit der Kommandeur gemeint hatte, denn er befahl die Fortsetzung der Beschießung. Kaum hatte diese aber eingesetzt, als auch schon in rasender Fahrt das Auto mit der weißen Fahne aus Maubeuge herauskam.

Der Kommandant nahm den Brief, den der Parlamentär überbrachte, entgegen und sagte nichts weiter, als: „Schießen einstellen!“ Und damit war die bedingungslose Übergabe von Maubeuge angenommen.



Zerstörte Kirche, die von den Franzosen zur Aufstellung eines Maschinengewehres benutzt wurde.

Leider hatte das deutsche Volk neben dem Tod so manchen schlichten Heldensohnes auch den Verlust eines Prinzen aus regierendem Haus zu beklagen. In den Kämpfen um Maubeuge fiel nämlich der neunzehnjährige Prinz Ernst von Sachsen-Meinigen. Sein Ableben berührte um so tragischer,

als kurz zuvor auch sein Vater, der dreiundfünfzigjährige Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen, bei der Eroberung von Namür auf dem Felde der Ehre geblieben war. Prinz Ernst war ein Schwager des regierenden Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach und des Prinzen Adalbert von Preußen.

Die letzten zwei Wochen hatten die Franzosen dazu benutzt, um große Verstärkungen heranzuziehen und ihr Heer neu zu organisieren. Bereits am 10. September gelang es ihnen daher, mit überlegenen Kräften die Offensive neuerdings aufzunehmen und die Deutschen zurückzudrängen, zumal sie in Erfahrung gebracht hatten, daß die Kriegslage im Osten den russischen Massenheeren gegenüber die Abgabe zahlreicher, bisher im Westen tätig gewesener Truppenteile erheischte.

Der Kriegsberichterstatter des „Corriere de la Sera" wußte zu berichten:

In den ersten Septembertagen wandte sich der Oberkommandant des österreichischen Heeres, Erzherzog Friedrich, an das deutsche Kommando und bat dringend um Hilfe. Am 3. September hatten die Deutschen die klare Überzeugung, daß die neun Armeekorps der Generäle Auffenberg und Dankl Gefahr liefen, vom übrigen Heer abgeschnitten zu werden und daß den vorrückenden Armeen Rußky (fünf Armeekorps) in der Richtung Lemberg und Grodeck, sodann Brussilow (drei Armeekorps), Richtung Watics-Kalusz-Stryj-Mikolyow-Drohobycz, die österreichische Hauptarmee einzuschließen drohten. Zufolge dieser Vorgänge wurde die ganze dritte Armee des Generals Hausen, zwei Armeekorps der zweiten Armee des Generals Bülow und endlich ein Armeekorps der siebenten Armee des Generals Heeringen in den Intervall zwischen Schlesien und Galizien gesandt, um zwischen Krasnobrod und Rawaruska den Rückzug des Generals Auffenberg zu decken.

Um die Wegnahme dieser sechs Armeekorps von den 21 auf dem westlichen Kriegsschauplatz stehenden Armeekorps zu maskieren, griff General von Kluck, von Amiens ausgehend, die Franzosen bei Provins ganz energisch an. Es ist und war zu allen Zeiten eine ausgezeichnete taktische Regel, die von großen Führern angewendet wurde, den Feind energisch anzugreifen, um ihm dadurch die eigene Schwäche zu verbergen. Fast immer gelingt es, den Gegner zu täuschen, welcher in dem offensiven Stoß das Bewußtsein der Kraft und Überlegenheit sieht, während ihn ein passives Verhalten sofort zur Kenntnis der Inferiorität und Schwäche bringen würde. General von Kluck, welcher die Verhältnisse seiner Armee gründlich kannte und der beim Abmarsch von Amiens nach Süden einen wahrscheinlichen Rückzug ins Auge gefaßt hatte, ließ den Abschnitt, den er nun verließ, mit aller Sorgfalt zur Verteidigung einrichten. Und in der Tat benützte er dies vorbereitete Gelände, nachdem

ihn die Franzosen in ihrem kräftigen Vordringen bis Soissons und Péronne zum Rückzug gezwungen hatten, und heute noch sitzt er in den sorgfältig gebauten Fortifikationen.



Deutscher Soldat teilt mit einem kleinen Franzosen die Suppe.

Die Ankunft der deutschen Truppen in Galizien bremste den russischen Vormarsch, der sofort ein langsameres Tempo einschlug. Dieser Erfolg, hauptsächlich aber die immer drohender aufsteigende Gefahr von Frankreich veranlaßten die deutsche Heeresleitung, deutsche Truppen (vielleicht zwei Armee=

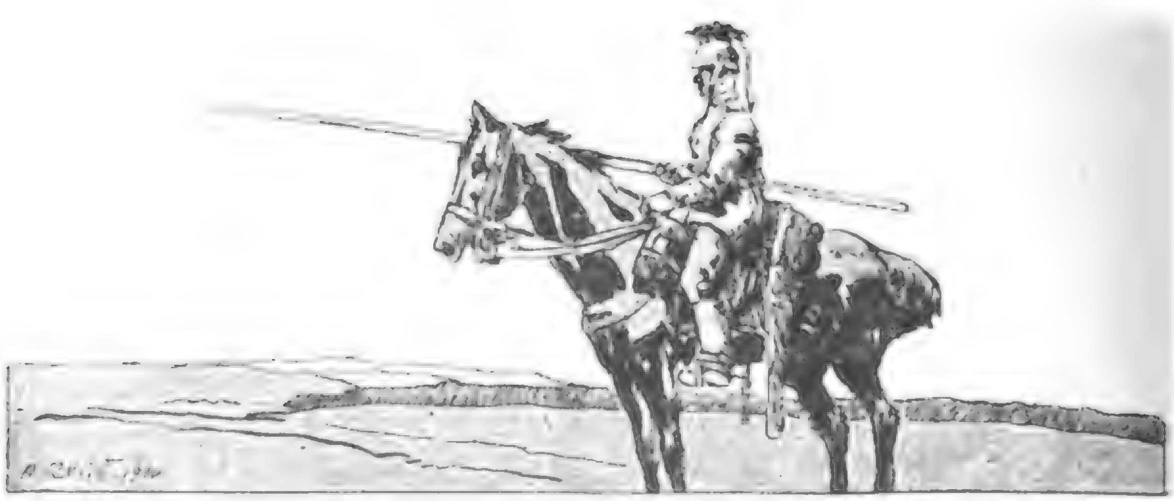
korps) am 1.—18. September nach dem westlichen Kriegsschauplatz zurückzuführen. Sie wurden so ziemlich im Zentrum der deutschen Linie, ungefähr in der Gegend von Laon, eingesetzt.

Stimmt diese italienische Auffassung, so können wir unschwer begreifen, daß die französische Offensive bald zum Stillstand kam. Denn bereits am 19. September stellte die oberste deutsche Heeresleitung fest, daß der Feind auf der ganzen Schlachtfront zur Verteidigung gezwungen sei.

Die Deutschen hatten sich in das Gebiet der Aisne zurückgezogen und dieses so großartig befestigt, daß alle Durchbruchsversuche der Franzosen scheiterten. Im Süden wieder, im Elsaß, standen sich die Feinde nunmehr an der Grenze sozusagen Brust an Brust gegenüber. Ein heißer, langwieriger Stellungskampf begann.

Die nächsten Wochen, ja Monate, änderten daran kaum etwas. Bald gewannen die Deutschen, bald die Franzosen da oder dort einen kleinen Vorsprung. Im allgemeinen aber rückte die Front kaum merklich vor, weder auf der einen noch auf der andern Seite, höchstens daß sie erweitert wurde, so nach dem Fall von Antwerpen in der Gegend auf Calais und Dünkirchen zu.

So endete der erste große Abschnitt des Kampfes in Frankreich.





16. Kapitel.

Die Beschießung der Kathedrale von Reims. Französische Greueltaten. Die Erstürmung der Römerschanze zwischen Toul und Verden. Die zweite Besetzung von Lille. Die Kämpfe im Elsaß.

Der letzte französische Angriff bei Noyon, der von den Deutschen blutig zurückgeschlagen wurde, fand westlich von den Stellungen der Armee Kluck statt und war offenbar dazu bestimmt, die Front der Deutschen zu umgehen. Noyon ist der Eisenbahnknotenpunkt im Oisetal und liegt bereits nordwestlich von Craonne, wo nach allgemeiner Auffassung der rechte deutsche Flügel eine geradezu uneinnehmbare Stellung bezogen hatte. Wäre es den jetzt geschlagenen französischen Armeekorps gelungen, weiter nach Norden vorzudringen, so hätten sie die deutsche Front von hinten packen, ja sogar eine Verbindung mit den in Belgien operierenden Truppen herstellen können.

Das nächste Ziel der Deutschen schien ein Durchbruchsversuch bei Reims zu sein. Wenigstens entbrannte um diese Stadt am 21. September ein heftiger Kampf, während gleichzeitig der deutsche Angriff auf die Sperrforts südlich von Verden zu einem siegreichen Ende gedieh.

Großes Aufsehen in der ganzen Welt erregte die Beschießung der altberühmten Kathedrale von Reims. Die Deutschen hatten die Stadt bei ihrem Rückzug aufgeben müssen und standen jetzt wieder wie Ende August vor ihren Toren. Die Beschießung des Domes erfolgte jedoch nur deshalb, weil die Franzosen ihn selbst zu einem Stützpunkt für ihre Operationen

benutzten. Das Entrüstungsgeheul der zivilisierten „Kulturnationen“ gegen die „Zerstörungswut“ der Barbaren war daher ebenso töricht wie gemein.

Was mit der Stadt geschah, wieviele ihrer Häuser in Trümmer geschossen wurden, darnach fragte von den Franzosen sonst niemand, nur von der Kathedrale sprach ein jeder, selbst der radikalste Zeitungsschreiber, der nie in die Kirche ging, für den sonst die Schändung des Allerheiligsten eine tägliche Herzensangelegenheit war.



Die Kathedrale von Reims.

Gewiß, die Kathedrale von Reims verdiente jeglichen Schutz, zunächst aber doch wohl von den Franzosen selbst, in deren Hand es lag, ob sie beschossen wurde oder nicht. Das Bauwerk bildete ja nicht bloß eine Perle der bildenden Kunst, sondern auch ein ehrwürdiges Denkmal der französischen Geschichte.

Selbst das 18. Jahrhundert, das dem Mittelalter mit Verachtung und Haß gegenüberstand, dem so manches Kunstwerk zum Opfer fiel, liebte und bewunderte den Reimser Dom, „obwohl er gotisch sei“, wie ein Schriftsteller jener Tage sagt. „Die vornehmste von allen Kirchen des Reiches,“ nennt sie

Karl VIII. in einem Briefe, und unter Ludwig XIII. reiht sie gar einer unter die Weltwunder, bei dem „die Kunst ihr Können übertroffen habe".

Es ist der zweite Bau an dieser Stelle. Der erste Dom aus der Karolingerzeit war 1210 in Flammen aufgegangen, und gleich im nächsten Jahre legte man den Grundstein zum Neubau der jetzigen Kathedrale, deren Plan man



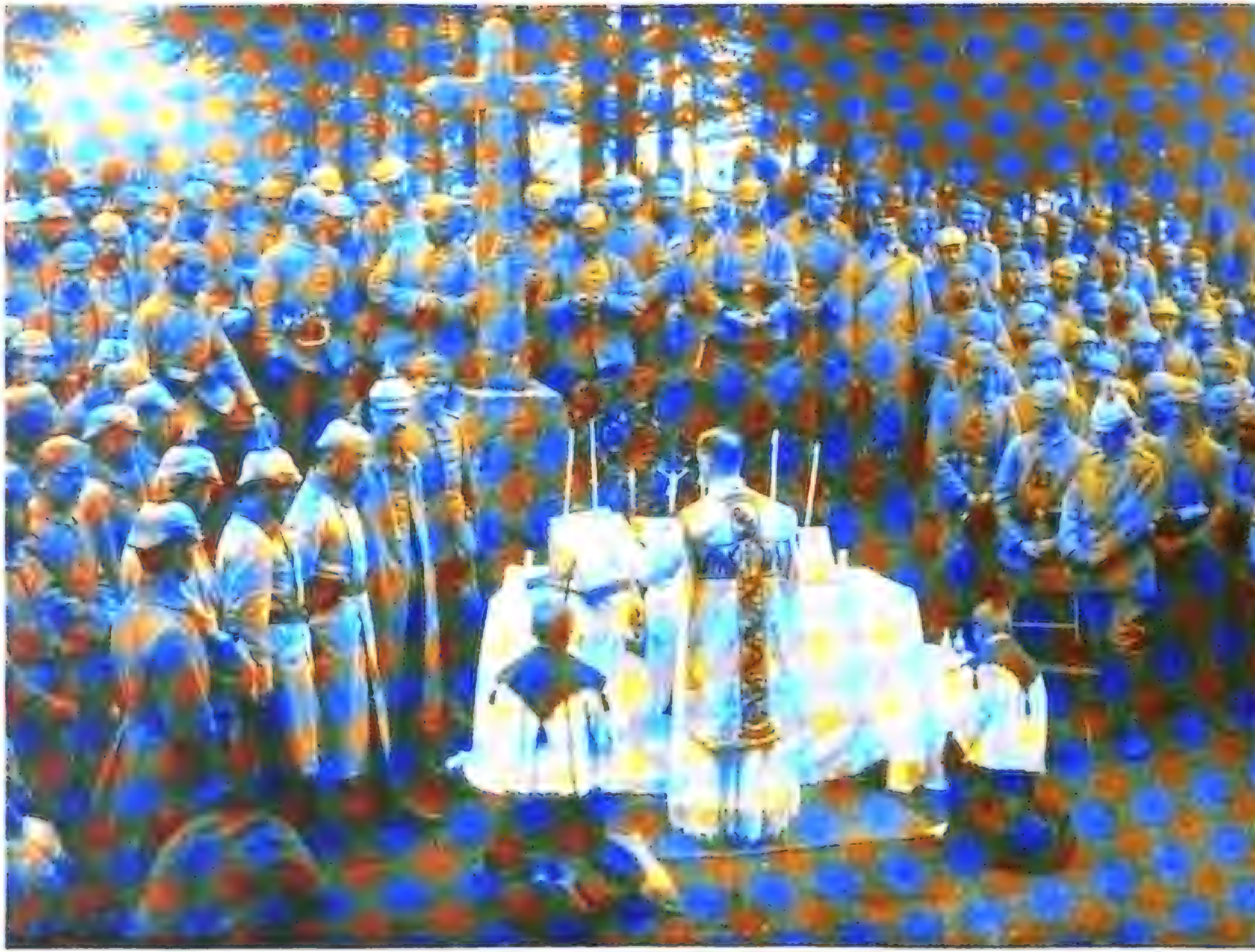
Kundschafter. Originalzeichnung von H. Zeillinger.

lange dem berühmten Robert de Coucy zugewiesen, an dessen unverdiente Ehre noch die Straße in der Nähe des Domes erinnert, der man seinen Namen gab. 1223 wurde schon König Ludwig VIII. im neuen Dom gesalbt und 1226 der erst elfjährige Ludwig IX., der Heilige. Bis zur Mitte des Jahrhunderts gingen die Arbeiten in ungewöhnlicher Schnelligkeit weiter, dann kamen wiederholte Stockungen, und namentlich der hundertjährige Krieg mit den

Engländern mußte die Bautätigkeit fast erlahmen lassen. Aber die Begeisterung für das grandiose Werk ließ doch noch im 14. Jahrhundert, mitten in den Kriegswirren, als den herrlichsten Teil des Baues die Fassade erstehen. Am ersten Geschoß findet man die Inschrift 1381 und an der Königsgalerie 1391. Eine sonderbare Ansicht vertreten manche Forscher, die glauben, daß die Fassade im unteren Geschoß schon im 13. Jahrhundert entstanden sei. Hundert Jahre später habe man dann plötzlich gemerkt, daß die Kirche zu klein sei, um die vielen Menschenmengen bei den Krönungszeremonien aufzunehmen, und auf Befehl des Königs sei die Kirche um drei Joche vergrößert worden. Man habe die Fassade Stein für Stein sorgfältig abgebrochen und an ihrer jetzigen Stelle wieder aufgeführt.

Erst 1481 war die Kathedrale soweit vollendet, wie sie heute vor uns steht. Nur die Helme der Türme fehlten noch. Die Pläne lagen bereits vor, und die Unterbauten waren fertiggestellt, als ein riesiger Brand die Projekte zunichte machte. Es war am 24. Juli, an einem Dienstag, morgens zwischen 11 und 12 Uhr, als man plötzlich am Glockenturm über der Vierung Flammen bemerkte. Arbeiter, die das Bleidach an diesem Turme reparierten, hatten hier oben für ihre Arbeiten ein Feuer angezündet, und als sie in der Mittagspause herunterstiegen, dieses ohne Aufsicht gelassen. Bald hatten sich die Flammen über das ganze Kirchendach ausgedehnt. Das Metall wellte sich, so schildert ein Augenzeuge, wie ein wogendes Meer, floß in glühenden Strömen die Mauer hinab und ergoß sich bis in die Nachbarstraßen. Gegen 9 Uhr abends schien es endlich nachzulassen, aber bald flammte es mit neuer Heftigkeit auf und erlosch erst, als es bis zu den Gewölben gekommen war und das ganze Dach in Asche gelegt hatte. Elf Glocken waren in der Glut geschmolzen.

Sofort am nächsten Tage trat schon das Domkapitel zusammen und überlegte, wie man die Schäden heilen könne. Aber es hat fast vier Jahrhunderte gedauert, bis sie alle beseitigt waren. Am eifrigsten nahmen sich König Karl VIII. und Ludwig XII. der Wiederherstellung an, und seitdem haben sich fast alle französischen Könige mit der Reimser Kathedrale beschäftigt. Freilich nicht stets zu deren Vorteil. Die durchgreifendsten Änderungen und Schädigungen brachten das 17. und 18. Jahrhundert, die auch das berühmte Labyrinth aus dem Mittelschiff entfernten, das die Namen und Bilder der ersten Architekten der Kathedrale trug; die weiter den Lettner zerstörten und einen Teil der Glasgemälde. Erst das 19. Jahrhundert brachte eine methodische Wiederherstellung, die durch Viollet le Duc so ausgezeichnet begonnen war, leider aber nicht mit dem wünschenswerten Takte und der nötigen Schonung fortgeführt wurde. Auf die heftigen Proteste der französischen



Feldgottesdienst in den Vogesen.

Gelehrten hin wurden die Arbeiten dann wieder verständigeren Händen übergeben. Die Restaurierung zog sich bis in die jüngste Zeit hin, und das Holzgerüst, das zu diesem Zwecke noch die Kirche umgab, ging ja bei der Beschießung zuerst in Flammen auf. Bei der Wiederherstellung tauchte natürlich auch der Plan auf, die sieben Türme der Kathedrale mit ihren Helmen zu bekrönen, der aber, Gott sei Dank, nicht ausgeführt wurde. Die vier Türme in den Ecken des Querschiffes sind nur bis zum Dachansatz erhalten, und der Glockenturm, der sich über der Vierung einst erhob, ist nur noch als niedriger Stumpf sichtbar. Hätte man den Türmen ihre Spitzen gegeben, so würde die Kirche ihre eindrucksvolle Monumentalität verlieren, und die Massen, die nun so wuchtig über die Häuser emporwachsen, zumal wenn man vom Bahnhof aus sie sieht, würden ihre Geschlossenheit verzetteln. Diese Kraft und Wucht im Gesamtbilde und die graziöse Leichtigkeit im Detail hat keine Kathedrale so verbunden wie die von Reims. Für das Schicksal dieser zahllosen Details, zumal der einzigartigen weltberühmten Skulpturen, die in den offenen Tabernakeln die Strebepfeiler bekrönen und sich an den Türmen hinaufziehen, oder zu langen Reihen und Friesen verbunden, Fassaden und Querschiff schmücken, für deren Schicksal bangte man am meisten.

Die französische Regierung hat behauptet, die Beschießung der Kathedrale durch die Deutschen sei keine militärische Notwendigkeit gewesen, demgegenüber sei folgendes festgestellt:

Nachdem die Franzosen die Stadt Reims durch starke Verschanzungen zum Hauptstützpunkt ihrer Verteidigung gemacht hatten, zwangen sie selbst das deutsche Heer zum Angriff auf die Stadt mit allen zur Durchführung nötigen Vorkehrungen. Die Kathedrale sollte auf Anordnung des deutschen Armee-Oberkommandos geschont werden, solange der Feind sie nicht zu seinen Gunsten ausnützte.

Seit dem 20. September wurde auf dem Dom die weiße Flagge gezeigt und von den Unsrigen wohl geachtet, trotzdem konnte man auf dem Turm einen Beobachtungsposten feststellen, der die gute Wirkung der feindlichen Artillerie gegen die deutsche angreifende Infanterie bald genug erklärlich machte. Es war notwendig, jenen Beobachtungsposten möglichst rasch zu beseitigen. Dies geschah durch Schrapnellfeuer der deutschen Feldartillerie. Das Feuer schwerer Geschütze wurde auch jetzt noch nicht gestattet und auch die leichte Beschießung sofort eingestellt, nachdem der Posten beseitigt war. Es blieben daher Türme und Äußeres der Kathedrale zunächst unzerstört. Nur der Dachstuhl war in Flammen aufgegangen.

Die angreifenden Truppen schonten also, soviel sie schonen konnten. Die ganze Verantwortung trug der Feind, der ein hochberühmtes Bauwerk unter

dem Schutz der weißen Flagge zu mißbrauchen suchte. Und leider benutzte er es auch in den folgenden Wochen als Position für seine Kämpfe, so daß die Sorge um die Erhaltung der Kathedrale weder bei den Gläubigen, noch bei den Kunstfreunden, vor allem auf deutscher Seite, aufhören konnte.



„Offizierskasino" im Vorpostenbiwak.
Zeichnung eines Oberleutnants im Felde.

Den Franzosen allerdings ging die Trauer um den drohenden Verlust des wunderbaren Gotteshauses kaum zu Herzen, ließen sie sich doch die grausamsten Verletzungen der Genfer Konvention in bezug auf Menschenleben zuschulden kommen, wie von der deutschen Regierung amtlich festgestellt wurde.

Der Protest gegen das völkerrechtswidrige Verhalten französischer Truppen und Freischärler lautete zufolge „Staatsanzeiger“ vom 20. Oktober wörtlich:

In dem gegenwärtigen Kriege haben französische Truppen und Freischärler die zur Verbesserung des Loses der Verwundeten und Kranken bei den im Felde stehenden Heeren getroffenen Bestimmungen der Genfer Konvention vom 6. Juli 1906, die von Deutschland und Frankreich ratifiziert worden sind, in flagranter Weise verletzt. Aus der großen Zahl bekannt gewordener Fälle werden in den Anlagen diejenigen aufgeführt, die bereits durch gerichtliche Vernehmungen oder dienstliche Meldungen einwandfrei festgestellt worden sind. An der Spitze der Genfer Konvention steht als einer der ersten Grundsätze des Kriegsrechts, daß die Verwundeten und Kranken des feindlichen Heeres ebenso wie die Verwundeten und Kranken des eigenen Heeres geachtet und versorgt werden sollen. (Art. 1, Abs. 1.) Diesem Grundsatz haben französische Truppen und Freischärler ins Gesicht geschlagen, indem sie deutsche Verwundete, die in ihre Hände gefallen sind, nicht nur roh behandelt, sondern auch beraubt, ja sogar in bestialischer Weise verstümmelt und ermordet haben (Anlage 1—8). Für die beweglichen Sanitätsformationen sehen die Artikel 6 und 14 der Genfer Konvention besonderen Schutz vor. Diesen Bestimmungen zuwider haben französische Truppen deutsche Automobile mit Verwundeten angegriffen (Anlage 6) und Sanitätswagen beschossen (Anlage 11—14), obwohl das Rote Kreuz deutlich erkennbar war; auch wurden deutsche Lazarette überfallen und das Personal und die Ausrüstung beraubt (Anlage 7). In völkerrechtswidriger Weise vergingen sich ferner französische Truppen gegen den Artikel 9 der Genfer Konvention, der das Sanitätspersonal der kriegführenden Heere schützen, ja sogar als neutral behandelt wissen will. Wie sich aus den Anlagen ergibt, wurde der Führer einer Sanitätskolonne von dem französischen Truppenführer verhaftet und weggeschleppt (Anlage 9). Ein Arzt, der zu einem Verwundeten wollte, wurde von französischen Truppen erschossen (Anlage 10). Auch wurden Ärzte und Begleitmannschaften eines Sanitätswagens unter Feuer genommen (Anlage 11), sowie Krankenträger bei der Bergung von Verwundeten durch französische Truppen und Freischärler angegriffen, verwundet und getötet (Anlagen 12—14) oder zu Kriegsgefangenen gemacht (Anlage 15). Ebenso wurde ein deutscher Feldgeistlicher von französischen Truppen gefangen genommen und wie ein gemeiner Verbrecher behandelt (Anlage 8). Die Kaiserliche Regierung bringt mit Entrüstung diese dem Völkerrecht und der Menschlichkeit hohnsprechende Behandlung deutscher Verwundeter, deutscher Sanitätsformationen und deutschen Sanitätspersonals zur öffentlichen Kenntnis und legt hiemit

feierlich Verwahrung gegen die unerhörten Verletzungen des von allen Kulturstaaten geschlossenen Weltvertrages ein.

In der Anlage 1 sagt Grenadier Hänseler der 2. Kompagnie, 3. Bataillon der Garde-Ersatzbrigade über die Vorgänge am 5. September 1914 an der Eisenbahnbrücke über die Meurthe nördlich Rehainviller aus: Die Franzosen



Französische Feldküche im Betrieb.

traten die liegengebliebenen Leute unseres Zuges mit Füßen, und als sie Lebenszeichen durch Schreien oder Stöhnen gaben, hörte ich Schüsse, auch ich erhielt einen Fußtritt, verhielt mich aber völlig ruhig. Bei eintretender Dunkelheit sah ich mich nach verwundeten Kameraden um und stellte fest, daß sie nach ihrer Lage tot sein mußten, während sie am Morgen nur leicht verwundet waren.

Anlage 2: Franz Mevissen, 4. Esk. Jäg.-Reg. zu Pferde Nr. 7, sah am 7. September südwestlich Arlons auf belgischem Gebiet aus einem Versteck,

wie die Franzosen in der hellen Nacht auf dem Gefechtsfelde umhergingen und verwundete deutsche Jäger mit Lanzen erstachen.

Anlage 3: Der Musketier Theodor Mündel von der 9. Komp. des Inf.-Reg. 138 wurde am 23. August bei Lüneville verwundet. Ein Franzose, der Revolver und Degen trug, fragte einen neben Mündel liegenden Gefreiten in gebrochenem Deutsch, wo er verwundet sei. Der Gefreite antwortet: am



Prinzessin Helmtrud (×), die Tochter des Königs von Bayern,
ist als Schwester im Roten Kreuz tätig.

Fuß. Darauf schoß der Franzose den Gefreiten mit dem Revolver durch den Kopf. Bei der Rückkehr des Franzosen erhielt Mündel selbst mit dem Bajonettkolben einen Schlag gegen die rechte Schläfe und über die linke Schulter, obwohl die bereits erlittene Verwundung an dem starken Austritt des Blutes durch die Uniform deutlich bemerkbar war.

Anlage 4: Der Musketier Kampen der 8. Kompagnie des Infanterieregiments 78 sah am 29. August nahe bei Guise bei St. Quentin, wie ungefähr



Großes Kriegslazarett in einem Berliner Konzertsaal.

50 französische Soldaten unter Führung mehrerer Offiziere im Zickzack über das Schlachtfeld gingen und mit dem Bajonett auf Verwundete einstachen, so auf einen Verwundeten, der zehn Schritt von Kampen entfernt lag. Als er um Hilfe rief, schoß ihn ein französischer Offizier mit der Pistole in den Mund. Kampen selbst, der sich tot stellte, erhielt neun leichte Verletzungen mit dem Bajonett.

Anlage 5 enthält einen Bericht der Oberärzte Neumann und Grünfelder einer bayerischen Pionierabteilung über die Beraubung und Verstümmelung deutscher Soldaten des 35. Landwehrregiments bei Orchies. Aufgefundene Leichname waren der Schuhe, Strümpfe und sämtlicher Erkennungszeichen beraubt, ein Mann war von rückwärts niedergeschossen worden, er lag aber auf dem Rücken, Mund, Nase und Augen waren mit Sägespänen vollgestopft, am Halse Würgezeichen, das Gesicht blaurot, eine Folge des Erstickungstodes. Einem anderen war der Goldfinger glatt am Knöchel abgeschnitten, in der Bauchwand saßen vier Schußlöcher, vom Pulverrauch eingefaßt, ein Zeichen, daß die Schüsse aus unmittelbarer Nähe abgegeben worden waren. Fünf andere Erschlagene zeigten nur Verletzungen durch stumpfe Gewalt, einem waren die Augen ausgestochen. Aus den festgestellten Tatsachen ergab sich, daß ein großer Teil der Leute unverwundet in die Hände der Feinde gefallen waren.

Anlage 6 betrifft den Überfall von Verwundetenautomobilen, die die Genfer Flagge führten. So bei Bethencoutt am 8. September: Verwundete und Führer wurden ermordet und beraubt.

Anlage 7 enthält Meldungen eines Armeearztes der 2. Armee, wonach ein Kriegslazarett des 2. Armeekorps in Peronne von den Franzosen allen Personals und Materials beraubt wurde.

In Anlage 8 berichtet der katholische Feldgeistliche, Redemptoristenpater Bernhard Brinkmann, der am 7. September nach dem Gefecht bei Esternen, bei Trefols von Gendarmen abgeführt, in ein schmutziges Gefängnis ohne Fenster gebracht und ohne Nahrung gelassen wurde. Am anderen Tage wurde er durch eine Kette mit einem gefesselten französischen Zivilverbrecher zusammengeschlossen und mit diesem mehrere Tage unter dem Hohn und Spott der Bevölkerung durch viele Dörfer transportiert. Auf der Gendarmeriestation wurden ihm Uhr, Geld, Hosenträger und die Rote-Kreuz-Binde abgenommen, obwohl er Papiere besaß. Am 11. September erfolgte die Vernehmung durch das Kriegsgericht in Chateau-Thierry. Obgleich am andern Morgen schriftlich die Freilassung verfügt wurde, ist ihm das betreffende Schreiben verheimlicht und er noch volle drei Tage auf dem Bahnhofe zurückbehalten worden.

In den Bahnhofbauten waren ungefähr 300 Gefangene, fast nur Verwundete und Kranke, untergebracht. Einrückende Franzosen untersuchten die Kleider der Verwundeten, nahmen für sich, was ihnen beliebte, insbesondere Geld und Uhren. Die Verwundeten lagen Tag und Nacht auf dem Steinboden in offenen Schuppen bei Regen und Sturm. Die Wundpflege der Gefangenen wurde vollständig vernachlässigt. Brinkmann erzählt noch einzelne Fälle empörender Roheit in der Behandlung der hungernden Gefangenen.

Die Anlage 9 berichtet, daß am Postamt der Stadt Vio eine gerade gebildete Sanitätskolonne mit der Genfer Binde stand, als französische Truppen die Stadt besetzten. Der Major wollte die Sanitätskolonne als



Prinz Franz von Bayern,
ein Sohn König Ludwigs, wurde leicht verwundet.

Befreite begrüßen, was der Gerichtsassessor Eyles als deren Führer scharf ablehnte. Eyles wurde verhaftet und später von den Franzosen mitgenommen.

Nach Anlage 10 wurde der Oberarzt Dr. Stammer vom Ulanenregiment 19 bei Villers la Montagne von französischen Schützen aus nächster Entfernung erschossen, obwohl sie die Rote-Kreuz-Binde unbedingt sehen mußten.

Nach Anlage 11 erhielt am 19. August bei Guenzbach ein mit einer großen Roten-Kreuz-Flagge versehener Sanitätswagen des zweiten Bataillons des Landwehr-Infanterie-Regiments 123 bei der Abfahrt Schnellfeuer, obwohl das Rote Kreuz bei dem klaren Wetter weithin kenntlich sein mußte und der Feind in etwa 400 Meter Entfernung lag.

In der Anlage 12 berichtet die sechste Infanterie-Division an das Generalkommando des dritten bayerischen Armeekorps, daß am 26. August bei Maize Krankenträgerpatrouillen und eine Sanitätskompagnie beim Absuchen des Gefechtsfeldes nach Verwundeten von französischer Infanterie ohne Rücksicht auf das Rote Kreuz beschossen worden seien.

In der Anlage 13 berichtet der Etappendelegierte Graf Reichenbach aus Valenciennes, daß in der sonst sicheren Gegend mit einer Krankentransportabteilung auch 13 Mann der freiwilligen Krankenpflege beim Heranschaffen von Verwundeten trotz der deutlichen Roten-Kreuz-Abzeichen durch die Bevölkerung überfallen wurden. Sechs Mann waren tot, einer wurde verletzt.

Nach Anlage 14 wurden am 22. September die Krankenträger und Krankenwagen der 2. Sanitätskompagnie der 10. Infanteriedivision bei St. Remy von den Franzosen auf etwa 50 Meter unter heftiges Feuer genommen. Einige Franzosen liefen direkt auf die Krankenwagen zu und erschossen in einem derselben drei bereits eingelieferte Verwundete, den Wagengefreiten, den Fahrer und die beiden Pferde. Die Kompagnie hatte acht Tote und neun Schwerverletzte.

Nach Anlage 15 wurden fünf Krankenträger, die in Baccarat zur Pflege der deutschen und französischen Schwerverwundeten zurückgelassen worden waren, am 14. September von den französischen Militärbehörden nach Rambervillers gebracht und dort gleich Gefangenen behandelt. Ein französischer Gendarm nahm ihnen die Neutralitätsbinde weg. Der meldende Oberarzt Dr. Starck wurde am 18. September von Rambervillers nach der Schweiz geführt, fünf Krankenträger jedoch trotz der Bitten des Arztes zurückgehalten mit der Bemerkung „ce ne sont plus vos hommes“. . . .

Geradezu scheußlich war der Überfall auf eine deutsche Sanitätskolonne bei Orchies am 23. September. Hier fielen sieben Mann einer Abteilung freiwilliger Krankenpfleger der französischen Mordwut zum Opfer.

Die Abteilung hatte den Auftrag, von Valenciennes aus in einer Stärke von 13 Mann mit Mannschaften anderer Verbände in sieben Kraftwagen, darunter drei großen Verwundetentransportwagen, in den Ortschaften der Umgegend versprengt liegende Verwundete heranzubringen. In St. Armand wurden in einem improvisierten Lazarett französische Verwundete vorgefunden, von denen 12 Transportfähige auf den Krankenwagen mitgenommen wurden. Auf der Weiterfahrt erhielten die Krankenwagen plötzlich aus dem Ort Orchies heftiges Feuer. Die im Besitze von Schußwaffen befindlichen Wagenführer und Begleitmannschaften (die freiwilligen Krankenpfleger

dürfen keine Schußwaffen führen) erwiderten das Feuer. Die Bevölkerung der Gegend sammelte sich sofort in Scharen, und es hatte den Anschein, als ob die Einwohner des zuletzt durchfahrenen Ortes bereits von dem geplanten Überfall verständigt wären. Sämtliche Krankenwagen trugen weit sichtbar die Fahne des Roten Kreuzes. Trotzdem wurden sie alle beschossen. Auf Anordnung des führenden Oberstabsarztes machten alle Wagen kehrt und fuhren in beschleunigtem Tempo nach dem Etappenort zurück. Dort wurde festgestellt,



Ein Kriegshund führt zu einem im Wald liegenden Verwundeten.

daß drei Kraftwagen mit sieben Mannschaften der freiwilligen Krankenpflege in die Hände der Franktireure gefallen waren. Es ist nicht gelungen, die Leichen der Getöteten, der Vermißten und die Wagen aufzufinden.

Und eine Nation, die solche Verbrecher in ihren Reihen zählte, wagte es, von deutschen „Barbaren" und ihrer Zerstörung hervorragender Kunstwerke zu sprechen, statt ihr Haupt schamhaft zu verhüllen und über das bodenlos

gemeine Gesindel zu klagen, das den französischen Namen schändet für alle Zeiten! . . .

Rascher als bei Reims kamen die Deutschen im Festungsbezirk nächst Verdun ans Ziel. Bereits am 21. September überschritt der Angriff gegen die Sperrlinie südlich von Verdun siegreich den Ostrand der vorgelagerten Cote Lorraine, während ein von der Ostfront der Festung Verdun unternommener französischer Ausfall völlig scheiterte.

Am folgenden Tag wurde Varennes, östlich vom Argonnenwald, von den Deutschen genommen. Drei Tage später fiel das Fort Römerschanze (Camp des Romains) bei St. Mihiel, und deutsche Truppen überschritten neuerdings die Maas.

Infolgedessen stellten am 26. September die übrigen Sperrforts ihr Feuer ein, und die deutsche Artillerie sah sich nunmehr im Kampf mit Kräften, die der Feind auf dem westlichen Maasufer in Stellung gebracht hatte. Die Deutschen standen nunmehr im Argonner Wald in einer Front nach Nordwesten gegen den äußersten östlichen Flügel des französischen Heeres.

Schon von Norden her waren vor etwa zwei Wochen die Belagerungstruppen des Kronprinzen von Verden nach erbittertem Kampf in das Städtchen Vorennes in den Argonnen eingerückt, so daß jetzt der Nord- und Ostflügel des Argonner Waldes von deutschen Heeren mit eiserner Faust umklammert ward.

Die Argonnen bilden die letzte Stufe der großen Gebirgskette, die von den schroffen Gipfeln der Vogesen allmählich bis zu den schlachtberühmten katalaunischen Gefilden bei Chalons und dem fruchtbaren Pariser Flachland herniedersteigt. Der Leser wird sich entsinnen, daß vor der Beschießung des Sperrforts Camp des Romains die sechste Armee des Kronprinzen von Bayern von der Hochebene Wsèvre aus die eigenartigen Gebirgskämme der Cotes Lorraines im Sturme nahm, ebenso wie mehr nördlich der preußische Kronprinz die Ausläufer dieses Höhenzuges eroberte. Die französische Geographie rechnet diesen Höhenzug ebenfalls zu den Argonnen, während er von der geologischen Wissenschaft als dritte lothringische Rippe gezählt wird. Die erste ist dann die lothringische Seenplatte, die zweite der Gebirgsrücken, der sich von Metz die Mosel entlang bis jenseits Nancy erstreckt. Der Name Cote Lorraine ist in Frankreich eigentlich nur für die kurze Strecke üblich, die zwischen Toul und Verdun verläuft; ihren südlichen Abschnitt, auf dem die Sperrforts Lionville und Gironville aufgebaut sind, nennt man dort den Wald von Apremont. Von Osten nach Westen führen durch die Argonnen eine Reihe von Pässen, die in der Kriegsgeschichte des 18. Jahrhunderts eine große Rolle spielten. Im

Kriege 1870/71 wurden sie ohne größere Schwierigkeiten genommen, wie sie auch jetzt wohl keine besondere Bedeutung haben. Die Länderteilungen der fränkischen Könige, besonders der Karolinger, haben immer ihre Grenze in den Argonner Wald verlegt. So entstand im Jahre 843 nach dem Teilungsvertrage von Verdun an der Scheidegrenze der jetzigen Cotes Lorraines das Reich König Lothars, Lotharingien, das heutige Lothringen, an das sich westlich im Reiche Neustrien die Champagne (das heißt das Gefilde) anlehnte. Die Grenze des Herzogtums Lothringen, das später in Oberlothringen mit



Vor Verdun: Französische Soldaten im Anschlag hinter einer Kanalböschung.

Trier und Metz und in Niederlothringen mit Aachen, Lüttich und Cambray zerfiel, blieb bis in die Zeit Ludwigs XIV. mit einzelnen Veränderungen erhalten. Damals fielen die geistlichen Gebiete Lothringens, die Bistümer Metz, Verdun und Toul, an Frankreich, denen unter Ludwig XV. die Herzogtümer Lothringen und Bar folgten. Daß aber Lothringen nicht nur politisch, sondern auch sprachlich von dem übrigen Frankreich verschieden war, zeigen noch heute die Namen mit W, wie Wëvre, Woël und Longwy.

Die Erstürmung der Römerschanze bei St. Mihiel war eine Heldentat des berühmten 11. bayerischen Infanterieregiments „Von der Tann". Nach dem Bericht eines Mitkämpfers in der „Frankfurter Zeitung" war am

22. September das ganze Regiment „Von der Tann“ auf dem Weg bis Savonnières, zehn Kilometer von der Römerschanze entfernt, zusammengezogen.

Am 23. September nachmittags 3 Uhr begann hier die Musik der 28-Zentimeter-Mörserbatterie, die Granatstücke von solcher Größe und Schwere verschlang, daß man nur schaudernd an den Hunger von Nr. 42 denken konnte. Bereits der dritte Schuß soll gesessen haben, wobei ein Fesselballon die Beobachtung der Geschoßwirkung unterstützte.

Den nächsten Tag donnerte die „grosse pièce“ weiter; die Infanterie-Aufklärung ging an diesem Tage bereits 700 Meter vor das Fort.

Um 1/2 2 Uhr nachmittags traten die tapferen Bayern den Vormarsch an, immerfort durch Waldungen, Lichtungen und über Höhen, wo verlassene Schützengräben und weggeworfene französische Ausrüstungsstücke lagen. Eine letzte, sehr steile Steigung führte an den Waldrand. Als die Bayern heraus-



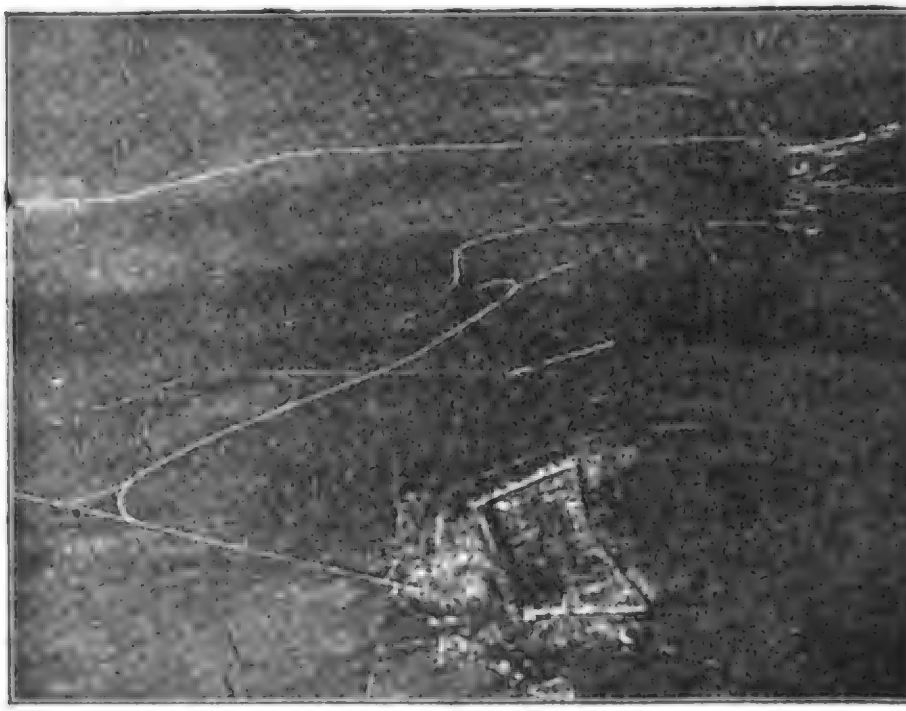
St. Mihiel.

traten, war alles, was weniger kartengelehrt war, aufs höchste erstaunt, sich auf dem weißen Sande des sogenannten alten Exerzierplatzes bei St. Mihiel zu befinden. Rechts davon lagen die Kasernen. Im Hintergrunde aber breitete sich das vielfach verschlungene Band der Maas aus, an der Biegung eingefangen durch die hohen Häuser der schönen Stadt St. Mihiel, mit Brücken, Inselchen, Waldungen, Wiesen und weitem Land. Gerade vorn lag das furchtbar rauchende Fort, in das fortgesetzt neue Mörsergeschosse, über die Köpfe der Soldaten sausend, niederfielen.

Mit Beginn der Dunkelheit grub sich unsere Infanterie 70 Meter vor dem Fort in Sturmstellung ein. Hui! da sausten auch schon die Kugeln wiederum. Auf Camp des Romains war es lebendig geworden, heftigstes Gewehrgeprassel und Mitrailleusengetick empfing den Angreifer und hörte nicht auf, ihn zu begrüßen, bis das Schicksal des Berges an der Maas durch die Kapitulation besiegelt war.

Die uns zugeteilten 16. Pioniere begannen bereits am Abend ihre Heinzelmann-Tätigkeit, besonders in dem das ganze Fort umgebenden Gewirr von Drahthindernissen.

Camp des Romaines, zu Deutsch die Römerschanze, hat die Form einer viereckigen Redoute mit der Front nach Osten; der Eingang befindet sich an der Kehle im Westen. Unsere zwei Sturmbataillone wurden auf die Schulterpunkte und Facen des Forts in acht Sturmkolonnen angesetzt, der Anzahl der



Das französische Sperrfort Camp des Romains,
aus 2500 m Höhe von einem deutschen Flieger aufgenommen.

Kompagnien entsprechend; jede Sturmkolonne wurde durch zugeteilte Pioniere verstärkt. Das 1. Bataillon griff rechts, das zweite links an. Der Angriff zum Sturm begann am 25. September, 5 Uhr 30 Minuten. Am Abend vorher war das Fort als noch „nicht sturmreif" erklärt worden, dennoch wurde der Befehl zum Angriff erteilt, und der Angriff gelang.

Nach Überwindung der Drahthindernisse gelangten die Sturmkolonnen durch Breschen und Löcher auf den äußeren Wall und von dort in den Hauptgraben, in den die Sturmleitern hinabgelassen wurden. Der Hauptgraben ist 12 Meter breit und auf der äußeren Kante 8, auf der inneren 7 Meter hoch. Aus der Tiefe dieses Grabens richtete die nachdrängende Infanterie die

Sturmleitern auf das jenseitige Ufer, auf den Hauptwall, der mit kühnem Mut genommen wurde.

Daß alle diese Bewegungen im stärksten feindlichen Feuer erfolgten, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Aus allen Mauerlöchern, Schießscharten und unterirdischen Schlünden flogen die Geschosse gegen die Unsrigen. Es war ein Nahkampf auf Tod und Leben. Die Pioniere, mit Handgranaten, Stinkbomben und Brandfackeln ausgerüstet, räucherten den Feind buchstäblich aus seinen Löchern heraus. Was nicht erschossen oder geflüchtet war, wurde in seinem unterirdischen Schießwinkel verschüttet. Aber auch als der Hauptgraben bereits genommen war, hörte das Schießen einzelner, die sich versteckt hielten, nicht auf. Nachdem auch die vom 6. Infanterieregiment (Amberg) gestellte Unterstützung an den Hauptwall herangekommen war, erkannten die Franzosen allerdings die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes und die Kapitulationsverhandlungen begannen. Um 8 Uhr 20 Minuten vormittags waren sie zu Ende geführt: die Römerschanze gehörte den Deutschen.

Nach der Kapitulation stieg die ganze unterirdische Welt des Forts an das Tageslicht empor. Aus allen Ecken tauchten die Verteidiger auf, Artilleristen in blauer Uniform mit schwarzem Käppi, Infanteristen in Blau und Rot. Viele von ihnen hatten große, gelblich-schwarze Brandwunden an Gesicht und Händen. An einem Platz, wo sie gesammelt wurden, ließen sie sich willig und erschöpft nieder. Über 800 Mann Besatzung hatte das Fort gehabt, über 500 streckten die Waffen. Der Divisionsbefehl gab 5 gefangene Offiziere, 354 unverwundete und etwa 50 verwundete Mannschaften als Gefangene bekannt. Während des Sturmes hatte die 11. Infanterie-Brigade feindliche Entsatzversuche siegreich zurückgeschlagen.

Eine Besichtigung des Forts nach der Kapitulation zeigte die ungeheuren Schäden, die die Mörser angerichtet hatten. Unglaublich tiefe Löcher gähnten in dem Boden und waren in die Gewölbe des Forts eingerissen. Außerordentlich viel Munition war vorhanden. In den Kasematten befanden sich Lebensmittel auf mindestens drei Monate, die Fleischkonserven waren batterieweise aufgebaut, zentnerweise gab es Zucker, tonnenweise Wein und Fruchtschnaps, auch eine eigene Bäckerei fehlte nicht.

Durch die Kapitulationsbedingungen wurde der tapferen Besatzung Abzug mit militärischen Ehren gestattet, die Offiziere behielten ihre Degen. Bis 2 Uhr nachmittags wurde den Franzosen Frist zur Verpflegung ihrer Verwundeten und zur Bestattung der Toten gelassen. Alles Gepäck, auch das Offiziersgepäck, durfte mitgenommen werden, dagegen wurden die militärischen Karten abgenommen. Um 2 Uhr nachmittags vollzog sich der Abmarsch

der Gefangenen. Aus dem Westausgang des Forts marschierten sie langsam heraus, in Marschkolonnen, zwei große Trupps, zwei Gruppen von Verwundeten folgten. Auch eine Frau, wahrscheinlich die Frau eines Beamten,



Von den Franzosen gesprengte Eisenbahnbrücke auf der Strecke Thiancourt-Toul,
an welcher man die Eisenbahnschienen in der Luft schweben sieht.

befand sich in dem Zuge; ärmlich gekleidet, mit einem Kopftuch um das Haar. Zuletzt kamen die Offiziere, unter ihnen schritt am Stocke der Kommandant, ein alter französischer Oberst. Die bayerische Flagge wehte von seinem

Fort. Die Bayern standen in Paradestellung an der Straße, die von Camp des Romains nach St. Mihiel führt. Zweimal, vor Mannschaften und Offizieren, präsentierten sie die Gewehre, zweimal senkten sich die Fahnen.

Am Abend dieses Tages zogen die Bayern in St. Mihiel ein, das seitdem das Bild einer eroberten Stadt bot. . . . Abenteuerlich genug war das Leben



Der 77jährige Bezirksfeldwebel Lucas
aus München, der als Kriegsfreiwilliger im Reservelazarett auf dem Marsfeld Dienst tut.

auf den Straßen. Überall standen Gruppen von Soldaten gestikulierend mit Einwohnern herum. Auf den Plätzen und breiteren Straßen führten Feldküchen, Sanitätswagen, Bagage- und Proviantfahrzeuge ein beschauliches Dasein. . . .



Ein deutscher Panzerzug auf einer Erkundungsfahrt in Nordfrankreich.

Der denkwürdige historische Tagesbefehl an die siegreichen Truppen lautet wörtlich:

„Die bayerische 6. Infanterie-Division mit zugeteilter preußischer Fußartillerie und Pionieren hat heute das Sperrfort bei St. Mihiel im Sturm genommen. Die Fußartillerie und ein Teil der Feldartillerie hat in dreißigstündigem Kampf vorgearbeitet; die 12. Infanteriebrigade mit den 16. Pionieren hat in dreistündigem Kampfe Stein um Stein, Wall um Wall, das Werk erobert; die 11. Infanterie-Brigade mit dem Rest der Feldartillerie hat in langem schwerem Kampf feindliche Entsatzversuche abgewiesen.

5 Offiziere, 453 unverwundete und etwa 50 verwundete Mannschaften wurden gefangen. Der Rest der Besatzung liegt tot unter den Trümmern und in den Kasematten des Sperrforts.

Dank euch allen, Offizieren wie Mannschaften, für diese glänzende Waffentat, die keiner in der Kriegsgeschichte nachsteht. Ehre aber auch dem Andenken der Opfer, die wir bringen mußten. Was wir und sie taten, geschah fürs Vaterland, geschah für unser und unser Kinder und Kindeskinder Glück und Dasein!

gez. v. Hoehn."

Den gefallenen deutschen Helden aber widmete Philipp Held folgenden poetischen Nachruf:

Es war im dritten bayerischen Korps,
Die Elfer stürmten das Römerfort,
Da wurden die Leute wie Gras gemäht;
Von Leichen lag das Feld übersät.
Und herzzerreißend dazwischen erklang
Das Jammergestöhn der Verwundeten bang.

Nun lagen zwei am Straßenrain,
Der eine mit zerschmettertem Bein,
Getroffen von einem Granatengeschoß
Der Brust des andern das Blut entfloß.
Der lag so bleich und blutig da,
Man sah ihm an, der Tod war nah.
Stets ferner hört er den Lärm der Schlacht,
Stets seltener die Granate kracht.
Und als der Donner der Mörser ist stumm,
Da sieht er sich plötzlich so seltsam um,
Da streckt er mit Mühe das Haupt empor
Und leise dringt es dem Freunde ans Ohr:

„Mein liebes, verlassenes Mütterlein,
Nur einmal noch möchte ich bei dir sein!
O, hätt' ich doch nur ein Stücklein Papier,
Ein letztes Grüßen schickte ich dir!" —

Und kaum den Wunsch er gelispelt hat,
Da reicht ihm sein Kamerad ein Blatt.
Doch ernst und traurig dabei er spricht:
„Den Bleistift verloren! Ich finde ihn nicht."
Da lächelt der andre und reißt mit der Hand
Den Grashalm ab von dem Uferrand.
Er tauchte ihn ein in sein eigenes Blut
Und malt auf das Blatt, so schlecht und gut
Die zittrige Hand es fertig bringt,
Den letzten Gruß. Und sieh, es gelingt.
Dann reicht er das Blatt dem Freunde fort:
„Besorg es!" das war sein letztes Wort.
„Besorg es!" das war ein heilig Gebot.
Dann sank er darnieder und war tot. . . .

Bald nach dem Fall Antwerpens wurde Lille zum zweitenmal von den deutschen Truppen besetzt. Ein holländischer Kriegsberichterstatter, der damals gerade in der Stadt war, schilderte diese Einnahme folgendermaßen:

Am 10. Oktober besetzten die Deutschen Lille, aus dem das französisch-englische Heer sich zurückgezogen hatte, auf ihre typische, kühne Art. Es kamen nur wenige Mann, 4 Ulanen, denen ein Radfahrer folgte. Danach kamen 60 Reiter, die die Stadt besetzten. Kaum waren einige davon abgestiegen, als Gewehrschüsse erklangen, die drei Reiter töteten. Der Offizier ritt sogleich mit seiner Truppe zum Stadthaus, rief den Bürgermeister heraus und nahm ihn und einen seiner Ratsleute als Geiseln fest. Inzwischen meldete ein Radfahrer, französische Reiterei sei im Anzuge. Es entspann sich bald ein kleiner Straßenkampf, und die Deutschen, die in der Minderheit waren, räumten zunächst die Stadt. Unmittelbar darauf begann die Beschießung. Die erste Bombe explodierte über dem Dach des Stadthauses, ein Beweis dafür, wie gut unterrichtet die Deutschen waren. Andere Granaten fielen auf den großen Platz und auf die Straßen. Das war jedoch nur das Vorspiel, das eigentliche Bombardement begann erst mit der Dunkelheit, und nun hieß es: „Sauve qui peut".

Die Einwohner verkrochen sich in ihre Keller; in den Straßen war es stockdunkel, viele Häuser wurden in Trümmer gelegt, und erst die ausbrechenden Brände erhellten die Nacht. Mitten in der Nacht erschien auch eine Taube über der Stadt und warf eine Bombe. Während des folgenden Tages (Sonntag) hielt die Beschießung an, ebenso die Nacht von Sonntag auf Montag



Humor im Lager.

hindurch, und nun stand die Stadt an vielen Stellen in Brand. Überall kamen die unglücklichen Bewohner, zum Teil nur halb bekleidet, hervor, um zu fliehen. Mitten in der Beschießung tat die Feuerwehr von Lille ihre Pflicht und suchte zu retten, was sie konnte, und dabei wurden manche ihrer Leute durch Bomben getroffen. Bei Anbruch des Morgens verstärkte sich die Beschießung und der Brand dehnte sich aus, ganze Straßenzüge standen in

Flammen, und die Wege füllten sich allmählich mit hohen Haufen von Glasscherben, Holz und Trümmern, zwischen denen neue Geschosse das Verderben vermehrten.

Diesmal wurde die Stadt durch die Franzosen verteidigt, deutlich konnte man in der Ferne den Knall der französischen Geschütze von dem der schweren deutschen unterscheiden, und so lange das anhielt, war von Rücksicht auf die Stadt natürlich nicht die Rede. Gegen Mittag erschien in der Stadt ein deutscher Parlamentär mit der weißen Flagge in Begleitung französischer



Französische Gefangene beim Eisenbahnbau.

Reiter. Er begab sich in das Stadthaus; dort wurde offenbar über die Übergabe unterhandelt.

Das Ergebnis war, daß gegen Abend die deutschen Truppen in die Stadt einzogen, und daß ihr Stab in das Stadthaus einrückte. Im Süden der Stadt hielt der Artilleriekampf noch bis 1 Uhr nachts an, gegen Mitternacht erschien auf dem Stadthause eine weiße Flagge, und die Einwohner wußten nicht, was das bedeutete. Sie hofften schon, daß die Franzosen wieder die Stadt einnähmen; aber die Franzosen erschienen nicht, nur die Feuerwehren von Roubaix, Tourcoing und anderen Nachbarorten kamen zu Hilfe.

Die Beschießung hatte schon um Mittag aufgehört und so war die ganze Bevölkerung in den Straßen der Stadt. Man hörte aus der Ferne Gewehr-

feuer bis um 3 Uhr; wahrscheinlich handelte es sich um Kämpfe bei einem der Forts, das noch von den Franzosen gehalten wurde. Gegen Morgen verließen die Franzosen auch die Forts, und am Dienstag, den 13. Oktober, zogen die deutschen Truppen, vorauf die Musik, in die Stadt ein, und die Soldaten sangen ihre gewohnten Kriegslieder. Gleichzeitig erschien wieder ein Flugzeug über der Stadt, das weithin verkündigte, Lille sei in den Händen der Deutschen.

Die strategisch wichtige Besetzung lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit neuerdings auf diese alte Hauptstadt Französisch-Flanderns. Mehrmals in der Geschichte war Lille Zeuge gewaltiger Schlachten gewesen — es seien nur die Namen Bouvines und Fontenay genannt — mehrfach war es selbst umstritten worden: 1708 wurde die Stadt durch den Prinzen Eugen nach hartnäckiger Belagerung genommen, 1792 pochten die Österreicher, allerdings vergeblich, an ihre Tore.

Lille, ehemals l'Isle (Insel), nach ihrer Lage zwischen Lys und Deule genannt, liegt, wie es in einer Schilderung der „Neuen Zürcher Zeitung" heißt, inmitten einer fruchtbaren, an Wasserläufen und Kanälen außerordentlich reichen Landschaft. Nähert man sich etwas, von der belgischen Seite kommend, der Stadt und besteigt man bei Mouseron den „Mont" (in Flandern hat jeder Maulwurfshügel Anspruch auf den Namen Mont), so sieht man wie gleich hinter dem Grenzbache Barchem, der von geköpften Weiden eingefaßt wird, die Landschaft aufhört: an Stelle einer Landschaft erblickt man von dem winzigen Hügel aus ein förmliches Meer von rauchenden Schornsteinen unter dem ewig grauen Himmel, das sich bei der Betrachtung durch das Fernglas in den Komplex der Städte Tourcoing, Roubaix, Lille und ihre zahllosen, zum Teil sehr großen Vororte, auflöst. Alle diese Ortschaften gehen beinahe ineinander über; alle gehören noch zum Bereiche der „Festung" Lille und alle ähneln einander außerordentlich. Lille und die benachbarten Städte sind die gewerbereichsten Orte in ganz Nordfrankreich; die Textilindustrie Frankreichs hat hier ihren Hauptsitz, es finden sich hier zahllose Spinnereien und Webereien, in denen Lein, Baumwolle und Wolle verarbeitet werden, zahllos sind die Fabriken, in denen Posamentierarbeiten und Strumpfwaren erzeugt werden, Chemikalien, Seife, Zucker werden in Lille und den Nachbarorten hergestellt, und alle Wasserläufe, die in und bei Lille zu finden sind, zeugen von dem Gewerbereichtum der Stadt: alle Fabriken entleeren ihre Abwässer in die Kanäle und Flüsse, und deren Wasser ist daher das schmutzigste der Welt. Trübe, fast schwarz, stinkend, jauchig, fließt es träge dahin, je nachdem der Schelde oder dem Meere zu.

Wenn man sich von irgend einer Seite her, den großen Vorkomplex durchschreitend, in die Stadt Lille selbst begibt, so findet man endlose, langweilige, gradlinige Straßen, an denen Fabrik neben Fabrik liegt; in den Nebenstraßen fallen einem die außerordentlich schmutzigen Kinder auf, und in Lille selbst wie in den Vororten die zahllosen Kneipen. Die Arbeiterbevölkerung dieses ganzen Industriegebietes (Franzosen, Vlamländer, Belgier usw., ein wahres Völkergemisch) scheint dem Alkohol sehr zugetan zu sein, und in Roubaix gibt es gar eine Kneipe auf je fünfzehn erwachsene Männer. Das alte Lille ist



„Hier wohnen brave Leute!" Haus in Jarny (Arrondissement Briey) unter dem Schutz deutscher Soldaten.

eine ziemlich häßliche Stadt; seine Straßen sind langweilig, das gleiche gilt von den freien Plätzen, und das neue Lille, das nördlich gelegen ist, ist wenig schöner. Es macht mit seinem Lärm, seinem geschäftigen Treiben und seinen Häusern, die alle auf die gewaltige Industrie zugeschnitten sind, einen beinahe amerikanischen Eindruck. Nur wenige Stellen in Alt- wie in Neu-Lille stechen vorteilhaft ab. Es gibt ein paar ganz ansehnliche Gebäude, so die Universität, das Pasteurinstitut und andere staatliche Gebäude; stellenweise finden sich in den Vororten auch Parkanlagen und Villenhäuser mit Gärten. Diese Gegenden sind aber von dem Geschäfts- und Industrie-Lille ebenso streng geschieden

wie die beiden Schichten der Bevölkerung, die besitzende und die arbeitende, die nach Hunderttausenden zählt. . . .

Ehe wir die Darstellung der kriegerischen Ereignisse im ersten Vierteljahr des blutigen Völkerringens beschließen, erübrigt noch ein Blick auf die Vorgänge im Elsaß. Wir benützen zu diesem Zweck Berichte der „Frankfurter Zeitung" und des „Berner Bunds".

In den ersten Septembertagen waren die Treffen nahe dem Wasgenwald wieder hitziger geworden. Die große französische Gegenoffensive nach der Sammlung der geschlagenen französischen Armeen in der Verteidigungsstellung an der Marne, zu der General Joffre am 6. September den Befehl gab, wurde auch auf dem oberelsässischen Kriegsschauplatz deutlich fühlbar. Zwar konnte es sich diesmal nicht um einen Offensivstoß von der Bedeutung des Einfalls während des französischen Angriffs auf Deutsch-Lothringen handeln, denn der ganze Angriffsplan vom 6. September war völlig ein anderer als der von Mitte August, und zudem war das Zentrum der Kämpfe viel zu fern, als daß im Oberelsaß eine Flankierungsbewegung hätte stattfinden können.

Der Zusammenhang der Aktionen bestand diesmal vielmehr darin, daß die in das Oberelsaß vorgeschickte feindliche Armee den Zweck verfolgte, eine möglichst große Anzahl unserer Truppen durch die Bedrohung des Gegners anzulocken und dadurch von der Entscheidungsschlacht fernzuhalten. Aufgefangene Befehle französischer Truppenführer bestätigten diese Auffassung.

Die Franzosen suchten ihre Absicht durch den gleichzeitigen Vormarsch erheblicher Kräfte durch das Belforter Loch und die Wasgenwaldpässe zu erreichen. Der deutschen Grenzwacht im Elsaß standen nur schwache Abteilungen zur Verfügung. Aber es waren Leute von unbeugsamem Mut und heiligem Eifer.

Am 8. September marschierten bei Delle, Altmüsterol und La Chapelle große Truppenmassen in den Sundgau, während andere Teile über die Gebirgspässe drangen. Wohl zwei französische Armeekorps fluteten über die Grenze.

Unsere schwachen Kräfte gingen langsam auf die Rheinlinie unter dem Schutz der Festungsgeschütze zurück, während anscheinend erhebliche Verstärkungen herangezogen wurden. Die französischen Truppen überschwemmten zum drittenmal den ganzen Sundgau, besetzten alle wichtigen Plätze, drangen bis nach Mülhausen vor und hatten sogar Vorposten über diese Stadt hinaus vorgeschoben.

Am 9. September morgens begann der deutsche Gegenstoß. Er richtete sich gleichzeitig in breiter Linie gegen die Haupttäler des südlichen Wasgen-

walds und nach Altkirch. Eine Reihe fortlaufender Gefechte und überaus heftiger Kämpfe begann. Um jeden Fußbreit Boden wurde gerungen.

Bei Sennheim und Thann entspann sich das entscheidende Ringen, nachdem schon ein Teil der feindlichen Truppen abgesprengt und zum Rückzug über die Bergstraße von Bussang gezwungen worden war. Die Hauptmasse freilich stand immer noch um Thann herum mit der Rückzugslinie auf La Chapelle.



Generalleutnant von Stein,
der Generalquartiermeister nach Ausbruch des Krieges, später Heerführer.

Am 11. September begannen, um die bedrohte Stellung bei Thann zu entlasten, von Altkirch nördlich auf der ganzen Linie die Franzosen stark anzugreifen. Die Deutschen mußten ihre letzten Reserve-Landwehren einsetzen, denn die Franzosen waren an Zahl weitaus überlegen.

Es gelang den Deutschen, den Angriff auf der ganzen Linie zum Stehen zu bringen. Aber um Thann herum hatten sich die Franzosen stark eingegraben, sie hatten die Rebberge und den Thanner Kopf zu einer starken Stellung gemacht und beherrschten dadurch das Gelände.

Am 12. September konnten die Deutschen einige Stellungen unter großen Verlusten mit dem Bajonett nehmen und auf der Straße nach Sennheim vordringen. Somit waren die Franzosen schwer bedroht in ihrer Rückzugslinie.

Deshalb setzten sie am 12. noch einmal eine frische Division gegen Burnhaupt ein, aber dieser Anmarsch wurde durch einen deutschen Flieger gemeldet. Sofort rückte eine Menge Haubitzenbatterien gegen Aspach vor, um dort Stellung zu nehmen. Deutsche Infanterie marschierte über Schweighausen. Das Feuer der Haubitzen war vernichtend. Der Rückzug der Franzosen wurde panikartig.

Die Deutschen drängten den weichenden Franzosen heftig nach und gewannen so immer mehr Boden. Die Franzosen konnten nirgends mehr richtig Stellung nehmen, hingegen wurde durch Flieger gemeldet, daß von Belfort her Truppen zur Unterstützung des geschlagenen Feindes gegen Osten marschierten.

Deshalb erwartete man deutscherseits, daß, sobald die Franzosen frische Hilfe und Aufnahmestellung fänden, eine neue Schlacht beginnen könne. Die feindlichen Verluste waren außer vielem Kriegsmaterial, Gewehren, Maschinengewehren, zwei Batterien, Train, noch über 3000 Gefangene. Ebenso hatten die Franzosen eine große Menge Verwundeter und Toter zu verzeichnen.

Noch während der Verfolgungsgefechte trafen in der Tat neue Verstärkungen von Frankreich ein, die unsern Truppen am 14. und 15. September abermals entgegentraten. Erst gelang es, den Feind zu verjagen, aber er kehrte zurück, und auf der ganzen Linie von Süden über Altkirch bis Thann erfolgte ein neuer heftiger Zusammenstoß. Die Unsrigen blieben siegreich.

Aber noch immer kamen die Kämpfe nicht zum Ende. Sie hatten alle dasselbe Ziel, und immer war es die gleiche Erbitterung. Ein ewiges Drängen und Weichen.

So ging es auch während der folgenden Woche, wo vor allem bei Altkirch und Tagsdorf gekämpft wurde. Der Schwerpunkt hatte sich mehr nach Süden zu verschoben, Thann war seit dem 25. September wieder in deutschem Besitz.

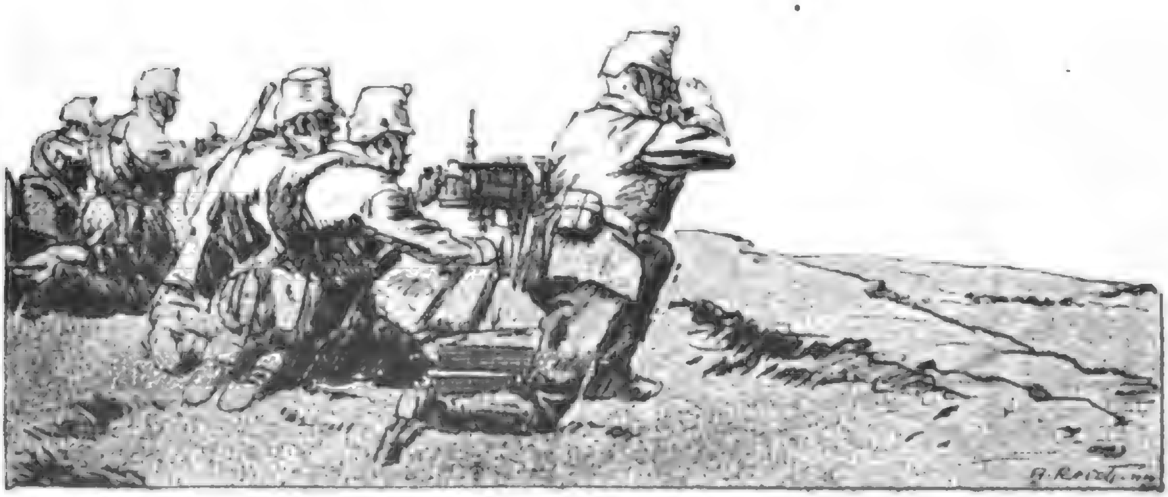
In den letzten Septembertagen wurden starke feindliche Kräfte erneut am Südfuß des Wasgenwalds angesetzt, während gleichzeitig von Westen her ein Vorstoß gegen die südlichen Pässe erfolgte, die wohl zum größten Teil seit den Thanner Tagen wieder fest in deutschen Händen waren.

Die Angriffe wurden abgeschlagen, und durch einen Flankenstoß von Süden aus wurde der Feind vom Südfuß des Wasgenwalds vertrieben.

Auch diesmal hatten die schweren Haubitzen den Sieg errungen. Die Franzosen mußten durch das Loch von Belfort abziehen.

So begann der Oktober. Wieder wurden das Grenzland im Sundgau und ein Teil der Wasgenwaldpässe Schauplatz der üblichen Franzoseneinfälle, bei denen Thann für kurze Zeit neuerdings in Besitz des Feindes gelangte. Eine französische Meldung bezeichnete als Standort der Franzosen das Gebiet vom Col du Bonhomme, nördlich vom Weißen See, bis Sulzern, nordöstlich der Schlucht, sowie das Städtchen Thann, während der Schluchtpaß selbst im Lauf der Gefechte in den Händen der Deutschen blieb. In der südlichen Hälfte des Belforter Lochs bis zur Schweizer Grenze wurde auch in den letzten Oktoberwochen gekämpft.

Unablässig wogte der Kampf hin und her. Die Bewohner dieser Landstriche kamen keinen Tag zur Ruhe. Die blühenden Dörfer und Städtchen zitterten in dauernder Erregung und Angst, und ihre Bewohner erduldeten seit den ersten Tagen des Völkerkriegs unerbittlich die grausame Härte des furchtbaren Ringens. Ihre Wohnstätten waren zerstört, ihr Gut verwüstet; zudem hatten sie stets von neuem die Launen ihrer fremden Herren bitter zu beklagen, die Plünderungen und Gewalttaten der Franzosen, die sich durch das Elsaß enttäuscht sahen, sowie Männer, Weiber und Kinder als Geiseln mit sich fortschleppten. Wahrlich, in dieser Zeit lernte unser Reichsland seine lockenden welschen Freunde besser kennen als aus der Geographie und Geschichte der deutschen Schule. Jetzt endlich wurde das Elsaß wirklich deutsch bis zum letzten Hügel und zur letzten Hütte.



17. Kapitel.

Das erste Vierteljahr des Krieges.

Wer alle die deutschen Männer und Frauen in ihren Gesprächen bei Ausbruch des großen Völkerringens belauscht hätte, der wäre sicherlich zur Überzeugung gelangt, daß keine Nation und kein Staat der Erde auf diesen Entscheidungskampf moralisch, wirtschaftlich und militärisch so gut in Bereitschaft stand wie das deutsche Volk und das Deutsche Reich. Zwar fehlte es nicht an übertriebenen Optimisten, die vermeinten, Frankreich sei binnen sechs Wochen zu „zerschmettern“ und müsse dann finanziell ausgepreßt werden wie eine Zitrone, von den Belgiern und den englischen Expeditionskorps sei gar nicht zu reden und die Russen, diese Schnapsbrüder und Dummköpfe, würden wie eine Herde Schafe zu laufen beginnen und sodann den Revolutionären im eigenen Land in den Rachen laufen. Umgekehrt raunten sich wieder Angstmeier auf der Bierbank und am Kaffeetisch die abenteuerlichsten Jeremiaden in die Ohren, als ob das Ende der Welt bevorstände oder zumindest eine völlige Aufteilung Deutschlands und Österreichs unter Russen, Franzosen usw. bis zu den — Serben.

Aber die einsichtigen Männer, vor allem die weitgereisten, und die klugen hilfreichen Frauen, die gerade in diesen Tagen eine besonders große Sendung erfüllen sollten, als hoffnungsstarke Trösterinnen, als Vormünder Verlassener, als Ernährerinnen ganzer Familien, als Pflegerinnen mit und ohne Rotes Kreuz — diese opferwilligen, tatkräftigen und ernsthaften Menschen schlossen sich keiner von jenen törichten Parteien an, sie redeten wenig, handelten viel und warteten im übrigen ab, was Gott mit unseren tapferen Soldaten und unserem Vaterland beschließen würde.

Und siehe da! Sieg folgte auf Sieg! Die Erstürmung von Lüttich am Ende der ersten Kriegswoche war ein deutlicher Fingerzeig der künftigen Geschichte. Franzosen und Russen hatten gehofft, die Mobilmachung zu zerstören, denn sie, als die Angreifer, waren länger auf den Ausbruch des Kampfes vorbereitet. Feindliche Heeressäulen wälzten sich übermächtig gegen Elsaß-Lothringen, Ost- und Westpreußen, Posen, Galizien und die Bukowina, während im Norden der schlaue Engländer heimtückisch lauerte, und dem blutigen Spiele zusah, um im geeigneten Augenblick auch seine Schiffskarten aus der Tasche zu ziehen. Die Serben und Montenegriner aber wußten, daß ihnen vorerst nicht viel passieren konnte, da die Herren in Berlin und Wien jetzt andere Sorgen hatten.



Verwundete Soldaten im Säuglingsheim zu Solingen: Die in der Besserung begriffenen Verwundeten betätigen sich als freiwillige Kindermädchen.

Die Enttäuschung über Italien verwand man bei uns rascher als die über England, gab es doch in unseren Reihen leider nur allzuviele Englandschwärmer, die jetzt endlich gründlich kuriert waren. Und auch die gelben Teufel aus dem fernen Osten, die uns gutmütigen Schulmeistern alles gründlich abgeguckt hatten, zeigten zum Erstaunen des deutschen Michels ihr wahres Gesicht.

Aber noch immer gab es allerhand Phantastereien, die in den Köpfen spukten oder gar erst zu spuken begannen. Was man wünscht, glaubt man gern, schrieb die „Neue Zürcher Zeitung“ sehr richtig und führte ein paar bezeichnende Beispiele für diesen Satz aus dem ausgebrochenen großen Kriege an. In friedlichen Zeiten hört man so viel von unterdrückten und unzufrie-

denen Völkerschaften, von oppositionellen Elementen, die bereit wären, gegen ihre Regierung loszuschlagen. Man stellt sich vor, daß ein Staat, der solche Keime der Revolution berge, in Kriegszeiten in eine schwierige Lage gerate. Man nimmt an, die Opposition werde die Gelegenheit benutzen, an ihren verhaßten Unterdrückern Rache zu nehmen. Gedanken dieser Art sind seit dem Beginn des gegenwärtigen Krieges vielfach geäußert worden und häufig hat dann erfinderische Phantasie zwischen Vermutungen und Wirklichkeit keinen Unterschied mehr gemacht. Weil man hoffte, der Gegner würde durch innere Unruhen in seiner Kriegführung gehemmt werden, glaubte man, daß solche bereits ausgebrochen seien; weil man alles zusammensuchte, was den Sieg der eigenen Sache wahrscheinlich erscheinen ließ, nahm man für bare Münze, was immer Ungünstiges aus Feindesland berichtet wurde. Jeder Leser, dessen Gedächtnis noch andere als rein militärische Nachrichten aus den letzten zwei Monaten aufbewahrt hat, ist imstande, eine Menge solcher angeblicher Aufstände aufzuzählen, die sich samt und sonders nicht bestätigt haben. Was wurde da alles erzählt: Bald sollte Triest vor einem Aufstand stehen. Dann wieder sollte Odessa sich gegen die russische Herrschaft erhoben haben. Dann war von einer tschechischen Revolte in Prag die Rede. Dann wieder von einem großen Aufstand im Kaukasus. Dann wieder von revolutionären Bewegungen und vollständiger innerer Zerrüttung in Serbien. Später kamen noch bedenklichere Nachrichten. Große englische Kolonien sollten sich im Aufstande befinden. Einmal hieß es, Indien wolle das englische Joch abschütteln, ein anderes Mal wurde dasselbe von Ägypten behauptet. Nicht alles, was man berichtete, war an sich unmöglich. Es gibt in Indien und auch in Ägypten nativistische Gruppen, die einen glühenden Haß gegen England hegen. Aber eine Nachricht muß nicht nur gut erfunden, sie muß auch wahr sein. Und diese Eigenschaft fehlte allen diesen Berichten. Vielen mangelte übrigens außerdem noch die Wahrscheinlichkeit. So hieß es z. B. in einem Telegramm, das von dem angeblichen Aufstand in Indien berichtete, England habe sich an Japan um Hilfe gewandt und Japan habe seine Unterstützung auch zugesagt gegen das Versprechen, daß die Gesetze gegen die japanische Einwanderung in den englischen Kolonien aufgehoben würden. Wer die inneren Verhältnisse des großbritannischen Reiches auch nur oberflächlich kennt, und von der Empfindlichkeit, dem gesetzgeberischen Partikularismus der englischen Self-Governement-Kolonien und ihrer Abneigung gegen die Einwanderung gelber Arbeiter etwas weiß, mußte von vornherein annehmen, daß etwas an dieser Meldung nicht in Ordnung war, und geneigt sein, die ganze Nachricht in das Reich der Fabel zu verweisen. Die seitherigen Ereignisse und das energische Dementi englischer Zeitungen haben denn auch gezeigt, daß ein Aufstand in Indien



Unsere blauen Jungen gehen an Bord.

nicht existiert. Es sind im Gegenteil, wie aus den Telegrammen bekannt, eine stattliche Anzahl indischer Truppen in Frankreich eingetroffen.

Die Erfinder solcher Aufstandsnachrichten sind schlechte Kriegspsychologen. Revolten unzufriedener Elemente pflegen nicht zu entstehen, wenn ein Krieg ausbricht, sondern wenn ein Krieg unglücklich verläuft oder gar ungünstig endet. Die ersten Tage und Wochen eines Krieges schmieden im Gegenteil bisher widerstrebende Volksteile zusammen. Die Grundlagen des Staates treten so deutlich hervor wie nie sonst, und davor verschwinden separatistische Gelüste. Auch ist die Möglichkeit einer erfolgreichen Revolution nie so gering als gerade zu Beginn eines Krieges, wo die Armeen kriegsgerüstet und kampfbereit dastehen. Die Suggestion des Milieus und des Augenblicks ist dann so stark, daß auch der geborne Revolutionär in der Regel einschwenkt. Die Schlagworte, denen er bisher sein Leben weihte, verblassen vor den neuen Schlagworten, die der Krieg mit sich bringt. Am deutlichsten zeigte sich dies in Polen. Der großartig ausposaunte Polenaufstand war eine ganz armselige Zeitungsente, jedenfalls entsprach er nicht im mindesten der Wirklichkeit. Es hing dies nicht nur damit zusammen, daß der deutsch-österreichische Vormarsch nur langsam vonstatten ging, sondern die Polen selbst schienen durchaus die Lust verloren zu haben, gegen ihre slawischen Brüder die Waffen zu erheben zugunsten des gemeinsamen Feindes. Sogar von den Juden Rußlands und Polens, die doch sonst von ihrer Regierung wahrhaftig nicht verwöhnt wurden, haben sich viele freiwillig zu den Fahnen gestellt.

Doch wozu auch? Das deutsche Volk wurde auch ohne exotische Polenlegionäre und deren erfundenen Siegen bei Miechow usw. mit seinen Feinden fertig. Keinem einzigen gelang es, dauernd auf dem Boden des Reiches und derjenigen Länder, die ehedem zum Deutschen Bunde gehörten, festen Fuß zu fassen.

Die Einfälle der Franzosen wurden in Elsaß-Lothringen immer wieder abgewiesen. Und der Versuch der Russen, Ostpreußen zu erobern, scheiterte kläglich. Mit Mann und Roß und Wagen kamen ganze Armeekorps in und an den Masurischen Seen um. General Hindenburg, der große Russenschreck, kannte kein Erbarmen.

Es war, wenn wir gut unterrichtet sind, die ursprüngliche Absicht des österreichischen Generalstabschefs v. Hötzendorff, auf eine Offensive gegen Rußland zu verzichten, ja im Gegenteil, die Russen in Galizien einmarschieren zu lassen, an den Karpathen festzuhalten und dort die Entscheidungsschlacht zu schlagen, nachdem inzwischen die österreichische Hauptmacht in einem vierzehntägigen Feldzug ganz Serbien niedergeworfen hätte. Allein die österreichischen Polen

wollten von diesem Plan, den drei Monate später Hindenburg neuerdings aufnahm und mit eiserner Hand durchführte, nichts wissen. Es wurde von vornherein ein Angriffskrieg gewagt und trotz der großen Enttäuschung in Russisch-Polen, wo das aufständige Element vollständig versagte, ja im Grunde genommen gar nicht vorhanden war, trotz der ausgebreiteten ruthenischen Spionage hielten hauptsächlich deutsch-österreichische, mährische und ungarische Regimenter dem übermächtigen russischen Ansturm stand, bis er sich an den Wällen von Przemysl und an den Karpathenbergen brach. In das eigentliche Österreich und Ungarn drang kein Russe vor.

Währenddem fiel in Belgien und Nordfrankreich eine Festung um die andere. Und nach der Erstürmung von Antwerpen und Maubeuge hatten die Deutschen nicht nur fast das ganze Reich König Alberts, sondern auch das stärkste französische Bollwerk als festes Faustpfand in der Hand.

Wie aber sah es auf den Meeren aus? Wo war das stolze England? Die Schiffe John Bulls erlitten fortwährend Niederlagen. Bald fielen sie deutschen Unterseeboten zum Opfer, bald gingen sie massenweise einem einzigen deutschen Kreuzer wie der „Emden" im Stillen Ozean auf den Leim.

Die Engländer knirschten und schnaubten vor Wut und Grimm, wie die „Kölnische Volkszeitung" treffend hervorhob, über den Wagemut, die Kühnheit, Todesverachtung und die fortwährenden Erfolge der deutschen Marine. Nach den ausgezeichneten Leistungen der deutschen Kreuzer Emden und Karlsruhe im Stillen und im Atlantischen Ozean, und nach den für die Engländer verlustreichen Angriffen der deutschen Unterseeboote hatten sie allerdings ausreichend Grund hierfür. Das von der „Kölnischen Volkszeitung" geprägte Wort: Unsere Vettern bekommen Respekt! bewahrheitet sich andauernd in steigendem Maße. Neuerdings zerbrachen sich die Engländer den Kopf darüber, wie es möglich war, daß es deutscher Kühnheit und beispiellosem Geschick gelang, sogar Minen an der Nordküste von Irland zu legen. Die „Times" unterschätzte natürlich geflissentlich die Leistungsfähigkeit der deutschen Marine, wenn sie ihren Lesern vorredete, diese Minen könnten von gewöhnlichen Minenschiffen nicht gelegt worden sein. Wo englischer Mangel an Wachsamkeit und ein Versagen der englischen Marine einen deutschen Erfolg ermöglichen halfen, da witterte die argwöhnische „Times" bei der deutschen Marine allemal einen „höchst gefährlichen Mißbrauch neutraler Flaggen".

Interessant und charakteristisch für die Art englischen Denkens und Handelns aber war die Anregung der „Times", „als einzig sichere Maßregel, die Nordsee für allen neutralen Schiffsverkehr zu schließen". Es war doch ein

recht klägliches Armutszeugnis, daß das stolze England, das in so herausfordernder Weise mit seiner unbezwinglichen Herrschaft über die Weltmeere protzte, in diesem Kriege trotz seiner Riesenflotte noch nicht einmal seine eigene (im Verhältnis zur großen Zahl seiner Schiffe doch nicht zu umfangreiche) Küste gegen die mit bewundernswerter Kühnheit und glänzendem Geschick gelegten deutschen Minen wirksam zu schützen vermochte! Stolzes Albion, wo war deine vielgepriesene Seeherrlichkeit? Trotz deines Zweimächte-Standards vermochtest du nicht die deutschen Minenleger vor der Themsemündung, vor deiner Ostküste und gar vor der Nordküste Irlands zu behindern! Siebzig Kreuzer sandtest du mit deinen Verbündeten aus, um unseren einen flinken deutschen Kreuzer (die „Emden") zu vernichten — monatelang erfolglos, und ein einziges deutsches Unterseeboot vermochte in kaum zwei Stunden gleich drei deiner Kreuzer auf den Grund der Nordsee zu legen!

Dabei konnte wegen des fürsichtigen Zurückhaltens der englischen Flotte eine regelrechte Seeschlacht noch gar nicht stattfinden. Um so eindrucksvoller war daher eine in holländischen Blättern erschienene Zusammenstellung der bisherigen bedeutenden Verluste an Menschenleben, die die geschickten Angriffe der deutschen Flotte den Engländern in den ersten Monaten schon verursacht hatten. Nach den Darlegungen der „Reichspost" übersteigen die seitherigen englischen Verluste an Offizieren und Mannschaften bereits erheblich die Gesamtverluste aller großen Seeschlachten, die England seit mehr als einem Jahrhundert geschlagen hat!

Durch die von den Deutschen bisher in den Grund gebohrten englischen Kreuzer hat England einen Verlust an Mannschaften und Offizieren von rund 3000 erlitten. Die drei großen Seeschlachten unter Nelson, in denen die Briten vor mehr als einem Jahrhundert ihre Weltherrschaft zur See begründet haben, haben zusammen lange nicht soviel Tote gekostet. Bei Aboukir, wo Nelson die französische Flotte vor dem Nildelta schlug und vernichtete, hatten die Engländer nur 218 Tote. Der Überfall auf die dänische Flotte vor Kopenhagen kostete die englische Flotte 943 Mann an Toten und Verwundeten, wovon ungefähr ein Drittel auf Tote gerechnet werden kann. Und die berühmteste der drei Seeschlachten Nelsons, die bei Trafalgar, brachte einen Verlust an Toten von 402 Mann. Diese drei berühmten Seeschlachten zusammen kosteten die Engländer also erst etwa ein Drittel der Verluste an Menschenleben, die sie jetzt schon erlitten haben. Nun aber erst der unmittelbare und mittelbare Materialschaden, den England bereits erlitten hat!

Was sollte man zu diesen für sich selbst sprechenden Gegenüberstellungen erst sagen, wenn man sich die englische Ruhmredigkeit zu Beginn des Krieges ins Gedächtnis zurückrief, wo bekanntlich die Prahlsucht und die grenzenlose Selbstüberhebung der Engländer sich sogar vermaß, die deutsche Flotte in kurzer Zeit auf spielende Art einfach wie wehrlose Handelsschiffe „aufbringen" zu können! Der Gang der Kriegsereignisse hatte den eitlen Eng-



Marchese di San Giuliano,
italienischer Minister des Auswärtigen,
starb am 16. Oktober.

ländern eine Enttäuschung nach der anderen gebracht. Ja, fürwahr, unsere Vettern haben Respekt bekommen!

Und Japan? Tsingtau hielt sich noch immer, wenn auch sein endliches Schicksal niemand zweifelhaft sein konnte.

In Afrika aber gärte es bereits bedenklich. In Ägypten und Marokko, vor allem aber im Süden, unter den wackeren Buren, sammelten sich die Geister der Befreiung vom fremden Joch.

In Konstantinopel rauschte ungeduldig die Fahne des Propheten, bis sie entrollt wurde . . . zum heiligen Krieg! Beduinen und Perser harrten des Befehles aus Kalifenmund. Kurz, wohin man schaute, überall zuckte die

Flamme der Empörung auf, aber nicht gegen Deutschland, sondern gegen England, Rußland und Frankreich. Wir konnten in der Tat voll Vertrauen den kommenden Ereignissen auf dem Erdball entgegenblicken. Von den Neutralen unternahm es keiner, die Waffen wider uns zu erheben und den verbündeten Feinden Sklavendienst zu verrichten.

Freilich, auch unsere moralische und wirtschaftliche Stärke bedeutete eine Großmacht ersten Ranges. Die Zeichnung der deutschen Kriegsanleihe ergab eine Summe von nahezu fünf Milliarden Mark, also fast genau soviel, wie Frankreich 1871 als Kriegsentschädigung versprechen mußte. Aber dieses Geld brachte der reiche Nachbar erst im Lauf einiger Jahre zusammen, während es bei uns in kurzer Frist in barem erlegt wurde.

Auch mit einer andern, negativen Einnahme durfte man zufrieden sein. Die Zahl der Kriegsgefangenen im Deutschen Reich betrug anfangs November weit über 400 000, und in Österreich an die 100 000, im ganzen also rund eine halbe Million.

Viel bedauert wurde in unsern Landen der jähe Tod so aufrichtiger Friedensfreunde wie des Papstes Pius X. und des Rumänenkönigs Karl I.

Die deutschen Katholiken bewährten ihren Patriotismus nicht nur auf den Schlachtfeldern. Gerade in diesen Tagen kam ihre „Verbindung mit einer auswärtigen Macht" dem Deutschen Reiche sehr zustatten. Denn als anfangs September Kardinäle aus aller Welt, auch aus Feindesland, in Rom zur Wahl des neuen Papstes Benedikt XV. zusammentraten, überreichten 60 hervorragende Katholiken Deutschlands ein Memorandum über den gegenwärtigen Krieg.

In dem Begleitschreiben wurde mit Überzeugung dargelegt, daß Recht und Gerechtigkeit auf seiten Deutschlands seien, wobei betont erschien, daß in dem deutschen Weißbuche von keiner Seite nur die geringste Unrichtigkeit nachgewiesen werden konnte, und daß auch von keiner Seite eine Ergänzung versucht wurde, welche dem Bilde eine andere Farbe hätte geben können.

Ferner wurde auf die Frömmigkeit der deutschen Katholiken hingewiesen. In Deutschland gehe der Kaiser mit dem erbaulichsten Beispiel voran. Jede Depesche aus dem Kaiserlichen Hauptquartier enthalte den Beisatz, daß der Sieg dem Herrn der Heerscharen zu danken ist.

Die Denkschrift verteidigte die deutsche Armee gegen die Verleumdungen und hob hervor, daß sie die bestdisziplinierte Armee sei. Der schwerste Angriff in dem jetzigen Weltkriege komme von dem orthodoxen Moskowitertum, dessen Sieg die schwerste Schädigung des Katholizismus darstellen würde.

Zum Schlusse wurden in der Denkschrift die Kardinäle gebeten, sie möchten nur die Überzeugung gewinnen, daß das Deutsche Reich um seine Existenz

kämpfe, in diesem Kampfe aber schon große Siege errungen habe: „Das deutsche Volk vertraut auf Gott und seine gerechte Sache und wird den Sieg an seine Fahnen heften."

Das Volk hatte das erste Wort in diesem Riesenkampfe, und auch seine Muse zog mit in den Krieg. Wunderbar genug, vier Wochen vor Ausbruch des größten Völkerstreites aller Zeiten schrieb ein schlichter katholischer Kesselschmied am Rheine, Heinrich Lersch mit Namen, ein Gedicht nieder, das den ganzen Stimmungsgehalt der traurigschönen Zeit deutscher Erhebung in sich



Der verstorbene König Karl I. von Rumänien,
der treue Freund des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns.

begreift, ahnungsvoll, todeskühn, siegesbewußt. Es ist das volkstümlichste und daher schönste Kriegslied, das dem glorreichen Jahre 1914 seine Entstehung verdankt, wahrlich ein „Soldatenabschied", wie ihn nur der Deutsche nehmen und besingen kann:

L a ß m i c h g e h ' n, M u t t e r, l a ß m i c h g e h ' n!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen;
Denn wir geh'n, das Vaterland zu schützen,
Laß mich geh'n, Mutter, laß mich geh'n!
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Tief im Herzen brennt das heiße Leben;
Frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben.
Wir sind frei, Vater, wir sind frei;
Selber riefst du einst in Kugelgüssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Liebste, tröste dich! Liebste, tröste dich!
Jetzt will ich mich zu den anderen reihen;
Du sollst keinen feigen Knecht dir freien!
Liebste, tröste dich! Liebste, tröste dich!
Wie zum ersten Male wollen wir uns küssen;
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
Und wenn wir für euch und unsre Zukunft fallen,
Soll als letzter Gruß zu euch hinüberschallen:
Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
Ein freier Deutscher kennt kein kaltes Müssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Schluß des ersten Bandes.

